This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

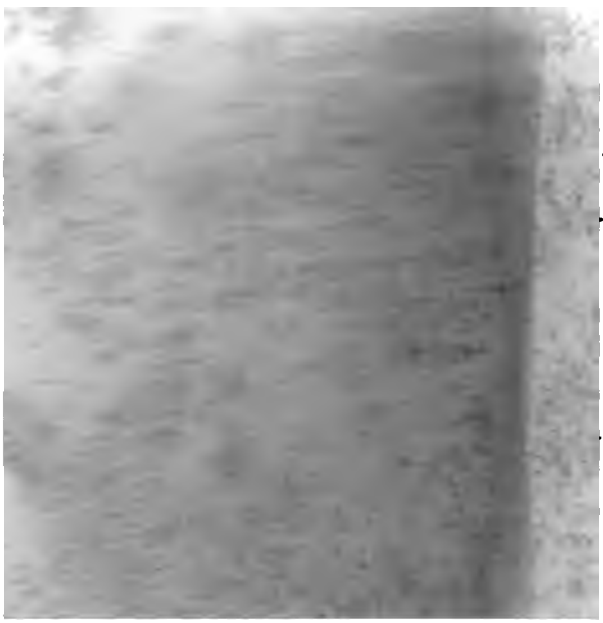
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

600027884Z



[redacted]

Mein Leben.

Mein Leben.

Aufzeichnungen und Erinnerungen

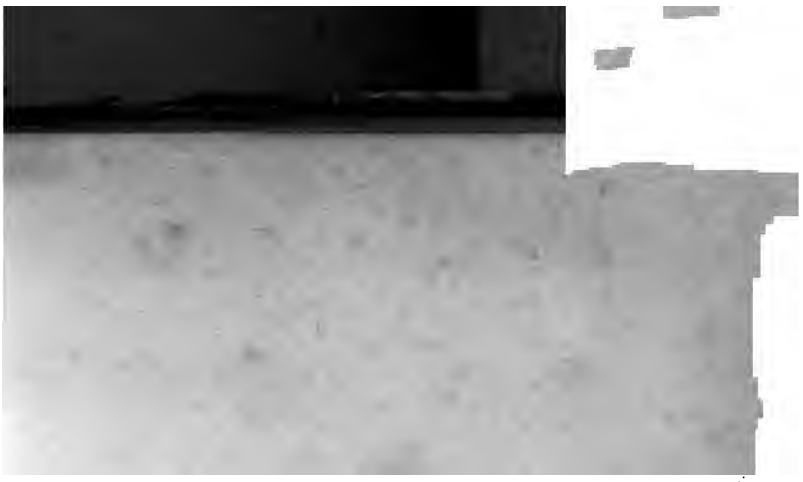
von

Hoffmann von Fallersleben.

Dritter Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1868.

210. o. 177.



Mein Leben.

Mein Leben.

Aufzeichnungen und Erinneru

von

Hoffmann von Fallersleben.

Dritter Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1868.

210. o. 177

Druck von August Grimpe in Hannover.

Das neue Jahr 1837 begann ich mit dem bangen Gefühle, daß mir viel Ärger und Verdruß aus meiner Bibliotheksstellung erwachsen, und daß ich selten einer so ruhigen, heiteren Stimmung des Gemüths mich erfreuen würde, um zum Dichten zu gelangen. Auch fürchtete ich für meine wissenschaftlichen Arbeiten, welche vielen ungestörten Fleiß erforderten. Mir war seltsam zu Muthe, als ob es mit meiner dichterischen Thätigkeit von jetzt an vorbei wäre und das Inter arma silent Musae auch für mich seine Bestätigung gefunden hätte. Wehmüthig wie man den Nachlaß eines lieben Freundes sichtet und ordnet, um das Beste daraus der Welt mitzutheilen, so ging ich an meine Gedichte, die seit 1834 entstanden waren. Von den wenigen wählte ich nur wenige aus. Die Reinschrift war bald vollendet. Ich schickte sie an Moriz Haupt, mit dem ich eben damals in lebhaftem freundschaftlichen Verkehre stand, und bat ihn um eine strenge eingehende Kritik. Zu meiner großen Freude erfüllte er meine Bitte, schon den 16. Januar sendete er mir meine Handschrift zurück mit seinen Urtheilen über manche Gedichte und mit allerlei Bemerkungen über Einzelnes, die ich denn auch mit vielem Danke benutzte. Diese Gedichte erschienen bald darauf als 'Neue Sammlung' bei meinem Freunde G. P. Aderholz in Breslau.

Unterdessen war auch der Druck des 2. Theiles meiner Fundgruben begonnen. Es ging sehr langsam damit. Die

Correctur machte mir viel zu schaffen, da ich sehr gewissenhaft verfuhr. Zweimal verglich ich bei zweiter Correctur jeden Bogen und lief dann noch in die Druckerei um nachzusehen, ob nicht doch noch ein Fehler stehen geblieben.

Die Bibliothek, meine Vorlesungen und Fundgruben nahmen meine ganze Zeit in Anspruch, ich arbeitete viel und war sehr aufgeregt, hatte aber doch wenigstens äußerlich Ruhe. Doch es war nur ein Waffenstillstand, denn schon im Februar begannen wieder die Feindseligkeiten.

Der Herr GR. Heinke meldete mir schriftlich am 18. Februar, wenn ich mich in Betreff der abwechselnden Führung des Ausleihejournals und der Dienststunden bis zu Eingang höherer Entscheidung nicht den Anordnungen der Ober-Bibliothecars fügte, so 'dürfte das wahrscheinlich eine Gehaltssuspension zur Folge haben.'

Den 22. Februar erhielt ich von Wachler folgende schriftliche Anfrage: 'Ob Sie nämlich interimistisch bis zum Eingang der ministeriellen Entscheidung:

1. die dreistündige bibliothecarische Arbeit täglich von 9—12 übernehmen, und
2. nach monatlichem Turnus vom 1. März ab das Ausleihe-Journal führen wollen?'

Ich erklärte darauf schriftlich am 24. Februar:

'ad. 1. Ich werde mit Vergnügen allen Anforderungen meiner hochverehrten Herren Vorgesetzten in Bezug auf den Bibliotheksdienst, in soweit sich dieselben mit meinen anderweitigen Verpflichtungen als öffentlicher Lehrer der Universität vereinbaren, immer nachkommen.'

'ad 2. Nachdem ich als zweiter Custos 12 Jahre lang ganz allein das Ausleihe-Journal geführt habe,

ohne daß von meiner vorgesetzten Behörde in jener Zeit ein Turnus beliebt worden wäre, glaube ich nunmehr keine anderen Verpflichtungen als erster Custos zu haben als meinem Vorgänger übertragen waren.'

Den anderen Tag wendete ich mich an das Ministerium. Statt einer Antwort desselben erhielt ich am 6. März ein Schreiben des GR. Heinke, worin mit Bezugnahme auf meine Eingabe mir eröffnet wird, daß es bei den Amtsstunden sein Bewenden habe, übrigens solle ich von der Führung des Ausleihejournals für das laufende Jahr entbunden sein. Doch — welche Großmuth! 'Gegen diese Vergünstigung sollen Ihnen andere bestimmte Arbeiten auf der Bibliothek übertragen werden.'

Ich versuchte abermals, den Minister zu einer für mich günstigen Entscheidung zu bewegen. Am 21. März schrieb ich:

'— Hochdieselben sind vollständig von meinen litterarischen Bedürfnissen und Wünschen unterrichtet; ich habe meine Ansichten über Bibliotheken, ihre Verwaltung und Benutzung vollständig darzulegen zweimal die Ehre gehabt, Ew. Exc. haben geneigtst meine Ansicht gebilligt, daß Alles erreicht ist, wenn eine Bibliothek ihren Zweck in Bezug auf das Publicum erreicht, daß dies bei unserer Bibliothek der Fall ist, daß ich redlich seit 1823 dazu mitgewirkt habe, daß die bibliothecarische Thätigkeit und das bibliothecarische Wissen durchaus nicht gleichgestellt werden darf anderen Zweigen der Verwaltung, namentlich dem Polizei- und Postwesen. Ew. Exc. haben daneben mir die mündliche Versicherung gegeben, daß ich durchaus nicht durch die Bibliothek in meiner vielseitigen wissenschaftlichen Thätigkeit gehemmt werden sollte, und den mir höchst erfreulichen Wunsch ausgesprochen, daß ich das Bibliothekwesen nicht aufgeben möchte. Alles dies rechtfertigt meine Ansicht, daß Ew. Exc. mir durch Übertragung des

ersten Custodiats eine Erleichterung in meinen amtlichen Beziehungen zur Bibliothek haben gewähren wollen, zumal da die damit verbundene Gehaltszulage nur in 40 ℛ besteht. Ich bitte also Ew. Exc. noch einmal zu erwägen,

> daß ich seit Ostern 1823 viele Jahre lang Sommer und Winter täglich 5 Stunden arbeiten mußte und erst seit meiner Professur zu 3 verpflichtet wurde, daß ich an die 12 Jahre lang Winter und Sommer und zwar täglich das Ausleihejournal führen mußte, ohne daß je von Seiten des Bibliothek-Vorstandes ein Turnus verlangt worden wäre, daß ich 7 Jahre lang lediglich auf meinen Custoden-Gehalt beschränkt war und kümmerlich leben mußte; daß ich so zu sagen von der Pike auf gedient habe, indem ich schon 2 Jahre in Bonn als Amanuensis angestellt war und in Breslau meine Laufbahn unter der eben nicht ermuthigenden Bedingung: 'täglich 7 Stunden und zur Probe auf ein Jahr' beginnen mußte; daß ich vom ersten Augenblicke meiner Anstellung an fortwährend außer meinen Amtsstunden in Bezug auf die Bibliothek vom hiesigen Publicum und von nahen und fernen Gelehrten in Anspruch genommen war, und endlich daß ich in meinen sonstigen amtlichen Beziehungen zur Universität und als thätiger Schriftsteller meine Zeit zu Rathe zu halten gezwungen bin,

und dann hochgeneigtst zu bestimmen, daß ich von der Führung des Ausleihejournals 12 Jahre lang befreit bin, und daß die Zahl meiner Amtsstunden sich lediglich auf 2 beschränke mit der Bedingung, daß in Fällen, wo eine außerordentliche Thätigkeit nothwendig sei, auch meinerseits eine solche gewährt werde.'

Den 2. April beging ich meinen 40. Geburtstag. Ich war ernst, aber doch nicht muthlos; vertrauensvoll sah ich der Zukunft entgegen und sprach das in folgendem Gedichte aus:

Warum ſoll ich nicht ſingen,
Warum nicht fröhlich ſein?
Gott will in allen Dingen
Mir Hülf' und Schutz verleihn.

Er wird mich ferner leiten
Zu dem was mir gebührt,
Er wird den Weg bereiten
Der mich zum Siege führt.

Er hat zu Freud' und Glücke
Das Thor mir aufgethan,
Und mich durch Liſt und Tücke
Geführt die ſichre Bahn.

Er wird in dieſem Leben
Bewahren mir manch Herz,
Was er mir hat gegeben
Zu lindern meinen Schmerz.

Er wird in trüben Tagen
Mir eine Sonne ſein,
Daß ich nicht darf verzagen
In düſtrer Qual und Pein.

O daß ich Gnade finde
Fortan, o Herr, noch hier,
Daß einſt gleich einem Kinde
Ich ſtehe dort vor dir.

Denn Alles was ich habe
Und was ich kann und weiß,
Iſt, Herr, nur deine Gabe,
Mein iſt der Dank und Preis.

Freilich war ich dann auch wieder ſehr wehmüthig geſtimmt, und ich litt manchen Tag, manche Nacht wie am Heimweh. Nur dann und wann gelang es mir, mich durch das Dichten zu tröſten. So entſtand jenes, auch von Anderen vielgeſungene Lied:

Abend wird es wieder:
Über Wald und Feld
Säuſelt Frieden nieder
Und es ruht die Welt.

Nur der Bach ergießet
Sich am Felſen dort,
Und er brauſt und fließet
Immer, immer fort.

Und kein Abend bringet
Frieden ihm und Ruh,
Keine Glocke klinget
Ihm ein Raſtlied zu.

So in deinem Streben
Biſt, mein Herz, auch du:
Gott nur kann dir geben
Wahre Abendruh.

In meinem einſamen und unbehaglichen Leben ward mir doch manche Theilnahme, manche Freude. Ich unterhielt einen lebhaften Briefwechſel mit befreundeten Gelehrten und Künſtlern, der ſehr anregend und lehrreich war. Meine Gedichte fanden freundliche Aufnahme und wurden viel und mitunter glücklich componiert. Meine wiſſenſchaftlichen Werke hatten ſogar außerhalb Deutſchlands Freunde gefunden. Angenehm überraſcht wurde ich durch einen Brillantring, welchen mir der König der Belgier verehrte, und zu beſonderer Freude gereichte mir, daß Jacob Grimm auch mir unter 'Den mitforſchenden Freunden' den 4. Theil ſeiner Grammatik gewidmet hatte.

Ich konnte es mir alſo ſchon gefallen laſſen, daß der große Litterat Wachler am 25. Mai über mich amtlich berichtete:

'Übrigens war ſeine (Wachlers) geringe Zufriedenheit mit den Leiſtungen des Prof. H. aus den Jahresberichten hinlänglich

zu ersehen; auch ist bei Gelegenheit der Beförderung desselben zum ersten Custos sein ausgezeichneter Unfleiß sehr entschieden zur Sprache gekommen.'

Da ich ohne Bescheid auf mein Schreiben vom 21. März an das Ministerium geblieben war und mir mein Custodengehalt fortwährend zurückgehalten wurde, so machte ich abermals und zwar am 26. Mai einen gründlichen Versuch, das Ministerium zu einer mir günstigen Entscheidung zu bewegen.

Ich würde das lange Actenstück nicht mittheilen, wenn es nicht einen Beleg gäbe, wie deutsche Professoren im 19. Jahrh. ihre collegialische Gesinnung gegen einander bethätigten und wie es bei Verwaltung öffentlicher Bibliotheken hergehen kann.

Hochgeborner Freiherr!
Hochgebietender Herr Geh. Staats-Minister!

Nachdem ich am 1. April 1837 vergebens auf meinen Gehalt geharrt hatte, begab ich mich endlich um die Mittagszeit selbst in die Quästur. Ich war nicht wenig überrascht, als ich hier von den Unterbeamten der Universität vernehmen mußte, daß der Herr GR. Heinke durch ein besonderes Rescript der Quästur befohlen habe, mir meinen Custodiatsgehalt vorläufig nicht auszuzahlen. Gegen diese harte Maßregel, die man wie ich höre nur gegen ganz pflichtvergessene Beamte anzuwenden pflegt, kann ich durchaus nichts einzuwenden haben, denn sie muß doch in den Befugnissen des Herrn Universitäts-Bevollmächtigten liegen. Ob dies aber die rechte Art war, wie diese Maßregel ausgeführt wurde, muß ich dem hohen Ermessen Ew. Exc. anheimstellen.

Diese zu so vielen gehässigen Deutungen veranlassende und mich betrübende Maßregel, die mich nun schon zwei Monate lang ohne Gehalt läßt, scheint lediglich dadurch hervorgerufen zu sein, daß ich eine von dem Oberbibliothecar mitbeantragte

Arbeitsstunde, nämlich des Morgens von 9—10 Uhr gerade jetzt nicht zu halten vermochte, wie ich Einem hohen Ministerio in zwei Gegenvorstellungen darzulegen versucht habe.

An Ew. Exc. geht demnach meine unterthänige Bitte, ehe Hochdieselben eine definitive Entscheidung dieser Angelegenheit veranlassen, meine nochmaligen Gründe hochgeneigtst zu hören und mich in Stand setzen zu wollen, mir gegen alle nachtheiligen Berichte durch Kenntnißnahme der Acten eine Vertheidigung zu gewähren.

Die Arbeitsstunden sind durch das Reglement durchaus nicht bestimmt; schwerlich wurde bei der Abfassung desselben an die Bestimmungen des Allg. pr. Landrechts gedacht, worin über die Amtsstunden der subalternen Beamten etwas stehen soll.

Wenn der sel. GR. Neumann mir als provisorischem Custos täglich 7 (unter dieser 7 steckt sogar eine 8*)) Amtsstunden zuschrieb, so war das gewiß seinerseits sehr wohlwollend: er wollte den bibliothecarischen Neuling zwingen sich vollständig von dem Inhalte der Bibliothek und ihrer Einrichtung in Kenntniß zu setzen. Über $1\frac{1}{2}$ Jahre bin ich denn auch täglich den ganzen Tag auf der Bibliothek gewesen und habe eine Sach- und Ortskenntniß erlangt, womit ich bald der Bibliothek und dem wissenschaftlichen Publicum wesentliche Dienste zu leisten vermochte. Ich konnte aber nicht mein ganzes Leben 7 Stunden täglich auf der Bibliothek arbeiten, weil ich eben nicht mein ganzes Leben zweiter Custos mit 300 ℛ Gehalt bleiben konnte. Ein Hohes Ministerium hatte demnach die Stundenzahl endlich nach vielen immer von neuem wiederholten, durchaus nicht auf das Reglement sich gründenden Gegendemonstrationen des Oberbibliothecars auf 3 bestimmt, wozu noch Mittwoch und Sonnabend je zwei

*) Der sel. Bibliotheks-Diener Monert hatte nämlich 8 Amtsstunden; ich wußte also wieviel ich galt in den Augen des sel. Neumann.

auf das Ausleihegeschäft fielen. Diese Stunden habe ich gehalten so lange ich selbst reglementsgemäß die Bibliotheks-Schlüssel hatte: ich kam täglich 10 Uhr und ging 1 Uhr. Jetzt ist das freilich anders: jetzt holt der Hausknecht die Schlüssel vom Oberbibliothecar und dann erst ist die Bibliothek geöffnet, und der Hausknecht trägt sie wieder hinüber und d. h. die Bibliothek ist geschlossen, und Alles der größeren Sicherheit wegen.

Wenn ich in den kurzen Wintertagen zuweilen zu spät auf die Bibliothek kam, weil ich entweder mich auf meine Vorlesungen vorbereiten mußte oder eine nicht zu verschiebende Correctur zu besorgen hatte, so will das gar nichts sagen gegen das Ausbleiben meiner vorgesetzten Beamten: der Bibliothecar z. B. war während seines Rectorats ein ganzes Jahr lang beinahe gar nicht auf der Bibliothek, und der Oberbibliothecar ist nun schon seit 3 Jahren und vielleicht länger mit keinem Fuße auf die Bibliothek gekommen. Das weiß ich so gewiß, als der Oberbibliothecar wußte, daß ich in den Weihnachtsferien zwei Tage vor dem Feste nicht auf der Bibliothek war, wodurch ich mir, wie Herr GR. Heinke schreibt, den ausdrücklichen Unwillen eines hohen Ministeriums zugezogen habe!

Ich habe jetzt weder die 600 ℛ Gehalt meines Vorgängers, noch seine 7 Klafter Holz, ja nicht einmal seine Wohnung. Ich glaube auf Etwas, auf ein klein Weniges*) als erster Custos und noch dazu nach 14jähriger Dienstzeit Anspruch zu haben. Und was könnte das für mich, der als thätiger öffentlicher Lehrer und Schriftsteller vor allen Dingen Zeit braucht, anders sein als eben eine Erleichterung in meinen Amtsstunden, vor allem

*) Die 40 ℛ Zulage kann ich nicht in Anschlag bringen und verzichte gern darauf, wenn es ein hohes Ministerium für gut befindet, zu Gunsten des mit Amtsstunden überladenen, seit 16 Jahren mit leeren Versprechungen von hier aus hingehaltenen und im Gehalte sehr niedrig gestellten Secretärs Müller.

Befreiung von dem Ausleiheamte, welches ich allein ohne Stellvertretung, ohne Turnus mit meinen Collegen 12 Jahre lang geführt habe? Ich würde auf diesem billigen Begehren nicht einmal bestehen, wenn ich nicht gerade jetzt durch anderweitige amtliche Verpflichtungen und meine wissenschaftlichen Bestrebungen dazu gezwungen würde: ich lese jetzt drei Collegia: deutsche Litteraturgeschichte, mittelhochdeutsche Grammatik nebst Nibelungen und Handschriftenkunde, und arbeite an dem zweiten Bande meiner Fundgruben und dem fünften meiner Horae belgicae.

Es sieht aber so aus, als ob mir von meinen Vorgesetzten, die freilich beide seit vielen Jahren litterarisch unthätig sind, die stille Freude an meinen litterarischen Arbeiten mißgönnt würde, und als ob jede Auszeichnung, die mir aus der Nähe und Ferne zu Theil wird, nur das neidische Streben in ihnen erzeugte, mir mein erfolgreiches Wirken zu verleiden und zu beeinträchtigen, und meine Bibliotheksthätigkeit zu verdächtigen, und wahrscheinlich Alles unter dem höchst gerecht scheinenden Vorwande: daß die Bibliothek viele Zeit und Thätigkeit von ihren Beamten fordere, daß Einer wie alle thätig sein müsse, daß Keiner bevorzugt werden dürfe ꝛc.

Allerdings ist bei der Art, wie seit Jahren die Kön. und Universitäts-Bibliothek verwaltet wird, sehr viel Zeit und Mühe erforderlich, um nur nicht ganz die Bibliothek ihren Zwecken in Bezug auf das Publicum zu entfremden.

Seit dem Frühjahre 1823, also seit meiner Ankunft in Breslau, unterliegt die ganze ungeheuere Büchermasse einem fortwährenden Ordnen und Umordnen. Es nahm wie alle großen in das Menschenleben tief eingreifenden Begebenheiten einen unbedeutenden Anfang. Zuerst wurden einzelne Werke, meist litterarhistorischen Inhalts aus der Steinwehrschen Bibliothek herausgenommen und anderswo (allerdings besser) untergebracht. Weil

aber die Steinwehrsche Bibliothek eine Stiftungsbibliothek ist und nach dem Testamente des Stifters nicht angegriffen werden durfte, so wurde nun ihr, außer der Kirchengeschichte, das ganze geschichtliche Fach der Universitäts-Bibliothek einverleibt, das Ganze mußte umgearbeitet, jedes Buch neu signiert und in den alphabetischen Katalogen abgeändert werden. Ein ähnliches Schicksal traf bald die Ulrichssche, ebenfalls eine Stiftungs-Bibliothek, die weiter nichts enthielt als Brandenburgica und Pomeranica: auch sie wurde, wie man es nach dem damaligen Plane für gut fand, untergebracht.

So ward ein weites, unabsehbares Feld für die bibliothecarische Thätigkeit eröffnet. Neue Fächer und Rubriken entstanden, alte verschwanden, und aus den neuen entstanden abermals neue um zu verschwinden. Alle Fächer, mit alleiniger Ausnahme der alten classischen Litteratur, wurden vom J. 1823 ab umgearbeitet, obschon sie alle bereits vorher geordnet, signiert, verzeichnet (mit einziger Ausnahme der Ascetik) und in die alphabetischen Kataloge eingetragen waren.

In dem langen Zeitraume von 14 Jahren, von 1823—1837, hätte dies wirklich schwierige Geschäft dennoch vollständig abgethan sein können, wenn nicht ein großer Theil der Bibliothek immer wieder von neuem geordnet und umgearbeitet worden wäre, theils ganze Fächer, theils einzelne Rubriken, so daß also, die erste Bearbeitung mitgerechnet, die Ascetik dreimal, die Latini recentes dreimal, die spanische Litteratur dreimal, die slavische dreimal, die orientalische dreimal ꝛc. einer Umarbeitung unterworfen waren.

Das Ergebniß aller dieser großen Anstrengungen waren im December 1836 88 Standkataloge, sage achtundachtzig, (die 6 der Philologie und die cassierten nämlich so wie die erst in diesem Jahre noch hinzugekommenen nicht mitgerechnet) von verschiedener Stärke, sehr dünne, aber auch sehr dicke: in Theol. theor. III.

8°. ist 14872 die letzte Nummer. Die Bücher aller dieser un gearbeiteten Fächer mußten neu signiert, neu verzeichnet und den alphabetischen Katalogen abgeändert werden. Wer hat di nun alles gemacht? Der Bibliothecar, der bei dem Zerstören un Schaffen, dem Anordnen, Umordnen, Einordnen so höchst thät war, kümmerte sich um das Verzeichnen sehr wenig (es ist v seiner Hand nicht einmal ein vollständiger Katalog vorhande und um das Abändern gar nicht. Der Antheil des Oberbibli thecars dabei beschränkte sich auf einige Schemata und 4 Stan kataloge: Patres, Artes, Diplom. und Numism., die a Muster schlechter Katalogisierung gelten: das würde der H Oberbibliothecar selbst sagen, wenn ich sie gemacht hätte. Me Antheil am Anordnen wird zwar eine Tradition werden, m Antheil am Verzeichnen lebt noch in verschiedenen Katalogen, sage dies noch mit einem wehmüthigen Zweifel, denn nie ho ich das Hinfällige menschlicher Einrichtungen so kennen gele als auf der hiesigen Königlichen und Universitäts-Bibliothek. D Abändern dieser mindestens 400,000 Nummern fiel dem Dr. Friedrich, dem Secretär Müller und mir zur Last.

Im vorigen Jahre wurde die erst vor 6 Jahren umgearbeite etwa aus 40,000 Bänden bestehende theologische Litteratur abe mals umzuarbeiten begonnen, und es wird jetzt bei der einget tenen milden Frühlingsluft eifrig damit fortgefahren. Ganz n Fächer, Signaturen und Standkataloge kommen zum Vorschein; d Alte verschwindet; aus verschiedenen Fächern, hier und da, werd wie ich sehe ganze Reihen Bücher herausgenommen, aus den Patr aus der Ascetik, und müssen mit ihrer neuen Stellung zufried sein. Ob der Gebrauch der Bibliothek theilweise erschwert oder ga unmöglich gemacht wird, davon ist nicht weiter die Rede: kurzu die Theologie wird umgearbeitet. Und über alle di Dinge ist bis jetzt kein Wort in den Conferenzen vorgekomm wie denn diese Conferenzen selbst seit mehreren Monaten ni

vorkommen.*) Unter den jetzigen Umständen würde ich nie meine Zustimmung gegeben haben zu einer solchen weitschichtigen Arbeit, die durchaus nicht nothwendig ist und sich auf keine Weise rechtfertigen läßt. Ein hohes Ministerium hat doch offenbar bei abermaliger Einführung der Conferenzen die Absicht gehabt, den Geschäftsgang zu regeln und den Willkürlichkeiten Einhalt zu thun. Wenn aber die Conferenzen so gehalten werden wie zeither, daß nur Dinge zur Sprache kommen, die sich größtentheils von selbst verstehen (ich berufe mich auf die Protocolle), daß dagegen der Bibliothecar macht was er will, seinen bibliothecarischen Phantasien freien Lauf läßt, so wird die Absicht eines hohen Ministerii getäuscht, der Willkür Thor und Thür geöffnet, und die Arbeit ins Unübersehbare ausgedehnt, so daß die Kräfte selbst des tüchtigsten Arbeiters endlich erschöpft und aufgerieben werden müssen.

Daher ist es denn auch gar kein Wunder, daß so viele rein unnütze Arbeiten gemacht worden sind, woran auch ich tüchtig habe mithelfen müssen: ich erwähne hier nur das Verzetteln der Mathematik, die weiland aus 9 und jetzt aus 2 Rubriken besteht, ferner das viele Monate lang (freilich zu Hause) fortgesetzte Eintragen von * in Heinsius Bücherlexikon, um so alle in unserer Bibliothek vorhandenen Bücher zu kennzeichnen, wie es Ebert in seinem Bibliogr. Lexikon gemacht hat in Bezug auf die Dresdener Bibliothek. Die größte aller unnützen Arbeiten ist die auf Befehl des Oberbibliothecars von Dr. Friedrich begonnene und ein Jahr lang bis zu seiner Suspension fortgesetzte Anlage eines alphabetischen Gesammtkatalogs, wozu doch durchaus nicht die erforderlichen Vorarbeiten getroffen waren und bei dieser Umarbeitungswuth sich auch so bald nicht erwarten lassen.

*) Die erste und einzigste Conferenz war im J. 1824. Ein hohes Ministerium befahl im J. 1836 dem Oberbibliothecar Conferenzen zu halten und regelmäßig zu halten.

Ohne diesen bedauerlichen Zustand der Bibliothek, durch die Willkür, zu durch die Einfälle eines Einzelnen herbeigeführt und (sicherlich gegen Wissen und Willen eines hohen Ministerii) unterhalten, hätten die Beamten der Bibliothek längst in den Genuß einiger Erleichterung eintreten können. Statt dessen wird immer von neuem nur die Aussicht auf Arbeit eröffnet, und wer diese Aussicht und die dann wirklich eintretende Last nicht für eine Wohlthat erkennt und geduldig sein Joch trägt, gilt für einen störrischen und faulen Menschen.

Da zwischen mir und diesen meinen Collegen gar kein freundschaftliches Verhältniß mehr besteht, nachdem sie seit Jahren Alles aufgeboten haben, mir meinen Frieden zu stören und mich an meinem Fortkommen zu hindern, und da sie die geheime Absicht zu hegen scheinen, mich zu vertreiben, um einem ihnen näher Stehenden mein Amt und meinen Gehalt zuweisen zu können, so habe ich auch nicht die mindeste Ursache mehr, sie zu schonen, indem ich hier beiläufig versuchte, das Übel an der Wurzel anzugreifen.

Wie sehr ich aber im Besitze meines Rechts mich fühle, so kann ich doch nicht erwarten, daß ein hohes Ministerium allen diesen hier aufgeführten Thatsachen vollen Glauben beimißt, und ich muß deshalb recht dringend bitten, selbige durch unparteiische und sachverständige Männer untersuchen zu lassen, damit es zugleich erklärlich wird, wie ich dazu gekommen bin, mich

meine wissenschaftlichen Arbeiten aufgeben, als daß ein hohes Ministerium zu dem Glauben gebracht werden könne, als ob ich Arbeit scheue! oder mich gesetzlichen Bestimmungen entziehen wolle!

An Ew. Exc. richte ich daher die unterthänige Bitte, nach Berücksichtigung dieser Auseinandersetzung, mir hochgeneigtst meine Arbeitsstunden definitiv festsetzen zu wollen, damit ich für die Folge keinen Willkürlichkeiten ausgesetzt bin, und bitte zugleich die Auszahlung meines zurückgehaltenen Gehaltes zu befehlen.

Mit der größten Ehrerbietung und Verehrung
Ew. Excellenz
ganz gehorsamer
Dr. Hoffmann,

durch die Gnade Sr. Majestät des Königs und durch die Gerechtigkeit eines hohen Ministerii Ordentlicher Professor an der Univ. zu Breslau, also College des Professor Wachler und des Professor Unterholzner.'

Es erfolgte keine Antwort.

Am 14. August kam ich beim Ministerium um Urlaub ein zu einer Reise nach Belgien, und legte zugleich bei den 2. Theil meiner Fundgruben und den 5. der Horae belgicae*) nebst einer amtlichen Bescheinigung meiner gehaltenen Vorlesungen.

---

*) Der zweite Theil der 'Fundgruben' erschien auch unter dem Titel: Iter Austriacum. Altdeutsche Gedichte grösstentheils aus österr. Bibliotheken. Herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben. Breslau, G. P. Aderholz 1837. 8°. 339 SS. und war 'Den Benedictiner- und Cistercienser-Abteien und den Augustiner-Chorherren-Stiften im Lande ob und unter der Ens, in Steiermark und Kärnthen aus dankbarer Erinnerung gewidmet.'

P. V. der Horae belg. hatte auch den Titel: Lantsloot ende die scone Sandrijn. Renout van Montalbaen. Breslau 1837. 8°. 127 SS.

Unterdessen meldete mir GR. Heinke schriftlich den 16. August, daß das Ministerium in Bezug auf meine Eingabe vom 21. März sich nicht veranlaßt finde, mir meine Amtsstunden zu vermindern. Wenn ich nun erklärte, daß ich bereit wäre, diese Pflichten zu erfüllen, so würde er 'über die Zahlung des Custoden-Gehalts weiter referieren können.' Er that also, als ob die Zurückhaltung meines Gehalts vom Ministerium ausgegangen wäre.

Ich erwiederte den 21. August, daß ich vermuthen müßte, mein Schreiben an ein hohes Ministerium vom 26. Mai sei unberücksichtigt geblieben, und ich bäte dringendst, danach meine Amtsstunden festzustellen. Heinke erklärte darauf am 24. Aug., daß es keinem Zweifel unterliege, daß meine Eingabe vom 26. Mai 'gehörig berücksichtigt worden sei.'

Den 3. September erhielt ich Reiseurlaub, durfte aber nicht abreisen, bevor ich das Geschichtsfach revidiert hatte. Das geschah und am 5. zeigte mir der GR. Heinke an, ich könne reisen, und ich reiste am folgenden Tage ab.

Wie einem Gefangenen zu Muthe sein muß der nach jahrelanger Haft endlich aus seinem engen, düsteren, dumpfen Kerker befreit wieder den Himmel sieht und die freie Luft athmet, so fühlte ich mich wieder frisch und froh, wie neugeboren als ich den Postwagen bestieg. Obschon ich die erste Station ohne alle Gesellschaft war, so verging mir doch die Zeit rasch genug, ich machte die schönsten Pläne für die Zukunft.

In Neumarkt erhielt ich Reisegefährten. Wir wurden schnell mit einander bekannt, jeder wußte was zu erzählen, und so verging denn doch die ermüdende Fahrt von zwei Tagen und zwei Nächten noch ziemlich angenehm.

Ich verweilte einige Tage in Berlin, machte mehrere Be-

suche, wurde mit meinem Bruder viel eingeladen und verlebte mit seinen und meinen Freunden manche heitere Stunde.

Schon den 9. Sept. hatte ich Audienz beim Minister von Altenstein. Er empfing mich sehr freundlich und erkundigte sich theilnehmend nach meinen Studien und den Breslauer Verhältnissen. Ich äußerte mich sehr frei und bat ihn abermals um eine baldige Versetzung an eine andere Universität.

Am folgenden Tag ging ich zum GR. Joh. Schulze. Wie ein Wüthender trat er mir entgegen:

'Was wollen Sie?'

'Nichts, Herr GR., als Ihnen meine Aufwartung machen.'

'Alle Welt ist unzufrieden mit Ihnen, Alles ist gegen Sie. Über keinen Menschen ist so viel geschrieben als über Sie. Es ist eine widerwärtige, fatale Sache. Ich werde den Minister bitten, mich davon zu dispensieren. Sie haben es aufs Äußerste gebracht. Es wird an den König gehen. Heinke nimmt seinen Abschied.'

Ich entgegnete ganz ruhig, er wurde heftig und immer heftiger, daß ich denn endlich auch nicht ruhig und sanft blieb. Dreimal empfahl ich mich und jedesmal: 'Herr GR., ich hoffe, daß ich Ihnen nie wieder Veranlassung geben werde, so aufgebracht gegen mich zu werden —'

Den 12. Sept. verließ ich Berlin und reiste über Halle nach Frankfurt und Mainz. Hier bestieg ich das Dampfschiff, machte einen Ruhetag in Bonn, und fuhr mit der Schnellpost über Verviers und Lüttich bis Löwen.

Am 20. Sept. in der Morgendämmerung kam ich in Löwen an. Nachdem ich gefrühstückt hatte, eilte ich zum Bahnhofe. Ich war sehr gespannt; ich hatte bis jetzt noch keine Eisenbahnfahrt gemacht. Kaum war das Zeichen angelangt,

daß der Zug nahe, so waren alle Übergänge der Bahn abgesperrt. So eben sah ich erst den Dampf in der Ferne, und da ward auch schon der Zug wie im Nu sichtbar und hielt an. Ich war außer mir vor Erstaunen, unwillkürlich trat ich zurück, als der Zug daher brauste. Ein ganzes Bataillon Soldaten stieg aus, ordnete sich und zog unter Trommelschlag zur Stadt hinein. Nach einer Weile war der Zug wieder zur Rückkehr bereit. Das Zeichen zum Einsteigen wurde gegeben und gleich darauf zur Abfahrt. Ich kam aus meinem Erstaunen gar nicht heraus und war nicht wenig verwundert, daß auch nicht ein einziger meiner vielen Reisegenossen auch nur die Miene verzog, die neue wunderbare Art der raschesten Reiseförderung schien jedem schon etwas ganz Gewöhnliches geworden zu sein.

In Mecheln mußte ich mehrere Stunden warten bis der Zug nach Dendermonde ging. Von hier ab bis Wetteren war die Bahn noch nicht eröffnet, die Weiterbeförderung geschah durch Postwagen. Erst des Abends gelangte ich in Gent an und kehrte in den Wiener Hof ein. Ich eilte sofort zu Willems. Er war nicht zu Hause, ich durfte aber nicht lange auf ihn warten. Er hieß mich herzlich willkommen und lud mich ein bei ihm zu wohnen, damit wir gegenseitig besser mit einander verkehren konnten. Ich nahm die freundliche Einladung an und den folgenden Tag 21. Sept. zog ich bei ihm ein.

Willems ist eine stattliche Gestalt, die gerade Haltung seines Körpers, der Ernst in seinem Gesichte und die ruhige bedächtige Sprache geben ihm eine gewisse Würde, die darauf hindeutet, daß er in der Gesellschaft eine hervorragende Stellung einnehmen müsse. Und diese hatte er auch in Folge seiner früh gehegten aufopfernden Liebe für alles Blämische in Sprache,

Dichtung und Sitte. Seit seinem ersten Auftreten als Schriftsteller mit seiner Verhandeling over de nederduytsche Taal- en Letterkunde (1819—1824) hat er durch eine Reihe von Werken die Liebe für das Vlämische bei seinen Landsleuten zu erwecken gewußt. Er galt für den tüchtigsten Kenner der alten vlämischen Sprache und in ihm war der Mittelpunkt aller der Bemühungen, das Vlämische, die Volkssprache Brabants und Flanderns als Schrift-, Schul- und Staatssprache wieder zur Geltung zu bringen.

So hatte ich denn mit Willems viele gemeinschaftliche Bestrebungen, und der Verkehr mit ihm war ein traulicher, angenehmer, anregender und lehrreicher. Er stellte mir bereitwilligst seine reiche Bibliothek und seine mancherlei Sammlungen zu beliebigem Gebrauche und vermittelte mir die Benutzung vieler wichtigen Handschriften. Durch seine Fürsprache erhielt ich die reiche van Hulthemsche Handschrift (Cod. Hulth. Nr. 192) geliehen, und nahm mir Abschrift von den merkwürdigen alten Schauspielen, die ich später als Hor. belg. Pars VI. herausgab.

Durch ihn lernte ich mehrere Gelehrte in Gent kennen, so wie auch das dortige gesellige, wissenschaftliche und künstlerische Leben und Treiben. Er führte mich ein in die Ressource, die Concordia und die Maetschappy van vlaemsche Letteroefening, die mich am 22. Septbr. zu ihrem Mitgliede aufnahm.

Willems bot Alles auf, mir den Aufenthalt in Gent recht angenehm zu machen. Wenn wir uns Stunden lang unterhalten hatten über alte Dichtungen und Handschriften, dann pflegten wir Volkslieder zu singen. Willems, selbst sehr musikalisch, setzte sich dann ans Fortepiano und trug einige seiner

Lieblingslieder vor, und so eigenthümlich und allerliebst, d
ich mich noch lange nachher in der Erinnerung daran erfreu

Eines Nachmittags war ich von Serrure zum Kaffee ei
geladen. Ich traf dort einige Professoren, auch W. G. Re
mann, der mir als Vergleicher und Ergänzer der Manessisch
Sammlung für von der Hagen bekannt war. Raßmann ha
sich später anderen Studien zugewendet und war Professor
der Universität zu Gent geworden. 'Nun, fragte er mi
wohin werden Sie denn von hier reisen?' — Scherzhaft
wiederte ich, aber scheinbar mit einer gewissen Zuversicht: 'Je
gehe ich nach Valenciennes und entdecke dort das Ludwigslie
Man lachte und ich lachte mit.

Den folgenden Tag (26. Septbr.) um 3 Uhr verließ
Gent, übernachtete in Mecheln, machte von dort einen Ausfl
nach Löwen, kehrte nach Mecheln zurück und ging über Brüs
nach Valenciennes.

Nach einer langweiligen schlaflosen Nacht kam ich hier d
28. September gegen Mittag an, halb krank und sehr v
drießlich. Ich frage sofort nach dem Bibliothecar. M
nennt mir Mr. Lemaire. Ich denke, der Maire ist zugle
Bibliothecar und gehe auf die Mairie, ich frage wieder nach d
Bibliothecar und höre nun, hier wohne Mr. le Maire de
ville, Mr. Lemaire le Bibliothécaire wohne in jener Stra
Ich bleibe vor einem Hause stehen und lese an einem Schil
Lemaire, Relieur et Regleur. Ich gehe hinein, de
jedoch wieder an den unrechten zu kommen: der Mann hat
Buchbinder wol eine Leihbibliothek und wird deshalb, wie s
dergleichen Leute in Deutschland selbst Bibliothecar nenn
auch Bibliothecar genannt. Eine freundliche wohlbeleibte Fr
kommt mir entgegen, und als ich ihr mein Anliegen kund

than, sagt sie: 'Ich werde meinen Mann rufen.' Dieser kommt denn sogleich aus seiner Werkstatt in Hemdsermeln mit blauer Schürze, und begrüßt mich. 'Sind Sie der Bibliothecar?' — 'Nein — da müssen Sie sich an Mr. Leroi wenden, der wohnt nicht weit von hier.' Er beschreibt mir die Wohnung, die ich auch gleich finde. Auf der Hausflur stehen einige Mädchen, die mit Waschen beschäftigt sind. Auf meine Frage, ob der Herr Bibliothecar zu Hause sei, erwiedern sie, Herr Leroi sei verreist; wenn ich die Bibliothek sehen wolle, müsse ich mich an den Sousbibliothécaire et Conservateur Mr. Lemaire wenden.

Ich kehre nun zu meinem Buchbinder zurück. 'Können Sie mir die Bibliothek zeigen?' — 'Mit größtem Vergnügen.' — 'Ich wünsche besonders aber die Handschriften zu sehen.' — 'Thut mir leid — die sind unter Verschluß, die kann ich Ihnen nicht zeigen, Herr Leroi hat den Schlüssel.' — 'Nun, so führen Sie mich mal in die Bibliothek.'

Er kleidet sich schnell um. Wir gehen hin. In dem ersten Zimmer links vom Eingange sehe ich unter den Büchern viele alte Bände. Ich frage, ob ich wol die Bücher der Reihe nach durchsehen könne. Er hat nichts dawider. Jetzt beginne ich hoffnungsvoll mein Suchen. Viele Handschriften stehen zwischen den Büchern. Als ich mit den ersten drei Reihen, den Folianten, fertig bin, sagt Herr Lemaire: 'Es thut mir leid, daß ich nun nach Hause muß: es ist Mittag und ich habe gerade Gäste.' — 'Kann ich denn den Nachmittag wiederkommen? Ich bin auch hungerig, ich will auch zu Mittag speisen.' — 'Kommen Sie wann Sie wollen, ich bin immer bereit.'

Gegen 2 Uhr finde ich mich wieder ein. Der Bibliothecar geht mit mir zur Bibliothek und ich fahre mit dem Durchsehen

fort. Da ich die Bücher nicht mehr von unten abreichen kann, so besteige ich eine Leiter. Schon bin ich wieder mit einer Reihe fertig, da bitte ich den Bibliothecar eine zweite Leiter für sich zu holen und mir die Bücher zu reichen. Schon beim zehnten Buche etwa schreie ich jubelnd auf und schlage meinen Nachbar vor Freuden auf die Schulter, daß er fast das Gleichgewicht verliert: 'Voilà, Monsieur!' Der alte Büffeleinband mit den Schriften des Gregorius von Nazianz hatte mich nicht betrogen. Auf der Rückseite des 141. Blattes steht das Ludwigslied, und wie bin ich erstaunt, zugleich das älteste romanische Gedicht, ein Lobgesang auf die heil. Eulalia, bisher völlig unbekannt.

Ich nahm mir sofort Abschrift und stellte wiederholte Vergleichungen an. Meine Freude war groß: wie ein Feldherr nach einer gewonnenen Schlacht zog ich triumphierend in meinen Gasthof ein. Ich vergaß alle Plagen meines heftigen Schnupfens und die Kälte meines Zimmers mit dem rothen Backsteineſtrich. Ich gab die Weiterreise nach Frankreich hinein völlig auf, denn einen bedeutenderen Fund glaubte ich doch nicht machen zu können.

Den anderen Morgen besuchte ich wieder die Bibliothek, ich fand noch allerlei, aber nichts von großer Bedeutung. Ich

Den 1. October früh am Morgen kam ich nach Brüſſel. Ich wohnte im Hôtel Groendal. Beim Buchhändler Sommerhaus lernte ich den Prof. Burggraf kennen, einen Luxemburger, der ſich überaus freundlich gegen mich erwies und ein angenehmer Fremdenführer für mich wurde.

Den zweiten Tag beſuchte ich die Burgundiſche Bibliothek und die Gemäldeſammlung, ſpazierte viel mit Burggraf und ging mit ihm Abends in den Postillon de Longjumeau.

Den dritten Tag beſuchte mich der General Buzen, Gouverneur militaire de Bruxelles. Ich war nicht wenig überraſcht — ein General, Adjutant des Königs, Kriegsminiſter und Gouverneur von Brüſſel! Der alte liebenswürdige Herr hatte von meiner Entdeckung geleſen und wollte mich perſönlich kennen lernen. Er lud mich zu Tiſche ein. Leider konnte ich wegen Mangel an Zeit die freundliche Einladung nicht annehmen.

Am ſelben Morgen beſuchte ich den Baron von Reiffenberg und ſchon am Nachmittage machte er mir ſeinen Gegenbeſuch. Er war außerordentlich freundlich und zuthunlich, ich fühlte mich etwas unheimlich. Ich hatte ſo mancherlei gehört über ihn, das zu ihm nicht eben Vertrauen erwecken konnte. Wol war er ein unermüdlich thätiger Schriftſteller*), rührig, allzeit fertig und vielſeitig, aber immer mehr in ſeinem eigenen als im Intereſſe der Wiſſenſchaft, denn er war ſehr ehrgeizig und hatte es wirklich erreicht, daß er Ehrenmitglied aller möglichen Geſellſchaften geworden war, ſogar über das Weltmeer hinüber; auch fehlte es ihm nicht an Orden und anderen Auszeichnungen. Dies Jagen nach Ehren und Ruhm machte ihn

*) Man ſehe nur Quérard, La France littéraire T. VII. p. 509—512. und T. XII. p. 57—78.

[illegible] und oft oberflächlich, ja sogar gewissenlos, daß er auch [illegible] Arbeiten, als ob es seine eigenen wären, erscheinen ließ. Obschon ein Deutscher von Geburt verstand er doch gar kein Deutsch. Das konnte man ihm verzeihen, denn er war in der Normalschule zu Paris gebildet worden und durch und durch Franzose. Daß er aber trotzdem that, als ob er ein guter Deutscher wäre, 1839 nach Stuttgart reiste, Schiller feierte und ein Büchlein darüber herausgab: Souvenirs d'un pèlerinage en l'honneur de Schiller, war doch gar zu [illegible]. Unverzeihlich war es jedoch, daß er auch kein Blämisch verstand. Als Professor zu Löwen hätte er wol Gelegenheit genug dazu gehabt, und als Bibliothekar der kön. Bibliothek und Secretär der Commission für belgische Geschichte wäre es doch wol seine Pflicht gewesen, sich mit der eigentlichen Landessprache vertraut zu machen.

Den 4. Oct. des Nachmittags begab ich mich auf den Bahnhof und wollte nach Gent. Da hieß es aber: 'Der Zug geht nur nach Antwerpen.' Ich mochte nicht wieder umkehren, also gut, nach Antwerpen. Ich sah mir die Stadt an und las die Zeitungen. Da fand ich denn im Indépendant schon meiner gedacht: 'Mr. le professeur H. van F. vient de faire une découverte des plus importantes dans les ma-

freute sich sehr meines Doppelfundes und hatte bereits Alles eingeleitet, daß sofort der Druck begonnen werden konnte. Es war ihm sehr willkommen, daß ich ihm für sein Belgisch Museum einen so wichtigen Beitrag beisteuerte. Ich hatte mir nur einige besondere Abdrücke ausbedungen. Noch vor Abend hatte ich Alles druckfertig gemacht, und den nächsten Morgen wanderte es in die Druckerei. Schon den 7. October besorgte ich die Correctur.

Willems hat nachher aus dem von mir herausgegebenen halben Bogen ein Buch gemacht, das unter dem Titel erschien:

Elnonensia. Monuments des langues romane et tudesque dans le IXe siècle, contenus dans un manuscrit de l'Abbaye de St.-Amand, conservé à la Bibliothèque publique de Valenciennes, publiés par Hoffmann de Fallersleben, avec une traduction et des remarques par J. F. Willems. Gand, Gyselynk. 1837. 4°. 34 Seiten.

Es erschien davon 1845 eine Seconde édition, revue et corrigée, wo im Titel 'découverts' statt publiés gesetzt ist, 67 Seiten.

Es waren wenige, aber heitere Tage, und noch heiterer die Abende, die ich in Gesellschaft mit Willems, Philippus Blommaert, Prudentius van Duyse und Prof. Lenz verlebte.

Den 8. October war ich bereits wieder unterwegs. Ich blieb bis zum 13. in Löwen, verkehrte viel mit einigen Professoren der katholischen Universität: de Ram, Möller, Arendt, Windischmann, David, machte mir Auszüge aus einem alten gedruckten niederländischen Vocabularius, schrieb Briefe und spazierte in der Umgegend umher. Das Wetter war wunderschön.

Ich eilte dann über Köln, Bonn, Frankfurt nach Würzburg, besuchte hier den Dr. Reuß und die Bibliothek, nahm

mir Abſchrift der althochdeutſchen Sprachdenkmäler und b
das Julius-Hospital.

Einige Tage war ich dann in Nürnberg, beſuchte me
alten Univerſitätsfreund Bernhard Mönnich, lernte ſeinen S
den Dr. Klemm von Dresden kennen, und den Dr. Ca
Director Reindel und den Glasmaler Keller, und beſah
die Merkwürdigkeiten Nürnbergs.

Von hier aus machte ich einen Ausflug nach Erlar
traf aber Rückert nicht. Ich unterhielt mich viel mit ſ
Frau und ſeinem Freunde Kopp.

Den 24. October ſetzte ich meine Reiſe fort in E
Zuge über Baireuth, Hof, Zwickau nach Dresden. Die F
war ſehr ermüdend und langweilig. Erſt von Zwickau
hatte ich angenehme Reiſegeſellſchaft: Kaufmann Zick von N
berg und Capellmeiſter Täglichsbeck von Hechingen. Den dr
Tag kam ich in Dresden an.

Ich beſah was man hier ſo zu beſehen pflegt: Gem
ſammlung, grünes Gewölbe, Bibliothek und Brühlſche Ter
Ich beſuchte mehrere Schriftſteller und Künſtler: Ho
Falkenſtein, Reißiger, Julius Moſen, Dr. Klemm, Adolf P
und Dr. Burchardt. Bei Moſen verlebte ich einen angenel
Abend, er las uns Einiges aus ſeinem Ahasver vor. Bi
waren wir zuſammen bei Tieck. Ich war zu lebendig, ſo
Tieck wenig zu Worte, geſchweige denn zum Leſen kam.
mochte den alten Herrn verdroſſen haben, denn ſpäter erz
mir Moſen, bei Tieck ſei von mir einmal die Rede geweſen
Tieck habe bemerkt: 'Ja, es iſt noch immer der alte Stut
Ich hatte damals wie früher und auch noch jetzt wenig F
Stunden lang ſtill auf einem Fleck zu ſitzen und mir e
vorleſen zu laſſen. So ſehr ich Tieck's Vorleſetalent ſch

so mochte ich doch dies Vergnügen nicht mit einem ganzen Abend unbeweglichen Stillsitzens, aufmerksamen Zuhörens und Schweigens erkaufen. Zu dieser Art des Dresdener guten Tons konnte ich mich nicht emporschwingen.

Um auch das öffentliche Leben kennen zu lernen, besuchte ich mit Täglichsbeck verschiedene Kaffee-, Wein- und Bierhäuser. Wir wurden wenig befriedigt: das Essen und Trinken war nirgend sonderlich und in Betreff der Unterhaltung waren wir meist auf uns beschränkt, wir sprachen dann viel über Musik und Musiker und das Verhältniß der Dichter zu den Componisten.

Den Morgen vor meiner Abreise hatte mich Eduard Burckhardt zum Frühstück eingeladen. Das politische Leben der Gegenwart bildete den Hauptpunkt unserer Unterhaltung. Burckhardt schrieb damals eine Geschichte der neuesten Zeit, seine freisinnige, lebendige Darstellung fand unter den Gesinnungsgenossen vielen Beifall. Herr v. Dieskau, der damals viel genannte sächsische Abgeordnete, war auch eingeladen, kam aber erst, als ich eben in den Postwagen stieg.

Den 30. October kehrte ich nach Breslau zurück.

In meiner Bibliotheks-Angelegenheit war von Seiten des Ministeriums nichts erfolgt. Das widerwärtige Gefühl der Ungewißheit dauerte für mich fort. Die Theilnahme meiner Freunde und Bekannten war mir zwar ganz lieb, vermochte aber mich nicht in dauernd heitere Stimmung zu bringen. Der Anlässe, mich heiter und frei im geselligen Verkehre zu fühlen, waren wenige, aber sie waren doch.

Eines Abends war ich zum Weinprobieren von einem Gastwirth miteingeladen. Als das prüfende Geschäft im vollen Gange war, wurde die Unterhaltung sehr lebendig. Wir kamen

auf das nahe bevorstehende Schillerfest zu sprechen. 'Ja, sag einer der Anwesenden, meine Herren, ich habe etwas n Schiller erlebt, dessen sich wenige rühmen können.' Er erzäh nun, wie er als Student mit anderen Studiengenossen 18 in Lauchstädt gewesen sei und wie sie Schiller zu verherrlich versucht hätten und was sich dabei zugetragen. 'O, sagte i das ist ja eine wunderschöne Geschichte, die darf nicht verlo gehen.' Schon den anderen Tag hatte ich sie in Verse bracht.

Das Schillerfest, der 10. November kam heran. P fessor Schön führte den Vorsitz. Man hatte sich diesmal ihn gewendet, weil man geglaubt, ich würde zum 10. Novem von meiner Reise noch nicht zurückgekehrt sein.

Mir war dieser Präsidentschaftswechsel sehr willkomm ich konnte mich nun als gewöhnlicher Gast freier und rücksi loser bewegen, mich auch zu meinen Freunden setzen und du mich nicht abängstigen mit der Leitung des Ganzen und genauen Beobachtung der Rangordnung gewisser bei sol Gelegenheit nie fehlender vornehmer Gäste.

Das Fest begann. Nachdem der übliche Trinkspruch Seine Majestät den König ausgebracht war, erhob sich Festpräses Schön und leitete den seinen auf Schiller folgen maßen ein:

'Es soll der Sänger mit dem König gehen,
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen.'

Durch diese Schillerschen Verse sind wir ebenso erinnert berechtigt, an den Toast für unsern König einen Toast auf Dichter zu reihen, zu dessen festlichem Andenken wir uns h wieder versammelt haben. Ehe ich ihn ausbringe, habe ich diese Festversammlung und ihre Tendenz eine Auf- und Erklä

abzugeben. — Man hat öfters wol gefragt, warum wir Schiller's Geburtstag feiern und nicht auch jenen Göthe's? und hat uns wol gar den Vorwurf gemacht, daß wir dadurch in herabsetzende oder feindliche Opposition treten gegen den begabtesten Dichter der Deutschen. Niemand kann aber dem Schillerfest diese Tendenz beilegen, wer die Stellung Göthe's und Schiller's zur deutschen Nation klar erkannt hat. Göthe — eine überlegene, die Welt mit Fingern umspannende, objective Natur — freut sich, in einem fort neue Gedankenkreise, neue poetische Formen zu schaffen, und so ließ er der Mehrheit nicht Zeit, ihn zu fassen, zu durchdringen. Ehe die Menge eine seiner Gestaltungen ergriffen, hatte er, wie er zu sagen liebte, die alte Schlangenhaut abgestreift und wandelte in neuer Gestalt schon weit ab. So ward Göthe in jeder Beziehung der vornehmste Dichter, nur von den vornehmsten Geistern und Männern ganz verstanden und genossen. Anders Schiller. Eine begränztere, durchaus subjective Natur, gab er sich ganz und für immer an das hin, was er in jugendlicher Begeisterung als sein Höchstes erkannt, und brachte es überall und immer zum Vorschein; und so war es leichter, ihn zu erfassen. In eine Zeit versetzt, wo der dritte Stand verkannte Rechte der Menschheit geltend machte, weihte er sich zum Dichter dieser großen philosophischen Weltbewegung, nicht in empörendem, sondern beschwörendem, nicht in verhöhnendem, sondern versöhnendem Geiste. Seine Gedichte singen nicht von Liebe und Wein und Frühling, sondern sie rufen uns die 'inhaltschwersten Worte' in die Seele, wecken 'die Ideale' der Menschenbrust, feiern 'den Menschen mit seinem Lorbeerzweige an des Jahrhunderts Neige' und stellen das ganze Menschen- und Völkerleben in den wundersam ergreifenden Tönen der 'Glocke' dar. Auf den 'Brettern, die die Welt bedeuten', entreißt er die poetische Gestalt des Mädchens von Orleans dem 'Witz, der das Glänzende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen

liebt', wischt den Schmutz der religiös-politischen Parteiwuth von dem blutigen Haupte der schönen Königin, die 'besser als ihr Ruf', läßt Marquis Posa um Gedankenfreiheit flehen, schleudert in die Zeit, wo das heilige deutsche Reich mit fremden Ketten klirrt, den böhmischen Feldherrn mit seinen Helden, gewaltig rufend:

Ans Vaterland, ans theure schließ dich an!

und verherrlicht endlich im Tell

die ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerstörbar wie die Sterne selbst.

Ist es nun ein Wunder, daß Schiller an Popularität den begabteren Göthe übertraf und sohin auch an Einfluß auf deutsche Gesinnung und Bildung? Und dieser überwiegende Einfluß Schillerscher Poesie ist es allein, der uns zu einem jährlichen Schillerfeste bewegt! Der Verklärte sang:

Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst!

Demgemäß haben wir dieses Fest zu einem heiteren, harmlosen, kunstgeschmückten gestaltet. — Jene finsteren Völker weihten ihren Genien Menschenblut, wir weihen deinem Genius, o Schiller! heiterlächelnd ein Glas unschuldiges Traubenblut.

Auch die Todten sollen leben!

lautete dein Freudeausdruck. Und so bringen wir dir, gestorbenem Unsterblichen, ein herzinniges, begeistertes, dankbares Lebehoch.'

Es folgten nun einige Lieder zu Schiller's und dann ein Hoch zu Schön's Verherrlichung, ausgebracht vom GR. Heinke. Das konnte mich aber nicht abhalten, nachdem abermals ein Lied gesungen war, auch ein Hoch auf Prof. Schön auszubringen:

Kunst und Wissenschaft soll sich paaren,
Soll niemals allein stehn,

Sondern stets im Verein gehn,
Und sich überall zugleich offenbaren.
Und niemals kehre wieder die Zeit, die traurige,
Wo ein Professor sprach das Wort, das schaurige,
Wie's einst in Göttingen wirklich geschah:
Herr College, Sie treiben stark Allotria!
Drum ist es heute von unserm Professor Schön schön,
Daß er die Poesie nie
Betrachtet wissen will als ein Allotrium,
Sondern als nothwendiges Gaudium
Und wir wünschen ihm und seiner Präsidentschaft
Einen fröhlichen Fortgang, eine fröhliche Endschaft.

Schön erwiederte:

„Sie kommen, sie kommen, die Himmlischen alle,
Mit Göttern erfüllt sich die irdische Halle —
Phöbus, der Herrliche, stellet sich ein," —
Doch — mich täuscht mein kurz Gesicht,
Phöbus selber ist es nicht,
Es ist Apolls und der Musen Sohn,
Bekannt unterm Namen Hoffmann schon,
Der sang ein schmeichelndes Wort mir vor,
Und täuschte mich, weil ich ganz Ohr.
Für die Liebe, die er mir angethan,
Will ich recht altdeutsch ihn leben la'n!

Die Gesellschaft war in heiterster, harmlosester Stimmung. a warf ich eine Granate hinein: ich trug vor

Schiller in Lauchstädt 1804.*)

Daß man zu Lauchstädt sonst zur Sommerzeit
Komödie spielte, weiß man weit und breit;
Auch daß zuweilen dann zugegen war
Von Weimar aus das große Dichterpaar,
Und wie der Musensohn von Saalathen
Nach Lauchstädt pflegte grade dann zu gehn.

*) Unpolitische Lieder 2. Th. S. 186—188.

Doch weiß man nicht, was eines Tags geſchah.
Man ſpielt die Räuber; Schiller ſelbſt iſt da.
Vom Dichter iſt das ganze Haus beglückt,
Der Dichter ſelber iſt vom Spiel entzückt.
Doch ach! der Vorhang fällt, das Stück iſt aus;
Zufrieden geht das Publicum nach Haus.
Nur Bruder Studio iſt ſo erfreut,
Daß er gar manche Räuberſcen' erneut.
Friſch! in die böhmſchen Wälder! ſchreit man hier,
Und dort: der Wald iſt unſer Nachtquartier.
Man lärmet, jubelt, ſchwärmet, trinkt und ſingt,
Der Dichter ſitzt von froher Schaar umringt,
Er ſitzt ſo heiter und ſo wohlgemuth,
Er trinkt als tränk' er neue Jugendglut.
Doch als es endlich nun am Wein gebricht,
Da ruft er: „Nein! wir trennen uns noch nicht,
Noch nicht! dem Glücklichen ſchlägt keine Uhr.
Hinaus mit mir, hinaus in die Natur!“
Schön war die Nacht, kein Lüftchen regte ſich,
Hell ſchien der Mond, das letzte Wölkchen wich.
Da rief der Dichter zu den Seinen: „Traun!
Hier iſt gut ſein, hier laßt uns Hütten baun!“
Und unter Bäumen in der Mondſcheinnacht
Wird ſchnell ein Lauberhüttenfeſt gemacht.
Und wie man hat gebracht die Bänk' herbei,
Und ſitzt und ſingt, da kommt die Polizei.
„Was will der Sklav bei freien Männern hier?“
„Ich will, ſpricht der Soldat, ich will daß ihr
Nicht weiter ſingt und in ſo ſpäter Zeit
Die Badegäſt' aus ihrem Schlafe ſchreit.“
Da wird nur heftiger die Sangesluſt
Und alles ſchreit vereint aus voller Bruſt:
„Was will der Sklav bei freien Männern hier?“
Und ſingt: ein freies Leben führen wir!
Doch jener rief: „heraus! Soldaten, raus!“
Und ſo gab's einen tücht'gen Kampf und Strauß.
Der Sangesfürſt mit ſeinem Hof entwich,
Er ließ ſein großes ſchönes Reich im Stich,

Den heitern Himmel mit der Sternenpracht,
Die wonnigmilde lichte Mondscheinnacht:
„In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang!
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.“
Trug nun auch damals mancher Musensohn
Gar manchen Schlag und Puff und Knuff davon,
So denkt doch freudig unter uns daran
Noch Einer, der es nie vergessen kann,
Wie er mit Schiller trank und sang und stritt,
Wie er mit Schiller fliehen mußt' und litt.

Das hat mir selber erzählt Einer,
Damit Schillers werde gedacht;
Wir gedenken Schillers und seiner
Als hätten wir es mitgemacht.

Ich sprach mit wahrer Seelenruhe, laut und deutlich, daß dem Hörer kein Wort verloren gehen konnte. Jeder kannte mein Verhältniß zu Heinke, jeder wußte, wie parteiisch und feindselig der Mann gegen mich intriguierte, jeder fand es wie ich unpassend, daß der außerordentliche Regierungs-Bevollmächtigte und Curator der Universität zugleich Polizeipräsident der Haupt- und Residenzstadt Breslau war. Ich war noch nicht zu Ende, so erfolgte bei den Worten:

'Und sitzt und singt, da — kommt — die Polizei'

ein wahrhaft Homerisches Gelächter mit lautem Beifallklatschen und Seitenblicken auf Heinke.

Ich hielt inne und ließ sie jubeln und klatschen, Einige suchten unter dem Tische mit den Händen ihrer Herzensmeinung Ausdruck zu geben. Nach einer Pause fuhr ich fort:

'Was will der Sklav bei freien Männern hier?'

Ein neuer Jubel brach los. Nach einer Pauſe fu ruhig fort, als ob nichts vorgefallen wäre. Unter allgem Jubel ſetzte ich mich gleichgültig thuend nieder.

Den folgenden Tag erſchien in der ſchleſiſchen Zeitun Feſtbericht. Schön hatte ſich wol gehütet, von der Lauch Geſchichte auch nur ein Wörtlein zu ſagen. Im Pub wurde aber noch viel und lange davon geſprochen.

Von allen Wünſchen in der Welt
Nur Einer mir anjetzt gefällt,
Nur: Knüppel aus dem Sack!
Und gäbe Gott mir Wunſchesmacht,
Ich dächte nur bei Tag und Nacht,
Nur: Knüppel aus dem Sack!

Dann braucht' ich weder Gut noch Gold,
Ich machte mir die Welt ſchon hold
Mit: Knüppel aus dem Sack!
Ich wär' ein Sieger, wär' ein Held,
Der erſt' und beſte Mann der Welt

Mit diesem Liede, womit ich später die verhängnißvollen 'Unpolitischen Lieder' beginnen ließ, beschloß ich das alte und begann ich das neue Jahr, also eben nicht in beneidenswerther Stimmung.

Alle Gesuche, alle Audienzen beim Minister, alle Bücher-einsendungen — hatten keine endliche Lösung meiner Bibliotheks-Angelegenheit herbeizuführen vermocht.

Da immer nichts erfolgte, schrieb ich am 1. Februar an einen Freund meines Bruders in unserm Ministerium, ich wäre sehr bereit mein Custodiat aufzugeben und wollte gerne um meines äußern und innern Friedens willen ein großes Opfer bringen, man möchte mir nur die Hälfte des Gehalts (also 200 ℔) lassen. Ich bäte ihn, das gelegentlich Sr. Excellenz kundzuthun.

Um diese Zeit gaben mir meine hochgeehrten Herren Collegen ein glänzendes Pröbchen von ihrer Gewissenhaftigkeit in Befolgung der Facultäts-Statuten.

Die Sache war so. Der Oberstlieutenant von Strantz, ein lieber, braver Mann, feierte den 1. März 1838, obschon er bereits 1820 zur Disposition gestellt war, seinen vor 50 Jahren erfolgten Eintritt in den preußischen Militärdienst. Er hatte sich in der langen, unfreiwillig erhaltenen Muße mit Schriftstellerei befaßt, und glaubte, ihm könne keine größere Ehre jetzt widerfahren, als wenn er in Bezug auf seine litterarischen Leistungen von einer Universität das Ehrendiplom eines Doctors der Philosophie empfinge. Er hatte diesen Wunsch gegen seinen Bruder, den General und Commandanten von Breslau geäußert, und dieser nahm die Sache sogleich in Angriff und ging zum Geh. Rath Heinke.

Es versteht sich von selbst, daß der Polizei-Präsident

Heinke seinem Freunde dem Commandanten so einen kleinen Liebesdienst gern erzeigte. Der Herr Curator der Universität wendete sich sofort an Se. Magnificenz den Herrn Rector, und dieser, zwar immer gern gefällig, mußte denn doch dem Herrn Geh. Rath erklären, daß so etwas nur reine Facultäts-Angelegenheit sei, wobei der Rector nichts zu thun vermöge, er zweifele übrigens keinen Augenblick, daß die Mitglieder der Facultät auf den Wunsch des Herrn Generals eingingen, zumal wenn derselbe einigen persönlich seinen Besuch abstattete ꝛc. Der Herr General befolgte den Wink und bald war Alles im schönsten Gange. Da sich der Candidat mit Orographie und Hydrographie und Kriegswissenschaften beschäftigt hatte, so übernahmen es der Decan Pohl als Professor der Physik so wie der Professor der orientalischen Litteratur Bernstein, weil er einmal Rittmeister gewesen war, die Schriften des Oberstlieutenants von Strantz mit belobenden Gutachten einzureichen und den Antrag zu stellen, dem Verfasser für seine Verdienste um

sich so freudig ausgesprochen hatten, daß die Facultät Gelegenheit habe, einem so vortrefflichen, würdigen Mann eine Ehre zu erweisen.

Und es war doch geschehen, und die Promotion konnte nie stattfinden, wenn mein Votum respectiert wurde.

Es wurde jetzt Alles aufgeboten, mich zur Zurücknahme zu bewegen: Se. Magnificenz der Herr Rector kamen, Se. Spectabilität der Herr Decan kamen, Se. Hochwohlgeboren der Herr Senior kamen: ich ließ mich nicht irre machen. Der letzte (jetzt College, sonst Geh. Hofrath Weber) meinte, ich müßte mein Votum motivieren. Darauf erwiederte ich ganz einfach, das sei durch die Statuten nicht vorgeschrieben, und ich wüßte auch nicht, wie ich dazu kommen sollte, eine Kritik über einen Mann zu üben, den ich für sehr ehrenwerth hielte, dessen Schriftstellerei mir aber noch lange nicht den Bedingungen entspräche, welche die Statuten bei Ertheilung der Ehrendoctorwürde voraussetzten. *) Wenn wir so geringe Verdienste auf solche Weise belohnten, so würde unsere Beehrung wirklich bedeutender Verdienste völlig werthlos; auch würden bald mehr und noch würdigere Jubilare kommen, denen wir, wenn es von Regierungs- oder Gerichtscollegien gewünscht würde, unsere akademischen Ehren verleihen müßten.

'Nun, erklärte endlich der Geh. Hofrath, wenn Sie denn Ihr Votum nicht zurücknehmen wollen, so wird die Facultät doch die Promotion vornehmen.' — 'Dann wundert mich nur, erwiederte ich, daß Sie sich so viel Mühe gegeben haben, mich

*) Man vgl. damit das Verzeichniß der Schriften des Herrn Karl Friedr. Ferdinand von Strantz in Nowack's Schlesischem Schriftsteller-Lexikon 3. Heft S 143. 144!

von meinem Votum abzubringen. Das war ganz unnöthig, wenn doch die Facultät einmal gewissenlos genug ist, die Statuten nicht zu halten. Leben Sie wohl!'

Nach einigen Tagen hielt die Facultät eine Sitzung, zu welcher ich aber nicht eingeladen wurde. Sie faßte den Beschluß, mein verneinendes Votum nicht weiter zu beachten, die Promotion vorzunehmen und dem Ministerium ihre Gründe mitzutheilen.

Dr. Schön kam sofort zu mir. Wir verfaßten eine Protestation an das Ministerium, die aber nur in meinem Namen abging, denn Schön war schlau genug gewesen, sich seines Votums gewissermaßen zu begeben.

Das Ministerium war schwach genug, Alles geschehen zu lassen. Die Promotion ging vor sich. Ich hatte zunächst die Genugthuung, daß in allen Kreisen Breslaus, wohin ich kam, das Verfahren der Facultät die entschiedenste Mißbilligung erfuhr und ich als völlig gerechtfertigt erschien. Nachträglich wurde mir auch noch der Universität gegenüber eine Genugthuung: das Ministerium erklärte, 'daß es die bei dieser Promotion vorgekommene Abweichung von den statutarischen Bestimmungen nachträglich und ausnahmsweise genehmige, jedoch auch mit Bestimmtheit erwarte, daß solche Abweichungen künftig nicht weiter vorkommen werden.'

Der Ministerialerlaß wurde durch Heinke der Facultät mitgetheilt und von dieser wieder mir. Ich schrieb darunter: 'Mit Vergnügen gelesen.'

Dies Zwischenspiel hatte durchaus nicht mein Verhältniß zum GR. Heinke, zur Bibliothek und zur Universität gebessert. Es half mir am Ende doch nichts, daß die Leute wußten, ich ließe mir durchaus keine Willkürlichkeiten gefallen: sie waren

einmal im Besitze der Macht und bei unserer schön gegliederten schwer beizukommenden Bureaukratie konnte sie einen weiten Gebrauch von dieser Macht machen, ehe von Oben ein Einschreiten erfolgte.

Den 3. März kam ich um meine Entlassung von der Bibliothek ein:

'Ew. Excellenz

hatte ich die Ehre, in einer Audienz, welche Hochdieselben mir vorigen Herbst auf meiner Reise nach Belgien gnädigst ertheilten, mein Verhältniß zur hiesigen Universitäts-Bibliothek ausführlich darzulegen. Wenn ich damals nur den Wunsch äußerte, Hochdieselben möchten mich meines Amtes entbinden oder mich so stellen, daß ich vor Willkürlichkeiten jeder Art geschützt würde, so kann ich jetzt nur die bestimmte Bitte aussprechen, daß mich Ew. Excellenz meines Amtes entbinden, indem nach den wiederholten Anklagen und Verunglimpfungen der Bibliothecare mein persönliches Verhältniß zu ihnen nie mehr ein collegialisches werden kann, ich also in dieser Lage mich künftighin nur noch unglücklicher fühlen müßte. Ich bin nun 15 Jahre Custos und den 2. April 40 Jahr alt; ich will die wenigen Jahre jugendlicher Kraft, die mir der Himmel noch etwa schenkt, ungetheilt solchen litterarischen Studien widmen, wie ich sie leider jetzt nicht ausführen konnte, weil ich täglich durch meist mechanische Arbeiten unterbrochen und durch unnöthiges Ärgerniß gestört worden bin.'

'Ew. Excellenz werden diese meine gehorsamste Bitte ganz gerecht finden und gnädigst gewähren. Indem ich mich im Übrigen ganz dem hohen Wohlwollen Ew. Exc. empfehle, bitte ich zugleich Ein hiesiges hochlöbl. Curatorium zur Auszahlung meines seit einem Jahre zurückgehaltenen Bibliotheksgehalts zu veranlassen.'

Als ich keine Antwort erhielt, wiederholte ich mein Gesuch am 4. April und bat zugleich um Urlaub zu einer Reise nach Wien, um den schon in meinen Fundgruben Th. 2. S. 296 angekündigten Katalog der altdeutschen Handschriften der dortigen Hofbibliothek zu vollenden.

An demselben Tage, 4. April, starb der Oberbibliothecar Wachler.

Den 8. April bat ich zum dritten Male um Entlassung von der Bibliothek und erinnerte den Minister an sein Versprechen vom 11. März 1836: 'bei einer Freiwerdung anderweitiger Fonds mich von meinen Bibliotheksgeschäften zu entbinden und durch jene zu entschädigen.'

Den 8. Mai kam ich abermals um Reiseurlaub beim Minister ein.

Auf alle Eingaben erfolgte keine Antwort.

Unterdessen entspann sich zwischen mir und Unterholzner ein sehr ärgerlicher Briefwechsel.

Unterholzner nahm als Nachfolger Wachler's sofort die Fehde gegen mich mit großem Geschäftseifer auf, ich sollte nun durchaus die Buchführung wieder übernehmen und wenn ich das nicht wolle, so würde er einen auf meine Kosten zu remunerierenden Stellvertreter annehmen. Ich suchte mich bestens dagegen zu vertheidigen und schloß nicht eben auf freundlich collegialische Weise: 'Wollen Ew. Wohlgeboren übrigens die gegen mich beabsichtigte Maßregel in Ausführung bringen, und die Verantwortlichkeit derselben übernehmen, so betrachte ich mich von dem Augenblicke an, daß solches geschieht, als ausgeschieden aus dem Bibliotheksdienste — was ich ja ohnedies stündlich erwarte.'

'Ich flehe inbrünstig zu Gott, daß Er mich künftighin bewahren möge vor jeder amtlichen Beziehung zu Ew. Wohlgeboren.'

Die von Unterholzner angeordnete Maßregel wurde natürlich vom GR. Heinke gebilligt. Diesem aber antwortete ich noch auf sein Schreiben vom 30. April an mich, daß ich mich jetzt als ausgeschieden betrachten müßte. 'Sollte dieser mein Entschluß, den ich meiner Ehre und meiner Subsistenz schuldig bin, in den Augen Ew. Hochw. für Eigenmächtigkeit und Widerspenstigkeit gelten, so mögen Ew. Hochw. den 355. §. *) im XX. Titel des II. Theiles des Allg. Landrechts (wenn Sie nämlich glauben sollten, daß dieser §. auch auf Beamte, denen widerrechtlich der Gehalt zurückgehalten ist in Anwendung gebracht werden kann) auch auf mich anwenden; ich aber lebe der tröstlichen Hoffnung, daß es auch für mich noch ein Recht in der Welt giebt.'

Ich fühlte mich nun wieder frei, aber sehr unbehaglich. Die ewige Bibliotheksfehde hatte mich endlich doch sehr angegriffen, ich war geistig und körperlich leidend. Die Poesie, die mich sonst noch getröstet und erfreut hatte, war wie für immer geschwunden, die Lust an wissenschaftlichen Arbeiten mir verleidet. Ich hatte den 6. Theil der Horae belgicae nicht mit jener Freudigkeit, wie ich begann, vollenden können, darum heißt es denn auch unter der Vorrede 'Breslau vor, in und nach der Marterwoche 1838.' Er erschien jetzt endlich auch noch unter dem besondern Titel:

*) Der lautet: 'Ein Beamter, der sich ohne Genehmigung seiner Vorgesetzten von seinem Posten entfernt, soll nicht nur allen durch seine Abwesenheit entstandenen Schaden vertreten, sondern hat auch verhältnißmäßige Geld- oder Leibesstrafe zu gewärtigen.'

Altniederländische Schaubühne.
Abele Spelen ende Sotternien.

Der viele Ärger und Verdruß, dem ich täglich ausge
war, wirkte nachhaltig durch die Erinnerung daran.

In dieser Lage traf mich ein Schreiben des Mini
vom 18. Mai. Ich war von dem Inhalte nicht weiter ü
rascht, ich wußte, daß der Minister, der sonst sich imme
wohlwollend meiner angenommen hatte, durch die ewigen
häßigen Berichte von Breslau wider mich eingenommen
Er wolle von einer gegen mich einzuleitenden Untersuchung
stehen, da jetzt der Oberbibliothecar gestorben sei, mache
zur Bedingung, daß ich von jetzt an die vorgeschriebenen Stu
von 9—12 Uhr der Bibliothek widme; könnte ich das
meinen litterarischen Bestrebungen und übrigen Neigungen
meinen Vorlesungen ist keine Rede, ich hatte letzten Wi
deren 4 gehalten), nicht vereinigen, so könnte ich den 1.
d. J. abtreten mit einem Verluste von 200 ℛ zur Re
neration für einen statt meiner anzunehmenden Custos.

Endlich schien die Stunde der Erlösung von der Bibli
geschlagen zu haben: mein Vorsatz war gefaßt, auch der plö
eingetretene Tod des Prof. Unterholzner am 25. Mai ko
mich nicht davon abbringen.

Denselben Tag schrieb ich an einen Freund im M
sterium, nachdem ich beim Minister mein Reiseurlaubsg
wiederholt hatte:

'In dem Tode des Prof. Unterholzner (er starb diese N
1 Uhr am Herzschlage) finde ich durchaus kein Hinderniß
meine Reise; ich bin einmal aus der Bibliothek ausgeschieden
werde ohne eine glänzende Genugthuung nie wieder eintr

eine ſolche aber, die nur darin beſtehen könnte, daß ich Ober-Bibliothecar würde, wird man mir nicht gewähren —'

Feſt entſchloſſen, mein Cuſtodiat aufzugeben, ſah ich jetzt ruhig der Entwickelung der Dinge zu. Da kamen meine Freunde, mißbilligten meine Hartnäckigkeit und meinten, es ſei Pflicht für mich, unter den jetzigen Verhältniſſen etwas für mich zu thun. Ich war ſchwach genug nachzugeben. Ich machte einen letzten Verſuch und reiſte nach Berlin. Den letzten Mai kam ich an und ſchon den Sonntag darauf, den erſten Pfingſttag, hatte ich Audienz beim Miniſter in Schöneberg.

Der Miniſter war ſehr freundlich und ging auf meine Bitte ein: 'mir verſuchsweiſe die Verwaltung der Kön. und Univerſitäts-Bibliothek übertragen zu wollen.'

Den andern Tag beſprach ich mich mit Schulze und zu meiner nicht geringen Überraſchung war er mit meinem Wunſche einverſtanden und meinte, es hätten ſich zwar viele gemeldet, ich ſei jedoch vor allen zu berückſichtigen.

Ich ging auf einige Tage zu meinem Freunde Prof. Runge in Oranienburg, blieb dann noch drei Tage in Berlin und kehrte nach Breslau zurück.

Ich trat nun wieder ein bei der Bibliothek in der guten Meinung, daß mir die alleinige Verwaltung übertragen werde. Es hatte ſich übrigens ſchon längſt wieder eine andere Anſicht im Miniſterium geltend gemacht. Schon am 21. Juni erhielt ich ein Schreiben vom GR. Heinke, worin er meldete, daß es das Miniſterium für räthlich erachtet habe, bis zum Eintritt des zu ernennenden Bibliothecars die Bibliothek durch eine Commiſſion interimiſtiſch verwalten zu laſſen, und fügte hinzu, 'daß eine beſondere interimiſtiſche Inſtruction nachfolgen würde', die aber nie kam.

Sehr schnell hatte ich die Überzeugung gewonnen, daß mein letzten Schritte in der Bibliotheksangelegenheit ganz vergeblich gewesen waren.

Schon den 27. Juni schrieb ich meinem Bruder:

'So bestimmt mir auch der Minister das Bibliothecaria versprochen hatte, so ist doch nun Alles anders gekommen. E ist eine Commission niedergesetzt, bestehend aus dem Rector de Universität (z. B. Abegg), mir und Stenzler, die gestern in Leben getreten ist — eine durchaus unnütze und lächerliche Maß regel, die zugleich sinnlos wäre, wenn man nicht damit entwede mich persönlich kränken oder allmählich aus der Bibliothek hinaus boxen, oder vorläufig die verschiedenartigen Interessen beschwichtige wollte. Ich war vor einigen Stunden bei Heinke und sprac mich gegen ihn auf die freimüthigste Weise aus: ich sagte ih daß ich auf jeden Fall ausschiede, wenn ich nicht Bibliotheca werden könne und sogleich ausscheiden würde, wenn er mir d Versicherung zu geben vermöchte, daß ich es nicht würde ꝛc. E meinte, daß ich jetzt guten Grund hätte, mich zu beschweren erstlich sei ich um meine Reise und die damit verbundenen Vo theile gebracht, dann hätte ich eine kostspielige Reise unnütz Weise unternommen; ferner müsse ich bei dieser Ungewißheit mein jetzige theuere Wohnung behalten u. s. w.'

'Darauf ging ich zu Abegg und sprach mit ihm über d Commission und das was er als jetziger Bibliotheks-Vorstan thun wolle. Er meinte, sein Auftrag gehe nur dahin, Alles bei Alten zu lassen — also von eigentlichen Arbeiten, von Vollendun der bereits begonnenen ist gar nicht die Rede, weder er noch w wollen eine Verantwortlichkeit übernehmen. So muß ich al alle Tage von 9—12 auf der Bibliothek sein und habe so g wie nichts zu thun. Ich erzählte Heinken was mir der Minist erwiederte, als ich ihn auf einen solchen Fall aufmerksam macht "wer sich auf einer Bibliothek nicht zu beschäftigen weiß, m

verdammt werden, Erbsen und Linsen zu lesen.“ Jetzt kann er viele schicken, wir haben viel Zeit. Johannes Schulze der allmächtige hat ein Meisterstück seiner Weisheit abgelegt.'

'Ich werde nun binnen Kurzem den Minister beim Worte halten, so daß ich, wenn ich nichts erreiche, doch wenigstens mit 200 ℛ aus diesem ungewissen Zustande ausscheiden kann.'

'Mein Gehalt ist mir bis auf 24 ℛ Vertretungsgelder geworden. Gestern habe ich 227 ℛ auf einem Brette abbezahlt und fahre heute fort alle meine Schulden zu tilgen.'

Am Schlusse:

'Ich bin sehr verdrießlich und bedauere nur, daß ich meine Entlassung aus der Bibliothek nicht angenommen habe. Eine solche Quälerei, wie man gegen mich anzuwenden fortfährt, ist doch unerträglich. Hole der Teufel alle Ehre, alles Geld, wenn man keinen frohen Augenblick in seinen vier Pfählen mehr hat!'

Über die Besetzung der Ober-Bibliothecarstelle waren viele Gerüchte im Umlauf. Bald hieß es, die beiden Grimm würden berufen werden, dann: man verhandele mit dem Oberappellationsrath Blume in Lübeck, dann: der Geh. Archivrath Prof. Stenzel habe viele Aussicht und dgl.

Endlich erfuhr ich als gewiß, das Ministerium würde die Ober-Bibliothecarstelle vorläufig nicht wieder besetzen, und Elvenich als Bibliothecar anstellen, weil es ihn entschädigen müsse. Elvenich war nämlich mit Braun im Mai 1837 nach Rom gereist in der Hoffnung den heil. Vater zu überzeugen, daß die Hermesschen Lehren nicht ketzerisch seien. Der Papst ließ sich auf nichts ein, die Verdammungsdecrete blieben in Kraft und die beiden Hermesianer kehrten unverrichteter Sache heim. Elvenich konnte nun nicht ferner Director des Leopoldinums, einer rein katholischen Lehranstalt bleiben und legte sein Amt

[illegible] um, das für den Herme
[illegible] seine Schützlinge nicht fall
[illegible] wurde Bibliothecar.

[illegible] Überzeugung, daß Alles ohn
[illegible] mir gemachten Versprechungen
[illegible] Ansprüche bereits entschi
[illegible] meinen 'Entwurf einer Bibl
[illegible] Universitätsbibliothek zu Bres
[illegible] abgeschrieben von Dr. Bellmann,
[illegible] Universitätsbibliotheken und ihre Ve
[illegible] seine Zeitschrift: Serapeum,
[illegible] um meine Entlassung ein:

[illegible] aus Dankbarkeit gegen Ew. Excellen
[illegible] fühlen, Hochdero Wünsche, ich möchte d
[illegible] nachzukommen, und nur so konnte i
[illegible] Bibliotheks Commission, we
[illegible] Tag alle und jede Geschäfts Instructio
[illegible] amtlichen Verhältnisse verstehen, worin i
[illegible] Kenntnisse und Erfahrungen anzuwende
[illegible] Nothwendige für die Bibliotheksverwaltung
[illegible] Stande gesetzt bin.'

'Unter diesen drückenden, jede bibliothecarisc
[illegible] sowol beschränkenden als vielmehr gera
[illegible] habe ich den ganzen Sommer mi
[illegible] der Ungewißheit, aber auch in ruhiger G
[illegible] habe auf Fortsetzung eigener wissensch
[illegible]'

'Dennoch wollte ich Ew. Excellenz den Be
[illegible] die Bibliothek am Herzen lag; und so habe
[illegible] auf practischem Wege benommen war, mein
[illegible] Tag zu legen, solches auf theoretischem ver

'Die beiliegende Schrift, welche als eine rein-wiſſenſchaftliche Arbeit zu betrachten und als ſolche ſpäter unter dem Titel:

Bibliotheken und ihre Verwaltung,

im Druck erſcheinen ſoll, empfehle ich Ew. Excellenz zu hochgeneigter Berückſichtigung.'

'Sollten Ew. Excellenz die jetzige Bibliotheks-Commiſſion noch über den Rectoratswechſel hinaus fortbeſtehen laſſen zu müſſen für nöthig erachten, ferner auch Sich außer Stande geſetzt ſehen, mir die alleinige Leitung und Verwaltung der Bibliothek je anvertrauen zu können, ſo bitte ich ganz unterthänigſt, mich vor dem 18. Oct. d. J. oder doch wenigſtens vor dem 1. Januar 1839 dieſer Commiſſion und jeder amtlichen Beziehung zur Königlichen und Univerſitäts-Bibliothek hieſelbſt zu entbinden und die in der hohen Verfügung vom 18. Mai d. J. enthaltene eventuelle Beſtimmung hinſichtlich meines Ausſcheidens aus der Bibliothek hochgeneigtſt über mich ergehen zu laſſen.'

In einem Schreiben vom 22. November gewährte mir der Miniſter von Altenſtein meine Bitte und fügte noch hinzu:

'Von dem von Ew. Wohlgeboren handſchriftlich eingereichten Entwurfe, die Verwaltung der dortigen Kön. und Univerſitäts-Bibliothek betreffend, hat das Miniſterium mit einem beſonderen Intereſſe nähere Kenntniß genommen, und beabſichtigt, denſelben bei den weiteren, in der fraglichen Hinſicht zu erlaſſenden Beſtimmungen zu benutzen.'

Ich ſchrieb auf dies Schreiben des hohen Miniſteriums die Verſe des Thomas a Kempis:

Quum a multis molestaris,
nihil perdis, sed lucraris.
patiendo promereris,
multa bona consequeris.

Ich war nun beruhigter geworden. Ich las mit Luſt und Liebe meine vier Collegia. Ganz beſondere Freude machte mir das über die Litteraturgeſchichte des Mittelalters. Ich lernte ſelbſt viel dabei, es war zugleich ſehr anregend für mich. Die Theilnahme der Zuhörer war eine lebendige und erhielt ſich bis zum Schluſſe.

Mein geſelliger Verkehr beſchränkte ſich auf die Familien Milde, Aderholz und Prof. Müller und einige Freunde. Zu dieſen gehörte ſeit kurzer Zeit der Maler Ernſt Reſch. Er war im Februar von Dresden, ſeiner Vaterſtadt, nach Breslau überſiedelt, und erfreute ſich als trefflicher Portraitmaler allgemeiner Anerkennung. Sein offenes und lebendiges Weſen, verbunden mit dem liebenswürdigſten Humor, machte mir den Verkehr mit ihm lieb und werth. Wir unternahmen manchen Abend größere Ausflüge in die Umgegend und pflegten nachher bei Philippi einzukehren.

Bei dem diesjährigen Schillerfeſte betheiligte ich mich wieder. Ich brachte mehrere Trinkſprüche aus. Mein Humor hatte ſein Staatsexamen beſtanden, ſah lächelnd auf die Vergangenheit zurück und keck und munter in jede Zukunft.

Breslauer Schillerfeſt 10. Nov. 1838.

1.

Laſſt die Philiſter immer ſchrei'n:
Gar keine Zeit wird bald mehr ſein!
Wenn wir nur ſoviel Zeit noch haben,
In Jugendluſt voll Fröhlichkeit
Uns zu erfreu'n an Gottes Gaben,
Was kümmert uns dann noch die Zeit!
Ob leer iſt oder voll die Taſche,
Iſt nur immer voll die Flaſche,
Und Herz, Geiſt und —
Der Magen geſund,

Dann kann man ſich in unſern Tagen
Auch mit der papiernen Zeit vertragen;
Und wir laſſen ein
Jeden Caſſenſchein,
Und mit Geduld ein
Jeden Staatsſchuldſchein,
Und ohne weitere Deliberation
Jede heitere Obligation,
Und wir halten nicht die Hand ſchief,
Wenn uns kommet ein Pfandbrief,
Und wünſchen, daß immer heckten
In unſern Kiſten und Kaſten die Staatseffecten,
Und freuen uns über jedes Lumpenpapier,
Wovon man leben kann bei dem Humpen dahier.

— — ———

2.

Und wär' er auch für euch nichts weiter als ein Ketzer,
So war er doch ein biedrer edler deutſcher Mann,
Den man im beſten Weine wie im ſchlechtſten Krätzer
Genug nie loben noch auch je beſchimpfen kann.
Und hätt' er nur geſprochen das Eine Wort,
So müſſt' er leben unter uns hinfort:
„Wer nicht liebt Wein, Weib und Geſang,
Der bleibt ein Narr ſein Lebelang!“
Hoch lebe du ehrlicher Dr. Martine
sine fine!

——— ———

3.

Hoch lebe Scharnhorſt! Preußens Schutzpanier,
Und Ehr' und Ruhm für Preußens Schaaren!
Was er uns iſt, das wiſſen wir,
Wenn wir bedenken, was wir waren.

———

4.

(Der damalige Präſident des Feſtes, Prof. Schön, hatte kurz vorher einen Trinkſpruch auf die Frauen ausgebracht.)

Schön hört ſich's an, wenn Schön beim Schillerfeſt
Die ſchönen Frauen leben läſſt.

1838. Breslau.

[illegible] mit [illegible] Frauen schon voran,
[illegible] auf [illegible] Frau'n der Mann,
[illegible] der erst' im Paradies,
[illegible] ist der erste ohnedies.
[illegible] Mann nicht allerlei Leute,
[illegible] uns bringt, das Morgen und Heute.
[illegible] strebt und wagt, steht und nicht fällt
[illegible] lebt, unverzagt geht durch die Welt,
[illegible] sich müht für's Gut' und Rechte,
[illegible] erglüht mit Muth wider das Schlechte,
[illegible] auf eigenen Beinen steht,
[illegible] nicht nach jedem Wetter, Glauben und Meinen dreht,
[illegible] männlich, mit Geduld bieder erträgt,
[illegible] männlich ohne Schuld nieder sich legt,
[illegible] noch ist in Gefängniß,
[illegible] froh noch ist in Bedrängniß,
[illegible] weiß was er will, und will was er kann,
Ihr Männer, stoßet an!
Hoch lebe — mit und ohne Frau — der Mann!

Am 31. December nahm ich Abschied von der Bibliot[illegible] worin mir 15 Jahre lang Stoff genug geboten war, [illegible]prächtiges Seitenstück zu schreiben zu Hufeland's Kunst, [illegible] menschliche Leben zu verlängern, nämlich:

Die Kunst, das menschliche Leben zu — verkürzen.

Mit dem neuen Jahre 1839 hatte meine amtliche Schri[illegible]stellerei vorläufig ihre Endschaft erreicht, ich bekam nur n[illegible] ein Schreiben vom Ministerium, worauf keine Antwort nöt[illegible] war: ich erhielt für das Sommersemester Urlaub zu einer [illegible]terarischen Reise nach Österreich, Baiern, Würtemberg, [illegible] Schweiz, Baden, Frankreich und Belgien.

Einer angenehmeren Schriftstellerei konnte ich mich j[illegible] widmen.

Schon seit Jahren war ich mit Ernst Richter bemüht gewesen, in Schlesien Volkslieder zu sammeln und sammeln zu lassen. Wir nahmen jetzt eifriger die Sache in Angriff. Einen schönen Anlaß dazu erhielten wir durch eine Sammlung, die uns Dr. Bellmann*) vermittelt hatte. Es war darin das herrliche Lied von der schönen Hannele, welches mir anderswo noch nie vorgekommen war. Ich theilte seinen Inhalt in der Zeitung mit und knüpfte daran die Bitte, uns in unserm Unternehmen zu unterstützen. Zugleich schrieb ich sehr viele Briefe an Leute in der Provinz, bei denen ich eine thätige Theilnahme voraussetzte und bat sie um Beiträge. Richter, Musiklehrer am evangelischen Seminar, suchte seine Schüler für unser Unternehmen zu gewinnen; er machte sie aufmerksam auf Alles worauf es beim Sammeln ankomme. Da sie nun zu den nächsten Ferien in ihre Heimat gingen und vielfache Beziehungen zum Volke hatten, so durften wir von ihren Bemühungen guten Erfolg erwarten.

Die Sonntagsgesellschaft bei Prof. Müller ward auch diesen Winter von mir besucht. Es fanden sich die alten Gäste wieder ein, doch nicht die alte Fröhlichkeit. Schön, sonst so lebendig an der Unterhaltung sich betheiligend, schien leidend und verstimmt. Im vorigen Jahre um diese Zeit war es anders. Ich hatte damals den Vorschlag gemacht, eine Lessingsfeier zu

*) Dr. B. war mir sehr zugethan und erwies mir manche Gefälligkeit. Auf meinen Wunsch übersetzte er mir viele griechische Gedichte des Mittelalters, die ich dann bei meiner Vorlesung als Belege mittheilte. Er besaß gute philologische Kenntnisse, aber die Art sie als Privatdocent nutzbar zu machen, mochte wol nicht die rechte sein. Sein reizbares Wesen rührte aus seiner Kränklichkeit her. Im Sommer 1840 begab er sich zu seinem Bruder dem Pastor in Michelsdorf und starb dort bald nachher, 6. Aug., vgl. Nowack, Schles. Schriftst.-Lexikon 5. Heft S. 10.

Schön ging mit schönen Frauen schon voran,
Schön folgt auf schöne Frau'n der Mann,
Nicht weil er war der erst' im Paradies,
Sondern weil er ist der erste ohnedies.
Ich meine unter Mann nicht allerlei Leute,
Die jeder Tag uns bringt, das Morgen und Heute.
Wer männlich strebt und wagt, steht und nicht fällt
Und männlich lebt, unverzagt geht durch die Welt,
Und männlich sich müht für's Gut' und Rechte,
Und männlich erglüht mit Muth wider das Schlechte,
Und männlich auf eigenen Beinen steht,
Und sich nicht nach jedem Wetter, Glauben und Meinen dreht,
Und männlich, mit Geduld bieder erträgt,
Und männlich ohne Schuld nieder sich legt,
Und frei noch ist in Gefängniß,
Und froh noch ist in Bedrängniß,
Der weiß was er will, und will was er kann,
Ihr Männer, stoßet an!
Hoch lebe — mit und ohne Frau — der Mann!

Am 31. December nahm ich Abschied von der Bibliothek worin mir 15 Jahre lang Stoff genug geboten war, ein prächtiges Seitenstück zu schreiben zu Hufeland's Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, nämlich:

'Die Kunst, das menschliche Leben zu — verkürzen.'

Mit dem neuen Jahre 1839 hatte meine amtliche Schriftstellerei vorläufig ihre Endschaft erreicht, ich bekam nur noch ein Schreiben vom Ministerium, worauf keine Antwort nöthig war: ich erhielt für das Sommersemester Urlaub zu einer literarischen Reise nach Österreich, Baiern, Würtemberg, die Schweiz, Baden, Frankreich und Belgien.

Einer angenehmeren Schriftstellerei konnte ich mich jetzt widmen.

Schon seit Jahren war ich mit Ernst Richter bemüht gewesen, in Schlesien Volkslieder zu sammeln und sammeln zu lassen. Wir nahmen jetzt eifriger die Sache in Angriff. Einen schönen Anlaß dazu erhielten wir durch eine Sammlung, die uns Dr. Bellmann*) vermittelt hatte. Es war darin das herrliche Lied von der schönen Hannele, welches mir anderswo noch nie vorgekommen war. Ich theilte seinen Inhalt in der Zeitung mit und knüpfte daran die Bitte, uns in unserm Unternehmen zu unterstützen. Zugleich schrieb ich sehr viele Briefe an Leute in der Provinz, bei denen ich eine thätige Theilnahme voraussetzte und bat sie um Beiträge. Richter, Musiklehrer am evangelischen Seminar, suchte seine Schüler für unser Unternehmen zu gewinnen; er machte sie aufmerksam auf Alles worauf es beim Sammeln ankomme. Da sie nun zu den nächsten Ferien in ihre Heimat gingen und vielfache Beziehungen zum Volke hatten, so durften wir von ihren Bemühungen guten Erfolg erwarten.

Die Sonntagsgesellschaft bei Prof. Müller ward auch diesen Winter von mir besucht. Es fanden sich die alten Gäste wieder ein, doch nicht die alte Fröhlichkeit. Schön, sonst so lebendig an der Unterhaltung sich betheiligend, schien leidend und verstimmt. Im vorigen Jahre um diese Zeit war es anders. Ich hatte damals den Vorschlag gemacht, eine Lessingsfeier zu

*) Dr. B. war mir sehr zugethan und erwies mir manche Gefälligkeit. Auf meinen Wunsch übersetzte er mir viele griechische Gedichte des Mittelalters, die ich dann bei meiner Vorlesung als Belege mittheilte. Er besaß gute philologische Kenntnisse, aber die Art sie als Privatdocent nutzbar zu machen, mochte wol nicht die rechte sein. Sein reizbares Wesen rührte aus seiner Kränklichkeit her. Im Sommer 1840 begab er sich zu seinem Bruder dem Pastor in Michelsdorf und starb dort bald nachher, 6. Aug., vgl. Nowack, Schles. Schriftst.-Lexikon 5. Heft S. 10.

veranstalten, eine Veranlassung dazu lag für uns sehr nahe: Frau Prof. Müller ist nämlich die Nichte G. E. Lessing's. Mein Vorschlag fand Anklang, niemand aber wollte sich der Sache unterziehen. Da wendete ich mich an Schön: 'Wenn denn niemand Lessing's Geburtstag feiern will, so wollen wir es thun, den 22. Januar Abends 8 Uhr erwarte ich Sie bei Caprano.' Schön kam, wir stießen auf Lessing an, unterhielten uns einige Stunden ganz hübsch und gingen dann heim. Den folgenden Tag gab Schön einen Bericht in der Schlesischen Zeitung (1838. S. 129):

'Breslau 22. Januar. Der heutige Tag erinnerte die literarischen Einwohner dieser Stadt lebhafter als je, daß er Lessing's Geburtstag sei .... Eine Festgesellschaft wie sie z. B. Schillers Geburtstag herbeiführte, hat sich dieses Jahr noch nicht gebildet, aber doch schon ein Anfang dazu.'

Der 22. Januar ging diesmal still vorüber. Schön war bald nachher schwer erkrankt und starb nach wenigen Wochen, 13. März, ein großer Verlust für die Wissenschaft, die Universität und die schlesische Zeitung.*)

Die Vorbereitungen zu meiner Reise waren vollendet, ich konnte jeden Tag abreisen, ich wartete nur auf milderes Wetter. Da besuchte mich eines Tages Herr Eduard Lehmann. Er

schön, fuhr L. erfreut fort, wenn Sie mit uns reisten, Platz ist da und Ole Bull wird sich sehr freuen und Ihnen gewiß das Anerbieten machen, Sie kämen dann schnell, bequem und billig nach Wien.'

Den folgenden Tag besuchte ich Ole Bull. Er empfing mich sehr freundlich und bot mir einen Platz in seinem Wagen an. Ich ging auf das Anerbieten ein.

Ole Bull gab noch ein Concert, und am 7. März gegen Abend reisten wir ab. Der Wagen war groß, aber nur das Innere bequem für zwei Personen zum Sitzen oder Liegen. Das Cabriolett dagegen konnte kaum zwei Personen fassen und bot nur durch das Vorderleder und die Seitenwände Schutz gegen Regen und Wind. In diesem Cabriolett nahm ich mit Lehmann Platz. Die Aufschrift an jeder der beiden Wagenthüren mit großen goldenen Buchstaben hatte auch für die Cabriolett-Reisenden ihre Bedeutung, sie lautete: Bellum vita, vita bellum.

Wir fuhren mit Courierpferden und es ging schnell genug. Von den schönen Gegenden bei Grottkau und Neiße sahen wir nichts, es war Nacht. Als wir die österreichische Gränze erreichten, wurden wir angehalten. Wir schrieen 'Couriere!', die Gränzbeamten waren zwar stutzig, öffneten aber in guter Ueberzeugung von unserer Courierschaft den Schlagbaum, und ohne Aufenthalt fuhren wir weiter.

Die Fahrt ging jetzt langsamer, die Bergwege waren zum Theil ganz verschneit, hin und wieder lag der Schnee fünf bis acht Fuß hoch, die Pferde keuchten vor dem schweren Wagen.

Ole Bull hatte sich bisher mit seiner französischen Gattin, Madame Félicie ganz ruhig verhalten. Jetzt ging es ihm zu langsam und er öffnete das Kutschenfenster und schimpfte aus

Leibeskräften auf den Poſtillon. Wir mußten über dies erſte Lebenszeichen lachen: wir fuhren ſchon lange nicht mehr mit Courierpferden, in Öſterreich kannte man nur Extrapoſt, und mit noch mehreren und beſſeren Pferden wären wir auch nicht viel ſchneller vorwärts gekommen. Wir unterhielten uns ganz angenehm in unſerm Cabriolett und ertrugen mit Humor die ſchlechte Nacht und langweilige Fahrt. Erſt um Mittag den 8. März erreichten wir Troppau und die Nacht darauf Olmütz. Hier verweilten wir ein halbes Stündchen und Ole Bull geruhte ſich mit mir zu unterhalten. Ich fragte ihn, warum er denn das Bellum vita, vita bellum zu ſeinem Wahlſpruch gewählt habe, und er ſprach ſich recht hübſch darüber aus, wie einer der auch an dem Schickſal anderer Menſchen Antheil nimmt. Die Fahrt ging nicht in gewünſchter Schnelle weiter: die Wege waren mitunter ſehr ſteil, die Pferde konnten nur mit großer Anſtrengung die Anhöhen hinauf kommen und wenn es hinabaina, den ſchweren Waaen kaum aufhalten, zumal endlich

cretär, habe ja noch mehr zu leiden, wie ich ja auf der Reise sattsam erfahren hätte; ich möchte wenigstens ihm zu Gefallen bleiben.

Lehmann war ein gemüthlicher, theilnehmender und gefälliger Mensch, vielseitig gebildet, ein angenehmer Gesellschafter, ein tüchtiger Kenner und Lehrer der Musik und gewandter Schriftsteller.*) Als Reise-Leidensgefährte war er mir lieb geworden und ich konnte ihm seine Bitte nicht abschlagen: ich reiste weiter mit der Virtuosengelegenheit.

So weit ich Ole Bull kennen lernen konnte, so schien er mir ein höchst wunderlicher Mensch zu sein: herrisch, launig, liebenswürdig, eitel, gereizt, leidenschaftlich, — Alles durch einander wie eben Stimmung, Gelegenheit und Anlaß war; er war wie sein Violinspiel, und sein Violinspiel war wie er, er hätte passender für sein Bellum vita, vita bellum sich zum Wahlspruch nehmen können: Luna ego, ego luna — Das deutsche Laune stammt bekanntlich von dem lateinischen luna ab.**)

Am Mittag des 9. März trafen wir in Brünn ein. Da ich nun vorläufig nicht mehr im Cabriolett saß, so hatte meine einzige Beziehung zu Ole Bull aufgehört und ich lebte frei und froh für mich. Am Abend war ich im Theater mit Lehmann und dem Violinspieler Ernst, später im Adler. Den Sonntag darauf besuchten mich Ohéral, Herausgeber des Jurende'schen Wanderers, und Wanitschek, Mitarbeiter an der

*) Wir sahen uns nachher nicht wieder. In Pesth hatte er die Sängerin Marie Rauch kennen gelernt und später geheirathet. Sie ward dann Sängerin bei dem Theater in Mannheim und er dort Hof-Gesanglehrer. Dann übersiedelten sie nach Frankfurt, wo L. den 30. April 1848 starb. Nekrolog der Deutschen 1848 S. 336 ff.

**) Am ausführlichsten und besten spricht über ihn das Jos. Meyer'sche Conversations-Lexikon 6. Bd. (1843) S. 875–878 unter Bull.

Moravia. Später lernte ich kennen den Banquier Hermann Frankel. Nach Tische ging ich in das böhmische Schauspiel. Es wurde Raimund's Verschwender gegeben. Das Böhmische machte einen wunderbaren Eindruck auf mich: ich verstand natürlich kein Wort, und — mußte weinen. Die Gallerie war überfüllt, der erste und zweite Rang ganz leer. Es wurde viel geklatscht, viel Bravo gerufen. Ein Sänger mußte zweimal sein Lied wiederholen; als er stürmisch zum dritten Male aufgefordert ward, zu singen, sagte er auf böhmisch: 'Ich würde gerne noch mehr singen, aber die Herren Deutschen kommen gleich über uns,' d. h. um sieben Uhr beginnt in denselben Räumen das deutsche Schauspiel. Die Hauptspieler im Böhmischen waren meist Statisten und untergeordnete Mitglieder der deutschen Bühne.

Den Abend war ich zu Ernst's Bruder eingeladen, der eine Speiseanstalt für Juden hielt. Wir wurden auf das Freundlichste empfangen und bewirthet und verlebten einen sehr angenehmen Abend.

Zum 11. gab Ole Bull sein Concert. Am Morgen ging ich mit Ohéral auf den Franzensberg und freute mich der schönen Aussicht: rechts der Spielberg, links das Schlachtfeld von Austerlitz, vor uns die Eisenbahn und das Benedictinerkloster Raigern. Dann besah ich mir die Handschriften im Augustiner Chorherrnstift und besuchte den Pater Klatzel, einen böhmischen Dichter und freisinnigen Theologen. Mittags gab mir zu Ehren Frankel ein ausgezeichnetes Mittagsmal im Adler und schenkte mir eine österreichische Pfeife mit einem Meerschaumkopf. Den Abend wohnte ich unter den Concertisten dem Concerte im schwarzen Bären bei. Um 9 Uhr waren wir wieder unterwegs.

Wir fuhren die ganze Nacht durch. Bull verhielt sich ruhig. Erst in der Morgendämmerung, als der Wagen still stand, stürzte er wie ein Berserker fluchend auf den Postillon los. Dieser hatte den besten Willen fortzukommen, aber sein eines Pferd nicht, das war stetisch und alles Schreien und Schlagen half nichts. Endlich kam es wieder in Gang, es dauerte aber nicht lange, so stand es wieder. Das wiederholte sich denn noch sehr oft und Ole Bull mußte sich drein finden und ward still.

Auf der letzten Station hatten wir weiter keine Hindernisse. Bei der Mauth am Tabor mußten wir anhalten; der Ruf 'Couriere' nützte hier nichts mehr. Ole Bull ward sehr ärgerlich. 'Aber, meine Herren, entgegnete schalkhaft lächelnd der Mauthbeamte, Sie sind doch keine Couriere!' Unsere Sachen wurden untersucht, die Beamten waren sehr freundlich und überzeugten sich bald, daß wir nichts Mauthbares bei uns hatten. Wie fuhren ins goldene Lamm in der Leopoldstadt. Ich blieb dort, dankte und nahm Abschied. Ich hatte an dieser einen Virtuosenfahrt genug und habe nie nach einer zweiten Auflage begehrt.

Vom 12. März bis 10. Mai blieb ich in Wien. Mein Hauptzweck war die Vollendung des schon 1834 begonnenen Verzeichnisses der altdeutschen Handschriften der Hofbibliothek. Niemand konnte mir dazu behülflicher sein als Endlicher und niemand war es auch wie er; nicht eifriger hätte er sich der Sache annehmen können, wenn es seine eigene gewesen wäre. Er sorgte dafür, daß mir alle Handschriften vorgelegt wurden, verschaffte mir die nöthigen Hülfsmittel und ermunterte mich zur Ausdauer, wenn ich mitunter die ganze Arbeit aufgeben wollte: sie war in der That durch die peinliche Genauigkeit, die immer

beobachtet werden mußte, ſehr angreifend und in Betreff der Ermittelung des Inhalts oft ſehr trocken und unerquicklich.

Endlicher wohnte noch immer im ſilbernen Hute am Bauernmarkte. Er war der erſte den ich beſuchte. Er empfing mich ſehr herzlich, er war noch ganz derſelbe wie früher: theilnehmend, aufopfernd, gefällig, liebenswürdig.

Wir ſahen uns faſt täglich. Ich war oft zu Tiſche eingeladen, Sonntag und Donnerſtag regelmäßig. Es war ihm beſonders lieb, wenn ich mich des Donnerſtages zu Mittag einfand, denn dieſer Tag war für ihn ein recht qualvoller. Endlicher gehörte nämlich zu den wenigen von Metternich Auserwählten, die den Kaiſer jeden Tag wiſſenſchaftlich unterhalten mußten. Endlichern war die Unterhaltung über Botanik zugewieſen. Wie wenig davon beim Kaiſer die Rede war, läßt ſich denken. Die ſchonende Rückſicht, die Endlicher dem hohen Herrn gegenüber nehmen mußte, und deſſen wunderliche Fragen und Auslaſſungen waren für Endlicher oft ſehr peinlich, aber auch

und äußerte sich oft darüber: 'Generalpardon! sie sollen alle Generalpardon haben!' — Den letzten Donnerstag war der Kaiser auf Hannover zu sprechen gekommen; er mochte von anderer Seite über die dortigen Verfassungswirren gehört haben: 'Der König von Hannover gefallt uns gar nit, gar nit. Aber sagens, wo liegt denn Hannover?'

So ergötzlich diese kaiserlichen Äußerungen, die übrigens nur unter uns blieben, für uns auch waren, so hatten sie doch für uns ihre ernste Seite. Wir bedauerten, daß ein Mann mit einem so guten und wohlwollenden Herzen der Spielball selbstsüchtiger Zwecke sein mußte. Darum sangen denn die Wiener auch auf gut Metternichsch: 'Gott erhalte Ferdinandum!'

Besonders angenehm aber waren die vielen Abende, die ich im Endlicherschen Hause verlebte. Seine Frau lernte ich jetzt eigentlich erst kennen, im J. 1834 lebte sie auf dem Lande. Cäcilia, Tochter Adam Müller's, war eine feingebildete, liebenswürdige Frau. Sie hatte viel Sinn für Poesie und überhaupt für Kunst, sie zeichnete selbst sehr hübsch. Auch ihre jüngere Schwester, verlobt mit einem Herrn von Pilat (Sohn des weil. österreichischen Beobachters) und ihr Bruder Albert pflegten zuweilen sich einzufinden. Es wurde dann immer viel gesprochen, gesungen, gescherzt und gelacht.

Als Endlicher einige Tage krank war, besuchte ihn auch Jarcke, den ich bisher gemieden hatte. Wir gingen, seit wir als Freunde in Bonn von einander Abschied nahmen, so ganz verschiedene Wege, daß ich mich nach einem Wiedersehen gar nicht sehnte, und wir sahen uns nun doch wieder. Die alten hübschen Erinnerungen führten den Freund dem Freunde wieder zu. Jeder vermied sorgfältig das politische und religiöse Gebiet

und so verkehrten wir, so oft wir uns sahen, immer hübsch mit und neben einander.

Endlicher hatte damals vielen Umgang mit J. P. Kaltenbaeck, und so kam ich mit diesem auch in nähere Berührung. Wir waren oft zusammen und unterhielten uns über österreichische Dichter, Sprache, Volkslieder, Sitten und Gebräuche. Kaltenbaeck hatte allerlei hübsche litterarische Pläne, schien mir aber nicht die gehörige Ausdauer zu haben, etwas gründlich und erschöpfend auszuarbeiten. Ich habe später nie erfahren, dass er etwas Bedeutendes geleistet hat. Er war übrigens sehr gefällig und wußte mir zu meinen Arbeiten manches Buch zu verschaffen, das ich sonst nirgend bekommen konnte.*)

Bei meinen anstrengenden Arbeiten und dem mitunter recht schlechten Wetter — den 3. April schneite es immer fort — war ich unwohl und endlich recht verdrießlich geworden. Endlicher suchte mich zu zerstreuen und zu erheitern. Als die schönen Tage kamen, fuhren wir öfter zusammen in die Umgegend und den Prater. Zuweilen gingen wir auch ins Theater. So sehr mich jene Fahrten in der freien, herrlich auflebenden Natur erquickten, so wenig vermochte es das eigentliche Wiener Schauspiel. An diesem Unsinn, dieser Gemeinheit in Worten und Darstellung bekam ich einen gründlichen Ekel. So sah ich im Theater an der Wieden Nestroy's verhängnißvolle Faschingsnacht, worin der Verfasser selbst den Holzhacker spielte, und noch heute ist mir die Erinnerung daran eine widerwärtige.

Mit Kopitar traf ich nur auf der Hofbibliothek zusamme

*) Geb. zu Hofkirchen 11. Januar 1803, † zu Wien 22. Juni 18[illegible] nachdem er die letzten Jahre seines Lebens in gänzlichem Blödsinn [illegible] gebracht hatte. Seine Schriften sind verzeichnet in C. v. Wurzba Biogr. Lexikon 10. Th. S. 406—409.

Die Tischgesellschaft im weißen Wolf hatte sich aufgelöst, er speiste im Schwan und ich im Pfau, einem billigeren Vogel.

Auf der Hofbibliothek sah ich auch jeden Tag Ferdinand Wolf. Er schien lieber seine freien Stunden seinen romanischen Studien zu widmen als dem Verkehre mit der Welt, wonach er auch wol gar kein Bedürfniß fühlte. Anderen gegenüber war der fleißige, kenntnißreiche Mann sehr still und überhaupt nach allen Richtungen hin zu bescheiden. Ebendarum hatte ich eine besondere Zuneigung zu ihm, aber wir kamen nur selten zusammen.*)

Eines Abends waren wir bei Karajan ganz vergnügt. Theodor Georg von Karajan hatte sehr früh erkannt, bei seiner großen Vorliebe zu geschichtlichen Forschungen aus den Quellen, daß eine Kenntniß des Altdeutschen nothwendig sei. Seit einiger Zeit trieb er es nun unter Leitung seines Freundes Hahn mit großem Eifer. Er hatte eben das Gedicht von den Siebenschläfern herausgegeben. Er ist später als Germanist mit großem Glück und reichen Hülfsmitteln thätig gewesen und hat sich namentlich um die österreichischen Dichter des Mittelalters große Verdienste erworben.**)

Auf der Hofbibliothek lernte ich Lenau kennen. Ich besuchte ihn später in seiner Wohnung. Er war ernst und zurückhaltend und machte den Eindruck eines Menschen, der mit sich und der Welt zerfallen war. Wir sprachen über Magyarenthum, die Lüneburger Heide, America, Tyrol — so hätte ich mich mit manchem Anderen auch unterhalten können. Vier

*) Er ist nun leider auch todt, er starb 18. Februar 1866. Adolf Mussafia hat ihm einen liebevollen Nachruf gewidmet: 'Zur Erinnerung an Ferdinand Wolf. Wien. Selbstverlag des Verfassers. 1866.'

**) Vgl. Const. v. Wurzbach, Biogr. Lexikon 10. Th. S. 467—473.

Wochen nachher kam er zu mir mit Karajan und Wolf. Wir gingen in die Birne auf der Landſtraße. Der ſchöne Saal war überfüllt von Gäſten. Wir fanden mit Mühe ein Plätzchen, und ſpeiſten ſehr gut zu Abend. Lanner trug vieles auf der Geige vor und ahmte meiſterhaft die Olebulliſchen Kunſtſtücke nach, ſo daß das Publicum alle Augenblicke in lauten, anhaltenden Jubel ausbrach. Mich ergötzte die Geſchichte gar ſehr und ich war recht luſtig. Lenau nahm wenig Theil an unſerer Unterhaltung noch an dem was Lanner bot, er rauchte aus ſeinem wohlgepflegten Meerſchaumpfeifenkopf und ſah ſehr gleichgültig drein. Er war als Raucher ein echter Wiener und dem Meerſchaumpfeifencultus mit Regietabak eifrigſt ergeben. Wir ſahen uns nie wieder und wären uns auch ſpäter nicht näher gekommen: wir hatten keine wechſelſeitige Anziehungskraft.

Noch muß ich eines Mannes gedenken, mit dem ich auch öfter zuſammen war: Friedrich Witthauer. Er hatte die 'Zeitſchrift für Kunſt, Literatur, Theater und Mode' gegründet, die

Jägerzeile entlang. Ich fuhr mit Endlicher auch mit: wir sahen uns die vielen bald gewöhnlichen, bald schönen, bald häßlichen Wagen, Pferde und Menschengesichter an. Am Lusthause war ein großes Getümmel. Der Kaiser und sein Bruder gingen zu Fuß mitten unter dem Volke umher, ohne daß dieses sich um sie sonderlich kümmerte. Es war ein Volksfest ohne Freude, langweilig für den Wanderer und Fahrer, den Beschauer und den Beschauten.

Den folgenden Tag lud mich Endlicher ein. Wir feierten ein hochwichtiges Ereigniß mit Champagner und Gesang, nämlich die Vollendung meines Verzeichnisses der altdeutschen Handschriften der Hofbibliothek.

Die nächsten Tage hatte ich nun noch genug zu thun mit dem fünffachen Register. Endlich war auch das vollendet und in wahrer Herzenslust schrieb ich darunter:

Explicit hoc Maio, gracias Deo quinquies aio.

Ich ordnete meine Papiere, nahm Abschied und am 10. Mai setzte ich meine Reise fort. Endlicher und Kaltenbaeck begleiteten mich. Wir kehrten unterwegs oft ein und waren sehr heiter. In dem noch öden Baden blieben wir die Nacht und fuhren den andern Tag durch das Helenenthal nach Heiligenkreuz. In der Klosterbibliothek sah ich die Handschriften durch und fand nichts Althochdeutsches als das bekannte Glossarium des Bischofs Salomon von Constanz.*) Als ich mich zu lange mit den Handschriften beschäftigte, wurden meine Reisegefährten ungeduldig und ließen mich allein. Ich beeilte mich und war bald wieder bei ihnen. Wir speisten noch mit einander

*) Pghs. 12. Jahrh. 275 Bl. fol.

und nahmen dann Abſchied. Weder Endlicher noch Kaltenbaeck ſah ich je wieder.

Im ſchönſten Wetter fuhr ich aus einem Thal in das andere. Ringsum war Alles frühlingsgrün, nur die fernen Berge waren noch mit Schnee bedeckt. Gegen Abend erreichte ich die Ciſterzienſer-Abtei Lilienfeld. Da das Kloſter erſt in neuerer Zeit wieder hergeſtellt war, ſo vermuthete ich nichts in der Bibliothek und begnügte mich mit der Anſicht von außen. Ich wandelte im Freien umher und freute mich des reizenden Thales.

Sonntag den 12. Mai in aller Frühe fuhr ich auf einem unbequemen Steierwägel über Wilhelmsburg nach St. Pölten, und dann in einem beſſeren Fuhrwerk mit zwei ſtattlichen Pferden nach Göttweih hinauf.

Ich wurde ebenſo freundlich empfangen wie im J. 1827 und 1834. Der Archivar Blumberger führte mich zum Abte. Der alte Herr war ſeitdem erblindet, aber noch ebenſo geiſtig

sichten. Ich fühlte mich recht wohl und munter. Aus den mancherlei Gesprächen erinnere ich mich noch einer Äußerung des Prälaten. Als eine seiner theologischen Ansichten angefochten ward, beharrte er dabei und erklärte: 'Nihil revoco, nihil explico.'

Der Bibliothecar Pr. Leopold, mit dem ich viel verkehrte, und der Pr. Schaffner begleiteten mich nach Stein. Hier wartete ich das Dampfschiff ab, um eine Donaufahrt bis Linz zu machen.

Ich blieb bis 2 Uhr Nachts auf dem Verdecke, um mir nichts entgehen zu lassen. Dann aber wurde es empfindlich kalt, ich flüchtete in die Kajüte. Wir bekamen nun Nebelregen und Gegenwind. Unter den langweiligen Menschen hielt ich es auch nicht lange aus, ging wieder hinauf und stieg in den Gmunder Gesellschaftswagen, der auch die Reise mitmachte, und rauchte mein Pfeifchen. Das Wetter wurde immer schlechter, die Unterhaltung nicht besser, wir kamen nur langsam von der Stelle und erreichten erst den folgenden Tag (16. Mai) spät Abends in Dunkelheit und Regen Linz, die Fahrt war höchst langweilig.

In Linz weilte ich nur bis folgenden Nachmittag. Im Museum Francisco-Carolinum, welches noch nicht lange bestand, besah ich die Handschriften, Urkunden und Alterthümer. Dann fuhr ich mit sieben Geistlichen nach St. Florian und feierte dort das Pfingstfest. Das Wetter war launig, der Regen verwandelte sich in Schnee, das Thal war grün und das Gebirge ringsum mit Schnee bedeckt.

In St. Florian weilte ich 17—21. Mai. Von den alten lieben Bekannten traf ich den Propst Joseph Arneth und die Chorherren Jodocus Stülz und Schmidberger.

Ich reiſte nun dem Hochgebirge entgegen und ſo aus einem Frühling in den anderen. Auf dem Wege nach Kremsmünſter war die ganze Gegend ein grünes Meer von Gras und Laub mit Blüthenwellen. Manche Apfel- und Birnbäume waren ſo mit Blüthen bedeckt als ob ſie in ein weißes Tuch gehüllt wären. Ich fand auch hier wie in St. Florian die gaſtlichſte Aufnahme.

Von hier begab ich mich nach der Benedictiner-Abtei Lambach. Die Bibliothek hat etwa 500 Handſchriften und iſt von Mone genau durchſucht. Ich fand nichts mehr für meine Zwecke. Das Wetter war ziemlich gut, das Gebirge lag in voller Klarheit da und den ganzen Weg hin ſah ich den ſtattlichen Traunſtein.

Den folgenden Tag, 23. Mai, verſuchte ich die Reiſe auf einem Stellwagen, ein Seitenſtück zu meiner Donaufahrt: Regen, Wind und Kälte, aber doch erträglicher als auf dem Waſſer. Der Weg bis Salzburg ſehr unterhaltend: bei Schwa-

jeder 10 fl. vor. Der Mauthbeamte fragte: 'Doch keine Krätze?' und unterſuchte ihnen die Hände und die unterſten Armgelenke. — 'O Gott bewahre!' — 'Nun, nun! thut nur nicht ſo! Da ſind ſchon ganz andere Leute da geweſen, vornehmere als ihr, Profeſſoren und ſo, und mit denen war es auch nicht richtig.' — Ich muß bemerken, daß er meinen Paß noch nicht geleſen hatte. — Nach kurzem Aufenthalte ging es weiter. In Stein übernachtete ich.

Samſtag am 25. Mai um 5 aufgebrochen. Um 10 in Waſſerburg. Viel Leben am Inn und in der Stadt. Nichts Zartes und Feines als die Dorfkirchthürme und die Hopfenſtangen. Die Menſchen auf ihrem Kirchgange plumpe, derbe Geſtalten mit oft unglaublich dummen Geſichtern. Abends 8 Uhr in München.

Vom 26. bis zum letzten Mai in München. Ich verkehrte nur mit Schmeller, Martius und Maßmann. Mit allen dreien war ich öfter zugleich zuſammen, oder der eine und der andere beſuchte mich, oder ich ihn. Schmeller unverändert, immer der fleißige, ſinnige und gründliche Forſcher, der kenntnißreiche und beſcheidene Gelehrte und liebenswürdige Freund. Wir ſprachen viel über die deutſchen Studien, altdeutſche Metrik, Volkslieder und dgl.*) Bei ſeinem Freunde Martius verlebten wir einen ſehr heiteren Abend. Martius war immer noch lebendig wie ſonſt, und vielſeitig in ſeiner wiſſenſchaftlichen Thätigkeit wie Unterhaltung. Eines Mittags war ich bei ihm zu Tiſche eingeladen. Wir ſprachen viel über die traurigen Zuſtände Deutſchlands, Deutſchlands Zerriſſenheit, Baierns

*) Schmeller's Briefe an mich ſind gedruckt in Pfeiffer's Germania 12. Jahrg. (1867) S. 248—253.

Preußenhaß. Dann las er mir aus ſeinem Gedichte Suitram Manches vor, und erzählte mir viel von ſeinen Erlebniſſen in Braſilien. Zu Thränen rührte mich folgende Geſchichte:

'Eines Tages komme ich auf meinen Streifzügen mit meinen Gefährten in eine einſam liegende Wohnung. Wir treffen nur einen alten Mann mit ſchneeweißen Haaren. Wir ſprechen deutſch unter einander. Als er die Klänge ſeiner Heimat zum erſten Male ſeit ſeiner Jugend wieder hört, wird er ſo freudig ergriffen, daß er, noch ehe die Seinigen ſich einfinden, am Heimweh ſtirbt.'

Als ich Maßmann beſuchte, war er eben beſchäftigt mit ſeiner Ausgabe des Eraclius und der Facſimilierung eines Bruchſtückes des alten Reinhart für Jacob Grimm. Er war ſehr unbefangen und freundlich. Wir gingen ſofort zu Schmeller. Dann lud er mich zu Mittag ein und nach Tiſche machten wir einen Spaziergang. Die folgenden Tage ſetzten wir den freundlichen Verkehr fort. Es ſchien, als ob alle unſere früheren

heiten zur Sprache brachte; ein Muſter der Art iſt ſeine Vorrede zum letzten Theile von Graff's Sprachſchatz.

Von dem öffentlichen Leben in München erfuhr ich nur wenig. Den Bockkeller beſuchte ich zweimal. Das Bier ſchmeckt angenehm, iſt aber für unſer einen zu ſtark. Die Leute drängten ſich dermaßen hinein und hinaus, daß man ſchwer ein Glas Bier, noch ſchwerer einen Platz bekommen konnte. In dem düſtern ſchmierigen Raume, der überhaupt nur Einmal erſt geweißt zu ſein ſchien, bei dem wühligen Gedränge und dem Heidenlärme war es mir ſehr unbehaglich. Wenn man die Tiſche ſah voll Überreſte des Biers und dann die alten ſchmierigen Radiweiber, wie ſie aus ihren ſchmierigen Taſchen ein ſchmieriges Buchsbaumbüchschen, worin 5 Löcher, hervorholten und auf den ſchmierigen Tiſch einige Körnchen Salz herausklopften, und wie der gute Baier den Rettig verarbeitete, dann hatte man genug. Doch ländlich, ſittlich. Den anderen Tag zogen die Leute von der Frohnleichnamsproceſſion unmittelbar mit Schärpen und Fahnenſtangen in den Bockkeller, von der Glaubens- zur Biereinheit.

In der zwangloſen Geſellſchaft, in welche mich Maßmann einführte, lernte ich dagegen das feine Münchener Leben kennen, da gab es Salami und Spargel, Affenthaler, Oberpfälzer und Champagner. Es waren hier als Gegenſatz des Baierthums nur eingewanderte Münchener: v. Martius, Thierſch, Neumann, E. Förſter ꝛc.

Den 31. Mai verließ ich München. Mit einem Hauderer machte ich die Fahrt nach Innsbruck. Meine Reiſegeſellſchaft, ein Mechanicus aus München mit ſeiner Tochter, der ſeinen Sohn in Athen beſuchen wollte, und ein baieriſcher Officier. Wir waren alle ſchnell mit einander bekannt und es fehlte nie

an Anlaß und Stoff zur Unterhaltung. Der Officier war ein ſehr munterer, liebenswürdiger Mann, vielſeitig gebildet, kunſtliebend und übend. Da er die Gegend ringsum genau kannte, ſo wußte er immer die beſte Auskunft zu geben, es war nie nöthig erſt den Bädeker nachzuſchlagen. Anfangs fuhren wir in dichtem Nebel, bald aber klärte es ſich auf, die Berge wurden immer höher, die Gegend immer ſchöner. Zu Mittag fuhren wir am freundlichen Kochelſee vorüber und freuten uns lange an der ſchönen Ausſicht. Dann bogen wir links die Straße hinauf über den ſteilen Keſſelberg und gelangten an den dunkelen Walchenſee, der von Hochwald und Bergen eingeſchloſſen einen Umfang von ſieben Stunden hat. Er liegt 2745′ ü. M. und noch 687′ über dem Kochelſee. Wir übernachteten in der Poſt im Dorfe Walchenſee.

Am folgenden Tage brachen wir zeitig auf. Vom Walchenſee war nichts zu ſehen, dicker Nebel hüllte ihn ein. Bald klärte es ſich auf, noch ehe wir in das grüne Sachthal bei Mar

herrliche Aussichten auf das Innthal und das südliche Hochgebirge mit seinen Schneefeldern und Gletschern.

Am Nachmittag fuhren wir im grünen Innthale: felsiges Hochgebirge auf beiden Seiten, oben kahl und noch mit Schnee bedeckt, von der Mitte bis zum Fuße herab Föhren, Tannen und Buchen, ein schöner Weg bis Innsbruck.

'Wenn Sie mich zum Führer nehmen wollen, sagte der Officier, so bin ich bereit und zeige Ihnen in Einer Stunde alles Sehenswerthe Innsbrucks; mit einem Lohndiener würden Sie wol einen halben Tag dazu brauchen.' Ich nahm das Anerbieten dankbar an. Wir gingen sofort in die Kirche zum heil. Jacob und besahen das Grabmal Maximilians I. und das Denkmal Andreas Hofer's, und besuchten dann die Plätze, wo die Tyroler gegen die Baiern gefochten hatten.

Mein Reisegefährte weilte nun noch einige Stunden bei mir im Gasthofe. Jetzt theilte er Näheres über sich mit: er hieß Lutz, Hauptmann in baierischen Diensten, war 3 Jahre in Griechenland gewesen und stand zu München in Garnison, wo er Zeit und Anregung genug hatte, nebenbei seiner Lieblingsneigung, der Landschaftsmalerei, zu leben.

Am anderen Tag sang ich mir, aber in anderer Stimmung, als jener hatte, der das Lied zum ersten Male sang:

Innsbruck! ich muß dich lassen,
Ich fahr dahin mein Straßen.*)

Ich wollte nun von hier an den Bodensee und brauchte dazu vier ganze Tage.

Den 2. Juni 5 Uhr Morgens nahm ich meinen Platz im Stellwagen nach Landeck. Es war Sonntag und es hatten

*) Volkslieder von Uhland S. 131.

ſich viele Reiſegefährten eingefunden, und wie immer bei dieſen Gelegenheiten, eine ſehr gemiſchte Geſellſchaft. Der Kutſcher war wol noch vom vorigen Tage berauſcht und ſuchte ſich bei jedem Wirthshauſe die alte Stimmung aufzufriſchen: er fuhr ſo in den Tag hinein, daß wir fortwährend in Lebensgefahr ſchwebten. Zweimal rettete uns ein Officier von einem Sturze in den Abgrund. Erſt um 8 Uhr Abends trafen wir in Landeck ein.

Den 3. Juni von Landeck nach Bludenz mit einſpänniger Extrapoſt, die aber, als die Straße ſteiler wurde, bald ſich in eine zweiſpännige verwandelte. Zwiſchen St. Anton und Stuben iſt die Gränze zwiſchen Tyrol und Vorarlberg. Schon weit vor der Jochhöhe (5373' ü. M.) lag noch Schnee und weit drüber hinaus. Die Straße war 'ausgeſchöpft', oft fuhr man noch zwei- bis dreihundert Schritte zwiſchen Schneewänden, die mitunter gegen 12 Fuß hoch waren. Hin und wieder Spuren von Lawinen, die über den Weg gerollt waren. Erſt nach

Ich ging sofort zum alten Schlosse hinauf, um den Freiherrn von Laßberg kennen zu lernen. Das alte Gebäude mit dem sogenannten Thurme des Dagobert war 1508 von einem Constanzer Bischof erbaut. In neuerer Zeit gerieth es sehr in Verfall und gelangte so erst in den Besitz Laßberg's. Er hatte es ziemlich wohnlich einrichten lassen und seine Bibliothek, die einen Schatz altdeutscher Handschriften enthält, darin aufgestellt.

Ich wurde wie ein fahrender Ritter begrüßt: 'Hat der Burgwart schon Ihre Sachen in Empfang genommen?' — 'Die sind noch im goldenen Löwen, wo ich abgestiegen bin.' — 'Nun, es versteht sich von selbst, Sie bleiben bei mir — die Sachen sollen sofort geholt werden.' Mir war die freundliche Einladung sehr willkommen, ich hatte ebenso großes Verlangen, den Herausgeber des Liedersaals wie seine Bibliothek näher kennen zu lernen. Laßberg, schon damals sehr alt, war immer noch eine stattliche Gestalt: groß, in gerader Haltung stehend oder einherschreitend, mit schneeweißen Haaren und dem Vertrauen erweckenden Blicke machte er den Eindruck eines ehrwürdigen, biederen und gemüthlichen alten Mannes. Er führte mich in das nächste Zimmer, wir setzten uns und ich mußte mit ihm den Willkomm in 34r Meersburger trinken. Es erschienen nun auch seine Gemalin, Maria Anna, geb. Freiin Droste-Hülshoff, erst seit dem 19. Oct. 1834 Frau von Laßberg, und ihre Schwester Annette Elisabeth, die Dichterin. Beide begrüßten mich als alten Bekannten; ich hatte sie als junge Mädchen in der Familie Haxthausen in Bökendorf, ihren Verwandten, kennen lernen.

Laßberg zeigte mir nun seinen Handschriftenschatz, zunächst ein mit Edelsteinen reich geschmücktes Evangeliarium aus dem 9. Jahrh., dann die prachtvoll geschriebene Hohenemser Hand-

schrift der Nibelungen und viele andere so wie viele saubere Abschriften von seiner Hand.

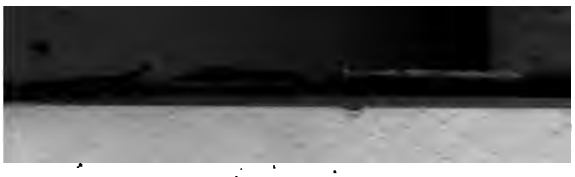
Ich führte ein einfaches, angenehmes Leben. Den Morgen blieb ich auf meinem Zimmer, vor Mittag war der alte Herr nicht sichtbar. Nach Tische gingen wir dann in die Bibliothek und ich verzeichnete so nach und nach sämmtliche Handschriften.*)

Wir waren die Zeit über immer zu Hause, nur eines Nachmittags, wie es eben schönes Wetter war, machten wir einen Spaziergang, und den letzten Abend — es war gerade Sonntag — gingen wir ins Theater. Eine herumziehende Truppe gab: Gutenberg von Frau v. Weißenthurn. Wir waren die einzigen, die den ersten Rang einnahmen, wir saßen zur Auszeichnung auf alten hochlehnigen Lederpolsterstühlen. Die Schauspieler leisteten die Möglichkeit, da bei der Kleinheit und Nähe der Bühne ihnen gar keine Täuschung zu Statten kam, und wir gingen am Ende befriedigter heim als mancher manchmal aus einem Hoftheater.

Am 10. Juni nahm ich Abschied. Laßberg verehrte mir noch zum Andenken seinen 'Liedersaal', 4 Bände, dessen letzter einen Abdruck der Hohenemser Handschrift der Nibelungen enthält. Dies Werk, welches bereits in den Jahren 1820 und 21 gedruckt wurde, war nur den Freunden Laßberg's bisher zugänglich, da es nur der Herausgeber verschenkte.

---

*) Diese reiche altdeutsche Bibliothek wurde später angekauft vom Fürsten Karl Egon von Fürstenberg und der Bibliothek zu Donaueschingen einverleibt: 273 Handschriftennummern und gegen 12,000 Druckbände. Die Handschriften sind beschrieben in: K. A. Barack, Die Handschriften der Fürstlich-Fürstenbergischen Hofbibliothek zu Donaueschingen. Tübingen 1865. gr. 8°. VII. 666 SS. — Freih. Joseph von Laßberg † 15. März 1855, 86 Jahr alt.



Um 8 Uhr Morgens segelte ich hinüber nach Staad, ging dann zu Fuß nach Constanz, und fuhr gegen Abend mit dem Eilwagen nach St. Gallen, wo ich erst um Mitternacht eintraf.

Die berühmte St. Galler Stiftsbibliothek war immer das Ziel meiner Wünsche gewesen. Ich beabsichtigte alle noch darin vorhandenen althochdeutschen Werke nach und nach herauszugeben nach eigener sorgfältiger Abschrift oder Vergleichung der bisher erschienenen Abdrücke mit der Urschrift. Ich besuchte am nächsten Morgen den Bibliothecar Weidmann.*) Er führte mich sofort in die Bibliothek.

Ich war dann drei Tage hinter einander, jeden Tag mehrere Stunden mit ihm in der Bibliothek. Ich sah mir viele Handschriften an und las den ganzen Arxschen Katalog durch. Da überzeugte ich mich denn, daß ein langer Aufenthalt nothwendig sei, wenn ich meinen Zweck erreichen wollte. Den dritten Tag lernte ich den Professor Heinrich Hattemer kennen. Er hatte sich bisher viel mit neuer deutscher Grammatik beschäftigt, auch eben erst eine 'Teutsche Sprachlehre' in seiner Vaterstadt Mainz herausgegeben. Es ließ sich erwarten, daß bei dem jetzigen Standpunkte der deutschen Sprachwissenschaft auch Hattemer sich mit der Geschichte der deutschen Sprache befaßt habe und auch darin etwas zu leisten bereit sei. Wir sprachen nun über die althochdeutschen Denkmäler. Hattemer äußerte, daß er schon daran gedacht habe, sämmtliche herauszugeben. Ich redete ihm sehr zu, mir lag ja nur daran, daß

*) Er gab später heraus: Geschichte der Bibliothek zu St. Gallen seit ihrer Gründung 830 bis auf 1841. Aus den Quellen bearbeitet auf die tausendjährige Jubelfeier. St. Gallen 1841. 8°.

überhaupt die Arbeit einmal geſchähe. Hattemer verſprach mir, ſich eifrig dem Unternehmen zu widmen.

Den erſten Tag beſuchte ich auch den Prof. Joſeph Greith. Er lud mich zum Frühſtück auf den anderen Morgen. Ich fand mich zeitig ein. Er ſpielte mir mehrere Compoſitionen meiner Kinderlieder vor. Er war eifrig bemüht, den Sinn für Geſang in Haus, Schule und Kirche zu beleben und hatte einige Liederſammlungen drucken laſſen. Leider meinte er, würde zu ſehr dagegen gewirkt und namentlich von ſeinem Bruder Carl Greith, *) von dem er geradezu behauptete: 'Er richtet unſere Schulen zu Grunde.'

So ſprang jede Unterhaltung ſchnell ins Politiſche über und es blieb mir nichts übrig, als mich von meinem deutſchen Standpunkte aus, denn anders konnte ich ja nicht, bei den Tagesfragen der Schweizer zu betheiligen. Der Streit ward immer heftig und man merkte, wie erbittert der Haß der Parteien gegen einander ſein mußte. Um auch das parlamentariſche

über Teufen sehr beschwerlich, immer auf und ab, und am Ende wenig lohnend: Berge und Himmel, Gras und schlechte Wege, Häuser wie große Blechbüchsen hie und da. Am folgenden Tage, es war Sonntag, sahen wir die jungen Burschen und Mädchen im Sonntagsstaate vor der Kirche; die Tracht der letzteren fast wie in meiner Heimat, die Mützen beinahe ganz so, daß ich mir gar nicht denken konnte, ich wäre in Appenzell. Das Wetter schön. Wir spazieren durch die Matten ins Bad Weißbad. Ich bade und fühle mich sehr erquickt. Doch das dauert nicht lange: wir verirren uns, müssen über einen hohen Berg und kommen sehr angegriffen erst zu Mittag in Gais an.

Im Gasthofe große Tischgesellschaft, lauter St. Galler Familien. Noch nie hatte ich Schweizer in solcher Masse zu einem fröhlichen Zwecke beisammen gesehen. Als sie lustig wurden, fingen sie an zu singen. Dieser Gesang war ohne Harmonie und Gefühl und brachte mir keinen hohen Begriff bei von der schweizerischen Herzensbildung und Gemüthlichkeit. Kaum hatten sie den letzten Bissen verschluckt, so ging's wieder fort. Eine solche Lauferei von Jung und Alt ist mir nie vorgekommen, als ob der Teufel mit der Hetzpeitsche hinter ihnen her wäre.

Zwei deutsche Reisende, die von St. Gallen zum Vergnügen nach Gais gefahren waren, nahmen mich in ihrem Wagen mit. So endete meine Schweizer Fußreise und ich hatte auf lange Zeit daran genug.

Am Abend war ich wieder im Hirsch mit mehreren Deutschen zusammen, darunter auch Prof. Heinrich Kurz. Politik war wieder das ausschließliche Gespräch, ohne das ging es nun einmal in der Schweiz nicht.

Am 17. Juni verließ ich St. Gallen. Ein lebensluſtiger junger Prager war mein Reiſegefährte. Morgens um ½3 kamen wir in Rapperſchwyl an, beſtiegen die alte Burg und warteten auf den Sonnenaufgang. Bald ſahen wir die Berge am Zürichſee in wundervoller Beleuchtung.

Mit dem Dampfſchiffe nach Zürich und früh am Morgen dort. Wir wohnten im Hôtel Baur, das der Züricher den Hótelbûr nannte.

Am Nachmittage machte ich einige Beſuche. Prof. Joh. Kaspar v. Orelli war nicht zu Hauſe. Prof. Bluntſchli, der Schwager Wilh. Wackernagel's, empfing mich ſehr freundlich, und damit ich gleich einen günſtigen Eindruck von ſeiner Vaterſtadt bekäme, ging er mit mir zum Münſter, durch den Jahrmarkt und den botaniſchen Garten. Auf den nächſten Tag lud er mich ein zum Mittagseſſen. Ich traf dort ſeinen Freund und Parteigenoſſen, den Juriſten Friedrich Ludwig Keller, der ſpäter (1843) in preußiſchen Staatsdienſt überging, und noch einige Profeſſoren, den Chemiker Löwig und den Philologen

ich Partei, und meine Wahl war nicht schwer. Die nächsten Tage verkehrte ich nur mit den Liberalen die ich unterdessen kennen gelernt hatte: Hirzel, Oken, Follen, Orelli, Ettmüller ꝛc.

Orelli führte mich in die Wasserkirch-Bibliothek. Ich sah mir die Sanctgaller Handschriften an, die in einem Kriege mit St. Gallen im J. 1711 als Beute hieher gelangt waren. Der ausgezeichnete Philologe Orelli machte gar nicht den Eindruck eines vornehmen Gelehrten, er sah aus wie ein gutmüthiger Bürger und Handwerksmann. Als er mich besuchte, hatte kurz vorher mein Reisegefährte zum Schuster geschickt, der nun jeden Augenblick erwartet wurde. Da öffnete zögernd ein Mann die Thür. 'Kommen Sie nur herein, nur herein! Sie sind gewiß der Schustermeister?' Es war Orelli. Trotz unserer wechselseitigen Verlegenheit mußten wir doch alle lachen.

Den 21. Juni besuchte ich Karl Follen. Abends waren wir mit Oken, Hirzel, Orelli und anderen beim Rinderknecht. Mein Zusammentreffen mit Oken war mir sehr angenehm. Ich war erstaunt, als er sich meiner von Jena her noch erinnerte. Follen lud mich ein, wenn ich vom Rigi zurückkehrte, bei ihm zu wohnen.

Den 22. mit dem Prager und dem k. k. Oberlieutenant Baron Pflugk über den Albis, Knonau und Lucern auf den Rigi. Von Wäggis erst zu Fuß bis zur Kapelle, dann bis zum Kaltbad mit einem, von da bis Rigikulm mit drei Pferden. Hätten wir uns Zeit genommen, wäre der Weg nicht so beschwerlich gewesen, so waren wir aber, ehe wir alle ritten, ermattet. Erst um 10 Uhr oben.

Am folgenden Morgen ließen wir uns um 3 Uhr wecken. Alles in Wolken gehüllt. Um 7 standen wir auf und es war

immer noch nichts zu ſehen. Wir ſpazierten hoffnungslos auf dem Kulm umher. Endlich zertheilte ſich das Gewölk und verſchwand immer mehr und mehr, und bald erfreuten wir uns der herrlichſten Ausſicht. Wir blieben noch viele Stunden oben. Mittags waren wir in Küßnacht, und nachdem wir uns im ſchwarzen Adler erquickt hatten, fuhren wir nach Lucern und nahmen Abſchied von einander.

Den 24—28. Juni bei Follen. Er wohnte in ſeinem eigenen Hauſe bequem und angenehm und ich fühlte mich heimiſch bei ihm. Er hatte nur wenig Umgang, und dieſer ſtimmte ganz zu ſeinen politiſchen Anſichten und ſonſtigen Neigungen. Er lebte ſehr zurückgezogen, meiſt auf ſich, ſein Haus und ſeinen Garten beſchränkt, er ſchien wenig Bedürfniß zu haben ſich mitzutheilen. Ich war mir meiſt ſelbſt überlaſſen: arbeitete in meinem Zimmer, beſuchte das Muſeum, um deutſche Zeitungen zu leſen, oder ſpazierte. Follen betheiligte ſich nur zweimal an einem Spaziergange mit mir und anderen. Einen recht heiteren Abend verlebten wir bei ihm, als er Hirzel, Oken und Ixia

bleiben.*) Ich unterhielt mich viel und gern mit ihm; sein Gespräch und sein Blick mußte bald jeden überzeugen, daß er es redlich meinte. Er war von ungewöhnlicher Körpergröße: wenn ich, der ich doch auch nicht klein bin, neben ihm ging und mit ihm sprach, so mußte ich immer wie an einem Thurme an ihm hinaufschauen. Man erzählte sich, daß Leute im Theater, wenn er schon saß, noch ihm zuriefen: 'Will der Her sich nit sehe?'

Den 29. Juni bis 3. Juli in Basel. Ich wohnte bei Wilh. Wackernagel, der mich schon acht Tage lang erwartet hatte. Ich war öfter in der Lesegesellschaft, besuchte mit Gerlach die städtische Bibliothek (die Muck) und besah die dortigen Gemälde, und war viel in Gesellschaft mit den Baseler Professoren: Wunderlich, Gerlach, Hagenbach, Jung, Vischer, Fischer u. a. Beim Nachtessen des Raths Heusler lernte ich Dr. Gelzer kennen.

Den 4. Juli in Gebweiler. Ich war dem Herrn Bourcart empfohlen, damit er, wenn es nöthig wäre, mich mit Reisegeld versähe. Ich erbat mir nur 200 Francs. Er zeigte mir seine großartigen Spinnereien und Maschinenwerkstätten, wir spazierten in die Weinberge und speisten dann zusammen zu Nacht. Den folgenden Tag war ich wieder zu Tische eingeladen. Den Nachmittag führte mich Herr Bourcart in das Kloster der Dominicaner, das er gekauft und zu milden und gemeinnützigen Zwecken eingerichtet hatte: es war darin eine Kleinkinderschule, ein Musiksaal 2c.

Den 6. wieder zurück nach Mühlhausen und um 12 Uhr nach Paris, 54 Stunden unterwegs.

*) Vgl. N. Nekrolog der Deutschen. 1841. S. 630—635. Er starb 8. Juli 1843.

Eine langweilige Fahrt. Die Gegend in Franche-Comté und Champagne beinahe überall ohne Reiz: Hügel bald kahl bald mit Getreide, bald mit Reben, keine dunkelen Wälder keine Wiesen; die Dörfer alle wie Städte, kahl und durchsichtig, Alles ohne Poesie.

Meine Ankunft in Paris war keine sehr erfreuliche: ermattet von der langen Reise, verstimmt stand ich da und wußte nicht wohin. Da kommt ein deutscher Lohndiener und preist mir das Hôtel des Étrangers. Ich traute dem Dinge nicht recht, aber was sollte ich machen? Gut, ich fuhrwerke also mit meinem Lohndiener los. Ein kleines Haus in einer engen Straße ist das Hôtel des Étrangers. Ich bekomme ein Zimmerchen dem Himmel sehr nahe. Ich esse zu Nacht und lege mich schlafen. Übermüde und traurig kann ich so schon nicht schlafen, bin nun aber überdem noch geplagt von einem unerklärlichen Jucken an den Händen und im Gesicht. Tag bringt das Morgenlicht durch die Fenster, ich lerne meine nächtlichen Feinde kennen, wie sie eben abmarschieren — es waren les Punaises, die Wanzen, diese treuen Insassen so vieler Pariser Wohnungen.

Den folgenden Tag, 9. Juli, suchte ich zunächst einen Haupteindruck zu gewinnen: ich ging zu den bedeutendsten öffentlichen Gebäuden, Plätzen, Straßen, Brücken, ich sah Louvre, Palais royal, Tuileries, Quai Voltaire, Pont neuf, Place Vendôme, rue Vivienne, de Rivoli etc. Ich war wenig befriedigt, mir war als ob ich Alles das schon großartiger und schöner gesehen hätte.

Ich besuchte zunächst Dr. Ölsner. Ich kannte ihn schon von Breslau her, wo er mehrere Jahre bei seinem Oheim dem geh. Commerzienrath gelebt hatte. Sein Vater war der durch

seine Beziehungen zur französischen Revolution und seine Schrift über Mohammed bekannte Schlesier Konrad Engelbert (nicht Karl Ernst) Oelsner.*)

Der junge Ölsner war, obschon er sich Manches von deutscher Bildung und Art und Weise angeeignet hatte, doch ein Franzose geblieben. Er suchte mich von Paris und den dortigen Verhältnissen in Kenntniß zu setzen und ein bischen zum Parisien zu machen. Vor allen Dingen, meinte er, sei nothwendig, daß ich einen Hut mir anschaffte. So kaufte ich mir denn einen Cylinder für 15 Fr. Ich hatte mir gar nicht denken können, daß es in einer Welt- und Allerweltsstadt Cafés und Restaurants gäbe, in die man ohne Frack und Cylinder keinen Zutritt hätte, und daß Leute in der Blouse in die Tuileries nicht eingelassen würden.

Ölsner sorgte dafür, daß ich von meinem Wirthe loskam mit etwas Reugeld und eine etwas bessere Wohnung bezog, Hôtel de Normandie in der Rue de Saint-Honoré, in der Nähe des Palais royal und Louvre, freilich auch nicht ohne Wanzen.

Erst den dritten Tag besuchte ich die Bibliothek und wiederholte dann öfter meine Besuche. Ich lernte hier mehrere Landsleute kennen, die auch zu wissenschaftlichen Zwecken nach Paris gekommen waren.

Zunächst muß ich eines Mannes gedenken, der mir vor allen lieb und werth wurde: Dr. Friedrich Heinrich Knust. Er war im Auftrage der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichts-

*) S. über ihn Jochmann's Reliquien 1, 201 ff., Nowack, Schles. Schriftsteller-Lexikon 6. Heft S. 83—88 und Quérard, La France litt. T VI. p. 473. 474. T. XI. p 366.

kunde auf Reiſen gegangen und verglich in der Pariſer Bibliothek Handſchriften für die Monumenta historica von Pertz. Sein offenes beſcheidenes Weſen, ſein eifriges, gewiſſenhaftes Verfolgen ſeiner Zwecke gewannen ihm meine Achtung und Liebe. Wir waren viel zuſammen und hatten außer den wiſſenſchaftlichen noch heimatliche Berührungspunkte: er war zu Hannover geboren und hatte in Göttingen ſeine Studien gemacht. Er beabſichtigte nach Spanien zu gehen und ich hatte nicht übele Neigung, mich ihm anzuſchließen, aber ihn hielten noch Arbeiten in Paris zurück, und ich wollte eben gleich reiſen. Er trat erſt ſpäter ſeine Reiſe an.*)

Mit Knuſt machte ich einen Ausflug auf der Eiſenbahn nach Pecq und im Omnibus nach St. Germain. Als wir Abends zu Fuß zurückgingen bis zur Eiſenbahn, verirrten wir uns, trafen aber doch noch vor Abgange des letzten Zuges ein.

nachher Professor in Breslau), Dr. Ernst Grubitz und Dr. Carl Rudolf Fickert (beide Lehrer von Schulpforta), Dr. Sinner, Dr. Philippi, der Orientalist Johann Gildemeister, der zunächst bekannt wurde durch die mit Sybel gemeinschaftlich herausgegebene Schrift über den Trierer Rock, Dr. Henschel, Herausgeber des Du Cange und Buchhändler Avenarius.

Prof. Wunderlich kannte ich schon von Basel her. Wir waren oft zusammen. Als er an den Augen erkrankte und von einem Pariser Arzte schlecht behandelt wurde, besuchte ich ihn und ich war doch selbst krank: ich hatte ein rheumatisches Fieber, drei Tage im Bette gelegen und mich mit Blutegeln und Hunger wieder auf die Beine gebracht. Wunderlich's Arzt sah mich bedenklich an und meinte: 'Der Herr ist viel kränker als Sie.' Ich dachte: 'Gottlob, wenn ich nur Dir nicht in die Hände falle!'

Von den Pariser Gelehrten lernte ich nur wenige kennen und die wenigen nur flüchtig.

Die Deutschen, welche die Bibliothek benutzen wollten, wendeten sich an unsern Landsmann Mr. Charles Bénédict Hase, premier employé du département des manuscrits à la Bibliothèque royale. Er galt für einen großen Kenner der griechischen Litteratur und für sehr gefällig. Die erste Eigenschaft kann ich nicht beurtheilen,*) von der zweiten habe ich wenig verspürt. Er war ganz Franzose geworden und verstand es wie diese einen mit schönen Redensarten abzuspeisen.

Alexis Paulin Paris, auch ein Bibliotheks-Beamter, Herausgeber vieler alter nordfranzösischer Dichtungen. Wenn ich mich recht erinnere, erzählte man von ihm, er sei zum Professor

* Vgl. übrigens Quérard, La France littér. T. IV. p. 35.

ernannt worden, könne aber dies Amt nicht antreten, weil er kein Latein verſtehe; er möchte deshalb gerne den Doctorgrad auf einer deutſchen Univerſität erlangen, natürlich honoris causa, um ſo den Anforderungen der gelehrten Anſtalt zu genügen.

Mr. de Monmerqué, ein feiner, kenntnißreicher Gelehrter, der ſich viel mit altfranzöſiſcher Litteratur und Geſchichte beſchäftigt und Manches der Art veröffentlicht hatte (ſ. Quérard 6, 209). Sein Neffe, der junge Ölsner, führte mich zu ihm.

Georg Bernhard Depping, ein Weſtfale, ſeit 1803 ſchon in Paris und 1827 naturaliſiert, ein ausgezeichneter vielſeitiger Schriftſteller, der es bei aller Anerkennung ſeiner Leiſtungen nach einem 50jährigen Aufenthalte in Paris*) doch zu keiner äußern Stellung im Staate bringen konnte. Mit Dr. Philippi beſuchte ich ihn: eine ſchmächtige Geſtalt voll Herzensgüte und Beſcheidenheit, der man es bald anſah, daß es ihr nicht gelingen konnte, ſich unter einem Volke wie die

Jahre drucken: 1846 war in 6 Bänden die neue Ausgabe vollendet. Was ich als nothwendig vorausgesetzt hatte und von Henschel nicht weiter berücksichtigt wurde, führte Lorenz Diefenbach aus. Sein Glossarium latino-germanicum (Francof. 1857) erschien mit Recht zugleich als Supplementum lexici mediae et infimae latinitatis des Du Cange und aller seiner Vermehrer.

Noch muß ich erwähnen eines litterarischen Lumpacivagabundus, der sich, wie er selbst sagte, 'in Paris etabliert' hatte: Max Schottky. Seine letzten nichtswürdigen Streiche in der Bibliothek zu Genf, wo er aus dem Moniteur Ausschnitte gemacht hatte, waren noch in frischem Andenken. Er besaß noch alte deutsche Handschriften und hatte dieselben bei Avenarius zum Verkaufe ausgestellt. Ich sah mir die Sachen an und fand nichts von Bedeutung darunter. Nachher traf ich ihn selbst und erkannte ihn nicht. Als er mir seinen Namen nannte, erschrak ich und suchte so schnell als möglich von ihm los zu kommen. Ein unglücklicher Mensch, geistig und leiblich heruntergekommen, von seinen Landsleuten verachtet und gemieden.*)

Die Bekanntschaft mit meinen Landsleuten war am Ende der Hauptgewinn, den mir die Bibliothek brachte. Schon am zweiten Tage merkte ich, daß ich dort für meine Zwecke wenig ausrichten könnte. Ich ließ mir die Manessische Sammlung geben und begann eine Vergleichung mit der Bodmerschen Ausgabe. Bald überzeugte ich mich, daß eine Abschrift weit weniger Zeit erfordern würde. Überdem war mein Exemplar so schlecht planiert, daß sich mit der besten Carmindinte nicht

*) Er starb zu Trier 9. April 1849.

hineinſchreiben ließ. Ich beſchränkte mich auf die Abſchri des Gottfried von Nifen, an dem im Abdruck 171 Strophe fehlen.

Irgend einen Fund in den unzähligen Handſchriften z machen, daran war gar nicht zu denken. Es wurde niema zu den Handſchriften gelaſſen, um unter Aufſicht eine nach d anderen herauszunehmen und durchzuſehen. Die vorhande Verzeichniſſe, namentlich die in G. F. Haenel Catalogi librorı mss. (Lps. 1829) gedruckten, waren theils ungenau, thei mangelhaft.

Wenn man im Leſezimmer ſich nach einander alle Han ſchriften, je eine nach der Reihe der Nummern, hätte geb laſſen wollen, ſo würde man viele Jahre dazu gebraucht habe Übrigens waren auch damals wol noch viele Handſchriften g nicht einmal verzeichnet und zugänglich. Von der Verwaltu dieſer ungeheueren litterariſchen Schätze war ich ſchlecht erba Viele wichtige neuere Bücher (z. B. Graff's Sprachſch waren nicht da; als ich mir Diez, romaniſche Grammatik erb erhielt ich ſie broſchiert und nicht einmal — aufgeſchnitten, u ſie war doch ſchon 1836 erſchienen. Da die Bibliothek a wenig meine Zeit in Anſpruch nahm, ſo blieb gerade genug f andere Dinge.

Mit Dr. Philippi beſuchte ich das Musée du Louv Zu viel des Sehenswerthen. Wir ſahen die drei Säle n franzöſiſchen Gemälden, dann die drei mit deutſchen und nied ländiſchen und endlich wieder drei mit italiäniſchen. Da ägyptiſche Alterthümer, Waffen aller Art und aller Zeit Schiffsmodelle, Antiken. Unten waren noch drei Säle n Bildern berühmter ſpaniſcher Meiſter. Als ich die viel abgehärmten, bleichen, mitunter gräßlichen Geſichter ſah,

wurde mir angſt und bange, und ich eilte bald von hinnen, überdem war nach dem ſtundenlangen Sehen mein Kunſtintereſſe völlig erſchöpft.

Eines anderen Tages beſuchte ich mit Wunderlich das Musée du Luxembourg. Wir erfreuten uns an den Gemälden der franzöſiſchen Künſtler neueſter Zeit; einige derſelben waren mir ſchon im Kupferſtich bekannt.

Viel Vergnügen gewährte mir der Jardin des plantes, damals noch wol einzig in ſeiner Art. Die vielen wilden Thiere in Käfigen, Löwen, Panther, Tiger, Hyänen, Affen, Bären, Geier ꝛc. ergötzten mich ſehr, noch mehr aber die im Freien umherlaufenden Hirſche, Rehe, Antilopen, Gazellen. Die Ausſicht vom Pavillon nach der Stadt iſt recht ſchön, nur machen ſich die vielen fußhohen Caminröhren auf allen Dächern ſehr ſchlecht. Erinnerlich iſt mir auch noch die herrliche Ceder vom J. 1734.

Mit Dr. Philippi ging ich in die Sorbonne. Wir wohnten einer Disputation bei in der École du droit. Die Profeſſoren in ſchwarzen oder rothen Mänteln ſaßen ſeitwärts, und während der Candidat eifrig redete, laſen die Herren die Zeitungen.

Die Notre-Dame beſuchte ich öfter und bewunderte beſonders die ſchönen Bildwerke an den Eingangsthüren. Es iſt mir ſeitdem Alles wieder vergegenwärtigt worden durch die vortrefflichen Zeichnungen und Photographieen in Monographie de Notre-Dame de Paris. Précédée d'une notice hist. et archéol. par Celtibère. (Paris, A. Morel, Libraire-Éditeur fol.)

Die Église de Madeleine mit ihren 52 korinthiſchen Säulen iſt ſchön, aber nicht kirchlich.

Der Arc de Triomphe de l'Étoile am Ende der Champs Élysées, der über 10 Millionen Francs gekoſtet hat, könnte dafür 10mal ſchöner ſein. Er kam mir vor wie ein hoher viereckiger Steinklumpen*) mit einem Loch in der Mitte und einigen den Römern nachgemachten Bildwerken.

Der Blumenmarkt — es giebt deren mehrere, ich beſuchte nur einen — hatte für mich großen Reiz, nicht allein wegen der vielen ſchönen Blumen, ſondern mehr noch um kennen zu lernen, welche Blumen am liebſten zu Sträußen und Kränzen verwendet werden. Die Blumenmädchen hatten vielen Geſchmack in Zuſammenſtellung der Farben und Blüthenformen.

Von St. Cloud gefiel mir am beſten die Ausſicht nach Paris hin. Die beſchnittenen Bäume und die geraden Wandelbahnen waren eben ſo wie im Guckkaſten meiner Kindheit.

Die Julifeſtlichkeiten 29. Juli, die ich noch erlebte, ließen viel zu wünſchen übrig. Sie hatten gewiß Geld genug gekoſtet. Das Feuerwerk war ſo matt wie die Begeiſterung des Volks.

Die franzöſiſche Küche ſagte mir ſchlecht zu. Während andere um 12 frühſtückten, ſo blieb ich bei meiner deutſchen Art und ſpeiſte dann zu Mittag. Ich hielt mich an das was ich als das Beſte herausgefunden hatte und ſo kam es denn,

geht und — bringt nichts. Endlich ärgerlich sage ich: 'Des sardènes, poissons de mer, qui ressemblent au hareng, mais beaucoup plus petits.' — 'Ah, sagt mein Nachbar, Monsieur, vous voulez des sardines.' Ich rufe mit Zuversicht: 'Garçon!' — 'Monsieur?' — 'Des sardines!' — 'Oui, oui, oui!' und im Nu sind meine Sardellen da.

Ein ander Mal forderte ich in einem Estaminet des fraises avec du sucre — du sucre — ich wußte nicht das Wort zerstoßen auszudrücken und half mir schnell: du sucre massacré. — 'Ah, Monsieur, vous voulez du sucre en poudre.'

Die angenehmste Erinnerung an Paris ist immer noch für mich, wenn wir Deutsche unter uns waren, mit einander speisten oder Kaffee tranken im Palais royal. Es war immer eine lebendige, gemüthliche Unterhaltung, voll Scherz und Witz, daß wir oft mehr Lärm machten als hundert Franzosen. So hatten einmal unser 8 sich bei Pestel ein besonderes Zimmer geben lassen. Da ging es lustig her. Wir verzehrten aber auch in wenigen Stunden mehr als ebenso viel Franzosen oft kaum in einer Woche, 87 Francs 8 Sous.

Da ich damals so nahe der Champagne war und so gerne Champagner trinke, so wollte ich die Gegend kennen lernen, wo das vortreffliche Getränk bereitet wird. Ich machte also von Paris aus einen Ausflug nach Rheims und Epernay über Soissons. Ich fuhr die Nacht durch und war erst am Morgen in Rheims. Großer Genuß, den herrlichen Dom nach allen Seiten, von außen und innen zu betrachten. Die hohen Hauptthüren reich mit Bildwerken verziert aus der biblischen Geschichte, die zwei nördlichen mit dem jüngsten Gerichte. Das Innere

großartig, die Fenster mit Glasmalereien, vorn an den Wi
alte Tapeten mit eingewirkten Bildern.*)

In der Bibliothek, die gerade Sonntags geöffnet wa
ich sehr viele Handschriften mir an, ich fand nichts Deut

Am Nachmittag mit der Messagerie weiter. Erst
einen langen Wald, dann in das freundliche Thal von Epe
ringsum Weinberge. Ich reiste mit einem Korkhändler
Spanien. Wir unterhielten uns viel über Spanien und 2
Ich bat ihn, mit mir zu Chanoine zu gehen, an den ich
Brief eines seiner Kunden abzugeben hätte. Er entschlo
und wir gingen zusammen. Herr Chanoine empfing uns
wie ein Geschäftsmann und gab den deutschen Brief
Sohne, der deutsch verstand. Wir wurden auf den folg
Morgen eingeladen, die Keller zu besehen. Obschon der
Tisch voll voller Weinflaschen stand, so wurde uns doch nic
Glas angeboten und wir waren bei der Hitze doch sehr d

Den anderen Tag besuchten wir die prachtvollen
die alle in Kreidefelsen ausgehauen sind. Tausende und
tausende Flaschen lagen aufgestapelt, endlich wurde Eine
geopfert für vier Mann, der Küfermeister war nämlich
zugegen. Es war gut, daß ich den Abend vorher im
de l'Europe meinen Champagner getrunken, ich würde
kaum wissen, daß ich in der Champagne gewesen wäre.

Nachdem ich noch den Jahrmarkt und die Bibliothe
sehen hatte, kehrte ich nach Paris zurück. Ich kam ers
folgenden Morgen um 6 Uhr an.

---

*) Der ganze Dom bis in seine Einzelnheiten vortrefflich abg
in Voyages pittoresques et romantiques dans l'ancienne F
Par MM. Ch. Nodier, J. Taylor et Alph. de Cailleux. Cham
Vol. I. 1857.

Ich war von jetzt an nur noch wenige Tage in Paris und leider krank. Als ich mich wieder erholt hatte, war der 31. Juli herangekommen. Mein Zweck war gewesen, Paris kennen zu lernen, die Bibliothek zu benutzen und mich im Französischsprechen zu üben. Von diesen drei Dingen hatte ich das erste so ziemlich erreicht, das zweite wenig und das dritte gar nicht: meine Landsleute waren mir lieber als mich in einer fremden Sprache mit Fremden zu unterhalten über Dinge, die mir am Ende recht gut fremd bleiben konnten.

Reise nach Lyon über Provins, Nogent, Troyes mit der Messagerie bis Dijon, dann mit dem Courier bis Châlons sur Saône. Auf der letzten Strecke Weinberge rechts und links, die den guten Burgunder liefern: Clos-Vougeot, Vosne, Nuits, Beaune. Von Châlons mit dem Dampfschiffe weiter, langweilige Fahrt, das Wasser oft so seicht, daß wir fest sitzen und schwer wieder flott werden.

Am 3. August Ankunft in Lyon im Hôtel du Nord. Der Wirth ein Schweizer, aber die Unreinlichkeit französisch. Er gestand mir selbst, er habe sich alle mögliche Mühe gegeben, seinen Gasthof auf deutsche Weise einzurichten und sauber und nett zu halten, mit französischer Dienerschaft sei das aber nicht zu bewerkstelligen. Ich trat in den großen Speisesaal, wo eben gegessen war. Es lagen so viel Speiseüberreste auf dem Fußboden, daß mir ganz schlimm wurde. Ich war aber hungrig und mußte mich endlich doch bequemen, etwas zu genießen. Ein Herr de Choulot, den ich auf dem Dampfschiffe kennen gelernt hatte, speiste mit mir. Es war ein netter, unterhaltender Franzose: als Carlist hatte er Frankreich verlassen und stand als Officier im ersten sardinischen Regimente. Den andern Tag besuchte ich mit ihm das städtische Museum: Naturalien, An-

[illegible] römisch. [illegible] an [illegible] Gemälde. [illegible] ich mir [illegible] und [illegible] verweilte. [illegible]

[illegible] und [illegible] nach [illegible]. Wir gingen [illegible] Saale [illegible] und [illegible], mit dem [illegible]. [illegible] ein Dentiste, der [illegible] zugerichteten Wagen seine Künste ausübte. [illegible] angekleidet und machte ein wichtiges [illegible] eine große Wirkung seiner Wunder[illegible] fiel die Musik ein mit Trommeln und [illegible] Menge Menschen stand umher, niemand [illegible] sich gegen seine Leiden Rath und Hülfe [illegible] zu holen. Da sagte Choulot: 'Ich [illegible] zu verdienen geben.' Er begab sich [illegible] erzählte, daß er an heftigen Ohrenschm[illegible] sprach einige Worte. [illegible] Haupt auf einen Stuhl, jener [illegible] goß einige Tröpfchen auf den leidenden [illegible] mit einer Miene, die des Erfolgs [illegible] est-ce que vous souffrez encore [illegible] 'Non, Monsieur.' Bum bum! [illegible] Musik ein. Auf dem Rückwege begegnete [illegible] des Dentisten, der mit seinen Wischen [illegible]. Ich machte eine abweisende Bewegung [illegible], er aber ließ sich nicht irre machen: 'Prenez, Mons[illegible] il [illegible] coute que le prendre.'

Ein schöner großartiger Platz ist la Place de Belle[illegible] An der einen Seite stand eine Kaffeebude. Sehr albern

ſchien mir, daß eine Dame à la Rococo mit Pagen und Bedienten darin von Zeit zu Zeit einen wirklichen Faſchingsaufzug hielt. Das Frauenzimmer war alt und durchaus nicht hübſch, das Bier aber gut und die Cigarre für 6 Sous erträglich.

Ich hegte noch immer Hoffnung, in den Lyoner Bibliotheken ein altromaniſches Werk des 9. oder 10. Jahrhunderts zu finden. Nach den Hänel'ſchen Verzeichniſſen ſchien das ſogar gewiß. Ich ging mit Stützle in die Stadtbibliothek. Mr. Antoine Péricaud, der Bibliothecar, ein bekannter Lyoner Geſchichtſchreiber*) war ſehr gefällig und zeigte mir alle Handſchriften. Ich fand nichts. Ich fragte nach dem Rouman d'Anseis, und erhielt zur Antwort, derſelbe ſei in der Bibliothèque de l'Académie des Arts. Ein Naturforſcher begleitete uns hin. Unterwegs beſuchten wir noch Mr. Monin. Wir trafen ihn in Hemdsermeln mit einem Freunde vor einem reich beſetzten Tiſche im beſten Frühſtücken. Herr Monin war ſehr überraſcht. Ich ſprach über Raynouard und Diez und ſprach geläufiger franzöſiſch denn je. Er ward verlegen, und um uns los zu ſein, ſchenkte er mir ſchnell ſeine Werke. Ich dankte freundlichſt und wir gingen in die andere Bibliothek. Mr. Comormond zeigte ſofort den Rouman d'Anseis, es war eine Handſchrift des — 14. Jahrhunderts.

Ich war recht wohl und munter. Wenn ich mit meinen beiden Landsleuten ſpazierte, ſo ſangen wir manch deutſches Lied und kümmerten uns nicht um die Leute, die an uns vorübergingen. Unſer Verkehr war ein ſehr heiterer und gemüthlicher, und es ging uns allen recht zu Herzen, als wir

*) Seine Werke verzeichnet Quérard, La France litt. T. VII. P. 49—51.

den letzten Abend noch ein Lied anstimmten und so Abschied nahmen.

Den letzten Tag (den 6. August) in Lyon fühlte ich mich sehr allein, ich hatte keine Seele mehr, mit der ich ein deutsches Wort reden konnte, ich war sehr wehmüthig gestimmt. Da suchte ich mich durch Dichten zu trösten und so entstand mein Lied:

Wie sehn' ich mich nach deinen Bergen wieder,
Nach deinem Schatten, deinem Sonnenschein!
Nach deutschen Herzen voller Sang und Lieder,
Nach deutscher Freud' und Lust, nach deutschem Wein!

Gegen 8 Uhr Abends mit der Messagerie nach Genf. Das Coupé enge. Meine Nachbaren ein junger Genfer Uhrmacher und ein alter Herr. Wir unterhalten uns französisch. Lange Zeit im Thale des Ain. In Nantua zu Mittag gespeist, dann den Berg hinauf zu Fuß. Die Alpen erscheinen aus der Ferne wie weißes Gewölk. Immer bergab, herrliche Punkte Perte du Rhône und Fort de l'Écluse. Endlich die letzten Höhen hinab und vor uns liegt prachtvoll die ganze Alpenwelt und Genf.

Weil alle Gasthöfe besetzt sind, so bleibt nur das Hôtel de l'Europe übrig. Da muß denn auch der alte Herr einkehren, den ich jetzt erst als Landsmann kennen lerne. Es ist ein Herr von Hopfgarten, preußischer Cammerherr, in Thüringen begütert und in Freiburg i. B. wohnhaft. Er wollte nach dem südlichen Frankreich übersiedeln, war deshalb nach Lyon gereist, um sich dort näher nach Allem zu erkundigen. Er kehrte jetzt wenig erbaut von dem was er gehört und gesehen hatte wieder heim. Auf dem Wege nach Carouge, wohin wir nach Tische spazierten, unterhielten wir uns viel über Frankreich. Er

sprach sich unter anderem also aus: 'Haben Sie denn auch gefunden, daß diese Franzosen so ganz andere Leute geworden sind? daß sich keine Spur mehr in und an ihnen findet von dem, was sie vor anderen Völkern auszeichnete: dies freundliche, höfliche, artige, rücksichtsvolle, gefällige Wesen unter einander und namentlich gegen Fremde? Ich habe gefunden, daß sie sogar grob und frech sein konnten und den Mangel an Bildung, den sie sonst durch ihr nettes, artiges Wesen vergessen machten, recht fühlbar zu erkennen gaben. Ich bin dermaßen enttäuscht, daß ich gar bald den Gedanken aufgab, unter den Franzosen zu leben; ich bin froh, daß ich aus dem Lande heraus bin.'

Zu alle dem wußte ich Belege in Menge beizubringen. Ich sprach nun ihm meine Ansichten über die Franzosen aus:

Die Franzosen sind egoistisch als Volk wie in ihrer Einzelheit. Sie möchten der übrigen Welt als Grande Nation nicht bloß erscheinen, sondern auch wirklich sein, das Volk, welches an der Spitze der Civilisation der Menschheit steht, und doch fehlen ihnen die nothwendigen Bildungsmittel dahin zu gelangen: unter hunderten kann oft kaum die Hälfte lesen und schreiben.

Wie sie unwissend sind über andere Völker und Länder, so sind sie auch unfähig irgend eine fremde Eigenthümlichkeit zu erfassen und sich hineinzuleben. Sie sind und bleiben unter allen Völkern, unter allen Himmelsstrichen, zu allen Zeiten immer und ewig Franzosen, und wenn man Einen beim Schopf faßt, so hat man die ganze Nation in der Hand.

Die Franzosen sind unbeständig und neuerungssüchtig in Politik, Kunst und Wissenschaft und im Leben, daneben immer kriegerisch gestimmt. Das sagt ihnen schon Cäsar (de bello gallico 2, 10) nach: omnes fere Gallos novis rebus

studere, et ad bellum mobiliter celeriterque excit
So war es früher, so ist es heute und so wird es wol imm
sein.

Im Staatswesen sind sie centralistisch und polizeili
Police, Gensd'armes, Passeport sind wie die Namen französi
Erfindungen.

Selbstregierung (Selfgovernment) ist ihnen von jeher fr
gewesen.

Der Franzose ist verständig, scharfsinnig, witzig, doch o
Gemüth, ohne tiefere poetische Regung und Anschauung, i
entspricht somit seiner Sprache, deren poetische Anlage n
groß und wegen ihrer Wort- und Wortbildungsarmuth
Wortspielen reich ist.

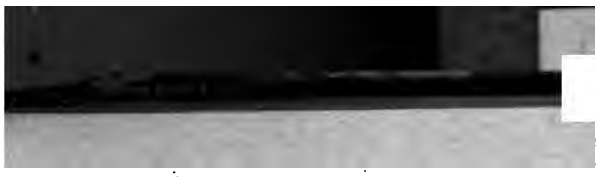
Der Franzose lebt und strebt mehr nach außen,
keine Häuslichkeit und führt kein eheliches Leben im deutsc
Sinne.

Er ist leichtsinnig in religiösen Dingen und manchen Lebe
verhältnissen, er folgt seinen Neigungen mehr als Pflichten, we
Religion und Gesetze fordern.

Er ist mäßig im Essen und Trinken, auch sonst genügsam
und leicht zufrieden zu stellen (das wußten die Hauswirthe
vielen Gegenden Deutschlands 1803—1813), meist auch sp
sam, bis zur Knickerei. Er berechnet Alles in Handel
Wandel wie in seinen Vergnügungen.

Er ist galant d. h. er kleidet sich geschmackvoll und n
sich nach den gewöhnlichen Begriffen von Anstand zu benehm

*) '348000 Häuser oder Behausungen haben in Frankreich, n
amtlichen Berichten, keine andere Oeffnung als die Thür, und
zwei Millionen haben nicht mehr als ein Fenster.' Kölnische Zeit
1853. 6. October.



ohne jedoch auf Reinlichkeit wo selbige nicht sichtbar und im Hauswesen zu halten.

Er ist eitel, er hascht nach Orden und Titeln. Es war ganz im Sinne der Mehrheit der Franzosen, daß die Charte die früheren Titel des Adels wieder herstellte.

Gastfreundschaft ist, wenigstens wie sie in Deutschland noch immer geübt wird, dem Franzosen fremd; das Wort hospitalité ist nur in den Wörterbüchern, nicht aber im Leben vorhanden.

Noch weniger weiß der Franzose von Heimweh, und wenn er sein Vaterland, seine Heimat noch so sehr liebt, eine Sehnsucht die zum Heimweh werden kann, wird ihn nie heimsuchen. Er hat nicht einmal ein Wort dafür und begnügt sich mit le heimvé.

Eben so wenig hat er eine Ahndung von dem was wir Kneipen oder Commersieren nennen. Ein gemüthliches Beisammensein, Stunden lang beim Glase Bier oder Wein singen und scherzen wäre ihm unmöglich.

Das Höchste für den großen Haufen ist la Gloire, für den Épicier und Ouvrier la Rente, für den Studenten la Grisette und für den Gelehrten Membre de l'Académie royale des Sciences!

Das waren so meine Ansichten über die Franzosen, die ich gesprächsweise Herrn von Hopfgarten*) mittheilte. Der Weg störte uns nicht, nirgend gab es etwas Sehenswerthes.

*) Eine sehr dürftige Mittheilung über ihn im Neuen Nekrolog der Deutschen 1845. S. 214–216. Er starb 15. März 1845. Er scheint wenig Beziehungen zum Berliner Hofe gehabt zu haben: noch zehn Jahre nach seinem Tode wird er im Staatscalender unter den lebenden Kammerherren aufgeführt.

In Genf machte ich weiter keine Bekanntschaft als mit dem Buchhändler Keßmann, der sich freundlich meiner annahm.

Das Schönste in Genf war mir die Aussicht von der Rousseau-Insel auf den See, die Stadt und die Alpen mit dem Montblanc, die ist wirklich entzückend schön.

Am 9. August Nachmittags 2 Uhr mit dem Dampfschiff nach Vevey. Heiterer Himmel, der Montblanc prachtvoll grünlichblau der See. Bei allen größeren Orten wird angehalten. Der Montblanc verschwindet oft und kommt immer wieder zum Vorschein. Lausanne freundlich im Sonnenschein am Abhange des Gebirges. Links verliert sich die Jurakette. Ein Schweizer der den Franzosen spielte und immer schlecht französisch sprach, spazierte auf dem Verdecke umher. Als der Wind ihm seinen Strohhut in den See wehte, lachten wir; da rief er: ''s macht nüt!'

Vevey, auf deutsch Vivis, ist wenig einladend. Ich war schon eine Strecke im Orte und erwartete wenig. Man hatte mir die Fleur de lis empfohlen. Ich stand vor einem Hause welches nichts vom himmlischen Glanze einer Lilie hatte. Ich trat ein und stieg eine ziemlich dunkele hohe schmale steile Treppe hinauf. Da wurde ich deutsch angeredet. Ich erbat mir ein Zimmer und bekam eins wie ich es mir nur wünschen konnte. Ich trat ans Fenster und sprang auch gleich voller Freude hinaus auf die Terrasse davor, die mit Sträuchen und Blumen freundlich geschmückt war. Da lag vor mir der See, ringsum blauer Duft, drüben die Alpen im Abendroth. Lange, lange stand ich im Anschauen versunken, ich konnte mich nicht satt sehen. Wie oft schon habe ich seitdem an Vevey gedacht, wie oft an diese seligen Augenblicke!

Vivis, du lebst in meinem Herzen!
Wohin ich wandre, wo ich bin,
In meiner Freude, meinen Schmerzen
Zieht's mich nach deinem Frieden hin.

Wann seh' ich ruhig so wie heute
Mein ganzes Leben noch einmal,
Was mich betrübte, was mich freute,
Verklärt im Abendsonnenstrahl?

Du Alpenstadt, du grüner Hafen
Im duftigblauen Himmelszelt —
Hier möcht' ich ruh'n, hier möcht' ich schlafen
Den letzten Traum in dieser Welt!

Mir war wehmüthig zu Muthe, ich ahndete, daß ich einer unruhigen, trübseligen Zeit entgegen ginge.

'Sind keine Deutsche hier?' fragte ich den Kellner. — 'O ja, einer wohnt bei uns, und drüben im Institute sind noch einige.' — 'Holen Sie alle herbei, so viel Sie auftreiben können!'

Nach einer Weile fand sich mein Hausgenosse ein, Dr. Moritz Carrière. Bald darauf kamen Wittig, Lehrer am Sillig'schen Institute, Maler Wegelin und ein Apotheker. Der Maler war Gott weiß wo überall gewesen, in Rußland, in der Türkei und im gelobten Lande. Er zeigte uns das heilige Grab und mehrere andere Bilder, die er auf seiner Wanderung aufgenommen hatte. Wir blieben beisammen und waren sehr heiter: wir sangen manches Lied und ließen Manches und Manchen leben.

Am anderen Morgen wandelte ich mit Wittig am See. Eine Stimme schrie uns nach, wir blieben stehen und sahen jemanden in der Ferne winken. Wir gingen ihm entgegen. Es war mein alter Freund Hagnauer von Aarau. Er hatte

Wittig gesucht und fand nun auch mich. Große Freude. Wir blieben mehrere Stunden beisammen. Ich mußte ihm versprechen, ihn in Aarau zu besuchen.

Am Abend fand sich noch ein Deutscher ein: Dr. Köhler, ehemaliger Bibliothecar in Zwickau. Der Sonnenuntergang wundervoll. Mit dem Apotheker und dem Maler dann noch Champagner getrunken und gesungen.

Über Bulle und Freiburg nach Bern. Schauderhafte Fahrt von Freiburg ab: hinten im Wagen zu sechsen, furchtbarer Staub und unerträgliche Hitze. Erst um 9 Abends zu den 'Webern.'

Am andern Tage besuchte ich Prof. Valentin, meinen ehemaligen Zuhörer und traf bei ihm den Physiologen Rudolf Wagner von Erlangen. Auf einem Spaziergange mit ihnen nur naturhistorische Gespräche, woran ich nur als Zuhörer theilnehmen konnte. Prof. Kortüm suchte ich vergebens, erst

dem Bock. Von Thun aus die schönste Ansicht des Sees. Mit dem Dampfschiffe nach Neuhaus, dann im Wägelchen durch Unterseen nach Interlaken, anmuthiger Weg; auffällig die ungemein hohen, dicken Wallnußbäume. In Interlaken europäische Cultur, hohe Gebäude in neuem Stil, lauter sogenannte Pensionshäuser, langweiliges Aussehn. Nach kurzem Weilen über den Brienzer See. Zu Nacht im Bären.

Den anderen Morgen ins Haslithal. Überall moderne Cultur, nichts Volksthümliches was uns erquickt hätte, die Berge ohne Mannigfaltigkeit, die Wege ohne Menschen. Nach Brienz zurück und dann über den See. Wir waren schon eine Strecke hineingefahren, da überraschte uns ein Unwetter. Wir erreichten noch zeitig eine Bucht. Da warteten wir, bis es ausgetobt und ausgeregnet hatte. Der See war noch lange, als wir schon wieder fuhren, sehr unruhig. Abends in einer Pension, dem sogen. Casino, in Interlaken.

Kortüm war eine in der ganzen Schweiz bekannte und sehr beliebte Persönlichkeit. Niemand aber, der ihn nicht kannte, konnte ihn für einen Schweizer erkennen: er sprach nur hochdeutsch und noch dazu mit einem starken meklenburgischen Accente. Da er sich nicht zu erkennen gab und ich fürchtete, wir würden gar als Engländer geschätzt und geschatzt werden, so redete ich ihn mehrmals bei Tische an: 'Herr Professor Kortüm von Bern', so daß es alle, auch die Kellner, deutlich hörten. Am andern Morgen wurden wir denn auch gnädig behandelt und zahlten nicht mehr als echte Schweizer. Wir gingen nun zu Fuß nach Neuhaus, und fuhren mit dem Dampfschiffe nach Thun. Als wir landeten trompetete es aus einem Kasten, der hinten angebracht war: God save the King, so schauderhaft kreischend, daß nur ein englischer Patriotismus dazu gehörte,

das als zarte Huldigung und schön zu finden. Wir blieben nun bis zum Abgange der Post in Thun und waren Abends um 9 in Bern.

Wir hatten uns in den drei Tagen viel, sehr viel unterhalten, ernst und heiter, wie es eben Stimmung und Stoff mit sich brachte. Wir sprachen über die traurigen Zustände Deutschlands, über Frankreich und die Schweiz, über unsere Geschichtschreiber und Politiker. Kortüm, der so vieles erlebt und durchforscht hatte, sprach sich frei über Alles aus, er liebte sich nicht durch glänzende Thaten und vortreffliche Werke verleiten, nur darauf allein sein Urtheil zu gründen; er faßte die ganze Vergangenheit und Gegenwart eines Mannes zusammen. Dahlmann konnte er es nie vergeben, daß er einst auf dem hannoverschen Landtage gegen die Amnestie der unglücklichen Göttinger aufgetreten war.

Die dreitägige Reise hatte für mich den Vortheil, daß ich in meinen politischen Ansichten bald berichtigt, bald aber auch befestigt wurde.

Zwei Tage dann in Biel. Ich fuhr in einem lande üblichen Fuhrwerke, char à banc, hinüber, vortrefflich wenn man kein besseres hat. Die Aussicht auf den Neuenburger und Bieler See recht schön.

Ich fand freundliche Aufnahme bei einem ehemaligen Breslauer Studenten, dem Lehrer Pabst. Den anderen Tag spazierte ich allein am Jura und freute mich über viele so nirgend gesehene schöne Schmetterlinge und Heuschrecken.

Über Solothurn nach Aarau. Ich kam erst spät Abends an. Der Junge, der meine Sachen trug, wußte den Weg nicht, statt zu Hagnauer kam ich zu Zimmermann, einer Weinwirthschaft am Berge in der Nähe von Hagnau.

Wohnung. Ich treffe dort Hagnauer und seine Freunde und Bekannte: Aebi, Mühlberg, Waller (Regierungsrath) und Dr. von Liebenau. Angenehme Überraschung und ein langes heiteres Zusammensein. Es gefiel uns dort im Freien so gut, daß wir uns fast jeden Abend einfanden. Es kamen noch dazu Tanner, Ernst Ludwig Rochholz und Wagner von Laufenburg. Der gesellige Ton war ein anderer als in ähnlichen Gesellschaften in Deutschland: es wurde mitunter so heftig gestritten, und man ward wechselseitig so ausfällig gegen einander, daß mir angst und bange wurde. Schließlich löste sich denn doch Alles wieder in Wohlgefallen auf. Den anderen Tag gingen Arm in Arm friedlich und gemüthlich, die Abends erbittert mit einander stritten. Das republicanische Wesen mit seiner ewigen politischen Aufregung macht die Leute leidenschaftlicher und rücksichtsloser in allen ihren Beziehungen zur Gesellschaft.

Von Aarau fuhr ich allein hinaus nach Lenzburg und besuchte den Seminar-Director Keller, den ich von Breslau her kannte. Ein erfreuliches Wiedersehen. Keller stand in hoher Achtung wegen seiner politischen Überzeugung und seines erfolgreichen Wirkens in seinem Berufe. Später kamen zu Fuß nach Hagnauer und Rochholz. Wir waren alle sehr heiter, und ich vor allen. Rochholz konnte sich nicht genug über mich wundern und freuen. 'Solche Jugend,' sagte er, 'und unter Ihren Verhältnissen in Deutschland!'

Noch den letzten Abend waren wir alle bei Zimmermann. Dann gaben sie mir das Geleit zur Post. Ich fuhr allein in einer kalten Mondscheinnacht nach Basel. Am frühen Morgen traf ich ein so erstarrt, daß ich wol zwei Stunden im Bette liegen mußte, ehe ich warm wurde und einschlafen konnte.

In Basel nur kurze Zeit. Wackernagel war auf's Land gefahren, ich traf ihn erst spät Abends. Ich besuchte diesmal nur noch Wunderlich und Gerlach.

Den 27. August mit dem Dampfschiffe nach Kehl. Von dort aus zu Fuß hinüber nach Straßburg.

Prof. Jung führte mich in die Stadtbibliothek. Ich sah mir viele Handschriften an. Dann ging er mit mir in die Polterkammer. Da stand die große rothangestrichene blecherne Jacobinerhaube, die man einst dem Münster aufgesetzt hatte, um ihn so als Eigenthum der Republik vor der Zerstörungswuth der Sansculotten zu schützen. Ferner wurde dort aufbewahrt der Züricher Breitopf und das Banner der Stadt Straßburg.

Am Nachmittag begleitete mich Jung und Strobel, der elsassische Geschichtschreiber, auf den Münster. Als ich von dem herrlichen deutschen Baudenkmale in das weite reiche und schöne Elsaß hinabschaute, ward ich wehmüthig, und welcher Deutsche würde es hier nicht? Ich las meinen Begleitern mein Heimwehlied zwischen Saône und Rhône. Wir waren dann noch in Kehl beisammen und nahmen auf deutschem Boden Abschied.

Von Kehl setzte ich meine Reise zu Dampfschiffe fort, übernachtete in Mannheim, dann in Mainz und zuletzt in Köln. Von da ging ich mit der Schnellpost über Aachen nach Lüttich und von hier auf der Eisenbahn bis Antwerpen. Den 3. September Abends war ich in Gent.

Ich wohnte wieder bei Willems, bequem und angenehm. Ich erfreute mich seiner Unterhaltung und seiner Bibliothek. Er zeigte mir alle seit meinem letzten Aufenthalte in Belgien erschienenen Bücher und Aufsätze über vlämische Sprache und

Litteratur. Wenn wir nicht beisammen sein konnten, so ging ich spazieren, oder las im Casino die Allgemeine Zeitung, oder saß auf meinem Zimmer und beschäftigte mich.

Die vlämische Bewegung war noch im vollen Gange. Daß auch ich mich daran betheiligte, beweisen meine Genter Gedichte, die in diesen Tagen entstanden und später meinen Unpolitischen Liedern einverleibt wurden (Th. 1. S. 182—185). Meine Hoffnungen waren schon damals nicht sonderlich. Der Einfluß des Französischen war nach allen Seiten hin im Zunehmen begriffen.

Tricolor.

Schöne Blume, wie umstricket
Dich die welsche Spinne doch!
Und du bist noch nicht zerknicket,
Und du grünst und blühest noch?

'Ja, ich blühe, roth und golden,
Etwas schwarz nur mischt sich drein,
Etwas schwarz — doch meine Dolden
Werden bald nur schwarz noch sein.'

Ich machte eines Tags einen Ausflug an die See. Als ich vor Ostende ausstieg — die Eisenbahn ging damals noch nicht bis in die Stadt — spazierte ich mit einem Manne von Brugge hinein. Wir unterhielten uns vlämisch. Ich erkundigte mich nach Austern. Er begleitete mich bis an die Roche de la Cancale und meinte, dort würde ich wol Austern essen können. Als ich eintrete, bewillkommnet mich die Frau französisch. Ich frage: 'Mevrouw, hebje oesters?' — 'Ja wel.' — 'Zyn ze versch?' — 'Heel versch, gy zult er my een compliment voor doen.' Die Austern waren gut und der Wein dazu auch. Ich spazierte dann hin und her an der

See und in den geraden reinlichen Straßen — Alles echt holländisch. Mit dem nächsten Zuge fuhr ich dann nach Brugge.

Ich besuchte Herrn de Jonghe, der nicht weit von meinem Gasthofe wohnte. Man wies mich in einen Liqueurladen. Ich trete ein. Eine stattliche Frau fragt mich was ich wünsche. 'Herrn Prof. de Jonghe zu sprechen.' — 'Mein Mann ist zu Hause. — Wollen Sie in das Nebenzimmer eintreten!'

Herr de Jonghe empfing mich sehr freundlich und zeigte mir seine kleinen Schriften und auch die von ihm veranstaltete Ausgabe der flandrischen Chronik von J. N. Despars. Von letzterer schenkte er mir ein auf gelbem Papiere gedrucktes Exemplar. Ich äußerte nun, daß ich wol wünschte das Brugger Volksleben kennen zu lernen. 'Nun, meinte er, dann wollen wir zunächst in einige Bierhäuser gehen. Und, fügte er hinzu, da Sie sich nach den Austern, wozu Sie leider Rothwein getrunken haben, nicht gut befinden, so wird das Bier Ihnen wohlthun.' Gut, wir gingen also in ein Bierhaus und trafen dort Peter Behaegel, der viel im pädagogischen und sprachlichen Gebiete wirkte und schrieb; er ist auch Verfasser einer drei dicke Bände umfassenden Nederduytsche Spraekkunst. Er hatte seine eigene Spelling, von der er nicht abzubringen war. Er hatte noch jüngst mit der Maetschappy von Brugge (6 Mitglieder!) gegen die bisherige landesübliche Schreibung protestiert. Ich sagte scherzhaft: 'Myn heer, gy hebt voor u protesteert.'*)

Den anderen Morgen, als ich mich wieder ganz wohl fühlte, besuchte ich wieder Herrn de Jonghe. Wir gingen nun in die große Kirche. Das Sehenswertheste die Marienstatu

*) Er starb zu Brugge 11. Dec. 1858. Vgl. über ihn Ida von Düringsfeld, Von der Schelde bis zur Maas 3. Bd. S. 290.

von Michel Angelo und die Grabmäler Karls des Kühnen und seiner Tochter Maria. Von dort aus besuchten wir das Gasthuis (Johannesspital) mit den schönen Bildern von Jan Hemling (1479) und die Kas (Reliquienschrein) der 11000 Jungfrauen. Als wir heimgingen, konnte ich mich doch nicht enthalten, Herrn de Jonghe zu fragen, wie denn das zuginge, daß seine Frau einen öffentlichen Laden habe. Er erklärte mir das ganz kurz. Er sei wegen seiner Zuneigung zur früheren Regierung mißliebig geworden und habe so sein Amt verloren. Um nun anständig zu leben und doch auch fortschriftstellern zu können, habe er mit seiner Frau die jetzige Einrichtung getroffen. So sehr das gegen unsere Ansichten streitet, so konnte ich es doch nur billigen. Sehr befriedigt und herzlich dankend nahm ich Abschied und kehrte noch denselben Tag nach Gent zurück. Ich blieb hier nur noch zwei Nächte und war schon den 13. Sept. in Brüssel.

Sehr willkommen war mir, daß ich noch die Brüsseler Kunstausstellung sehen konnte. Sie enthielt viel Schönes. Stunden lang verweilte ich darin. Mich fesselten besonders die Bilder der vlämischen Maler. Die alte Eigenthümlichkeit und Meisterschaft im Genre, in Landschaften und Seestücken lebt wieder auf. Ich war sehr erfreut und angenehm angeregt.

Herr von Reiffenberg besuchte mich, war sehr freundlich und lud mich auf den folgenden Tag zu sich ein. Ich dankte, ich konnte mich mit dem Manne nicht befreunden. Am Nachmittage reiste ich ab über Lüttich nach Köln und dann mit Bibliothecar Böhmer nach Düsseldorf.

Unter den Künstlern ein recht frisches und reges Leben. Den Abend fröhlich zusammen bei Sang und Wein mit Ebers, Andreas Achenbach, Breslauer und Kerner. Den andern Tag

veranſtaltete Ebers ein Eſſen mir zu Ehren. Wir waren ſehr heiter. Nach Tiſche ſuchte Achenbach durch allerlei Witze, Schnurren und Kunſtſtückchen uns zu ergötzen. Ich brachte folgenden Trinkſpruch aus:

Willkommen, wer in Bildern und Geſtalten
Das deutſche Gemüth verſteht zu entfalten,
Und in Deutſchlands reichen Kranz flicht
Der Kunſt beſeligendes Glanzlicht,
Und die alte deutſche Herrlichkeit
Freudig miterneut in unſerer Zeit!
So will ich denn das Glas erheben
Auf Deutſchlands Kunſt und Künſtlerleben:
Glückauf! ruf' ich Euch mit Herz und Munde
In dieſer und mancher künftigen Stunde.
Ich würde, könnt' ich am Rhein ſein
Noch manchen Becher Rheinwein
Auf Euer Wohl und Gedeihn weih'n.

In der Nacht mit dem Dampfſchiffe nach Bonn. Es war in der Ferienzeit, ich traf niemanden zu Hauſe. Am 21. Sept. mit dem Morgenſchiffe hinauf nach Coblenz. Ich

Den folgenden Tag, es war Sonntag, verlebte ich ganz angenehm in Gesellschaft Knobel's, Weigand's und anderer Gießener Professoren.

Am Montag darauf, 23. Sept. früh 6 Uhr mit der sogenannten Blamage nach Marburg. Der Wagen hielt in der unteren Stadt an. Ich kehrte in ein Wirthshaus ein, das von außen sehr einladend aussah. Ich merkte bald, daß ich mich getäuscht hatte. Nun, eine Nacht wird schon hingehn, dachte ich, morgen geht es weiter. Es war noch Vormittag. Ich kannte niemanden in der Stadt. Nur von Vilmar wußte ich, daß er sich mit deutscher Sprache und Litteratur befaßte, ich kannte wenigstens eine kleine Schrift von ihm: von der stete ampten. Ich fragte also nach Vilmar. Da hieß es denn, ich solle nur die Straße entlang gehen, oben in dem alten Hause wohne der Herr Director. Ich fand auf dem Vorsaal eine junge Frau mit blühenden Wangen und blitzenden Augen, die mit Biegeln beschäftigt war. Sie lud mich freundlichst ein näher zu treten. Ich mußte auf dem Sopha Platz nehmen, sie setzte sich zu mir. Ich wußte noch immer nicht, wer sie war. Da sagte sie: 'Mein Mann wird bald erscheinen, er ist nur noch mit einer Prüfung beschäftigt.' Nach einer kurzen Weile trat Vilmar ein, freudig überrascht begrüßte er mich, nahm mich bei der Hand und führte mich oben hinauf in sein Arbeitszimmer. Wir rauchten nun eine Pfeife zusammen und unterhielten uns. Da bemerkte er beiläufig: 'Es versteht sich von selbst, daß Sie einige Tage bei uns bleiben. Ich werde gleich Ihre Sachen holen lassen.' Ich hatte dagegen meine Bedenken, half nichts, ich mußte das freundliche Anerbieten annehmen.

Zum Abendessen waren eingeladen Huber, Professor der abendländischen Sprachen und der Orientalist Hupfeld. Beide

hatten wir vorher besucht. Obschon es nicht an politischen Gesprächen fehlte, so ging es doch sehr heiter zu, ich sang manches Lied und brachte manchen Trinkspruch aus.

Den zweiten Tag besuchten wir das Marburger Schloß. Unterwegs theilten wir uns unsere Ansichten mit über Poesie, Metrik, Volkslied u. dgl. und ich freute mich, daß wir darüber so einig waren.

Den dritten Tag war das Wetter so wunderschön, daß wir vor Tische einen Spaziergang um Marburg machten und nach Tische auf ein nahes Dorf zum Kaffee. Unterwegs sahen wir im Walde das Grab des Oberforstmeisters von Wildungen, bekannt durch seine Schriften über Forst- und Jagdwesen und seine Jagdgedichte. Auf dem Heimwege kamen wir auf die deutschen Zustände zu sprechen, und ich meinte, daß es gerade jetzt zeitgemäß wäre, auch auf poetischem Wege ein Besserwerden anzustreben. 'Aber, fügte ich hinzu, es wird schwer halten, etwas wie ich es meine durch die Censur zu bringen und dann auch, vor der Polizei die Verbreitung wenigstens eine Zeit lang zu sichern. Halt, ich werde die Lieder Unpolitische Lieder nennen.' Ich las nun einige vor, die Vilmar gefielen und denen er auch bei seiner jetzigen (1862) Gesinnung den Beifall gewiß nicht versagen würde.

Ich blieb auch den vierten Tag noch da. Es fehlte uns nie an Stoff zur Unterhaltung, und die Art und Weise, wie Vilmar sich über Alles aussprach, war so anziehend und oft so anregend, so lehrreich, daß ich mich noch heute gerne dieser Tage erinnere. Um so betrübender war es für mich, wie ich von Jahr zu Jahr erleben mußte, daß Vilmar sich immer mehr zu einem unausstehlichen politischen Rückwühler und religiösen Befinsterer vollendete. Schade, daß so viel Geist und Phantasi

so viel Forschungs- und Darstellungsgabe, so viel Kenntniß und Fleiß nicht einem besseren Ziele gewidmet wurden!

Den 27. September elf Stunden unterwegs, erst spät Abends in Cassel. Ich gehe noch zu den Grimms, und treffe dort Bettina, Frau von Herder mit Tochter, den hessischen Minister des Auswärtigen, und Ludwig Grimm. Ganz angenehme Gesellschaft. Bettina führte das große Wort, scherzte und lachte, und wir lachten mit. So harmlos anfangs ihre Scherze waren, so wurden sie doch gegen mich bald sehr beleidigend. Ich hielt es für anständig zu schweigen.

Den andern Tag war ich wieder viel dort. Mit Jacob sprach ich über das deutsche Wörterbuch, mit Wilhelm über ein Handbuch der altdeutschen Poesie. Dann sah ich mir die Heerschau der Garnison an und spazierte mit Jacob. Beiläufig erzählte ich, wie unartig gestern Abend Frau Bettina gegen mich gewesen sei.

Den dritten Tag war ich wieder bei den Grimms. Bettina war von ihrem Ausfluge nach Fritzlar zurückgekehrt. Als ich mich eben mit Wilhelm in seiner Stube unterhalte, tritt Jacob ein: 'Gleich wird Bettina kommen und Alles wieder gut machen.' Sie kam wie im feierlichen Aufzuge von allen Kindern begleitet und bat wie eine reuige Büßerin um Verzeihung. Ich lachte über den schnurrigen Einfall, reichte ihr die Hand, und Alles war gut.

Mit Ludwig Grimm in der Kunstausstellung. Sie gewährt nur wenig Bedeutendes, aber Anlaß genug, uns über Kunst und Kunstbestrebungen auszusprechen. Dann mit Bettina bei den Grimms zum Mittagessen. Sie ist sehr liebenswürdig und gesprächig wie immer. Nach Tische mit ihr und Jacob allein. Das Gespräch kommt auf die Berufung der Grimms

nach Berlin. Sie erzählt, daß Lachmann ſehr falſch gegen jene gehandelt habe — höchſt merkwürdige Geſchichten, die gewiß, wenn man die Bettinaiſchen Zuthaten abrechnet, doch wol nicht alle aus der Luft gegriffen waren. Wilhelm kommt dazu und muß den Schluß gegen ſeinen Willen mit anhören. Zu mir gewendet ſagt ſie: 'Jetzt habe ich den Hoffmann erſt doppelt lieb, ſeitdem ich weiß, daß er auch den Lachmann nicht leiden kann.'

Am Abend wieder große Geſellſchaft: Prof. Ruhl, Heuſchel, der preußiſche Chargé d'affaires (ich glaube v. Sydow) und andere. Ich trug Einiges vor ſprechend und ſingend. Endlich rührender Abſchied.

In der Nacht mit der Schnellpoſt nach Braunſchweig und dann mit Extrapoſt nach Fallersleben.

Die Meinigen wohl und munter. Viel Beſuch von Verwandten, den einen Mittag 24 Perſonen zu Tiſche. Es waren die letzten ſchönen Tage, die ich mit meiner Mutter und den

der Lieder mit, von denen wir theils Texte schon hatten, aber noch bessere wünschten, theils Texte aus anderen nicht schlesischen Gegenden nur kannten.

Meine poetische Stimmung wandte sich unterdessen ganz dem Vaterlande zu. Das erste Lied nach meinem Wiederhiersein war das vom 21. October:

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich Dir mit Herz und Hand.

Unterdessen las ich fleißig allerlei geschichtliche, politische, sogar statistische Schriften, um klar zu werden über unsere Zustände wie sie waren, sind, sein sollten und könnten. So erhielt ich Stoff und Anregung. Ich dichtete weiter. Das nächste Lied war das mit der Ueberschrift: 'Er kann den Schlüssel nicht finden.' Ich dachte dabei an einen Fürsten, der gerne eine Verfassung geben möchte, nur nicht weiß, wie er es anfangen soll.

Als ich so auf der Fährte war, wußte ich auch das was ich suchte zu finden.

Der Hohn und Spott über alle Dummheiten und Albernheiten, der lang gehegte Ingrimm über alle Erbärmlichkeit, Feigheit, Niederträchtigkeit, wie ich sie aus der Geschichte und dem Leben kannte, wurde zur humoristischen Stimmung, die mich unabläßig zum Dichten und Singen trieb.

Meine Vorlesungen hatte ich angekündigt, und auch wirklich die Absicht, sie zu halten. Als aber bereits andere Collegen lasen und vierzehn Tage nachher erst bei mir sich wenige Zuhörer gemeldet hatten, da erklärte ich, daß ich nicht lesen würde. In unserer Facultät war das nichts Ungewöhnliches und niemand wurde deshalb zur Rechenschaft gezogen wie ich später.

Den 10. November wurde wieder das Schillerfeſt gefeiert. Ich war zum Präſidenten auserſehen. Es war das ſechſte, welches in Breslau gefeiert wurde. Das erſte fiel ins Jahr 1829, dann war das nächſte erſt wieder 1835.

Ich hielt eine kurze Anrede, worin ich die Geſchichte der Schillerfeier berührte, über die bisherigen Geldſammlungen Auskunft ertheilte und eine jedesmalige Wahl eines Vorſtandes empfahl.

Dann brachte ich einen Trinkſpruch aus auf die Philiſter,*) und ließ nachher noch die ſchleſiſche Kunſt leben. Beides fand rauſchenden Beifall, nur nicht beim Cenſor, und mußte deshalb ungedruckt bleiben.

Fünf Trinklieder von mir wurden bei Tafel vertheilt und nach Compoſitionen von Eduard Philipp und Ernſt Richter vorgetragen. Mein Freund Mächtig hatte dazu eine ſinnreiche Zeichnung geliefert.

In einem Breslauer Blatte hieß es damals:

der aber auch weislich mitlachte, wo Alles heiter und guter Dinge war. Außer dieser, seiner originellen Art von Vereins-Toasten gab Herr Dr. Hoffmann diesmal noch sehr belustigende, geniale, freudig anregende Trinklieder zum Besten.'

Diese waren es aber gerade die mir anderswo einen öffentlichen Tadel zuzogen. Man nahm an, ich hätte nur meine Lieder drucken lassen und alle übrigen abgewiesen. Jedem stand es frei, sich bei der Schillerfeier zu betheiligen. Meine Lieder wurden auf Niemandes Kosten gedruckt. Daß ich mich über die schlesische Gelegenheitspoesie lustig machte, war nicht das erste Mal, und ist doch auch kein Verbrechen, und war überdem so allgemein gehalten, daß sich keiner davon getroffen fühlen durfte. Die Gedichte der vier Breslauer Dichter Geisheim, Grünig, Kudraß und Gabriel waren ja übrigens auch gedruckt, auch componiert und vorgetragen, und 'daß sie das Mahl würzten' ist in der Zeitung gebucht. Was konnte ich dafür, daß die meinigen besser gedruckt waren und besser gefielen und noch heute gesungen werden?

Kurzum, das Fest war sehr heiter, und das war für mich die liebste Genugthuung.

Noch mitten in der Festfeier stellte Geh. Rath Stenzel den Antrag, 'ob es nicht zweckmäßig sei, den Herrn Professor Dr. Hoffmann, der dies Jahr das Schillerfest so trefflich geleitet und durch seinen Geist zu beleben gewußt, auch für das nächste Jahr sogleich zum Präsidenten zu ernennen.' Durch ein dreimaliges Hoch auf mich wurde der Antrag angenommen. Ich antwortete:

Ich muß danken,
Daß Sie tranken
Auf mein Wohlergehn,
Zwar könnt' es mir wol wohler gehn.

Doch freu' ich mich der Gunſt des Augenblicks —
Weiter verlang' ich in der Welt doch nix —
Und ich mache einen dankbaren Knix.

Die erſten vier Wochen im neuen Jahre (1840) war ich krank und mußte zu Hauſe bleiben. Trotzdem war ich geiſtig rege und fleißig, ich wurde nicht zerſtreut und geſtört und konnte jeden politiſchen Gedanken mit Luſt und Muße poetiſch behandeln.

Ich dichtete faſt täglich und gab jedes neue Gedicht den Freunden und Bekannten zum Beſten, wenn ſie mich dann und wann beſuchten. Zollten ſie mir dann ihren Beifall und ich bemerkte: 'Das werde ich drucken laſſen!' ſo wurden ſie ängſtlich und meinten, das ſei doch mißlich. Ich aber ließ mich nicht irre machen und vielleicht war es gerade ihre Bedenklichkeit, die mich zu einem neuen Liede trieb.

Außerdem las ich noch alte handſchriftliche und gedruckte

1. October 1838 an das Ministerium eingereichten Abhandlungen:

1. Universitäts-Bibliotheken und ihre Verwaltung,
2. Bibliotheks-Ordnung für die Kön. und Universitäts-Bibliothek zu Breslau

ganz einfach zurück. Weder von einem Danke war die Rede noch von einer Remuneration, solche wurde für meine interimistische Verwaltung der Bibliothek nur dem Herrn Rector Abegg zu Theil, der so fleißig Alles, was ich gemacht, unterzeichnet hatte. Sic nos, non nobis.

Eine große Freude ward mir in meiner poetischen Thätigkeit zu Theil durch einen Brief von Vilmar. Er schrieb mir von Marburg 18. Febr. 1840:

'Spät zwar, verehrtester Freund, kommt mein verbindlichster und innigster Dank für Ihre lieben, so freigebig gespendeten Geschenke — doch vielleicht noch immer früher, als der im Anfange December abgegebene Dank für die gütige Besorgung des Flügel. Manche Ihrer gütigen Gaben waren mir noch ganz, ja einige sogar hinsichtlich ihrer Existenz unbekannt, an allen aber habe ich mich höchlich erfreut; vor allem hätte ich der Monatsschrift statt eines einjährigen ein zehn- und zwanzigjähriges Leben gewünscht. — Ihre Trinklieder zum Schillerfeste prägen schärfer fast als irgend welche Ihrer Gedichte Ihre Eigenthümlichkeit aus, und den Ruhm unseres eigensten Skoliendichters wird Ihnen niemand streitig machen dürfen. Das ist echte Hornmusik; nichts von dem Blechschmiedsgeklapper unserer modernen Universal-Literatur-Poeten, die auch in ihren besten Stücken, wie selbst Freiligrath, immer falsche Töne greifen, d. h. unwahr werden. An Ihrem wohlbekannten Accent „Traus tönt dann der Wéin Gar lieblich und féin" habe ich mich nebst meiner Frau auf das Herzlichste gefreut; das waren Sie wieder, ganz. — Wenn Sie aber irgend Muße fänden, so

möchte ich Sie vor Allem bitten, uns mehr solche epische Kreise von Volksliedern, wie die „Lieder der deutschen Landsknechte“ zu geben: das ist nicht allein das Beste, was wir haben, sondern etwas Einziges, noch Unversuchtes, und jedenfalls etwas Glänzendes, freilich nicht für den Haufen, freilich zum Theil zu gut für die Gegenwart. — Und was machen Ihre „unpolitischen Lieder“? — Ihren schlesischen Volksliedern wünsche ich bestes und baldiges Gedeihen: so viel ich sehen kann, ist bei weitem das meiste völlig unbekannt: sehr weniges allgemein verbreitet oder verbreitet gewesen, wie dieß mit dem „Kukuk auf dem Zaune“, dem „Schloß in Oesterreich“, „Warum bist Du denn so traurig“, „Jetzund muß mein Schatz abreisen“ (letztere zwei Stücke finden sich sonst auch zu einem Liede vereinigt) der Fall ist. — Übrigens bin ich durch dieses Ihr Unternehmen wieder lebhaft an ein Bedürfnis erinnert worden, dem wir uns nicht lange mehr entziehen können: es muß eine Anthologie der Volkslieder des 15—16. Jh. veranstaltet werden, nicht aber nach dem subjectiven Ermeßen, sondern nach dem objectiven Maßstabe, zunächst nur das aufzunehmen, was erweislich allgemein gesungen worden; der Beweis dafür ist aus der Nachahmung des Tons, weltlich und geistlich, und aus der geistlichen Umdichtung, welche Statt gefunden hat, zu entnehmen. Das wäre denn eine Grundlage für größere Sammlungen, in denen dann auch das Besondere, Eigenthümliche seinen Platz finden möchte, auf die uns aber Hr. v. Meusebach wohl bis auf „der Jüden Christtag“ wird warten laßen. Also vorerst eine solche, in sich feststehende und wohl abgegrenzte Sammlung! — Ihre altdeutschen Blätter machen Sie jetzt doch ja, nach dem Tode des Anzeigers, zum Centralblatte, mit Weglaßung der Geschichte und der Kunst: die alte Literatur aber laßen Sie nach allen Richtungen darin besprochen werden z. B. durch Bearbeitung einzelner kleiner Gebiete der Literaturgeschichte, der Grammatik, der Metrik ꝛc., auch würde ich in jedem Jahre ein Resumé der

für unser Fach erschienenen Werke geben. Jetzt liegt meine ich, viel, wo nicht alles in Ihrer Hand, um den Verkehr des Faches zu erhalten. Was machen Ihre Wiener Codd.? Wir werden dadurch doch endlich einmal einen Boden unter die Füße bekommen.'

'Daß wir Ihres erfreuenden und belebenden Hierseins in den freundlichen Septembertagen beinahe noch täglich gedenken, und daß wir nichts mehr, als eine Wiederholung solcher Tage wünschen, versteht sich von selbst. Hoffentlich breiten Sie Ihre einsonnensischen Schwingen, fortes, fortuna adjutas, bald wieder aus, und berühren auf dem Fluge nach dem Westen auch wieder unsern Berg, um wenn auch nichts mehr, doch da zu rasten.'

'Herzlichst

der Ihrige
A. Vilmar.'

Je größer meine Theilnahme wurde an der Kenntniß der deutschen Zustände der Vergangenheit und Gegenwart, um so größer ward mein Drang, mich poetisch darüber auszusprechen. Als ich einmal in die richtige Stimmung dafür hinein gerathen war und den Ton gefunden hatte, der mir wirkungsvoll schien, da kamen die Lieder wie gerufen. Sie hatten sich bald so gemehrt, daß sie als Buch erscheinen konnten. Ich fing an zu ordnen und zu sichten. Am 16. März sendete ich mein Manuscript an Julius Campe (Firma Hoffmann und Campe) in Hamburg. Es entspann sich nun folgender Briefwechsel.

Breslau 16. März 1840.

Ew. Wohlgeboren

biete ich beifolgende Sammlung unpolitischer Lieder zum Verlag an. Die Gründe, warum ich mich gerade nach Hamburg und an Sie wende, werden Sie selbst leicht finden, wenn Sie be-

denken, daß ich ein Norddeutscher, ein Protestant, ein geborner Hannoveraner und ein kön. preuß. Staatsbeamter bin.

In Betreff des Druckes wünsche ich: wo möglich etwas breites 8°-Format (wie bei den Cottaschen Ausgaben von Uhland ꝛc.), damit nirgend eine Zeile gebrochen werden darf, neue scharfe deutsche Lettern, festes, nicht zu dünnes Papier, damit nirgend die Buchstaben der anderen Seite durchschimmern; auf jeder Seite wo möglich ein Gedicht, von längeren Gedichten nur 4 oder höchstens 5 Strophen; sorgfältigste Correctur — Druckfehler sind mir überall verhaßt und könnten hier gerade großes Unheil anrichten.*)

Ferner wünsche ich, daß die Auflage nicht zu stark wird (etwa 1000 Exemplare), auch nicht zu theuer, damit ich in einer bald folgenden zweiten Auflage auf die gewiß nicht ausbleibenden vielfachen Angriffe antworten kann.

Da Sie mit den dortigen Censoren gewiß persönlich bekannt sind, so werden Sie wohl den für mich bestimmten darauf aufmerksam machen, 1. daß ich mich genannt habe und 2. daß jede hamb. Rücksicht auf Preußen hier unnöthig ist, indem ich als kön. preuß. Professor ordinarius leicht zur Verantwortung gezogen werden kann. Sollte jedoch eins oder das andere gestrichen werden, so würde ich dafür andere einschalten, damit jede Sitzung ihre 20 behält. Ich denke, die Censur wird gnädig sein. Da Sie keine Zeitung wie den Correspondenten herausgeben, so haben Sie von Hannover nicht viel zu fürchten.

Gut wird sein, daß Sie nirgend vorher eine Bekanntmachung erlassen, sondern die nöthigen Exemplare alle auf Einmal nach Leipzig zur Verschickung an die einzelnen Sortimentshandlungen

*) Denn nicht für die Setzer, die jedes gut geschriebene Manuscript schlecht setzen, sondern für den Corrector habe ich so deutlich und zierlich geschrieben, damit er leicht und sicher corrigieren kann.

en. Doch es ist unnütz, in dieser Beziehung Ihnen Rath ertheilen.

Was nun das Honorar anbetrifft, so wünsche ich eine runde ückliche Summe, die sich vor dem Ministerium, welches mich) am Ende zur Rechtfertigung zieht, mit als Grund meiner ist unpolitischen litt. Beschäftigung anführen läßt.

Sollten Sie wider Vermuthen auf mein Anerbieten nicht gehen, so senden Sie mir das Manuscript gefälligst mit nächster st zurück.

Im Fall Sie Sich aber sofort zur Erfüllung der obigen inische entschließen können, so lassen Sie denn nur den Druck h sofort beginnen, ich bin überzeugt, daß wir uns dann erdessen schon vollständig einigen. Suchen Sie nur mit der ur ins Reine zu kommen. — Sieveking und Lappenberg, die h beide öffentliche Ämter bekleiden, können wohl nichts in er Beziehung thun? Beide kenne ich sonst gut.

Auf jeden Fall erwarte ich baldigst Nachricht.

Hochachtungsvoll

Ew. Wohlgeboren

ergebenster

Dr. Hoffmann.

Hamburg 29. März 1840.

Verehrter Herr Professor!

Ihre Sendung vom 16. haben wir am 24. empfangen und en wir Ihnen für das Vertrauen, womit Sie uns beehrt n.

Den uns zunächst angehenden Punkt, das Honorar, ließen offen, was uns nicht lieb ist, weil natürlich davon alles ge, uns Angehende, abhängig ist. — Mit Gedichten, außer es Buch der Lieder und den Spaziergängen eines Wiener en — haben wir noch nicht viele Freude, wohl aber manche

Ohrfeigen einzucassieren gehabt, — daher sind wir auf diesem Gebiete etwas vorsichtig geworden.

Sie wünschen, diese Gedichte gedruckt zu sehen; gerne bieten wir Ihnen unsere Hülfe. Wir übergeben sie der Presse, selbst auf die Gefahr hin, wir verständigten uns darüber nicht; und ein Dichter, Dr. Uffo Horn, wird aus Gefälligkeit die Correctur übernehmen, wenn wir ihn darum bitten. So kann zur nächsten Messe Ihr Werk mit in Reih und Glied stehen. Jedenfalls soll es gedruckt werden — das Übrige stellen wir dem großen Meister anheim und Ihrer Billigkeit.

Das thun wir, weil Sie Sich auf Sieveking beziehen, der zwar nicht der gemeine Censor, sondern als Syndicus die höchste Instanz der Censur hier handhabt und der frei in allen Dingen denkt, nur in Glaubenssachen difficil ist! — Mithin, befreundet mit ihm, würden Sie schwerlich einen günstigern dieses Standes finden. Oft haben wir siegend gegen unsern Censor, Dr. Hoffmann, Appellation bei ihm eingelegt.

Unsere Zeit ist knapp; nur die ersten beiden Cahiers haben wir bis ietzt gelesen, denn Gedichte kann man nicht, wie ein Buch durcharbeiten —, wir sind zu prosaisch dazu, und darin finden wir nichts, das hier Anstand finden könnte.

Sollten andere, schlimmere Dinge kommen? dann müssen wir Ihnen im Vertrauen gestehen, daß Rochow uns für eine schlechte Buchhandlung erklärt hat. Der Mann versteht sich wie Sie sehen, auch auf den Buchhandel; fast fürchten wir, daß er noch einmal unser Concurrent wird! Wahrhaftig, wir eröffnen ihm für seinen Leumund kein Conto, damit er wenigstens etwas für seine vorlaute Äußerung empfindet, oder wir schreiben derein seinen Nekrolog, und da soll es ihm schlimm ergehen. — Jedenfalls werden wir Preußen bedenken, wenn es zur Versendung Ihres Buches kömmt, dahin ist wol die Masse zu dirigieren

Mit Ihren Artikeln ſind wir Neulinge, jede Notiz hat für ns Werth, wenn ſie ſich auf den Markt dafür bezieht. Jeder lutor hat ein anderes Publikum und ſelten kann ein Buch wie as andere behandelt werden; daher muß der Verleger ſelbſt leſen nd denken!

Wir empfehlen uns hochachtungsvoll und ergebenſt

Ew. Wohlgeboren

gehorſamſte Diener

Hoffmann & Campe.

Breslau 11. April 1840.

Ew. Wohlgeboren

eehrtes Schreiben habe ich erſt heute erhalten, obſchon es drei Tage bereits in Breslau war. Ich wünſche, daß wenn Sie künftig nicht direct durch die Poſt ſchreiben, dann für Hrn. H. meinen lieben Freund und Landsmann Aderholz zu Ihrem Beſorger machen, aus vielerlei Gründen.

Es freut mich, daß Ihnen mein Anerbieten genehm war. Ich bedauere nur, daß Sie nicht Alles geleſen haben, Sie hätten ich ſonſt überzeugen müſſen, daß der Druck unverzüglich zu beginnen und möglichſt geheim zu halten iſt. Ich bitte Sie lſo, zu dieſer Überzeugung gelangen und dann ſofort das Ganze er Preſſe übergeben zu wollen. Zu Anfang Juni muß nach einer Meinung Alles ſchon verſendet werden, damit zum Buchrckerfeſte (24. Juni) Exemplare in Leipzig vorräthig ſind.

Sie ſind ein Kaufmann und ich bin ein Gelehrter, aber ir ſind beide Deutſche und wollen beide das Wohl unſeres aterlandes, doch ich kann mit meinen geringen Kräften vorläufig ine Sie nichts dafür thun; ich wünſche demnach, daß Sie mich rin unterſtützen. Da wir aber beide nicht von der Luft leben nen, ſo iſt es billig, daß wir beide gewinnen, wenn zu gennen, obſchon ich gern bereit bin zu verlieren, wenn es nicht

anders ginge, und das wäre für mich schon, wenn ich auf Honorar verzichten müßte. Meinen Wunsch nach Honorar werden Sie natürlich finden, wenn Sie bedenken, daß ich jetzt nur einen vierteljährlichen Gehalt von 116 ℛ beziehe; ich habe nämlich, weil man mich nicht zum Oberbibliothecar machen wollte, meine bisherige Stellung bei der Bibliothek aufgegeben und 200 ℛ und eine Wohnung jährlich eingebüßt. Scheint es Ihnen wegen der Ohrfeigen, deren Sie gedenken, mit Poesien mißlich, so bitte ich, entschließen Sie Sich in Betreff des Honorars der meinigen erst dann, wenn Sie Sich vom guten Erfolge überzeugt haben.

Fünf Gedichte bitte ich wegzulassen:

Wem klag' ich jetzo meine Noth ꝛc.
Ihr seid im Winter blind gewesen ꝛc
Das Rückwärts ist euch nur die Brücke ꝛc.
Wer Brot uns giebt, ist unser Brotherr ꝛc.
Dem Verdienste seine Kronen! ꝛc.

und dafür die beifolgenden 5 gehörigen Ortes einzuschalten:

Freilich, Luthers Zeiten hatten ꝛc.
Was ihr von Lichtrecht schreibt und sprecht! ꝛc.
Ihr wolltet euch zu Göttern machen ꝛc.
Sprecht von Volks- und Menschenrechten ꝛc.
Ihr müßt durch alle Schulen wandern ꝛc.

In Betreff der Correctur bitte ich inständig um ein gnädiges Schicksal; es wäre wohl zweckmäßig, wenn schon vor Herrn Dr. Horn, dem ich mich bestens empfehle, ein anderer die Correctur handhabte.

Bei der Versendung befolgen Sie doch ja meinen Rath. Es ist unglaublich, wie unvorsichtig die Buchhändler immer noch sind! Manz hat sich um seinen ganzen sehr bedeutenden Absatz bei uns gebracht, und warum? weil er durchaus nicht hören wollte. . . . . .
. . . . . .

Sobald das Buch fertig ist, schicken Sie mir gefälligst Ein
xemplar zur Post und die übrigen über Leipzig; eins aber über
ipzig an Hofrath Jacob Grimm in Cassel Mit 7 Exemplaren
n ich zufrieden.

Schließlich flehe ich inbrünstig, daß der Druck schon in der
sterwoche beginnt, schnell fortschreitet und baldigst vollendet
rd. Mögen die vielen heurigen Krebse nicht hinderlich dazwischen
chen!

Herzlich grüßt

Ihr ergebenster
Dr. Hoffmann.

Hamburg 24./4. 1840.

Verehrter Herr Professor!

Sous Bande haben wir Ihnen den ersten Bogen über-
ndt, um Ihnen das Papier und Druckeinrichtung zu zeigen.

Im Mai denken wir wird das Werk zur Ausgabe fertig
yn.

Dichter fordern zuweilen für ihre Erzeugnisse Preise, die ins
Blaue gehen; — wir wußten nicht, welche Ansichten Sie in dieser
Sache hegen, daher unser Vorschlag.

Wenn Sie uns Ihre Forderung ietzt nennen und dabei zu-
gleich für die Zweite und folgende Auflage Ihre Conditionen
bemerken wollen, ist es uns lieb, wenn dann, welches Schicksal
das Werk auch bestehen möge, der mercantilische Theil geregelt ist
und wir ungeniert damit verfahren können, was nicht der Fall
wäre, gingen wir als Commissionaire damit zu Werke.

Sie haben gut sprechen: die Buchhändler sollen sich wehren!
Da wehre sich einer! Leute wie Aderholz, die gehen ihren ruhigen
Weg, schlagen Abends ihren Triller, brauchen von dem inter-
essantesten Buche höchstens vier Expl. — und damit sind wir
rtig, — von vielen gar nichts.

Wer kennt die Leute jeder Stadt? H. braucht sehr viel — Verpöntes ebenfalls. Seine Lage berechtigt ihn, selbstständig aufzutreten und seinen Gang zu gehen. Thut er es nicht, kann er sich der Kriecherei nicht entheben — es ist traurig! In der Naturgeschichte muß es Esel und Hunde geben, sonst ist sie nicht vollständig. So giebt es im Buchhandel Leute jeden Schlages. — In den Provinzialstädten merkte man sich die Creaturen der Polizei nicht. Berlin hält man genauer unter der Lupe: weil von da aus alles ausgeht, und wehrt sich; doch wie soll man sich bei der organisierten Polizei sichern, die in Leipzig unter den Literaten, ihren Sitz hat? — —

In München ist uns der Spion nicht bekannt geworden; keiner will sprechen, alle zucken die Achsel. Und doch ist man dort so gut bedient, daß sie fast die Zahl der Expl. wissen, die von einer Sache expediert worden ist —: wo anders als in Leipzig könnte man solche Details erhalten? — Dieser Theil der Polizei wird sehr gut bedient, das Wie ist uns nicht klar.

Wie viele Expl. sollen wir an Aderholz senden? vielleicht direct mit Post —? Dann ist Breslau gesichert. Das Werk füllt 10 Bogen in Duodez.

Was hätte Manz nach Ihrer Ansicht thun sollen? Mit uns sprach er in Dresden über das Buch, uns wollte er es geben, wir lehnten es ab und warnten ihn. — Von Seiten seiner Regierung ist er gedeckt. Anonymer hätte er es treiben können, das ist wahr, denn zu offen stellte er sich vor den Riß. Es mußten nicht die Lettern des Athanasius und dessen Papier seyn; — er braucht nicht zu sagen, er und Venedey sey darüber einverstanden, — das war sehr dumm, und konnte bei der Erbärmlichkeit vieler Buchhändler nicht verschwiegen bleiben. Unter den Buchhändlern ist entsetzlich vieles Gesindel eingeschmuggelt! Früher war Esprit du Corps —: jetzt — Juden, Kreter und Araber sind uns zugelaufen. Wir üben — weil es so Mode ist — die

Toleranz bis zum Exceß und verlieren darüber den Standpunkt, den wir früher behaupteten, eben weil wir das Lumpenpack als Collegen uns zutheilen ließen! —

Jeder Chevalier d'Industrie findet im Buchhandel Aufnahme, selbst dann noch, wenn die Schneider-Gilde ihn ausstößt. Wie kann da von einem Zusammenhalten, einem Schutz- und Trutzbündniß, wie sonst, die Rede seyn?

Die Modernität raubte vieles; so hat die Hungerleiderei auch den alten guten Geist bezwungen, der da waltete und dem Despotismus Grenzen setzte. Getaufte und nicht getaufte Juden, die am Calico zum Teufel gingen, haben den ästhetischen Geschmack kosten gelernt, werden Buchhändler, üben so die Doctoren, welche im Examen durchfielen: das ist das Gesindel, die Pestbeule, die andere ansteckt und den nicht festen die Ausrede in die Hand geben: "thue ich es nicht, thut's ein Anderer gewiß." Ergo thue ich es und mache mich beliebt und erziele irgend eine Lieferung! Treu und Glaube, — Ehre und Schande kennen die Menschen nicht, — daher geht es, wie es geht, und der Klügste muß sich irren, weil man nicht weiß, wo die Spionage anfängt, wo sie aufhört! —

Leipzig zuerst zu versorgen, ist Thorheit: damit eben schadet man sich am meisten. Früher haben wir wol Kunststücke gemacht, daß ein Buch in Königsberg, Achen, Wien, Pesth, Frankfurt, hier, u. s. w. an einem Tage ausgegeben wurde, das haben wir aufgegeben, es lohnt der Mühe nicht und die Spionage bekömmt doch Wind davon; was hilft denn das mühevolle und theure Experimentieren? — Jetzt wo es nicht nach dem Recht, sondern Laune geht und die Brutalität gegen jeden bereit steht um loszuschlagen!

Wir empfehlen uns hochachtungsvoll und ergebenst

Die Ihrigen
Hoffmann & Campe.

Fortsetzung! —

Der beiliegende Brief war bereits im Voraus geschrieben fertig liegend, als der Drucker kam und klagte: „Der Censor fühle sich nicht ermächtigt, das Impr. zu ertheilen.“ — Da lag die Geschichte! — Sieveking war nicht hier; wir mußten uns an die Censur Commission wenden, und da wissen wir im Voraus, was uns blühet.

Wir setzten uns, schrieben an selbige, aber nicht in der Form einer Petition, sondern bedienten uns des Briefstyles, consumierten darin allerlei Späße, wiesen auf Ihre amtliche Stellung und darauf hin, daß Sie nicht mit zu den mißvergnügten Nobili gehörten, sondern Ihre Stellung und Interessen zu wahren wüßten. Wir versicherten, wenn die löbl. Commission sich in eine gute Laune versetzen möge, sie herzlich lachen werde und gewiß fiele dann kein Gedicht als Opfer der Censur. — Im schlimmsten Fall könnten wir diese Gedichte der Reihe nach schon gedruckt außerdem vorlegen, denn es sey dieses nur eine Sammlung des einzelnen, wie es entstanden und bereits gedruckten. Es half! — Und so ist bis zum Vierten Bogen keine Verkürzung vorgekommen.

Den Censor trafen wir und drückten ihm unser Befremden darüber aus, daß er dabei einen Anstand überall hätte finden können! — Er entschuldigte sich und wird uns Quartier geben.

Besser ist besser! Deswegen sandten wir keine Bogen mit der Post an Sie ab, sondern wählen wir diesen Weg.

Morgen gehen wir nach Leipzig ab; hierher erwarten wir erst zur Pfingstwoche Briefe; wenn Sie etwas früher zu sagen haben, dann trifft es uns in Leipzig.

Die Ihrigen
Hoffmann & Campe.

Den 5. Mai 1840.

Die Meßarbeiten brachten uns diese Angelegenheit ganz aus dem Gesichte; das die Ursache der Verspätung.

Ich erfuhr dann einige Wochen gar nichts wieder. Ich reiste ins Gebirge zu meinem Freunde Eduard Kießling, blieb die Osterfeiertage dort, war sehr heiter in der liebenswürdigen Familie und der schönen Natur*), dichtete viel, und kehrte nach 14 Tagen wohl und munter nach Breslau zurück. Dann schrieb ich an Herrn Campe:

Breslau, 20. Mai 1840.

Verehrter Herr Campe!

Sie setzen mich durch Ihren Wunsch: meinerseits das Honorar für die erste Auflage und die künftigen zu bestimmen, in große Verlegenheit. Ich will durchaus nicht, daß Sie durch mich etwas einbüßen, ja ich will nicht einmal, daß Sie auf den Gewinn

*) Wie gern ich damals wie immer dort war, giebt noch mein Abschiedslied vom 28. April kund:

So leb nun wohl, du friedlich Thal!
Dein Frühling kommt, ich scheide;
Gern säh' ich wieder dich einmal
In deinem Festtagskleide.
Leb wohl! es muß geschieden sein —
Leb wohl! auch ferne denk' ich dein.

So leb nun wohl, du freundlich Haus!
Wie warst du frühlingshelle,
Wie fröhlich ging ich ein und aus
Oft über deine Schwelle!
Leb wohl! es muß geschieden sein —
Leb wohl! auch ferne denk' ich dein.

So lebt nun wohl viel tausendmal,
Ihr guten Seelen beide!
Durch Euch erst ward mir Haus und Thal
Zur Herz- und Augenweide.
Lebt wohl! und kehr' ich einst zurück,
Laßt finden mich das alte Glück.

verzichten ſollen, welcher nothwendig iſt, um ein erſp
Fortbeſtehen eines Geſchäfts zu erzielen. Und doch mu
eben ſo billig finden, daß auch ich nicht leer ausgehe, daß ich
verhältnißmäßige Weiſe an dem etwaigen Gewinne th
und dieſen Wunſch finden Sie natürlich und gerecht. N
ich aber wahrhaftig nicht, was Ihre Anfoderungen
Verlagsartikel dieſer Art ſind, ich weiß nicht, was Sie i
Fällen den Verfaſſern bewilligen u. ſ. w. Es wäre mi
lieb, daß Sie mir Ihre Vorſchläge machten. Oder wa
doch lieber den Abſatz in den nächſten Monaten ab,
ſicher in Ihren Vorſchlägen zu gehen. Bis zum 1. A
1. Sept. muß es ſich doch herausgeſtellt haben, was ſich
Buche machen läßt. Dann brauche ich auch erſt Geld,
ins Bad reiſen muß. Sollte ich auf ärztlichen Rath mich
Seebade verſtehen müſſen, ſo ginge ich am Ende nach H
und dann wäre die Sache noch kürzer, wir könnten dann
alles in Ordnung bringen.

Vorläufig laſſen Sie Sich in Ihren Operationen
nicht ſtören! Ich gehöre nicht zu den Dichtern, "die
Erzeugniſſe Preiſe fordern, die ins Blaue gehen." Mei
iſt leider nur zu oft ins Graue gegangen.

Senden Sie mir gefälligſt die Fortſetzung der Aushö
von S. 73 an durch Aderholz!

Meine Freunde ſind meinetwegen einiger Maßen
Ich aber bin frohes Muthes, habe auch neulich im Ange
Schneekoppe bei einem Freunde 20 neue Lieder gedichtet,
einige ſehr pikante ſind. Ich theile Ihnen eins mit, wa
2. Aufl. nicht fehlen darf.

Jüngſt iſt ein General erwacht ꝛc.

Und mit dieſer tragiſchen Geſchichte empfehle ich mi
freundlichen Andenken.

Zu den Pfingstfeiertagen machte ich einen Ausflug mit Dr. Gustav Freytag und Dr. August Geyder nach Gimmel, einem Gute des Grafen Alexander v. Dyhrn im Ölser Kreise. Der Graf war ein gutmüthiger, aber sehr leichtsinniger Mensch, der übrigens so thun konnte, als ob es für ihn noch höhere Interessen gäbe als das bloße Vergnügen. Er machte einen angenehmen Wirth und ließ seine Gäste weder hungern noch dürsten, für sonstige Unterhaltung aber selbst sorgen. Die Gräfin eine Frau von gefälligem Äußern und Benehmen. Sie war nicht mehr jung, ihr Sohn Arthur erreichte nächstens das 13. Jahr. Dr. Freytag, damals 24 Jahr alt, also ein wirklich junger Privatdocent, erwies der Frau Gräfin viel Aufmerksamkeit, mehr als sie von ihrem Herrn Gemal gewohnt zu sein schien.*) Dr. Geyder, damals noch ein beliebter und gesuchter Gesellschafter und glücklicher academischer Lehrer war wie immer unerschöpflich in Schnurren und Witzen und wie immer bester Laune, wo es am Besten, an einem guten Trunke, nicht fehlte.

Das Wetter war schön, sehr schön, nicht so die Gegend, aber der Frühling hatte sie auch mit seinen Gaben bedacht und wir waren zufrieden mit ihr und freuten uns in ihr. Abgeschieden von aller Welt erfuhren wir nichts von den Begebenheiten des Tages. Am ersten Pfingsttage starb der König, uns ward die Kunde erst viele Tage nachher.

Am 6. Juni waren wir gekommen und am 13. zogen wir erst heim mit aufrichtigem Danke, den ich für uns alle also aussprach:

---

*) 1847 ließ sich die Frau Gräfin Emilie, geb. Scholz von ihrem Manne scheiden und wurde dann Frau Hofräthin Freytag. Der Graf nahm 1850 ein klägliches Ende.

Es war ein langes schönes Träumen
Von längst verklung'ner Jugendzeit,
Von Vogelsang und Blüthenbäumen,
Von Wanderlust und Einsamkeit.

Ein Frühling sproß in unsern Herzen
Von Laubesduft und Blüthenschnee;
Vor stiller Lust, vor lautem Scherzen
Entfloh das letzte Leid und Weh.

Nun steht verwaist der schwanke Nachen,
Wir gehn nicht mehr ins Feld hinaus;
Nicht mehr vereint zu Scherz und Lachen
Uns traulich wieder Tisch und Haus.

Wir sitzen bei Gewitterschwüle
Nicht mehr im dunklen Laubengang,
Wir plaudern in der Abendkühle
Nicht mehr die Gartenbeet' entlang.

Wir zieh'n nicht mehr mit Sang und Klange
Zur grünen Au, an Busch und Bach,
Wir halten nicht mehr mit Gesange
Die Nachtigall zum Singen wach.

Nicht mehr vertreiben mit Gedichten
Wir uns einander froh die Zeit,
Erzählen uns nicht mehr Geschichten
Von Krieg' und Frieden, Lust und Leid.

Leb wohl! der Traum ist nun verschwunden,
Wir kehren heim zur Wirklichkeit,
Da segnen wir die schönen Stunden
Der unvergeßlich frohen Zeit.

Und wenn wir Dank Dir nicht mehr sagen,
So höre was ein Blümchen spricht —
Es ist erblüht in diesen Tagen
Und nickt Dir zu: Vergiß mein nicht!

Ich hatte Geyder meine neuesten Lieder vorgelesen. Wir hatten viel darüber gesprochen, und wenn er auch gegen jedes einzelne Lied nichts einwenden konnte, so war ihm doch meine Richtung, die ich in meinem Dichten eingeschlagen hatte, gar nicht recht. Ich ärgerte mich über ihn wie über so viele, die eine bessere Einsicht hatten und doch so durchaus gesinnungslos und gleichgültig in den wichtigsten Angelegenheiten des Vaterlandes sein konnten. Das Gedicht, welches er damals an mich richtete, ist mehr ein Gedicht an ihn selbst, als an mich, womit er sein politisches Nichtswollen und Nichtssein beschönigte. Es hatte die Überschrift: 'Tempi passati' mit dem Motto: 'Noch einmal die schöne Gegend.' Es lautet:

Den Frühling, die Rosen, die Nachtigall,
Sie begrüßten einst Deine Lieder,
Und in Deutschlands Gauen, auf Bergen, im Thal
Sangen wir sie wieder und wieder.

Der Wein war Dir ein lieber Cumpan,
Ihn begrüßten einst Deine Lieder,
Und wir alle stimmten fröhlich mit an
Und sangen sie wieder und wieder.

Die Liebe, die nicht der Erde entstammt,
Die feierten einst Deine Lieder,
Und wir alle zu hoher Begeistrung entflammt,
Wir sangen sie wieder und wieder.

Der Frühling, die Rosen, die Nachtigall,
Sie kehren stets freundlich wieder,
Noch glühet die Traube auf Bergen, im Thal,
Noch strahlt die Lieb' auf uns nieder.

Du wandtest ab von ihnen den Blick
Zu den materiellen Interessen
Und auf die leidige Politik
Bist Du jetzt wahrhaft versessen.

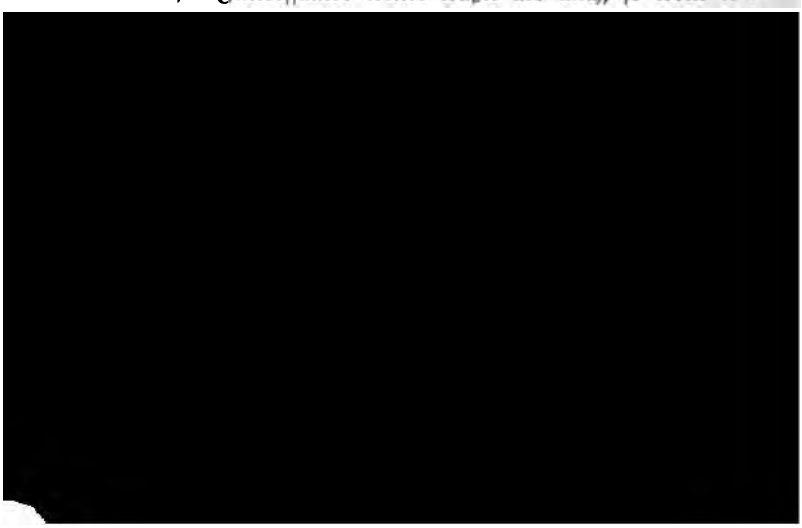
Laß kümmern Dich nicht den Zollverband
Und nicht die Diplomaten,
Und den hohen und allerhöchsten Tand,
Der umstricket die Potentaten!

Und gleiche Du der Frau Nachtigall,
Die nichts weiß von der deutschen Geschichte,
Und singe wie sie mit fröhlichem Schall
Deine alten schönen Gedichte!

Was die besungen, wird nimmer vergehn
Und erfreut noch entfernteste Zeiten.
Die Politik hat kein Bestehn,
Die mag nach dem Blocksberg reiten!

Den 15. Juni erließ ich mit Ernst Richter eine abermalige Bitte, uns Beiträge zu unserer Sammlung schlesischer Volkslieder beizusteuern. Damit die Sammler erführen, mit was für Liedern uns gedient sei, so gaben wir die äußerlichen Kennzeichen der Volkslieder an, wie sie nachher auch in meine Vorrede zu dem Werke aufgenommen wurden.

Um diese Zeit besuchte mich Theodor von Kobbe. Er kam des Morgens ganz früh. Er entschuldigte sich: da er in Breslau nichts Interessantes weiter wüßte als mich, so wolle er die



Den 18. Juni verlangte das Ministerium durch den Curator der Universität von mir nähere Erklärung, warum ich im vorigen Halbjahre nicht gelesen hätte. Den 30. Juni sandte ich meine Erklärung ein. Das Wichtigste daraus ist später unter dem Titel: 'Die deutschen Studien auf preußischen Universitäten und Schulen' gedruckt worden.*) Da die Gleichberechtigung der deutschen Sprache und Litteraturgeschichte auf den höheren und höchsten Lehranstalten immer noch nicht gesetzlich anerkannt ist, so möge dieser Beitrag zur Lösung dieser deutschen Frage abermals veröffentlicht werden:

Das königliche Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten zu Berlin hatte eine nähere Erklärung von mir gefordert, warum ich im Wintersemester 1839—40 zwei Vorlesungen nicht gelesen, da der angeführte Grund „wegen unzureichender Zahl der Zuhörer" für nicht haltbar erachtet werde. Am 30. Juni 1840 gab ich diese nähere, und meines Erachtens vollkommen genügende Erklärung. Bei dieser Gelegenheit sprach ich unverhohlen meine Ansicht aus über den gegenwärtigen traurigen Zustand der deutschen Studien auf Universitäten und Schulen.

Seitdem ist Alles beim Alten geblieben, fürs Deutsche ist gar nichts gethan; wohl aber hat das hohe Ministerium neue strenge Vorschriften gegeben, wonach kein Zögling höherer Bürger- und Realschulen, wenn er nicht die vorschriftsmäßige Prüfung im Lateinischen besteht, zum Eintritt in das Post-, Bau- und Forstfach und in die Bureaux der Provinzialbehörden berechtigt ist; auch hat dasselbe hohe Ministerium eine Professur fürs Slavische mit 1500 Thlr. Gehalt in Breslau gegründet und jährlich 1500 Thlr. noch nebenbei zu Anschaffung slavischer Bücher u. dgl. ausgeworfen.

*) In: Deutsche Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst (Lpz. Otto Wigand) Nr. 186. 6. Aug 1842.

Somit mag es denn gerechtfertigt erſcheinen, daß ich jetzt, wo alle Welt von „wiedererwachtem deutſchen Nationalgefühl“ ſingt und ſagt, ein Stück meiner damaligen Eingabe veröffentliche.

Die Gründe meiner beſchränkten akademiſchen Thätigkeit liegen nur in der gänzlichen Untheilnahme an deutſcher Sprache und Litteratur von Seiten der Studierenden. Es hat ſich unter ihnen der Glaube an gewiſſe nothwendige Collegia gebildet, welche Jeder dereinſt gehört haben muß; zu dieſen Collegien gehört keins über deutſche Sprache und Litteraturgeſchichte. Dieſer Glaube iſt zu einer heiligen Ueberlieferung geworden, die ſich wie ein alter Zunftbrauch fortpflanzt und fanatiſch feſtgehalten wird. Dagegen richtet kein Profeſſor etwas aus: es iſt eine Macht, an die man ſich gewöhnt hat, die man als ſüße Bequemlichkeit nicht aufgeben will, worin man ſogar durch die Erfahrung an Andern beſtärkt wird. Der Philologe treibt nur Griechiſch und Latein, der Theologe und Juriſt halten ſich ziemlich eng in den Grenzen ihrer Wiſſenſchaft, und der Mediciner denkt vollends nicht daran, ſich eine allgemeine Bildung anzueignen, wie das curriculum vitae jeder mediciniſchen Diſſertation zur Genüge darthut.

Der Nachtheil, der aus dieſer Einſeitigkeit für das geſellige und Staatsleben entſpringt, iſt unberechenbar, wenn auch noch heute nicht in allen ſeinen verderblichen Wirkungen und Einflüſſen recht erſichtlich. Zunächſt wirkt er empfindlich auf die Wiſſenſchaft ſelbſt. Das Inſtitut der Privatdocenten in der philoſophiſchen Facultät wird dadurch ſo gut wie zu Grunde gerichtet. Die Privatdocenten ſind bis jetzt unbeſoldet; wenn ſie alſo nicht mehr auf Honorare von Seiten der Studierenden rechnen können, ſo müſſen ſie von vornherein ſo viel eignes Vermögen haben, um eine beſoldete Profeſſur abzuwarten; fehlen ihnen aber die Subſiſtenzmittel, was beinahe immer nach vollendeten Schul- und Univerſitätsjahren der Fall iſt, ſo müſſen ſie auf eine akademiſche

Laufbahn verzichten. Es werden also hinfort nur Wenige sich zu akademischen Lehrern ausbilden, und wer leidet dann zunächst? Die philosophische Facultät, die Universität, ja zuletzt die Wissenschaft selbst. Der gegenwärtige Andrang junger Leute zur Docentenlaufbahn scheint mit dieser Ansicht zu streiten. Aus den Jahrbüchern aller Universitäten erhellt jedoch, daß nicht alle Docenten Ausdauer und Zähigkeit genug hatten, abzuwarten, bis ihnen das Glück eine Professur, vielleicht ohne Gehalt, bescheerte. Ob jene glücklich Ausharrenden immer die Besten waren, bliebe zu erörtern.

Es erscheint unglaublich, wie eine solche Untheilnahme an vaterländischer Sprache und Litteratur entstehen konnte, wenn man die vorhandenen Schulprüfungsreglements durchblättert.

Im Edict über die Abiturienten-Prüfungen vom 25. Juni 1812, §. 6, A. d. nimmt das Deutsche noch den vierten Platz ein nach Latein, Griechisch und Französisch:

„Im Deutschen muß der schriftliche Ausdruck nicht nur von grammatischen Fehlern, sondern auch von Undeutlichkeit und Verwechslung des Poetischen mit dem Prosaischen frei sein. Eben so muß ein zusammenhangender mündlicher Vortrag gelingen. Auch wird Bekanntschaft mit den Hauptepochen in der Geschichte und Litteratur und den vorzüglichsten Schriftstellern der Nation verlangt."

Nachdem aber die Wiederbelebung deutscher Sprache und Poesie zur Befreiung von fremdem Joche anfachte, und Preußens Ruhm und Größe mit begründen half, durfte auch dem Deutschen in der Schule ein beßrer Platz eingeräumt werden, und das geschieht denn wirklich in dem Reglement für die Prüfungen der zu den Universitäten abgehenden Schüler vom 4. Juni 1834, worin zugleich die Anforderungen an den Schüler noch etwas gesteigert werden.

§. 23 beginnt: „Die mündliche Prüfung ist: 1) in der

deutschen Sprache auf allgemeine Grammatik, Prosodie und Metrik, auf die Hauptepochen in der Geschichte der vaterländischen Litteratur, so wie auch darauf zu richten, ob die Examinanden einige Werke der vorzüglichsten vaterländischen Schriftsteller [illegible] haben.

Diese hohen Bestimmungen sehen einen zweckmäßigen und [illegible] im Deutschen auf den Gymnasien voraus [illegible] ist aber weder das eine noch das andre. D[illegible] denen das Deutsche als Unterrichtsfach auf Gy[illegible] zugetheilt ist, verstehen von dem, was heutiges Tages [illegible] Stande der deutschen Philologie verlangt werden kann*), g[illegible] haben oft von einem geschichtlichen Entwicklungsgange d[illegible] Sprache gar keine Ahnung, wollen auch nebenbei nichts dar[illegible] lesen, und die wenigen dafür beseelten Lehrer, die sich eine [illegible] Kenntniß dieses Faches erworben haben, können nich[illegible] darin leisten, weil (nach mehrseitigen Erkundigungen) für d[illegible] Deutsche auf den meisten Gymnasien wöchentlich nur zw[illegible] Stunden**) bestimmt sind.

---

*) Deutsche Philologie — um Mißverständnissen zu begegnen, merke ich, daß ich darunter verstehe: das Studium des geistigen Leb[illegible] des deutschen Volkes insofern es sich durch Sprache und Littera[illegible] kundgiebt.

**) Das schlesische Provincial-Schulcollegium theilt 12. Dec. 1[illegible] eine Verfügung des hohen Ministeriums mit, wonach (in Folge der [illegible]rinserschen Schrift) ein neuer Lehrplan eingeführt werden soll; nach die[illegible] sind in den obern 4 Classen für das Deutsche (es nimmt die dritte St[illegible]ein) wöchentlich 2, in der 5. und 6. Classe 4 Stunden bestimmt, währ[illegible] alle Classen im Lateinischen 10 Stunden (mit Ausnahme der 1., nur 8 hat) unterrichtet werden, und im Griechischen die 4 ersten 6 Stund[illegible] Leider ist es anderswo auch nicht viel besser. In Frankfurt a. M. wa[illegible] 1840 in den 6 Classen des Gymnasiums der latein. Sprache wöchent[illegible] 66 Stunden, der griechischen 26 bestimmt, während sich die deutsche [illegible] 16 begnügen mußte.

Daß eine **solche** schmähliche Vernachlässigung des Studiums ihrer eignen vaterländischen Sprache und Litteratur **nicht** in r Absicht der hohen Behörden liegt, spricht sich deutlich aus in m Reglement für die Prüfung der Candidaten des höhern chulamts vom 20. April 1831. §. 17 heißt es ausdrücklich: Im Deutschen bezieht sich die Prüfung auf die allgemeine Gram- atik, auf den eigenthümlichen Charakter und die Gesetze der utschen Sprache, so wie auf ihre historische Entwicklung und ie Geschichte ihrer Litteratur. Wer nicht so viel Kenntniß der utschen Sprache und Litteratur und so viel wissenschaftliche ildung besitzt, daß er in jeder Classe, selbst der höchsten mit utzen in der deutschen Sprache zu unterrichten vermöchte, **kann** uf die **unbedingte** facultas docendi **im philologischen** ache **keinen Anspruch machen.**"

Die Absichten der höchsten Behörden sind also klar und eutlich ausgesprochen und behaupten noch jetzt volle Gesetzes- raft. Wie aber zwischen Idee und ihrer Verwirklichung, zwischen Wort und That ein großer Abstand liegt, so auch zwischen diesem eglement und seiner Befolgung.

Die wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen bestehen nur us 6 (7) Männern, es hat also nicht jede Schuldisciplin ihren ertreter, mehrere Fächer werden in einer und derselben Person ls vereinigt vorausgesetzt, und es ist nur dem Zufalle zu ver- anken, wenn Einer etwas wissenschaftliche Kenntniß vom Deut- chen hat, oder, wie Lachmann, classische und deutsche Philologie in sich vereint. Selten also kann einmal ein Candidat die un- bedingte Facultas docendi erlangen, weil Niemand vorhanden ist, der in einem noch dazu erforderlichen Fache gehörig nach Vor- schrift prüfen kann. Doch wenn auch das Glück einen deutschen Philologen mit in die Prüfungscommissionen geführt hat, und wenn dieser nun die Candidaten in deutscher Sprache und Litte- raturgeschichte prüft, nun, so ist es auch weiter nichts, wenn der

Candidat nicht besteht. Ich habe aus Lachmann's Munde gehört, daß die meisten Candidaten erst in Gotthold Ephraim Lessing den Anfangspunct der deutschen Litteratur fanden, daß nur Einige etwas vom Theuerdank und Hans Sachs wußten, auch wohl mal vom Nibelungenliede gehört hatten, daß Einer den Jacob Böhm 1720 noch leben ließ u. dergl.

Ich will nicht für meine Wissenschaft oder für mich eine Bevorzugung haben — traurig um die Wissenschaft, noch trauriger um den Lehrer, wenn beide eines Privilegiums bedürfen, um wirksam ins Leben zu treten — aber ich muß den innigen Wunsch hegen, daß meine Wirksamkeit als akademischer Lehrer nicht unmöglich gemacht wird, oder daß sich ihr nicht Schwierigkeiten entgegenstellen dürfen, die nur aus Bevorzugung anderer Disciplinen entstehen können; ich muß die Hoffnung aussprechen, daß das Studium vaterländischer Sprache und Litteraturgeschichte so geschützt und förderungsfähig dastehe, daß ihm die einmal eingeräumten Rechte niemals mehr geraubt oder auch nur verkürzt werden können.

Und wenn ich gefragt würde, welche Mittel denn zu einem umfassendern und gründlichern Studium deutscher Sprache und Litteratur auf Schulen und Universitäten führten, so würde ich vorläufig folgende vier zu hochgeneigter Berücksichtigung empfehlen:

1. An jedem Gymnasium müßte ein Oberlehrer angestellt werden, der als deutscher Philologe eben solchen Anforderungen in seinem Fache entspräche, als man an den classischen Philologen im Griechischen und Latein macht. Nur auf diese Weise ließe sich mit der Zeit ein zweckmäßiger und genügender Unterricht erwarten und es würden nicht Klagen darüber laut werden, wie ich sie bereits 1834 in der Vorrede zu meiner deutschen Philologie S. XXVIII. aussprach oder wie sie Thiersch einem ausgezeichneten Schulmanne in Berlin nachsprach. (S. Ueber den

gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts 1. Thl. 1838, S. 446.).

2. Für den deutschen Unterricht müßte eine genügendere Anzahl Lehrstunden, zumal in den höheren Classen festgesetzt werden. Beim ersten Blick in die meisten Lehrpläne unsrer gelehrten Schulen wird ersichtlich, daß ein großes Mißverhältniß stattfindet zwischen der Stundenzahl für das Classische und jener für die Muttersprache. Bei der oberflächlichsten Kenntniß unsrer Sprache und Litteratur muß man die Nothwendigkeit einsehen, daß in wenigen Stunden der gewaltige Lehrstoff nur berührt, keineswegs aber bewältigt werden kann. Wer glaubt heutiges Tages nicht, daß allerdings in diesem Studium, welches sich von Jahr zu Jahr mehr zu einer strengen Wissenschaft ausbildet, viel gelehrt und gelernt werden muß? Sagte doch Jacob Grimm vor zwanzig Jahren schon, als er mit seiner Grammatik auftrat: „Kein Volk auf Erden hat eine solche Geschichte für seine Sprache, wie das deutsche. Zweitausend Jahre reichen die Quellen zurück in seine Vergangenheit, in diesen zweitausenden ist kein Jahrhundert ohne Zeugniß und Denkmal. Welche ältere Sprache der Welt mag eine so lange Reihe von Begebenheiten aufweisen?“ (Deutsche Grammatik 1. Th. 1. Ausg. S. XVII.)

Darf heutiges Tages noch Jemand zweifeln an der Nothwendigkeit und Vortrefflichkeit wissenschaftlicher Beschäftigung mit dieser unsrer deutschen Sprache und Litteratur? Muß nicht Jeder heutiges Tages denken, was derselbe Jacob Grimm schon vor zwanzig Jahren sagte?

„Ich bin des festen Glaubens, selbst wenn der Werth unsrer vaterländischen Güter, Denkmäler und Sitten weit geringer angenommen werden müßte, als wir ihn gerecht und bescheiden voraussetzen dürfen, daß dennoch die Erkenntniß des Einheimischen vor der würdigste, die heilsamste und aller ausländischen Wissenschaft vorzuziehen wäre.“ (Brief an Hrn. v. Savigny

Ca[illegible] [illegible] poetische Gehalt in der deutschen
hö[illegible] [illegible] jeder Zeitraum vom Ludwigs-
Le[illegible] [illegible] Ludwig von Baiern etwas auf-
nu[illegible] [illegible], das des Lesens werth ist, und das
au[illegible] [illegible] einer edlen und höhern Bildung den
[illegible] [illegible] Studium der altdeutschen Dichtung
[illegible] [illegible] erwarten, auch kein richtiges Urtheil
[illegible] Sollte dann aber Mancher nicht auch so
[illegible] [illegible] Grimm sich gelegentlich aussprach? (Rec.
[illegible] [illegible]ther von der Vogelweide, Gött. gel. An-
[illegible] [illegible]38.)

[illegible] einer ungefähren Kenntniß der Sprache kommt
[illegible] und wer hier und da eine Strophe lesen und
[illegible]ammenhang errathen kann, versteht gerade am
[illegible] aber das Ganze wirklich versteht, kann unmöglich
[illegible]ung gerathen, die wir mit Erstaunen in einer
[illegible]entlich gehaltenen, an sich wohlmeinenden Rede ge-
[illegible] Dichtungen dieser Zeit nur für die Geschichte der
[illegible] poetischen Entwickelung Werth hätten, nicht aber,
[illegible]zeugnisse des classischen Alterthums an und für sich
[illegible] Geist reizen und beschäftigen könnten. Verglichen
[illegible] jenen unsterblichen Werken sollen sie nicht, das würde
[illegible] Seiten keinen rechten Vortheil bringen, aber an ihrer
[illegible]rfen sie sich wie jene aufrichten und ihren Werth gelten[illegible]
Und um nicht mit bloß allgemeinen Betrachtungen [illegible]
[illegible], so fragen wir, ohne lange Wahl, ob wohl das griech[illegible]
[illegible]terthum ein Lied von der innigen und großartigen [illegible]
[illegible] wie das letzte hier in Walther's Sammlung: owê wa[illegible]
[illegible] verswunden alliu miniu jâr! von sich weisen würde?
[illegible]pimenides' Klage edler lauten könne? und ob die [illegible]
[illegible]atur etwas dagegen zu stellen habe?"

3. Bei den Abiturientenprüfungen müßten die darauf [illegible]

jen von einem hohen Ministerium (4. Juni 1834 im §. 23, 1) geschriebenen Bestimmungen genauer befolgt werden. Wie wenig selbe hie und da geschieht, läßt sich an jenen wenigen Stunten wahrnehmen, die, obschon mit dem Zeugnisse der Reife rsehen, dennoch im Deutschen ganz unvorbereitet zu den akadeischen Vorlesungen über deutsche Sprache und Litteraturgeschichte langen.

4. a. Müßte jeder Student ohne Ausnahme, ehe er sein achstudium begönne, verpflichtet sein, ein halbes Jahr philogische, litterarhistorische und historische Vorlesungen zu hören, nd ein zweites halbes Jahr Vorlesungen aus dem Gebiete der hilosophie und Naturwissenschaften. Oder soll einmal die ohnein kurze akademische Studienzeit nicht geändert werden, so müßte

4. b. Völlige Lernfreiheit gestattet sein, so daß also Niemand künftig gefragt wird, ob er dies oder jenes gehört hat, sondern ob er von dem, was zu seinem künftigen Berufe als nothwendig erachtet wird, wirklich etwas weiß. Lehrfreiheit, wie sie heutiges Tages noch als wesentliches Merkmal unsrer Universitäten gilt, ist nur Schein, sobald nicht Lernfreiheit ihr zur Seite steht; Lernfreiheit aber ist factisch nicht vorhanden, weil von den Consistorien, Oberlandesgerichten und anderen Staatsbehörden, denen die Prüfungen für irgend ein Staatsamt obliegen, mancherlei Disciplinen als gehört und getrieben verlangt werden, die mit dem künftigen Berufe des Examinanden oft nur in sehr loser Verbindung stehen, die sich auch auf einem bequemeren und sicherern Wege als auf dem akademischen erlangen lassen.

So lange sogenannte Brotcollegia, sei's nun nach Vorschrift oder aus Mißverständniß, als die wahrhaft privilegierten den Studierenden drei Jahre lang ausschließlich beschäftigen, werden alle Vorlesungen, die auf eine allgemeine Bildung hinwirken, verabsäumt werden, und eine langweilige Einseitigkeit muß nothwendiger Weise immer mehr um sich greifen, wobei nicht nur das

geſellige Leben, ſondern ſogar der Staatsdienſt empfindlich leidet. Es wird eine Zeit kommen und wir werden häufiger als jemals aus dem Munde ſtudierter Leute das bekannte Fauſtſche Klagelied hören:

Was man nicht weiß, das eben brauchte man,
Und was man weiß, kann man nicht brauchen.

Es war große Landestrauer: die hohen Würdenträger, der Adel, die Geiſtlichen, die Officiere, die Staatsbeamten — Alles ging vorſchriftsmäßig mit den Zeichen der Trauer einher. Auch ich hätte trauern ſollen, überließ das aber meinen Herren Collegen, die für dergleichen eher etwas auszugeben hatten als ich, und auch gerne mit ſchwarzem Krepp (crêpe) Hut und Arm ſchmückten; viele, die ſich ſonſt nicht auszuzeichnen vermochten, zeichneten ſich jetzt doch wenigſtens durch Trauer aus. Einige legten einen ſolchen patriotiſchen Eifer an den Tag, daß ſie ihre ganze Familie, ſogar die Kinder von drei bis vier Jahren in eitel Schwarz kleiden ließen.

Die Volksſtimmung war eine zweifelhafte. Niemand wußte recht, was nun kommen würde, ob man ſich mit den alten Zuſtänden begnügen müſſe oder mit hoher obrigkeitlicher Erlaubniß etwas Beſſeres hoffen dürfe.

Von meinen Unpolitiſchen Liedern erfuhr ich nichts. Es war mir am Ende lieb, daß ſie eben jetzt nicht erſchienen.

Endlich in den erſten Tagen des Juli erhielt ich einen Brief von Campe.

Hamburg den 8. July 1840.

Verehrter Herr Profeſſor!

Seit ich Ihnen ſchrieb bin ich in Leipzig geweſen, habe die Meſſe geleſen und bin zurückgekommen; habe hier ein Weilchen gelebt. — Von Leipzig hätte ich Ihnen ſchreiben können, ich

Post weiter reisen wollte um 6 Uhr, war mein Paß noch auf der Polizei und ich mußte auf ihn warten.

Es that mir wohl, mich mit Haupt aussprechen zu können. Er war erst am Abend gegen 10 zu mir gekommen ins Hôtel de Bavière und besuchte mich den folgenden Morgen wieder. Da die Bahn bis Magdeburg noch nicht eröffnet war und ich die Post nicht benutzen konnte, so mußte ich zur Lohnkutscherei meine Zuflucht nehmen. Wir gingen in den Palmbaum. Die Lohnkutscher warteten ganz gemüthlich auf die letzten Gäste. 'Ihr seid alle würdig, redete ich sie an, mich zu fahren. Wieviel sind Euer?' — 'Sieben.' — 'Gut, Ihr sollt losen und wer den längsten Halm zieht, fährt mich.' — Ein alter Kerl mit dem eisernen Kreuze that so, als ob er doch nichts gewinnen könnte: 'Nun, Alter, zieht doch auch! versucht doch auch das Glück!' — Er zog und war der Glückliche. Es fand sich schnell Reisegesellschaft. Wir stiegen ein und die Fuhre ging ab. Als wir schon lange unterwegs waren und uns viel erzählt hatten, kamen wir nun auch auf unsere Reiseabenteuer, und jeder wußte vom Pferdestürzen, Zusammenfahren mit anderen Wagen, Umwerfen u. dgl. zu berichten. Da ruft uns ein Vorüberfahrender zu: 'Heda! das Rad läuft ab!' Wir alle vier rechts und links zum Wagen hinaus. Wirklich, das Rad hing nur drei Finger breit an der Achse. Unser erfahrener Fuhrmann wußte sich zu helfen: er fand in seinem Wagenkasten einen blechernen Löffel, den steckte er vor das Rad und bog ihn unten und oben um, daß er festhielt. Wir stiegen wieder ein und fuhren weiter. Unterwegs aber rief er jedem Vorüberfahrenden zu: 'Du, ich habe meine Mutter verloren — wenn Du sie findest —' Die Geschichte von der verlorenen Mutter verfolgte uns bis in die Festungswerke von Magdeburg.

trägt und oft hat glänzen lassen — daher tolerant gegen andre seyn könnte . . . .

Daß Sie wie eine Jungfer um das Honorar fordern sich drehen und wenden: gefällt mir nicht, und läßt mich zweifeln, daß Sie so denken wie Sie schreiben. Es sey wie ihm wolle, ich werde dem Dinge ein Ende machen, will und muß es thun, die ekelhaften Rechnereien sind mir in den Tod zuwider, wie soll man im Buchhandel rechnen, kann man es? Ich sage Nein.

. . . . . .

Wie man mit dem Eigenthum der Verleger umgeht und wie man diesen wenn sie human sind, zumuthet, ist arg. Wie wäre es möglich im Aug. oder Sept. eine Ansicht zu haben? Ich glaube nichts, als was ich auf dem Papier sehe und als abgemacht dasteht; alles andere ist Täuschung und bringt auf Aber und Glatteis.

Herrn Friedländer ersuche ich Ihnen 100 ℔ zu zahlen, für die 2te Auflage, die ich aber stärker als diese machen werde, ersetzt derselbe Betrag. Das Werk ist in Duodezimo gedruckt und füllt $8\frac{1}{2}$ Bogen und hoffe ich, daß Sie mit dieser Abmachung einverstanden seyn werden.

Mit ausgezeichnetester Hochachtung und Ergebenheit

Der Ihrige
Julius Campe.

Den 22. Juli kamen die ersten Exemplare der Unpolitischen Lieder in Breslau mit der Post an.

Nachdem ich meine Vorlesungen geschlossen und Urlaub erhalten hatte, reiste ich am 12. August ab nach Helgoland.

Langweilige Fahrt nach Leipzig: zwei Nächte mit der Schnellpost bis Dresden und dann über 4 Stunden auf der Eisenbahn bis Leipzig. Als ich am folgenden Morgen mit der

an der Wand mit großen goldenen Buchstaben zu lesen ist: ZEIT IST GELD.

So wie man ihn erst erblickt, glaubt man einen frommen Wupperthaler, Herrenhuter oder Altlutheraner vor sich zu sehen. Bei näherer Betrachtung aber ist er nichts weniger als das. In seinen Augen liegt eine [illegible]de Schlauheit, die sich erst recht verräth, wenn er sich die Mühe giebt, durch Blick und Worte sich als treuherzi[illegible]en, grundehrlichen, uneigennützigen Geschäftsmann darzustellen. [illegible] ist dann so weich in seiner Sprache, in seinen Reden so [illegible], so theilnehmend, daß man irre werden könnte, wenn er uns selbst nicht davor bewahrte, denn es dauert nicht lange, so ist er wieder in seinem eigentlichen Fahrwasser: scherzhaft und witzig, rücksichtslos, bissig. Jedenfalls ist er ein gewandter, umsichtiger Buchhändler, der sein Publicum, seine Zeit und seinen Vortheil sehr genau kennt und der vor vielen seines Gleichen den großen Vorzug hat, daß er ein sehr ergötzlicher Unterhalter ist.

Campe zeigt mir den Rest der Auflage der Unpolitischen Lieder, etwa 12 Exemplare, — in Leipzig liegen keine mehr auf Lager — läßt mich die Versendungslisten einsehen und ist sehr erfreut über den höchst günstigen Erfolg: in Hameln allein sind 12 Exemplare auf feste Rechnung nachverlangt. Er spricht von einer zweiten Auflage. Von der ersten hat er nicht nach meinem Wunsche 1000, sondern, wie er mir beiläufig selbst bemerkte, 1250 drucken lassen. Der Punkt des Honorars ist noch nicht erledigt.

Am Nachmittag führt mich Cornelius Müller nach Tivoli, wo im Freien vier kleine Stücke gespielt werden. Das Publicum andächtig, aber kalt. In den Zwischenacten arbeitet die

Den folgenden Tag, Sonntag den 16. Auguſt, machte
neues Elbdampfſchiff, der engliſche Courier, ſeine erſte Fa
Das eben mochte viele Reiſende beſtimmt haben, dieſe Gele
heit nach Hamburg zu benutzen. Um 5 Uhr früh fuhr u
Courier ab. Es war ein ſchöner Morgen. Man ging auf
Verdecke auf und ab. Niemand kannte mich, aber auch ich ka
Niemanden.

Bei Tiſche machte ich die Bekanntſchaft mit einer i
eſſanten Frau, der Hofräthin v. Deſſauer aus München.
ſprachen viel über Münchener Gelehrte und Künſtler. U
Unterhaltung waren wir uns ſelbſt: zu ſehen war wenig
gar nichts. Da gab es denn mal eine kleine Abwechſel
bei Tangermünde blieben wir ſtecken, und kaum flott, bald
mals. Als wir die ſeichten Stellen bei Schnakenburg glü
beſeitigt hatten, brach die Nacht ein und wir legten vor A
Jeder ſuchte ſo gut es gehen wollte eine Schlafſtätte.

Bei Anbruch des Tages ging die Fahrt weiter.
zwiſchen 9 und 10 kamen wir in Hamburg an. Wir na
Abſchied und jeder ging ſeines Weges. Der Courier
noch zu jung, er hatte das Laufen noch nicht recht gel
ſonſt würde er wol nicht 24 Stunden bis Hamburg gebr
haben.

Nachdem ich Profeſſor Cornelius Müller begrüßt
begab ich mich in die Deichſtraße zu Herrn Julius Campe
ich noch nicht perſönlich kannte. Er empfing mich in ſ
Comptoir, das klein und unanſehnlich war. Zum Setzen k
er mich nicht einladen, es war kein Stuhl vorhanden, eine
Einrichtung, um von Beſuchern nicht zu lange aufgehalten
beläſtigt zu werden, eine andere Art von freundſchaftlichem
nur minder grob als bei Ernſt Keil in Leipzig, in deſſen Con

an der Wand mit großen goldenen Buchstaben zu lesen ist: ZEIT IST GELD.

So wie man ihn erst erblickt, glaubt man einen frommen Wupperthaler, Herrenhuter oder Altlutheraner vor sich zu sehen. Bei näherer Betrachtung aber ist er nichts weniger als das. In seinen Augen liegt eine lauernde Schlauheit, die sich erst recht verräth, wenn er sich die Mühe giebt, durch Blick und Worte sich als treuherzigen, grundehrlichen, uneigennützigen Geschäftsmann darzustellen. Er ist dann so weich in seiner Sprache, in seinen Reden so milde, so theilnehmend, daß man irre werden könnte, wenn er uns selbst nicht davor bewahrte, denn es dauert nicht lange, so ist er wieder in seinem eigentlichen Fahrwasser: scherzhaft und witzig, rücksichtslos, bissig. Jedenfalls ist er ein gewandter, umsichtiger Buchhändler, der sein Publicum, seine Zeit und seinen Vortheil sehr genau kennt und der vor vielen seines Gleichen den großen Vorzug hat, daß er ein sehr ergötzlicher Unterhalter ist.

Campe zeigt mir den Rest der Auflage der Unpolitischen Lieder, etwa 12 Exemplare, — in Leipzig liegen keine mehr auf Lager — läßt mich die Versendungslisten einsehen und ist sehr erfreut über den höchst günstigen Erfolg: in Hameln allein sind 12 Exemplare auf feste Rechnung nachverlangt. Er spricht von einer zweiten Auflage. Von der ersten hat er nicht nach meinem Wunsche 1000, sondern, wie er mir beiläufig selbst bemerkte, 1250 drucken lassen. Der Punkt des Honorars ist noch nicht erledigt.

Am Nachmittag führt mich Cornelius Müller nach Tivoli, wo im Freien vier kleine Stücke gespielt werden. Das Publicum andächtig, aber kalt. In den Zwischenacten arbeitet die

Rutschbahn. Bei einer erträglichen Musik rauchen wir gute Cigarren zu Kaffee und Thee.

Zweiter Hamburger Tag. Morgens mit meinem Vetter F. Wiede gefrühstückt. Dann bei Campe. Ich treffe dort Dr. Wille und Uffo Horn. Als wir allein sind, zahlt mir Campe 100 ℳ Honorar und will mich bei der zweiten Auflage entschädigen. — Bei C. Müller zu Mittag gespeist und mit ihm Abends bei Campe in angenehmer Gesellschaft von — Austern, Lachs, Makrelen und Neunaugen. Campe giebt die lustigsten Geschichten zum Besten von allerlei Schriftstellern, mit denen er in Verbindung stand oder die mit ihm Verbindung suchten. Wir kamen aus dem Lachen gar nicht wieder heraus.

Mittwoch den 19. August ging das Dampfschiff nach Helgoland. Von meinen früheren Reisegefährten hatten sich einige eingefunden. Ich machte noch einige neue Bekanntschaften: Dr. Haubold mit Frau und Schwester aus Leipzig, Kaufmann Komarek aus Prag ꝛc. Ich war sehr heiter und suchte auch Andere in heitere Stimmung zu bringen und darin zu erhalten. Bis Cuxhaven eine fröhliche Fahrt: wenig Seekranke an Bord. Wie wir uns der Nordsee näherten, die Küsten nach und nach verschwanden, da wurde es still und stiller in der Gesellschaft, im Meere aber lebendiger, es stürmte immer stärker, und als wir 'die alte Liebe' erreichten, da brach Manchem das Herz. Die Musik hatte noch immer lustig gespielt: Marseillaise, God save und alles Mögliche, jetzt schwieg auch sie. Ich hielt mich tapfer und blieb bei meiner heiteren Stimmung von der traurigen Seekrankheit verschont.

Der Anblick der See war mir nichts Neues, aber neu daß ich nun selbst mitten darin war, nichts sah als Wasser und Himmel.

Endlich zeigte sich unseren Blicken das ersehnte Eiland. Der Ruf: Land! belebte die Schwachen und Kranken. Bald hatten wir es erreicht. Unter den Klängen der Musik wurden wir ausgeschifft. Es war mir doch ein angenehmes Gefühl, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben.

Ich bezog eine kleine Wohnung in einem kleinen Hause, dem letzten und höchsten Helgolands, oben auf der Klippe bei Ulrichs, es war eigentlich nur eine Schlafstelle.

Mein Leben war einfach: Morgens Spazierengehen, dann Überfahrt zur Düne, Baden, Rückfahrt, Spazieren, Mittagsessen, Kaffeetrinken im Trichter, Ausruhen auf der Klippe, einen Augenblick im Conversationshause um Zeitungen zu lesen, dann letzter Spaziergang auf der Klippe und zu Bette.

Ich suchte keine Gesellschaft, ich war mir selbst genug und freute mich, daß ich es war: ich konnte Stunden lang im Sonnenschein oben auf der Klippe liegen und in die See sehen, während Andere Stunden lang bei Peter Franz, Block, Rickmers, Mohr tafelten und dann müde vom Baden, Essen und Trinken bis in den Abend hineinschliefen.

In diesen einsamen Stunden auf der Klippe, drüben auf der Düne, oder wenn ich allein im Boote hinüberfuhr, entstanden meine 'Helgolander Lieder', womit ich Manchen damals erfreute, und die später viel componiert und gesungen wurden.

Die meisten unter den tausend Badegästen waren Hamburger und Berliner. Mit einigen stand ich in näherem Verkehre. Von den Berlinern waren es die Banquiers Bielfeld und Conrad, die Fabrikanten Fonrobert und Risch, Buchhändler Rorin und Frau, Postcalculator Schulze; von den Hamburgern die Kaufleute Refardt, Wolf mit Frau, geb. Niemeyer, und Lutze.

Außerdem gehörten noch zu meinen näheren Bekannten Baron v. Gyllenkrok aus Lund, Hofräthin von Dessauer aus München, Frau Gedike aus Altona, Banquier Vogt aus Petersburg, Fabrikant Hirschmann mit Tochter aus Polen, Dr. Schütte und Schmelzkopf, Lehrer aus Helmstedt, Lieutenant v. Schleicher aus Bielefeld, Dr. Straube, der Helgolander Arzt, Scheby aus Kiel.

Das Leben war sehr einförmig. Es war schon ein großes Ereigniß, wenn zweimal wöchentlich das Dampfschiff kam, und ein noch größeres, wenn es durch Sturm verhindert, nicht kam.

Die außerordentlichen Vergnügungen der Badegäste waren eine Umschiffung der Insel bei Beleuchtung der Grotten, oder eine Fahrt mit Feuerwerk; ferner eine Fahrt auf den Hummer- oder auf den Haifischfang. Wer Einmal so etwas mitgemacht hat, verlangt nicht nach einer neuen Auflage, wenigstens mir ging es so, mit Ausnahme des Haifischfanges, der war wenigstens ganz ergötzlich. Wir fuhren eine Meile weit in See. Dann wurden die Angeln ausgeworfen und nach einiger Zeit aufgezogen. Wir fingen 14 Haifische, darunter ein getigerter, einen Rochen, ein häßliches Geschöpf, eine Seerose mit 13 Zinken und einen Seestern. Für ein ausgezeichnetes Frühstück war gesorgt. Obschon die See hoch ging, so ließen wir uns nicht irre machen. Im Entstöpseln des Champagners entwickelte ich eine bewundernswerthe Fertigkeit.

Rührend war am 28. August das Begräbniß des Herrn von dem Busch. Er hatte als Flüchtling hier geheirathet und war heimisch geworden. Verwandte und Freunde hatten nach altem Brauch das Grab selbst gegraben und begruben ihn nun. Seine Frau, in landesüblicher Trauertracht, wurde von zwei

Männern geführt; sie mußte dem Sarge folgen — ein bejammernswerther Anblick!

Das Baden bekam mir gut, auch war ich immer glücklich gewesen. Eines Tages aber ging es mir schlecht. Der Wellenschlag war sehr stark. Eine Welle schleuderte mich an den Strand. Ich verletzte mir an einem Feuersteine, deren es dort viele giebt, die Kniescheibe. Ich stillte das Blut mit Papier und band ein Tuch drum. Mit Mühe und Noth erreichte ich das Boot und unter ziemlichen Schmerzen stieg ich die 173 Stufen der Treppe hinan, die ins Oberland führt. Durch Kaltwasserumschläge beseitigte ich vorläufig die Schmerzen, die aber bald darauf sich wiederholten, ja, ein halbes Jahr nachher hatte ich noch zu Zeiten heftige Stiche.

Den 20. August sendete ich an Campe das Manuscript der neuen Auflage der U. L., für die ausgeschiedenen Lieder waren neue eingefügt S. 48. 93. 99. 116. 118. 119. 141. 143. 145. 151.

Eines Tages besuchte mich der Buchhändler Fleischer von Leipzig. Der Mann gewann durch sein einfaches, offenes Wesen mein ganzes Vertrauen. Ich erzählte ihm, wie es mir bisher mit seinen Collegen ergangen sei und wie es mir jetzt mit Campe ergehe. Er erbot sich zum Vermittler und ich nahm sein Anerbieten an. Das nahm Campe sehr übel und schrieb mir den 16. September:

Verehrter Herr Professor!

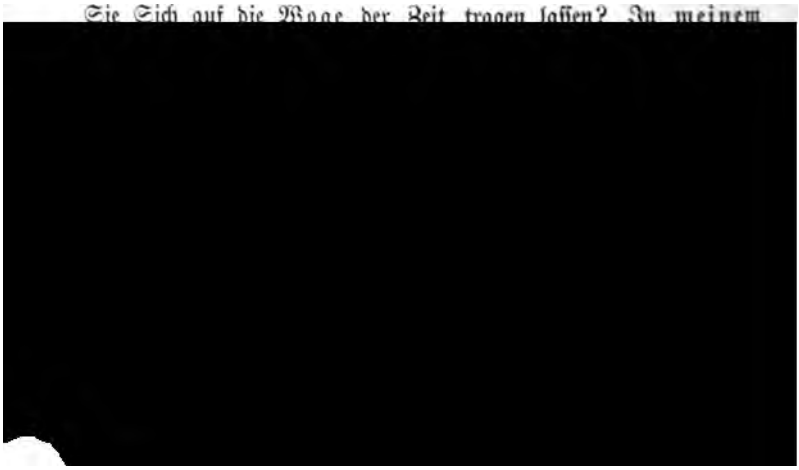
Vor circa 4 Wochen sandten Sie mir den Hrn. Prof. Müller mit einem Auftrag —. Heute kam Hr. Gerhard Fleischer abermals mit einem ähnlichen Anliegen. Was soll ich davon denken, daß Sie Selbst mir nicht nahen, sondern stets durch andere

Leute mit mir verkehren wollen; — gewiß wäre es richtiger, Sie gingen vor die rechte Schmiede, ſtatt darum herum. — Dieſem Dinge ein Ende zu machen, nehme ich, der ich keine Umwege liebe, den graden Weg zu Ihnen.

Herrn Prof. Müller ſagte ich, was unſere Übereinkunft ſey; nämlich, was ich Ihnen nach Breslau geſchrieben und mündlich hier beſtätigt habe. Sie ließen mir wiſſen, —: ich könne ſo viel Auflage machen wie ich wollte.

Das halte ich feſt; und dem zufolge ſagte ich Ihrem erſten Mandatar: wenn ich für 250 ℔ das Verlags-Recht, ein für alle Mal, erwürbe, dann acceptierte ich das; ſonſt ſtände unſer Accord feſt! —

Genehmigen Sie das, gut. Dann mache ich eine neue Auflage; wünſche aber, daß dieſe Sammlung jetzt keine Vermehrung erfahre, ſondern ſo gedruckt werde, wie ſie iſt; mit Ausnahme deſſen, was Sie über Bord davon werfen wollen. Alles Neue bleibt der Zweiten Sammlung, die bald complet, als 2tes Heft oder Bändchen, werden wird. Für dieſe Zweite Sammlung ſtellen wir bei Abſchluß unſeres Vertrages jetzt das zu zahlende Honorar feſt, und bedinge ich mir, daß alles, was Sie in dieſer Gattung dichten möchten, **dieſer** Sammlung als 2ter oder weitere Theile, einverleibt werde und bei mir erſcheint. Nur unter dieſer Condition gehe ich den Vertrag ein. **Wollen** Sie Sich auf die Wage der Zeit tragen laſſen? In meinem



'Correspondenten' eine behändigt, die ist jedoch der Gattung, daß ich es lieber sehe, sie wird **nicht** gedruckt. Er sucht nur das Scharfe auf. Er ist Österreicher —, und ist consequent nach den Gesinnungen jenes Landes: uns aber kann das nicht dienen! Wir gebrauchen das Schöne, das Harmlose, Scherzende und geben das Politische und [illegible] Zugabe. Machen wir zuviel Lärm von dem [illegible] uns ein Verbot und das kann uns gar nicht dien[illegible], [illegible] der größere Raum, dessen ich bedürftig bin, eingre[illegible], und mit Hemmschuhen kann ich mich nicht frei bewe[illegible]

Kömmt eine Zweite Aufl[illegible], [illegible]nn die Kritik nicht mehr schweigen: sie muß heraus! [illegible] dergleichen ein Ereigniß in unserer Literatur! —

Diese Sammlung wünsche ich nicht vermehrt, weil wenn Ostern Expl. zurückkehren, ich dann nur neuer Titel und Cartons bedarf, um aus der ersten, die **Zweite** Auflage zu machen.

Was Sie thun wollen, thun Sie **bald.** Es ist heute der 16. September; soll ein Buch gedruckt und noch auf Rechnung 1840 versendet werden, dann ist die höchste Zeit es zu thun da.

Ich schreibe Ihnen, um die Mittelmänner zu entfernen, aus keinem andern Grunde nicht! und sehe Ihrer gefälligen Antwort hierauf baldigst entgegen, um die nöthigen Dispositionen für den einen oder andern Zweck einzuleiten.

Mit ausgezeichnetster Hochachtung und Ergebenheit

Der Ihrige
Julius Campe.

Den 21. September verließ ich Helgoland. Sehr zeitig begab ich mich an Bord der Henriette. Sie lag $^3/_4$ Stunden vor Anker und schwankte dermaßen, daß mir ganz flau ward. Während der Fahrt erholte ich mich wieder, und als wir die

'rothe Tonne' erreicht hatten, machte ein gutes Frühstück Alles wieder gut. Um 6 Uhr Nachmittags kamen wir in Hamburg an.

Den anderen Mittag zu Campe. Wir sprechen viel über die zweite Auflage und einigen uns erst als wir beim Frühstück sitzen und mit einer Flasche Champagner nachhelfen. Er zahlt mir für die zweite Auflage und alle übrigen 300 ℔ Gold. Der Druck wird binnen acht Tagen vollendet. Auch über den zweiten Theil wurde der Vertrag abgeschlossen:

'Für 300 ℔ überlasse ich Herrn Hoffmann und Campe die zweite und jede folgende Auflage des ersten Theils meiner unpolitischen Lieder. Ferner überlasse ich den zweiten Theil dieser unpolitischen Lieder für 300 ℔ in der ersten Auflage, deren Größe die Herren Verleger zu bestimmen haben; über jede etwa folgende Auflage dieses Theils haben sich jedoch die Herren Verleger mit mir zu einigen.'

'Zugleich mache ich mich anheischig, Alles was ich in dieser Art dichte und für den Druck bestimme, im Verlage der Herren Hoffmann und Campe erscheinen zu lassen.'

'Hamburg den 26. Sept. 1840.' Dr. H.

Campe war recht liebenswürdig gegen mich. Den einen Tag blieb ich von 1 Uhr Mittags bis Abends 10 bei ihm. Er erzählte mit köstlichem Humor alle seine Händel mit dem jungen Deutschland, mit Gutzkow, Wienbarg und Wihl, wobei er dann immer im schönsten, und die anderen im schlechtesten Lichte erschienen. Noch den Tag vor meiner Abreise gab er einen großen Austernschmaus, wozu auch mein Vetter, sein alter Kriegscamerad (beide standen unter den Lützowern), Cornelius Müller und Uffo Horn eingeladen waren. Campe in bester Laune erzählte wieder die lustigsten und tollsten Geschichten von seinen Schriftstellern. Wenn alle Lumpe waren, so

war und blieb er immer der edle, großmüthige Freund und Förderer der deutschen Litteratur.

Refardt und Wolf, die Helgolander Bekannten, Cornelius Müller, mein Vetter Wiede und sein Compagnon Franke ließen es an Aufmerksamkeit nicht fehlen. In die Nähe und Ferne, London Tavern, Blankenese, Altona, Nienstedten mußte ich mit ihnen hin, und überall gab es Austern und Champagner. Was wäre auch Hamburg für einen Fremden auf die Länge ohne dieses?

Herr Lutze hatte mich schon in Helgoland vor vielen Wochen zu einem Mittagsessen eingeladen, das aber eigentlich ein Abendessen war. Ich kannte diese Art von Schmausereien und hatte wenig Lust der Einladung zu folgen, aber ich hielt mein Versprechen und fand mich rechtzeitig ein. Es ging sehr feierlich her. Als jeder eine Dame zu Tische zu führen hatte, wählte ich mir die schönste aus. Da ich aber wie sie unverheirathet war, so erforderte der Anstand, daß sie mit mir nicht sprechen durfte. Ich wußte das nicht. Nach mehreren vergeblichen Versuchen wendete ich mich ab von ihr und unterhielt mich mit meiner Nachbarin zur Linken, einer munteren Americanerin. Ich machte noch den Scherz, ich wäre eigentlich ein Dr. der Rechten, hätte mich aber zur Linken schlagen müssen. Sie war mitunter sehr naiv, so daß ich bei dem langweiligen Schmause, wo ich nichts als vom Wechselrechte hörte, doch noch Spaß hatte. Als ich ihr von Paris erzählte und auf die Soeurs grises zu sprechen kam, fragte sie: 'Ach! das sind wol die Grisetten?' — Das Essen war in reicher Auswahl vorhanden, neben den Früchten aus Canton kamen die kostbarsten Weine auf den Tisch.

Die verfassungstreuen Hannoveraner hielten in den Tagen eine Zusammenkunft. Ich mochte mich nicht betheiligen, ging

aber doch mit Campe auf einen Augenblick in die Erholung. Da lernte ich nun Hauptmann Böse und Dr. Freudenthal von Stade und noch einige andere kennen. Es ging stürmisch her und wir suchten der belebten Stimmung mit einer Flasche Champagner nachzukommen.

Den anderen Tag fuhr ich mit Campe, Dr. Wille und obgenannten Hannoveranern zu Uffo Horn nach Otterndorf. Wir wurden in einen großen dunkelen kalten Saal geführt endlich brachte man 6 Lichter und eine große Schale mit Punsch. Als es etwas gemüthlicher wurde, erzählte Böse Geschichten aus dem Lande Hadeln, die mich zu Thränen rührten.

Obschon ich mit U. Horn öfter zusammen war, so blieben wir uns doch fremd. Ich erkläre mir das aus meinem grämlichen Widerwillen gegen die litterarische Klüngelei, die damals in voller Blüthe stand und wobei sich Horn auch stark betheiligte. Wir trafen später nie wieder zusammen, obschon auch er ein viel bewegtes Leben führte.*)

Flüchtig bekannt wurde ich nur während meines jetzigen Aufenthalts mit Dr. Siemers, Dr. Zimmermann, Soetbeer, dem Censor Dr. Hoffmann und Prof. Wurm. Otto Speckter und Lappenberg sah ich nur Einmal, Sieveking war verreist.

Mit meinem Vetter Wiede war ich öfter zusammen, auch noch den letzten Tag. Ich erfuhr jetzt erst Näheres über das traurige Schicksal seines Bruders Georg. Dieser junge Falkenleber war einer der ersten Deutschen, die Texas nach allen Seiten durchstreift hatten. Wir besahen die von ihm gesa-

*) S. Lexikon der hamburgischen Schriftsteller von Hans Schröder 3. Bd. S. 369—372. — Constant v. Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaiserth. Österreich, 9. Bd. S. 292—296.

nelten Vögel, Fische, Schlangen, Schmetterlinge ꝛc., gewiß zum Theil große Seltenheiten, und lasen seine Briefe, die reich sind an merkwürdigen Mittheilungen.

Den 1. October corrigierte ich die letzten Bogen: mein Buch war fertig und ich auch. Am 3. reiste ich mit dem Dampfschiffe nach Hoopte und mit dem Omnibus, den der Volkswitz Clabumptibus nannte, auf holprigen Wegen nach Lüneburg.

Aus Hamburg berichteten die Zeitungen:

'Professor H. v. F. hat uns am 3. Oct. wieder verlassen. Mit dem letzten Dampfschiffe von Helgoland kommend, gedachte er weiter zu reisen, wurde aber durch seine vielen alten und neuen Freunde und Bekannte zu einem etwas längeren Aufenthalte bewogen. Die große Theilnahme, welche seine neuesten Gedichte hier fanden, ging auch in gleichem Maße auf den Dichter selbst über. Möge ihm Hamburg eine nachhaltige, freundliche Erinnerung und das belebende Gefühl einer Anerkennung gewähren, welche seine vielseitige literarische Thätigkeit gerade da, wo man es am ersten erwarten sollte, am wenigsten fand.'

In Lüneburg besuchte ich Tags darauf meine alten Göttinger Freunde Nolte, Merkel, die beiden Meyer, den Doctor und den Senator, auch Dr. Christiani. Den Nachmittag lud uns alle Dr. Theodor Meyer (in Göttingen nur Dr. Bieber genannt) zum Kaffee ein. Als ich eintrat, führte er mich an einen kleinen Tisch, worauf er mit Nippessachen u. dgl. meine Unpolitischen Lieder sehr sinnreich bildlich dargestellt hatte.

Am Nachmittag wieder weiter mit der Schnellpost nach Harburg. Mit mir reiste Professor Havemann von Göttingen. Ich war anfangs mißtrauisch und zurückhaltend; ich erinnerte mich, daß man es ihm sehr übel nahm, wie er im J. 1838 einem Rufe als Professor der Landesgeschichte nach Göttingen

folgte. Als er ſich nun aber ſo frei und offen über Alles a
ſprach, faßte ich Vertrauen zu ihm und er wurde mir
Tagesanbruch lieber als ſein vermeintlicher Vorgänger der er
und vornehme Dahlmann.

In meiner Heimat verweilte ich einige Tage. In Bra
ſchweig beſuchte ich Dr. Hermes, Herausgeber der Viewegſc
Zeitung. Durch Halberſtadt fuhr ich am 15. October,
eben zur Geburtstagsfeier des Königs illuminiert wurde.
Halle war ich einen Tag fröhlich zuſammen mit Ruge, Echt
meyer, Eckſtein, Witte und Guſtav Schwetſchke. Nach Leip
fuhr ich mit Dr. Förſtemann und beſuchte Profeſſor Gersd
und Moriz Haupt.

Ich ſchlug nun den alten Weg wieder ein über Dresd
und Görlitz und kam den 24. October in Breslau wieder a

Meine nächſte Arbeit war, das Verzeichniß der Wien
Handſchriften zu vollenden. Schon den 31. October ſchickte
mein ſauber geſchriebenes Manuſcript an Moriz Haupt. D

3 Tage früher schon beiläufig angezeigt hatte. Nachmittags behändigte er mir alles.

Heute habe ich es in die Druckerei gegeben. — Donnerstag kann alles fertig und zur Ausgabe bereit liegen.

Breslau muß direct versorgt werden — wieviel soll ich senden? — An die Majestät soll ich ein Exemplar geben. Dazu muß ich schreiben? Etwa daß Tzschoppe mit meinem Verlage Schindluder gespielt hat? — oder daß einst der Hr. v. Rochow zu einem meiner Autoren sagte: 'Sie ließen Ihr Buch in einem schlechten Verlage erscheinen!' — Soll ich den Preußen spielen? sagen: ich habe unter preuß. Fahnen in den verhängnißvollen Jahren 13—15 der guten Sache gedient und für sie geblutet; soll ich krepieren — oder lachen?

Damit ich die rechte Melodie treffe bitte ich um ein Notenblatt, von dem ich spielen kann, wie es sich gehört, damit keine Mißtöne mitlaufen die mir besser gelingen würden als diese schmiegsamen Adagios. Ein lustiges Donnerwetter schlage drein; das sollte schon gehen, ohne Soufleur.

Dieses Schillerfest ist wol nur in Preußen zu verwenden, wo anders wird es nicht gehen.

In den Blättern der Börsenhalle Nr. 1906 finden Sie eine Recension Ihrer U. L. Der in Stuttgart erscheinende Deutsche Courier hatte in Nr. 45 eine 2 Spalten lange Censurlücke. Darauf setzte er aus den U. L. mit Angabe des Titels d. G. Licht und Finsterniß und fügte darunter: 'Die Fortsetzung dieses Artikels auf den beiden Unsichtbaren Blättern.' —

Wenn ich bis jetzt keinen Lärm machte in den Zeitungen, so sind 2 Gründe, die mich abhielten, 1) will ich absichtlich keinen Rumor damit machen, sondern wollte die Handlungen, jede für sich, wirken lassen wie sie kann, wozu meine Notiz unter der Factur sie herausfordert, 2) bat ich Sie um eine kurze gedrungene Buchhändler-Anzeige — Sie wollten sie mir schicken; ich erhielt

folgte. Als er sich nun aber so frei und offen über Alles aussprach, faßte ich Vertrauen zu ihm und er wurde mir vor Tagesanbruch lieber als sein vermeintlicher Vorgänger der ernste und vornehme Dahlmann.

In meiner Heimat verweilte ich einige Tage. In Braunschweig besuchte ich Dr. Hermes, Herausgeber der Viewegschen Zeitung. Durch Halberstadt fuhr ich am 15. October, als eben zur Geburtstagsfeier des Königs illuminiert wurde. In Halle war ich einen Tag fröhlich zusammen mit Ruge, Echtermeyer, Eckstein, Witte und Gustav Schwetschke. Nach Leipzig fuhr ich mit Dr. Förstemann und besuchte Professor Gersdorf und Moriz Haupt.

Ich schlug nun den alten Weg wieder ein über Dresden und Görlitz und kam den 24. October in Breslau wieder an.

Meine nächste Arbeit war, das Verzeichniß der Wiener Handschriften zu vollenden. Schon den 31. October schickte ich mein sauber geschriebenes Manuscript an Moriz Haupt, der dann den Verlag vermittelte und für einen tüchtigen Corrector sorgte.

Den 10. November wurde wieder das Schillerfest gefeiert. Ich betheiligte mich auch diesmal. Weil doch das was ich gesprochen hatte, nicht in Breslau gedruckt werden konnte, so schickte ich es, einem Berichte über das Fest einverleibt, schon den 12. November an Campe.

Bald darauf erhielt ich folgende Antwort:

Hbg. den 23/11. 1840.

Verehrter Herr Professor!

Gestern den 22 11. ließ ich mir von Hrn. Prof. Müller den für mich bestimmten Brief erbitten, dessen Besitz er mir

3 Tage früher schon beiläufig angezeigt hatte. Nachmittags behändigte er mir alles.

Heute habe ich es in die Druckerei gegeben. — Donnerstag kann alles fertig und zur Ausgabe bereit liegen.

Breslau muß direct versorgt werden — wieviel soll ich senden? — An die Majestät soll ich ein Exemplar geben. Dazu muß ich schreiben? Etwa daß Tzschoppe mit meinem Verlage Schindluder gespielt hat? — oder daß einst der Hr. v. Rochow zu einem meiner Autoren sagte: 'Sie ließen Ihr Buch in einem schlechten Verlage erscheinen!' — Soll ich den Preußen spielen? sagen: ich habe unter preuß. Fahnen in den verhängnißvollen Jahren 13—15 der guten Sache gedient und für sie geblutet; soll ich krepieren — oder lachen?

Damit ich die rechte Melodie treffe bitte ich um ein Notenblatt, von dem ich spielen kann, wie es sich gehört, damit keine Mißtöne mitlaufen die mir besser gelingen würden als diese schmiegsamen Adagios. Ein lustiges Donnerwetter schlage drein; das sollte schon gehen, ohne Soufleur.

Dieses Schillerfest ist wol nur in Preußen zu verwenden, wo anders wird es nicht gehen.

In den Blättern der Börsenhalle Nr. 1906 finden Sie eine Recension Ihrer U. L. Der in Stuttgart erscheinende Deutsche Courier hatte in Nr. 45 eine 2 Spalten lange Censurlücke. Darauf setzte er aus den U. L. mit Angabe des Titels d. G. Licht und Finsterniß und fügte darunter: 'Die Fortsetzung dieses Artikels auf den beiden Unsichtbaren Blättern.' —

Wenn ich bis jetzt keinen Lärm machte in den Zeitungen, so sind 2 Gründe, die mich abhielten, 1) will ich absichtlich keinen Rumor damit machen, sondern wollte die Handlungen, jede für sich, wirken lassen wie sie kann, wozu meine Notiz unter der Factur sie herausfordert, 2) bat ich Sie um eine kurze gedrungene Buchhändler-Anzeige — Sie wollten sie mir schicken; ich erhielt

aufgenommen werden wird, und die Ihnen gefallen dürfte. Er wehrt Sie gegen Beranger.

Mit erstem Fuhrballen von hier sollen Sie noch 10 U. L. haben auf französischem Papier, deren Hosen über die Knie reichen.

Was ich vom 2ten Theile Ihnen sagte, drückt keine Furcht von meiner Seite aus, es ist eine Warnung. Die Erfolge, die Sie von dem Ersten erlebten, müssen Sie nothwendiger Weise an- und aufregen. Das ist ja die Wohlthat des Druckenlassens, daß man die Stimmungen des Publikums hört, die uns wohlthuend berühren und so weiter und weiter vorschieben und ermuthigen. Je schlüpfriger nun der Boden ist, auf dem Sie Sich bewegen, je mehr muß man wachsam seyn, die Leute nicht zu überfüttern. Gutes darf man nur bringen, um das Lob fest zu knüpfen, das leichthin gespendet wurde.

Der Politischen Gründe gedenke ich weiter nicht, weil diese Dinge zu schwankend sind und man dann, wenn es zum Druckenlassen geht, diese erst betrachtet. Was ich nun vorstehend von

Was die Majestät dazu sagen wird —? ich habe ihr noch mehr gesagt —, ich bin neugierig, ob ich Antwort erhalten werde oder ob man das Ding unter das alte Eisen wirft.

Ihnen kann ich sagen, daß in Berlin die Reaction große Fortschritte macht und daß Maßregeln bevorstehen —; ich weiß das aus hoher Quelle. Ich habe mich zu wahren; Vorsicht ist unter allen Umständen gut, hier aber wol nöthiger, wie Sie jetzt glauben mögten und daher bin ich in der That gespannt, was man mir antworten wird, ich bezweifle eine Antwort sehr.

Diese Schrift sandte ich nach ganz Preußen; Frankfurt, aber nicht allgemein an alle Handlungen. Findet sich späteres Verlangen, lasse ich sie dann lieber noch einmal drucken, indeß ist sie zu local, als daß ich das nur vermuthen mögte.

In Breslau wird meine gesandte Zahl nicht zureichen, das vermuthe ich, obgleich ich Hrn. Aderholz statt 30 Exemplare, wie Sie genügend glaubten, 200 gesandt habe. Ich kenne das und weiß, wie in einer Stadt etwas eingreift, das Örtliches berührt und zwar in der Weise ernst (die Censur), scherzend (den Gabelfürgen ꝛc.). 5 Silbergroschen hat jeder dafür in der Hand bereit. — In Magdeburg gingen von meiner Schrift gegen Träsete über 1000 Exemplare in 3 Tagen ab; ich mußte mehr liefern und kenne davon das Resultat noch nicht. — Sie glaubten vorläufig wäre jene Sendung genug; allein solche Brochürchen gehen gleich, aber nur gleich, wenn sie da sind en masse, so aber mußten sie da seyn und sich selbst annonzieren; dann erlangt dergleichen allgemeine Kundwerdung und tritt dann ein allgemeines Begehren ein. Um des Himmelswillen nicht damit tröpfeln —; überschwemmen, wie die Rieselwiesen, dann macht man Heu! —

Von den U. L. stand eine Recension im Correspondenten, wie ich Ihnen gemeldet habe; eine 2te von Dr. Warnstorf in Harburg gab ich an dieselbe Redaction, die nach den Feiertagen

Und sich an keine Verdächtigung kehrt;
Den Leisetritt, Heuchler und Schmeichler fern hält,
Und nicht den Sklaven zum Wächter des freien Herrn stellt;
Der die Gewissen nicht belästigt, zwänget und schnürt,
Sondern Jedem schützt und befestigt, was ihn zum Himmel führt;
Der dem freien Worte lässet Bahn und Weg,
Und dem edlen Streben bauet Brück' und Steg;
Der niemanden, der hie und dort zu spitz singt,
Oder zu Markte ein Scherzwort, einen Witz bringt,
Sofort von seinem Ort oder Sitz zwingt;
Der in begeisterter Red', in des Herzens Tönen
Uns ermahnt, wir sollen dienen und fröhnen,
Doch nur dem Wahren, dem Guten und Schönen;
Der nicht Kunst und Wissenschaft beschützt,
Weil sie dem Staat ist ehrenhaft und nützt,
Sondern weil sich die ganze Welt um diese Angel dreht
Und die Menschheit mit ihnen gesellt nur vorwärts geht;
Der mit deutschem Gemüthe das Leben erfaßt hat,
Und die Kunst und Poesie bei sich zu Gast hat,
Und in die steten Herrschersorgen und Mühn
Flicht der Häuslichkeit Rosen und Immergrün;
Der in Seinem Herzen Frieden trägt,
Frieden für Alles hienieden hegt,
Händen,

Bitte! zieren Sie Sich nicht so jüngferlich; sondern thun ie, was hier dient, mehr oder minder ietzt nöthig ist.

Ich grüße Sie hochachtend und freundschaftlichst

Der Ihrige
Julius Campe.

Das Schillerfestbüchlein*) war also gedruckt und versendet. Da ich mich bei den späteren amtlichen Verhandlungen über ie U. L. auf diese kleine Schrift öfter bezog, so mag ein Wiederabdruck meines Antheils daran gerechtfertigt erscheinen.

Das Schillerfest wurde auch dies Jahr in herkömmlicher Art und Weise feierlich begangen. Gegen 100 Theilnehmer aus verschiedenen Ständen hatten sich dazu im Hôtel de Pologne eingefunden. Durch den Rathssecretär Wagner war das Festmal und alles Dahingehörige vortrefflich vorbereitet worden. Prof. Hoffmann führte den Vorsitz.

Zuerst wurde ein Geisheim'sches Lied „Dem König“ gesungen. Nach den Schlußworten desselben erhob sich die ganze Gesellschaft und der Präsident des Festes, Hoffmann von Fallersleben, brachte folgenden Trinkspruch aus auf Se. Majestät den König:

So hochgeboren ist kein Mann,
Daß er die Lieb' entbehren kann.
Wer aber Treu' und Liebe gewann,
Das ist fürwahr der höchste Mann.
Heil Ihm! der nicht allein auf dem Throne thront,
Heil Ihm! der auch in unsern Herzen wohnt:
Der uns gehört, wie wir Ihm gehören,
Noch eh' Er uns ließ sich Treue schwören;
Der mit gleicher Lieb' uns all' umfängt,
Wie ein Vater an seinen Kindern hängt;
Der jede biedre Gesinnung ehrt

*) Das Breslauer Schillerfest 1840. Hamburg. Bei Hoffmann und Campe. 1841. 8°. 21 SS.

[illegible]

[illegible] Verdächtigung kehrt:
[illegible] Heuchler und Schmeichler fern hält,
[illegible] der Sklaven zum Wächter des treuen Herrn stellt;
[illegible] Gewissen nicht belästigt, zwänget und drücket,
[illegible] Jedem schützt und befestigt, was ihn zum Himmel führt;
[illegible] dem freien Worte lässet Bahn und Weg,
[illegible] dem edlen Streben bauet Brück' und Steg:
[illegible] niemanden, der hie und dort zu spitz singt,
[illegible] zu Markte ein Scherzwort, einen Witz bringt,
Sofort von seinem Ort oder Sitz zwingt;
Der in begeisterter Red', in des Herzens Tönen
Uns ermahnt, wir sollen dienen und fröhnen,
Doch nur dem Wahren, dem Guten und Schönen;
Der nicht Kunst und Wissenschaft beschützt,
Weil sie dem Staat ist ehrenhaft und nützt,
Sondern weil sich die ganze Welt um diese Angel dreht
Und die Menschheit mit ihnen gesellt nur vorwärts geht;
Der mit deutschem Gemüthe das Leben erfaßt hat,
Und die Kunst und Poesie bei sich zu Gast hat,
Und in die steten Herrscherorgen und Mühn
Flicht der Häuslichkeit Rosen und Immergrün;
Der in Seinem Herzen Frieden trägt,
Und Frieden für Alles hienieden hegt,
Und allen gern mit eigenen Händen,
Allen Lebensberufen und allen Ständen
Alle Güter des Glückes möchte spenden;
Der erkennt das Bedürfniß seiner Zeit,
Und übet Recht und Gerechtigkeit,
Und durch festen Willen und Rath und That
Einheit und Gedeihen bringt in Kirch' und Staat;
Der versöhnet und wehrt, vermittelt und schlichtet,
Belohnet und ehrt, begnadet und richtet;
Ein Mann in Thaten, ein Held im Glauben,
Klug, wie die Schlangen, ohne Falsch wie die Tauben —
O daß Er lange, lange regiere!
Noch lange den Thron Seiner Väter ziere!
Will Er doch sein mit uns vereint
In guten und bösen Tagen,
Will wider des Vaterlandes Feind

ıs Banner tragen:
wir ſtehn mit Ihm, wolan!
ızes Volk Ein Herz, Ein Mann!
bereit
hienieden
Zeit,
und Frieden,
)' und Schmerz
nn, Ein Herz.
lebe! hoch!
regiert und uns regierte,
)e Friedrich Wilhelm der Vierte!

ganze Geſellſchaft ſtimmte voll lauter herzinniger Freude geiſternden Worte des Dichters ein.
ıuf folgte ein Hoffm. Trinklied*), componiert und ı von Ernſt Richter dem Breslauer. Daran reihte der des Feſtes folgenden Trinkſpruch auf Schiller:

Ach, gar zu beſcheiden
Sind doch ihre Freuden
Und kaum von Leiden
Zu unterſcheiden.
Tieck im Zerbino.

Was hilft's, daß billig ward der Schiller †)
Und daß es giebt ſo manches Weinhaus?††)
Die Welt wird ſtill und immer ſtiller
Und graulich wie ein altes Beinhaus.

Die ſchöne Zeit, ſie kehrt nicht wieder,
Wo jedes Herz und jedes Geld klang.
Wer braucht noch heute Klang und Lieder?
Stumm und papieren iſt der Weltgang.

Nur haben, haben und behalten,
Nicht weiter bringt es die Genußluſt;

— — —

neueſte vollſtändige Original-Ausgabe in zwölf Bänden koſtet 3 Rthlr.

ı Breslau giebt es jetzt über 70.

Gegen das Geiſtige, das Ideelle
Zog zu Felde das Materielle
Und nahm dahin den Ruhm und das Geld
Und iſt geworden der Held der Welt.
Eine arme Waiſe ſitzt die Poeſie,
Die Hände gefalten auf dem Knie
Und wendet in ihrem trüben Geſchicke
Von der Erde hinweg die matten Blicke
Zum Himmel empor, wo Sonn' und Mond
Inmitten der güldenen Sterne thront,
Und ſie beweinet was ſie verlor,
Und ſie ringet die Hände zum Himmel empor:

„Die Welt iſt geworden ſo klug und ſo alt,
Und der Menſchen Herz ſo träg' und ſo kalt.
Ich bin eine Waiſe, eine arme Magd,
Wonach nicht Jugend und Alter fragt.
Und wenn ich auch ſinge das ganze Jahr,
Sie hören nicht, und es bleibt wie es war.
Sie wiſſen ja nicht, warum's Januar war,
Und ſind ſie auch längſt im Februar zwar,

Läßt ſie einmal den Frohſinn walten,
So ſieht es aus als wär's Verdruß juſt.

Doch ſoll mein Herz vor Freude ſpringen,
Schreit auch der Nachbar: welch ein Leichtſinn!
Und leben will ich, trinken, ſingen,
Geht drüber der Credit auch leicht hin.

Kommt her, ihr Kargen, kommt, ihr Kärgern,
Ich trinke, kommt und ſeht genau hin,
Ich trink' und ſtell', euch recht zu ärgern,
Die leeren Flaſchen hier zur Schau hin.

Euch ward gar vieles hier auf Erden,
Mir nur ein Wunſch, fürwahr ein klein Heil:
Nie Mangel des Gefühls mag werden
Und nie Gefühl des Mangels *mein* Theil.

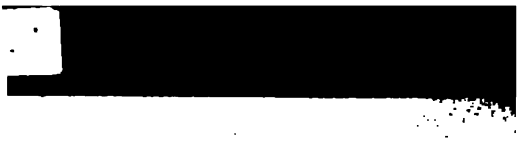
Hoffmann Fallerslebensis.

Auf der ganzen weiten gesitteten Erde,
So hat ihn manches Volk und Land
Gekleidet in sein eigen Gewand,
In der Sprache heimatliche Klänge
Gekleidet des deutschen Dichters Gesänge.
Willkommen jedes Bestreben und Beginnen,
Dem Dichter in der Fremde Heimat zu gewinnen!
Willkommen der Mann, der in uns'rer Mitte steht
Und das Schillerfest heute mitbegeht,
Der Schillern zum Böhmen hat gemacht,
Ihm werd' ein Lebehoch gebracht!
Auf, laßt uns unsern Dank aussprechen
Dem Professor Purkinje, dem Deutschen und Czechen!

Professor Purkinje erhob sich und dankte für die ihm bewiesene Theilnahme und las auf allgemeinen Wunsch „das Mädchen aus der Fremde“ nach seiner Uebersetzung vor.

Der Präsident ließ dann die schlesischen Künste leben und zwar mit folgender Einleitung.

Die Censur hat sich an mir gerochen
Und hat gestrichen, was ich gesprochen,
Ich will dafür an ihr mich rächen
Und will was ich gesprochen abermals sprechen
Das Wort das unmittelbare
Ist eine gar zu mißliche Waare:
So lang' es wie der Vogel in Lüften sich wiegt,
So lange bleibt es frei und unbesiegt,
Erst wenn es ans Lumpenpapier sich gehangen,
Dann ist es verloren und gefangen;
Dann streicht es der Censor mit seinem Rüthchen,
Um so recht daran zu kühlen sein Müthchen.
Das mündliche Verfahren ist gut zu allen Dingen,
Auch wenn man will die schlesischen Künste besingen.
Gott soll mich vor der Censur bewahren
Ich bleibe bei dem mündlichen Verfahren;
Ich lasse die schlesischen Künste ihren Reigen springen,
Und keine Censur soll mich zum Schweigen bringen.



Von Honorar für Gedicht' und Gedanken,
Von Nachdruck, Schnell- und Winkelpressen,
Von Plagiaten und Verlegerfinessen,
Von Krebsen, Rabat und Maculatur,
Von Recensionen und Zeitungscensur,
Und nichts von der Kunst, das menschliche Leben
Zu verlängern — ohne Steuern geben.
Nichts hört man da von diesen Dingen,
Weil von dir und von Schiller die Ohren klingen.
Nach Breslau mußt du, du Gute, du Beste,
Nach Breslau heute zum Schillerfeste!
O höre, wie sie dir und Schillern Dank singen
Und ihm ein Lebehoch im Trank bringen*):

Hoch lebe der deutsche Gesangesmeister,
Der Liebling deutscher Herzen und Geister,
Der uns der traurigen Erd' entrückt
Und uns in den dritten Himmel entzückt,
Unser Freudenspender und Schmerzenstiller,
Hoch lebe, hoch! hoch, Friedrich Schiller!

Demnächst folgte ein Wagner'sches Lied, ebenfalls compo
und vorgetragen von Richter; Text und Melodie waren vo
heiternder Wirkung.

Nach einer kleinen Pause überreichte dem Präsidenten
Professor Purkinje seine eben vollendete böhmische
setzung der Gedichte Schillers. Dies gab zu folgendem
Anlaß:

Gott hat nicht gewollt, daß Schiller allein
Soll Deutschlands Ruhm und Freude sein —
Schiller gehört der ganzen Welt,
So lange noch unter dem Himmelszelt
Für das Schön' und Erhabene Herzen schlagen
Und Herzen zu lieben, zu hoffen wagen.
Daß aber Schiller heimischer werde

*) Nach diesen Worten erhob sich die ganze Gesellschaft.

Wollen nichts wiſſen vom ſchleſiſchen Kunſtglücke;
Sie ſcheuen ſich vor der Nähe der Polacken und Koſacken,
Und wollen ſich lieber in der Fremde plagen und placken.
Der graue Bär *) kann ſie auch nicht locken,
Worin die Künſtler im Winter fröhlich hocken
Und trinken auf der Künſte Wohlergehn,
Wenn es ihnen ſelber auch könnte wohler gehn.

Wir haben in dieſen Tagen in der Zeitung geleſen,
Wie das Ausland beurtheilt ſchleſiſches Weſen.
Das Ausland bewundert unſre hohe Cultur,
Sucht ſie aber in unſrer Schafzucht nur.
Das Ausland findet uns ſehr beglückt,
Iſt aber nur von unſern Stähren und Muttern **) entzückt.
Es hat noch viel zu lernen und zu erfahren,
Es weiß noch zu wenig, was wir ſind, was wir waren.
Nach Breslau muß gehn der Fremde jetzunder,
Da wird er ſehn ſein blaues Wunder:
Wie werth, wie begehrt das Theater iſt,
Daß die erhöhten Preiſe***) ein Familienvater vergißt.
O Schauſpiel ſchon heute populär und zünftig,
Was wirſt du erſt ſein im neuen Theater künftig!
Die Börſe wird endlich ganz verlaſſen,
Und ihr großes W †) wird ganz auf ſie paſſen.
Man verwendet einſt auf dich nur alle Kräfte,
Und macht in Theateractien Geſchäfte.

In Betreff der Poeſie blieb's immer beim Alten,
Und der Eifer dafür wird nimmer erkalten.
Neue Poeten erſtehn in allen ſchleſiſchen Gauen,
Daß manchen ankommt ein Schauder und Grauen,

---

*) Verſammlungsort des Breslauer Künſtlervereins auf der Altbüßerſtraße.

**) Schleſ. Benennung der Widder und Mutterſchafe.

***) Während der Anweſenheit der Berliner Hofſängerin Fräulein Löwe.

†) Inſchrift an der Börſe, aus dem Breslauer Stadtwappen, der Anfangsbuchſtabe von Wratislavia.

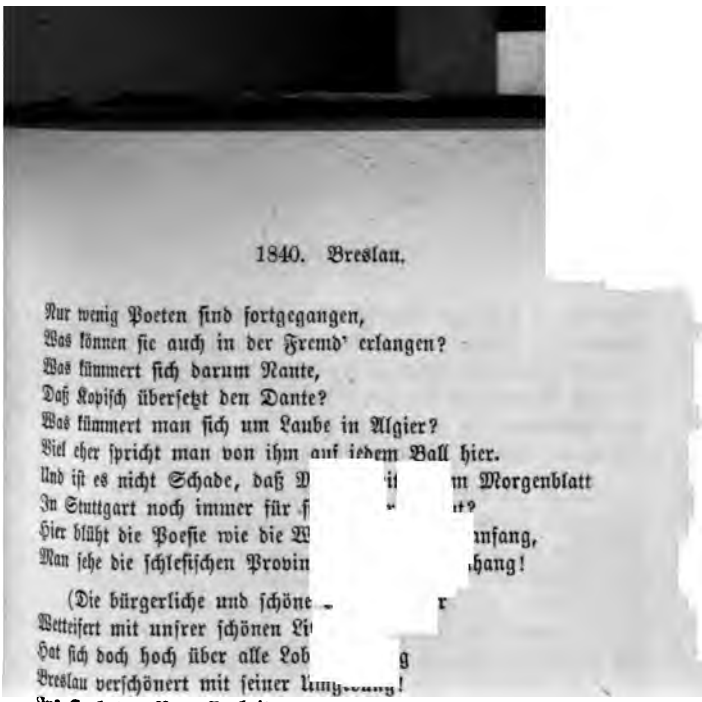
Die Breslauer Censur*) hatte ihm nämlich seine sämmtlichen im vorigen Jahre ausgebrachten Toaste gestrichen, und deshalb gab er nun das Ganze mit einem kleinen Zusatze (der durch Klammern angedeutet ist) abermals und zwar wörtlich zum Besten.

Wir haben in Schlesien freie und schöne Künste,
Und dies Reis ist in Schlesiens Krone nicht das dünnste.
Wir haben in Breslau mehr als Eine Kunst,
Nämlich eine große Kunst und eine kleine Kunst.**)
Und wird den Künstlern auch Manches zu Wasser und Dunst,
So giebt's doch für die Kunst und den Künstler mancherlei Gunst.

Der Kunstverein wirft aus den Handschuh
Und ermuthigt die Künstler mit goldenem Kantschu.
Da rennen dann die Künstler mit ihren Rennern
Vor allen Liebhabern und allen Kennern;
Und wer dann ein Bild hat von echter Race,
Einen Vollblut-Pegasus vom Parnasse,
Der darf niemals meinen: Gott weiß!
Mein Bild geht weg um einen Spottpreis.
Ist es da nicht Schade um viele schlesische Maler,
Daß sie sich nicht fesseln lassen durch unsere Thaler?
Hübner, Lessing, Ebers und Mücke

*) Von dem, was die Censur jährlich in den beiden Bresl. Zeitungen streicht, könnte eine ganze Familie das ganze Jahr sehr anständig leben. Der ehemalige Zeitungscensor, Baron von Kottwitz, pflegte nicht selten Artikel der Preußischen Staatszeitung, die doch wahrlich nie etwas Verfängliches enthält, zu streichen. Der jetzige Zeitungscensor, Herr von Terpitz, geht noch weiter und streicht sogar ein Handschreiben, wie z. B. das an die Gemeinde zu Inowroclaw gerichtete, und so strich denn der Geheime Oberregierungs-Rath, außerordentlich Regierungsbevollmächtigte, Curator der Breslauer Universität und Polizeipräsident Heinke die nachfolgenden harmlosen Witze. Wer kann es wagen, nach solchen Vorgängen in Breslau noch einen Kunstri zu machen?

**) Zwei Wasserkünste, welche Breslau mit Wasser speisen.



1840. Breslau.

Nur wenig Poeten ſind fortgegangen,
Was können ſie auch in der Fremd' erlangen?
Was kümmert ſich darum Nante,
Daß Kopiſch überſetzt den Dante?
Was kümmert man ſich um Laube in Algier?
Viel eher ſpricht man von ihm auf jedem Ball hier.
Und iſt es nicht Schade, daß [illegible] im Morgenblatt
In Stuttgart noch immer für [illegible]
Hier blüht die Poeſie wie die [illegible]nfang,
Man ſehe die ſchleſiſchen Provin[illegible]hang!

(Die bürgerliche und ſchöne [illegible]r
Wetteifert mit unſrer ſchönen Li[illegible]
Hat ſich doch hoch über alle Lob[illegible]g
Breslau verſchönert mit ſeiner Lung[illegible]!
Ins Grab der Vergeſſenheit gezogen
Iſt der alte Ohlauer Schwibbogen;
Vor dem Sinne für das Magnifike
Verſchwand ſo manche grundfeſte Boutike;
Und in den Guten-Graupenthurm,
Der getrotzt ſo manchem Wetter und Sturm,
Hat das Wetter der Aeſthetik eingeſchlagen,
Und er iſt bis auf die Sohle abgetragen.
Doch hat man nicht nur Sinn für's Niederreißen,
Man wird auch aufzubauen ſich wieder befleißen.
Ein Muſeum iſt längſt ſchon ausgedacht,
Und es wird gebaut, das iſt ausgemacht,
Nur iſt man noch nicht einig über Wo, Wie und Wann?
Doch ausgemacht iſt es, wer zweifelt daran?
In dies Muſeum wird man verſetzen
Die Bibliotheken mit ihren Schätzen,
Die im Grabe noch ruhen immerfort,
Wie im Rheine der Nibelungenhort.
Doch es gehet die Kunde, von Munde zu Munde
Die glück- und ſegenverheißende Kunde:
Gebauet wird ein prächtiges Muſeum!
Bereitet euch vor auf ein mächtiges Te Deum!)

Von der Muſik muß ich gänzlich ſchweigen:
In Breslau hängt der Himmel voller Geigen.

Und als ein hochverſtändiger Richter ſpricht er
Immer nur von Dichtergelichter
Und ruft: vor 200 Jahren ſtarb Opitz*),
Wo biſt du heute geblieben, o Witz,
O Phantaſie, o Poeſie?
Ich ſage: die Schleſier ſchweigen nie;
Sie laſſen es nicht an gutem Willen fehlen,
Und werden ſich öffentlich und im Stillen quälen,
Die Ehre der ſchleſiſchen Poeſie zu erhalten,
Und ſie ſingen und dichten wie die Alten.
Kaum guckt ein Kind in die Welt ein,
So muß es auch beſungen wie ein Held ſein.
Fährt jemand zur Kirche im Hochzeitsrocke,
So ſitzt die Poeſie vorn auf dem Bocke.
Keiner kann unbeſungen in ſeiner Stube ſtehn,
Keiner unbellungen in die Grube gehn.
Es giebt keine Reſſource, keinen Club,
Die Poeſie iſt der Cherub und der Beelzebub,
Dem man ein Opfer des Dankes bringt
Und die Opferſchale des Trankes ſchwingt.
Wie ſich dem Meere vermählt der Doge,
Vermählt ſich die Poeſie jeder Loge.
Und mit Poeſie ladet ein auf Karpf- und Stockfiſch
Jedes Jahr ihr treuer Freund Sabiſch**).
Hier, meine Daphne, hier iſt Arkadien gewiß!
Komm hieher, komm, komm, trink und iß!
Hier kannſt du leben wie Apollo unter den Hirten,
Man wird dich mit friſcher Luft bewirthen,
Man wird dich lieben, ehren und preiſen,
Und dir eine Stelle im Gelehrten Schleſien***) anweiſen,
Und haſt du einige Fürſprecher und Mittel,
Auch wol eine Stelle im reichen Spittel†).

---

*) Der ſogen. Vater der deutſchen Poeſie ſtarb bekanntlich 1

**) Ein Breslauer Speiſewirth, der ſich jährlich mehrmal Zeitungen poetiſch vernehmen läßt.

***) von Karl Nowack, am 6. Hefte wird bereits gedruckt.

†) Hoſpital zur heil. Dreifaltigkeit, Einkaufsſumme iſt 3 Thaler.

Und so hat es sich begeben,
Daß wir noch bei unserm Leben
Sahn den alten Blücher sich erheben,
Als General Vorwärts vorwärts streben.
Doch haben wir mit der plastischen Kunst kein Glück,
Hier blieb die schlesische Gunst zurück;
Sie hatte sich erschöpft an diesem Einen*),
Und dachte lange an weiter keinen.
Blücher konnte die Franzosen schneller zum Gehen zwingen,
Als ihn seine Landsleute konnten zum Stehen bringen.
Und dennoch geht's vorwärts mit der plastischen Kunst,
Und sie erfreut sich heut' echtschlesischer Gunst.
Und weil Friedrich der Große vor 100 Jahr
Zum erstenmal in Schlesien war,
Und die Schlesier hat gänzlich eingenommen,
So ist heute die Kunst in die Schlesier gekommen.
Es strömen herbei unendliche Gaben**),
Es füllt sich die Zeitung mit köstlichen Haben,
Und es will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch Ein Meer gebären.
Zwar wollen nun der ein' und der andre denken
Bei den vielen schlesischen Kunstgeschenken:
Der große Friedrich ward mit ihnen eher fertig,
Als die Schlesier mit ihm wol gegenwärtig;
Und mancher 7jährige Krieg kann sich auf der Erde zeigen,
Ehe bei uns der alte Fritze wird zu Pferde steigen.
Auf solche Gedanken aber erwieder' ich:
Hoch lebe der große Friederich!
Hoch lebe die schlesische Kunst und der schlesische Kunstsinn
Und niemals sei für die Kunst die Gunst hin!

Es wurden dann noch zwei Lieder, nach bekannten Melodien, ein Gabriel'sches und Geisheim'sches gesungen. Professor Kahlert

*) Erst 1826 konnte die Aufstellung zu wege gebracht werden, nachdem der Guß schon viele Jahre vorher vollendet worden war.

**) Auf 80,000 Thaler ist das Friedrichsdenkmal angeschlagen, und es sind schon über 30,000 Thaler eingekommen.

Die schönen Tage der Sontag, Catalani und Schröder
Ernein sich immer als Wonnetag' und Theaterköder,
Und die Liedertafeln scheuchen des Lebens Ueberdruß
Mit des Weines und des Liedes Ueberfluß,
Und Akademien und musikalische Zirkel sind bereit,
Einem angenehm zu verkürzen die kurze Lebenszeit.

So ist die Kunst thätig nach allen Seiten und Ecken,
Zu unserer Freud' und der Philister Schrecken.
Es wurde oft geleistet das Unmöglichste,
Und erstaunt war Alles aufs Höchlichste.
Durch Trell*) und die Bajaderen
Kamen die Ballette wieder zu Ehren.
Und mancher brachte die Kunst auf die Beine,
Wenn er auch selber kam auf keine.
Die Kunst hat sich der Küch' und des Kellers bemeistert,
Und die Herrn des Papiers und des Hellers begeistert.
Und was kann in der Welt wol kühner sein,
Als in Schlesien ein rother Rebhühner-Verein?**)
Ja alle Künste gediehn und gedeihn,
Die plastische blieb zurück, nur sie allein.

Wir haben einen Gabeljürge***), der sich gewaschen hat,
Und weder Rock noch Hosen noch Kamaschen hat,
Sondern gedacht ist im antiken Style,
Und gemacht ist mit griechischem Profile.
Wir haben einen marmornen Tauenzien,
Und die nach Breslau kommen, beschauen ihn,
Und denken: wenn solcher vor dem Thor steht,
Was einstens daraus wol noch hervorgeht,
Wenn die Kunst sich der Stadt bemeistert
Und was es drinnen hat begeistert!

---

*) Der unerschöpfliche Breslauer Maitre de plaisir, der sich durch seinen Wintergarten unsterbliche Verdienste um das Breslauer Publikum erworben hat.

**) Ein Actienverein, der die französischen rothen Rebhühner nach Schlesien verpflanzen will.

***) So nennt das Volk den Neptunus, der auf einem Springbrunnen des Neumarkts steht.

ſo hat es ſich begeben,
wir noch bei unſerm Leben
i den alten Blücher ſich erheben,
Feneral Vorwärts vorwärts ſtreben.
haben wir mit der plaſtiſchen Kunſt kein Glück,
blieb die ſchleſiſche Gunſt zurück;
hatte ſich erſchöpft an dieſem Einen*),
dachte lange an weiter keinen.
er konnte die Franzoſen ſchneller zum Gehen zwingen,
bn ſeine Landsleute konnten zum Stehen bringen.
dennoch geht's vorwärts mit der plaſtiſchen Kunſt,
ſie erfreut ſich heut' echtſchleſiſcher Gunſt.
weil Friedrich der Große vor 100 Jahr
erſtenmal in Schleſien war,
die Schleſier hat gänzlich eingenommen,
ſt heute die Kunſt in die Schleſier gekommen.
römen herbei unendliche Gaben**),
üllt ſich die Zeitung mit köſtlichen Haben,
es will ſich nimmer erſchöpfen und leeren,
wollte das Meer noch Ein Meer gebären.
: wollen nun der ein' und der andre denken
)en vielen ſchleſiſchen Kunſtgeſchenken:
große Friedrich ward mit ihnen eher fertig,
ne Schleſier mit ihm wol gegenwärtig;
mancher 7jährige Krieg kann ſich auf der Erde zeigen,
)ei uns der alte Fritze wird zu Pferde ſteigen.
olche Gedanken aber erwieder' ich:
lebe der große Friederich!
lebe die ſchleſiſche Kunſt und der ſchleſiſche Kunſtſinn
niemals ſei für die Kunſt die Gunſt hin!

---

s wurden dann noch zwei Lieder, nach bekannten Melodien, briel'ſches und Geisheim'ſches geſungen. Profeſſor Kahlert

---

*) Erſt 1826 konnte die Aufſtellung zu wege gebracht werden, nachdem Guß ſchon viele Jahre vorher vollendet worden war.

**) Auf 80,000 Thaler iſt das Friedrichsdenkmal angeſchlagen, und ſchon über 30,000 Thaler eingekommen.

brachte die Gesundheit des Präsidenten aus, und dieser dankte mit einigen Versen, in die er die schönen Worte aus dem Toaste zu verweben wußte:

Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.

Es begann nun eine Sammlung zum Besten der unglücklichen hochbetagten Freundin Schillers, der verwittweten Dr. Albrecht in Hamburg. Der Präsident bevorwortete dieselbe durch ein an den Schillerverein deshalb gerichtetes Schreiben von Friedrich Clemens Gerke, und dankte darauf für die reichlich gespendeten Gaben.

Die fröhliche Stimmung der Gesellschaft war fortwährend im Wachsen und fand neue Nahrung durch einen Trinkspruch, den der Präsident der „besseren Zeit“ ausbrachte.

* * *

Unter dem Gesange Schiller'scher Lieder und traulichen Gesprächen endete das Festmal, das wol Jedem irgend eine frohe Erinnerung zurücklassen wird.

Um 8 Uhr setzten sich dann nach echt deutscher Weise die noch übrig gebliebenen Gäste, Stadtverordnete, Stadträthe, städtische Beamte und Professoren um eine große Bowle. In diesem engeren und traulichen Kreise mußte der Präsident des Festes abermals den Trinkspruch auf Se. Maj. den König vortragen, und Jeder der Anwesenden fühlte nun erst recht, wie sehr darin auch seine Verehrung und Liebe gegen den verehrtesten und geliebtesten König des ganzen deutschen Vaterlandes mit ausgesprochen war. Stadtrath Warnke wußte durch Mittheilung einiger vaterländischer Gedichte die überaus heitere Stimmung zu fesseln, und unter Gesängen und Scherzen schied die frohe Gesellschaft von dannen.

So endete das Breslauer Schillerfest am 10. November 1840, und diesmal wirklich zur allgemeinsten Zufriedenheit, denn auch

„Ew. Wohlgeboren habe ich zu benachrichtigen, daß die mit Ihrer Immediat-Eingabe vom 16. v. M. eingesandte Druckschrift: Das Breslauer Schillerfest, zu Allerhöchsten Händen gelangt ist.

Berlin den 7ten Januar 1841.

Müller (? ich lese den Namen so) —."

Was heißt das: Danke? — wie legen Sie das aus? Ich kenne den Inhalt nicht, den Sinn, der darin liegt. Ist vielleicht darin eine Bedeutung: daß der Brief unfrankirt kam, und des dicken Papieres wegen, doppeltes Porto kostete? Voyons!

Nun habe ich etwas zu berichten, das Sie näher angeht, wie Sie vermuthen. Gutzkow stachelt stets auf Sie im Telegraphen, ich vermuthe: weil Sie ihn nicht besuchten. Einliegend empfangen Sie Nr. 11. des Telegraphen, lesen Sie das Räthsel. —

Ich sah Abends, nachdem am Tage hier das Blatt überall ausgegeben war, also auch an die Posten, den Inhalt und fand es für nöthig, das Blatt — das mit Censur gedruckt ist! — zu confiscieren. Sandte Abends um 10 Uhr auf die Preuß. Post, bat um eine Stafette: die Nummer in Preußen nicht auszugeben, die ungedruckt werden würde.

Dem Censor gab ich einen Wischer, — dieser aber berichtete mir: er habe es gestrichen, die Censur-Behörde habe das Impr. gegeben, jedoch mit Weglassung des Ortes — Breslau!! — Merken Sie auf wen das gemünzt war? Darum und kurzum: ich ließ alles confiscieren und druckte ein anderes Blatt. Ich will Ruhe haben! nicht in Teufelsküche mich transportieren lassen.

Ihnen aber glaube ich diese Mittheilung schuldig zu seyn, damit Sie auf Ihrer Huth sind und Sich nicht von irgend einem Lumpazy was einbrocken lassen, woran Sie zu kauen haben mögten. Diese Nummer lassen Sie nicht sehen, man würde dennoch glauben, Sie wären der Urheber derselben und das

'Überhaupt, glaube ich, wird gegen die Frömmlinge noch einmal ein förmliches Hepp Hepp! eintreten. Die Menschen übertreiben alle billige und schickliche Gränze und dafür ist Wa[illegible] vonnöthen. Fr. W. IV. thäte wohl, sich mit dem Geistlichen nicht zu sehr in Cumpanei zu begeben; daß er das thut, ist ein arger, ein böser Mißgriff, der leicht sehr übele Folgen in der Meinung der Menschen erzeugen kann. Gott schütze ihn, Zweifel und Mißtrauen zu erwecken. Ginge er den Leuten in die Falle, es wäre nicht abzusehen, wohin ein solches Verfahren führen könnte.'

'Ein junger Monarch muß felsenfest stehen. Wie die Mutter Natur muß er, der Isis gleichend, seine Brüste Jedem reichen, ihn stärken und nähren; — Keinen darf er abwehren, Jeder erhole sich an ihm! Die Aufgabe mag schwer seyn —, aber darum ist auch nicht Jeder König! Schon in den Spielen der Kinder ist der Beste König, um so mehr für Erwachsene und Gereifte soll diese Aufgabe höher gestellt seyn. Der Reichste, der Klügste, der Beste soll das seyn, uns als Muster vorzuschreiten'

Er kommt dann auf den zweiten Theil der U. L. zu sprechen:

'Für den 2. Theil der U. L. sammeln Sie nur lustig zu. Die Zeit ist nicht poetisch, — sie gähnt, wie ein vollgefressener Gourmand — der nur noch nach Pikantem greift — Hausmannskost reizt ihn nicht mehr; von allem ist genug da. Wer der Lümmel gestachelt wird, dann erst regt er sich und wird mobil

Etwa vierzehn Tage später erhielt ich wieder einen Brief von ihm.

Hamburg 16/1. 1841.

Verehrter Herr Professor!

Aus Berlin empfing ich am 11. d. folgende Antwort:

1841. Breslau.

Das ſchöne Goldſtück, blank und ſchwer.
Sieh! auf den Tiſch leg' ich Dir's her."
Auf ſprang das Kind bei dieſem Wort
Und jagte flugs die Thiere fort.
Dann kam's zurück und rief „Papa!
Nun gieb mir auch das Goldſtück da!" —
„Ja wohl! das Goldſtück iſt nun Dein.
Sieh' her! ich leg' Dir's in den Schrein."
„Wie? Giebſt Du mir's nicht in die Hand?" —
„Nein Kind! Dir fehlt's noch an Verſtand.
Für Deinen jungen Kindermuth
Sind Rechenpfennige nur gut.
Geh', ſpiel' damit! Hier haſt Du ſie,
Und frage nach dem Goldſtück nie.
Erwart' es mit Beſcheidenheit,
Bis ich's erachte an der Zeit!"
Er nahm das Goldſtück in Verſchluß.
Das Kind ſchweigt ſtill, dieweil es muß;
Doch denkt's: „Das iſt doch wunderlich:
Was mir gehört, behält er ſich."
Es wartet nun Jahr ein, Jahr aus,
Doch der Papa rückt nicht heraus,
Denn er war geizig ſehr geſinnt,
Und furchtſam ſehr das gute Kind.
Es denkt: „Dereinſt im Teſtament
Der Vater mir's wohl zuerkennt."
Er ſtarb. Das Teſtament war ſchön:
Vom Goldſtück nur thät nichts d'rin ſteh'n.

Mama nahm d'rauf 'nen andern Mann.
Da tritt das Kind zum Schrein heran.
„Neuer Papa! o gieb es mir,
Was mir der alte aufhob hier:
Das Goldſtück in dem Schube dort!"
Papa, entrüſtet bei dem Wort,
Wirft einen Blick auf's arme Kind,
Daß es zu zittern gleich beginnt.
Er war ein unverdroſſ'ner Mann,
Der ſelbſt das Goldſtück gern gewann.

wäre doch jedenfalls sehr unangenehm. Seyn Sie ja vorsichtig. Man ist sehr reizbar in Ihrem Lande!

Was ich that, glaube ich Ihnen schuldig zu seyn, und ebenfalls dem Könige, der erst kurz seine Bahn betreten hat und dem die Dornen überall ietzt schon die Spitzen bieten. Ich habe eben eine Schrift gegen ihn vor mir. Sie ist sehr gut geschrieben, histor. und philos., und würde ich leicht 100,000 davon absetzen; aber, ich will sie nicht drucken, ich gebe sie zurück und werde dem Autor so in die Suppe spucken, daß ihm der Appetit vergehen soll.

Der König sucht sich seine Bahn, Gott leite ihn richtig auf seinen Weg! Er möge irren, irren wir nicht Alle? Aber ich hoffe zu Gott, daß er sich zurecht findet und das wird er, was wir alle wünschen; doch das bedarf seine Zeit, wie jedes Ding das sich bilden soll. Seyn wir in unserm Verlangen nicht unbillig.

Sie herzlichst grüßend!

Der Ihrige

Julius Campe.

Das Räthsel war von Friedrich von Sallet. Eine Abschrift von seiner Hand besaß ich selbst. Es war in Breslau ziemlich verbreitet. Gutzkow hatte es wahrscheinlich von dort her mitgetheilt erhalten. Es ist unglaublich, was damals Alles für staatsgefährlich betrachtet wurde!

Räthsel.

Zum Kinde sprach der Herr Papa:
„Geh', Kind! und thu' mir dieses da:
Jag' mir die fremden Thiere fort,
Die mir die Saat durchwühlen dort!
Und thust Du das, dann geb' ich Dir,
Was Du schon längst gewollt von mir:

Das ſchöne Goldſtück, blank und ſchwer.
Sieh! auf den Tiſch leg' ich Dir's her."
Auf ſprang das Kind bei dieſem Wort
Und jagte flugs die Thiere fort.
Dann kam's zurück und rief „Papa!
Nun gieb mir auch das Goldſtück da!" —
„Ja wohl! das Goldſtück iſt nun Dein.
Sieh' her! ich leg' Dir's in den Schrein."
„Wie? Giebſt Du mir's nicht in die Hand?" —
„Nein Kind! Dir fehlt's noch an Verſtand.
Für Deinen jungen Kindermuth
Sind Rechenpfennige nur gut.
Geh', ſpiel' damit! Hier haſt Du ſie,
Und frage nach dem Goldſtück nie.
Erwart' es mit Beſcheidenheit,
Bis ich's erachte an der Zeit!"
Er nahm das Goldſtück in Verſchluß.
Das Kind ſchweigt ſtill, dieweil es muß;
Doch denkt's: „Das iſt doch wunderlich:
Was mir gehört, behält er ſich."
Es wartet nun Jahr ein, Jahr aus,
Doch der Papa rückt nicht heraus,
Denn er war geizig ſehr geſinnt,
Und furchtſam ſehr das gute Kind.
Es denkt: „Dereinſt im Teſtament
Der Vater mir's wohl zuerkennt."
Er ſtarb. Das Teſtament war ſchön:
Vom Goldſtück nur thät nichts d'rin ſteh'n.

Mama nahm d'rauf 'nen andern Mann.
Da tritt das Kind zum Schrein heran.
„Neuer Papa! o gieb es mir,
Was mir der alte aufhob hier:
Das Goldſtück in dem Schube dort!"
Papa, entrüſtet bei dem Wort,
Wirft einen Blick auf's arme Kind,
Daß es zu zittern gleich beginnt.
Er war ein unverdroſſ'ner Mann,
Der ſelbſt das Goldſtück gern gewann.

Er holt es aus dem Schube vor
Und ſchreit dem Kinde ſtreng in's Ohr:
„Was ſo 'nem Kinderkopf nicht ſcheint!
So hat's der Alte nicht gemeint.
Die Rechenpfennige haſt Du,
Und willſt das Goldſtück noch dazu?
Du haſt das Deine. Dies iſt mein.“
Spricht's und ſteckt's in die Taſch' hinein.
Das Kind, verdutzt, ſprach heimlich: „Ach!“
Und ſo war aus die ganze Sach'.

Nun ſagt mir an, wo das geſchah?
Wer war das Kind, wer der Papa?
Das rathet mir und ſeyd nicht faul!
Und wer's errärh, der halt' das Maul.

* * *

Das gewohnte Einerlei meines Breslauer Lebens wurde plötzlich durch ein Ereigniß unterbrochen, das für mich und meine Hausbewohner leicht einen ſehr unglücklichen Ausgang hätte nehmen können.

Spät Abends am 4. Februar war ich aus einer Geſellſchaft heimgekehrt. Ich war ſehr müde und legte mich gleich ſchlafen. Da träumt mir von Feuer. Ich wache auf und höre ein eigenes Getön: ticktick tick tick ticktictick tick tictic. Ich halte es für Tropfenfall auf ein blechernes Dach vor der Hausthür, oder für das Kniſtern von Feuer, als ob nebenan in der Küche Waſſer zum Waſchen heiß gemacht würde. Ich will wieder einſchlafen. Das Ticktick läßt mir keine Ruhe. Da ſehe ich in meinem Zimmer an der Wand unter der Decke einen rothen Fleck. Ich ſpringe auf, greife hinein und ſpüre, daß es Feuer iſt. Ich ziehe mich ſchnell an und laufe die Treppe nach oben hinauf. Da ſchlägt mir oben die Flamme entgegen. Ich ſchreie fürchterlich. Die Hausbewohner eilen

herbei. Ich suche in meinem Zimmer und meiner Küche mit dem wenigen Wasser, welches mir zur Hand ist, zu löschen so gut es gehen will. Jetzt kommen Nachtwächter, Soldaten, Polizisten, Schornsteinfeger, Gendarmen, Sprützenmänner, Zimmerleute, sogar Ballgäste — Alles will löschen und retten. Ich hatte bereits ein Bücherbrett an der bedrohten Wand geleert. Nur meiner entschiedenen Erklärung, daß nichts gerettet werden sollte, hatte ich es zu verdanken, daß ich nichts von meinen Sachen einbüßte. Als der Heerd des Feuers entdeckt war, wurde das Feuer schnell gelöscht. Durch schlechte Fortführung einer Ofenröhre waren Funken auf einen Balken gefallen und dieser hatte sich nach und nach entzündet. Das Knistern rührte von der Berohrung der Decke her, die schon ziemlich angegangen war. Die mehrere Fuß breite Öffnung, die durch das Feuer und Löschen entstanden war, wurde durch eine Stubenthür mit darunter angebrachter Stütze vorläufig geschlossen, und so mußte ich acht Tage, bis die Sache gerichtlich untersucht wurde, in einer wüsten Stube wohnen.

Eine Breslauer Zeitung gab darüber einen witzig sein sollenden Bericht, der wohlgemeint, aber albern war, und da er auch in andere Zeitungen überging, noch den Meinigen großen Schrecken einjagte. Er lautet:

'Das Feuer, welches hier am Morgen des gestrigen Tages Gefahr drohte, hatte sich einen etwas sonderbaren Platz auserwählt. Die Poetenstube H.s v. F. barg in ihrer Decke den Heerd der Flamme, über das schlummernde Poetenhaupt selbst hatte sich als ein umgekehrter Vulcan die phantastische Decoration von Rauch und Funken gewölbt. Ob daraus ein politisches oder unpolitisches Lied werden wird — jedenfalls hat die Muse des glücklicherweise wohlbehaltenen Dichters Gelegenheit gehabt, an

[illegible] irdischen Feuer heiß zu werden.

Den [illegible] März schloß ich meine Vorlesungen und schon den [illegible] ich begab mich zuerst nach [illegible].

Unterwegs [illegible] Herrn v. Kamow kennen. Er ging [illegible] als Geh. Ober-Tribunals-Rath, ein [illegible] Mann. Von Ziebingen bis [illegible] einander gegenüber und unterhielten uns [illegible]. Er sprach sich über Alles sehr [illegible] und es war mir sehr überraschend, daß er [illegible] dachte als ich:

[illegible] einseitig gebildet, daß sie [illegible]. Ich war in Glogau in [illegible] v. Oswald beschränkt. [illegible] hin, ganz allein stehen. [illegible] war, konnte ich ein [illegible] sie schwiegen; wenn ich [illegible] sie alle bei der Hand. [illegible] ob die alte oder jetzige [illegible] ist. Ich glaube, wenn [illegible] Leute in alle Zweige [illegible] können uns davor nicht schützen, weil [illegible] nicht mehr im Stande sind, durch [illegible] die Candidaten wirklich den [illegible] oder nicht. Selbst diejenigen, [illegible] überstanden haben, sind deshalb [illegible] für den Staatsdienst &c."

Wir sprachen dann über die einseitige Schul- und Universitätsbildung und gingen auf viele andere Mängel und Ge-

brechen der Zeit über. Auch ich äußerte mich sehr freimüthig und schied mit den Worten: 'Herr Geh. Rath, einen Diplomaten mehr haben Sie nicht kennen gelernt.'

27. März. Morgens 1/4 6 Uhr in Berlin. Mein Bruder krank, er leidet am Podagra. Ich bleibe den Tag über meist zu Hause.

28. März. Ich besuche Emil Sommer. Er war mein liebster und dankbarster Schüler. Schüchtern und bescheiden, mit einem zarten, schwächlichen Körper lebte er unter kümmerlichen Verhältnissen. Ich suchte ihm in Breslau Muth einzuflößen und unterstützte ihn mit Rath und That. Als Nösselt's Geschichte der deutschen Litteratur für Töchterschulen 1840 in neuer Auflage erscheinen sollte, wünschte der Verleger, daß ich die ältere deutsche Litteraturgeschichte umarbeitete. Ich schlug Sommer dazu vor, und obschon dieser meinte, er sei der Aufgabe noch nicht gewachsen, so übernahm er die Arbeit doch und führte sie ganz gut aus. Er bekam ein hübsches Honorar und was noch mehr war, er gewann größeres Selbstvertrauen. In Berlin setzte er unter Lachmann anderthalb Jahre seine Studien fort. Und so fand ich ihn nun eben wieder.*)

Ich wollte Curschmann besuchen, der damals für einen der ersten Liedercomponisten galt. Er hatte viele meiner Lieder componiert und manches wanderte damals als beliebtes Concertstück durch Deutschland. Ich hatte vorigen Sommer an Curschmann, während er im Bade zu Salzbrunn war, einige neue Lieder geschickt und war begierig zu erfahren, ob sie componiert waren.

*) Er starb als Privatdocent zu Halle 22. Juli 1846. Ausführlich über ihn Dr. Rumpel im Neuen Nekrolog der Deutschen 1846. S. 456 bis 463.

Sommer begleitete mich. Wir wurden sehr freundlich empfangen. Bald erschien auch Frau Rosa Curschmann. Sie war eine anmuthsvolle, sehr beliebte Sängerin. Ich bat sie, mir einige Lieder zu singen; es würde mir ein doppelter Genuß sein, von ihr ihres Herrn Gemals Compositionen meiner Lieder vorgetragen zu hören. Sie sang, Curschmann begleitete sie auf dem Flügel, wir saßen andächtig da und freuten uns eines Genusses, den wir beide nicht geahndet hatten. Wir dankten herzlich und wollten nun gehen, wurden aber so freundlich zum Mittagsessen eingeladen, daß wir noch länger blieben.

Mit inniger Freude erinnere ich mich heute noch dieser angenehmen Stunden. Noch immer sehe ich das liebenswürdige Künstlerpaar, beide nett und geschmackvoll gekleidet, beide gleich heiter und gemüthlich, und Alles umher im Zimmer so ansprechend und traulich. Es that mir wohl, ein solches Ehepaar auch einmal außerhalb der Romanenwelt gefunden zu haben: beide jung, hübsch, wohlhabend, fein gebildet, liebenswürdig im geselligen Verkehre, ausgezeichnet in der Kunst, rühmlichst anerkannt, und — glücklich.

Dem fröhlichen Frühlinge folgte bald ein trauriger Herbst: Rosa Curschmann meldete mir den Tod ihres Gatten, er starb bei ihren Verwandten zu Langfuhr bei Danzig am 24. September 1841 *). Sie selbst folgte ihm im Juni des nächsten Jahres und ward an seinem Geburtstage beerdigt.

---

28. März. Gegen Abend mit Sommer zu den Grimms. Sie waren seit dem 19. März schon in Berlin. Herzlicher

*) Seine Werke verzeichnet Carl Freih. v. Ledebur, Tonkünstler-Lexicon Berlins (Berlin 1841) S. 100. 101.

Empfang. Jacob's Erstes war: 'Ich habe mit großer Freude die U. L. gelesen, und sie mir gleich angeschafft, ich weiß, daß Sie keine Gedichte verschenken. Meusebach wollte erst nicht anbeißen; nachher aber, als Sie ihm das Schillerfest geschickt hatten, bequemte er sich. Wenn der König darauf zu sprechen gekommen wäre, hätte ich sie ihm empfohlen.' — Wir blieben drei Stunden beisammen.

29. März. Mein Bruder hatte eine besondere Liebhaberei an Hyacinthen. Jedes Frühjahr hatte er an beiden Fensterbänken eine lange Reihe der seltensten und schönsten; sie standen eben in vollster Blüthe. Ich bat mir zwei davon aus: Goudbeurs und Mars. Mit diesen und einer Fallersleber Knappwurst ging ich zu den Grimms und überreichte sie Wilhelms Frau. Sie freute sich sehr und scherzte: 'Wenn Sie nicht unser Freund schon wären, so müßte ich es jetzt glauben, daß Sie es sind.'

Um 3 Uhr beim Buchhändler Lehfeldt. Ich treffe dort Dr. Moser von Königsberg, Dr. Lehmann und Prof. Benary.

30. März. Theodor Mundt verfehlt. Um 5 wiederhole ich meinen Besuch: 'Ist Herr Dr. Mundt zu Hause?' — 'Nein, Sie sind nicht zu Hause.' — 'Nun, so melden Sie mich mal an!' — Der Herr Doctor und seine Frau (Luise Mühlbach) wollten eben ins Concert gehen, geben aber dies Vergnügen auf und laden mich ein, den Abend mit ihnen zu verleben. Wir sind sehr heiter. Ich theile viele Lieder aus dem neuen Theile der U. L. mit und freue mich, daß sie gefallen.

31. März. Ich lese die alten Vorreden Bürger's zu seinen Gedichten. In der von 1789 sagt er:

'Allein ein edler und tapferer Mann muß, kraft der ihm zuständigen menſchlichen, europäiſchen und deutſchen Bürgerfreiheit, die er für ſich, ſeine Mitbürger und Nachkommen mit Gut, Blut und Leben zu behaupten immer bereit ſein ſoll, ſich nie ſcheuen, klare und offenbare Weisheit zum allgemeinen Heil auch den erſten Staatsdienern vorzupredigen, wenn es gleich ſchon oft genug von Anderen vergeblich geſchehen ſein ſollte.'

Curſchmann und Riſch machen Gegenbeſuche.

Dann bei Bettina (unter den Linden 21). Sie empfängt mich gleich mit den Worten: 'Von dem Augenblicke an, daß Sie in Caſſel ſich mit mir gegen Lachmann vereinigten, da flogen unſere Herzen zuſammen und ſind nun ewig vereint.' Sie blieb einmal dabei, daß Lachmann der Berufung der Grimms nach Berlin entgegen zu wirken verſucht habe. Wir ſprechen viel über Politik. Ich muß ihr viele neue Lieder vorleſen und ſinge ihr zum Abſchiede noch (Rheinlied und Rheinleid):

In jedem Hauſ' ein Klimperkaſten.

Nächſtens ſoll ich mit den Grimms bei ihr einen Abend zubringen.

1. April. Ludwig Erk beſucht. Er iſt Lehrer der Muſik am Kön. Seminar für Stadtſchulen. Er hat mit W. Irmer 6 Hefte 'Volkslieder mit ihren Singweiſen' herausgegeben, eine werthvolle Sammlung, die er jetzt allein unter dem Titel: 'Neue Sammlung deutſcher Volkslieder mit ihren eigenthümlichen Melodien' fortſetzt. Er hat hübſche Studien gemacht und viel geſammelt. Wir unterhalten uns meiſt nur über Volkslieder.

Abends bei Grimms, trauliche Unterhaltung, ich fühle mich ſehr heiter und milde geſtimmt.

2. April. Lachmann hat den Grimms als Willkomm zu ihrer Ankunft 19. März 1841 in Berlin die zweite Auflage des Nibelungenliedes gewidmet. Mein Bruder meint: 'Die Widmung ist billiger als eine Fallersleber Knappwurst.'

Dr. Carriere und Sommer besuchen mich. Sie äußern sich mißbilligend über die sehr gemeinen Ausfälle Gutzkow's in seinem Telegraphen. — Später kommt Mundt.

Um 1 auf der Bibliothek. Ich treffe Droysen, der mir große Hoffnung macht auf eine Professur in Kiel.

Es ist heute mein Geburtstag. Ich weiß ihn nicht besser zu feiern als bei den Grimms. Ich gehe noch Abends zu ihnen und nehme mit eine Flasche Rosé von Chanoine Frères, Wurst, Apfelsinen, Fallersleber Räucherpulver und ein Stück Felsen von Helgoland. Wir sind recht heiter.

3. April. F. W. Jähns besucht mich. Wir sprechen viel über compositionsartige lyrische Gedichte.

Auf der Bibliothek zeigt mir Dr. Friedländer die neulich erst erworbene musicalische Sammlung des Musikdirectors Naue in Halle.

Zum Mittagsessen bei Dr. Lehmann. Zugegen auch Dr. Waldeck und Dr. Dönniges. Mit letzterem streite ich viel über Preußenthum. Daß es mit dem seinigen nicht so gewaltig war, bewies er bald selbst: 1847 trat er ganz in baierische Dienste, nachdem er bereits 1842—45 als Professor der Staatswissenschaften den Kronprinzen Max von Baiern begleitet hatte.

Abends in der geographischen Gesellschaft: Oberst O'Etzel, Dove, Poggendorf, A. Zeune ꝛc.

4. April. Um 11 bei Jähns. Er hat 16 Lieder von mir componiert, die er mir alle vorsingt, und später, so weit

ſie gedruckt ſind, ſchenkt*). Einige finde ich ganz vortrefflich, namentlich aus Op. 20:

Nun ſchweigt die Höh, nun ſchweigt das Thal.

Abends bei Dr. Friedländer, Cuſtos der kön. Bibliothek. Ich treffe dort mehrere ſeiner Verwandten und Freunde: Droyſen, Bendemann mit Frau, Maler A. Kretſchmer. Letzterer, der erſt jüngſt von ſeiner Reiſe zurückgekehrt, erzählt ſehr hübſche Geſchichten. Als er den Sultan malen ſollte, erſchien Kretſchmer im Frack. Der Sultan darüber verwundert, fragt ihn, wie er dazu käme, in einem ſo kleinen Rock zu erſcheinen? 'Kaiſerliche Majeſtät, erwiedert K., wenn wir jemanden ehren wollen, ſo ziehen wir einen Frack an.' — 'O, meint der Sultan, da ehrt man doch jemanden mehr, wenn man zu ihm kommt in einem langen Kleide, darin iſt doch mehr Tuch.'

5. April. Morgens mit den Liederbüchern beſchäftigt, die ich aus der kön. Bibliothek geliehen. — Nachmittags mit Carriere, Sommer und Oppenheim ſpaziert.

Um 6½ Uhr zum Miniſter Eichhorn. Unter den etwa 30 Audienz-Suchenden bin ich der vierte, der vorgelaſſen wird. Ich kam auf meine Eingabe vom 30. Juni v. J. zurück. Der Miniſter wußte nichts davon, wußte aber auch eben ſo wenig von unſeren Univerſitäts-Einrichtungen. Als ich ihm

[redacted]

Vorlesungen, — da meinte der Herr Minister zwar erst, wenn den Studenten nicht befohlen würde, dies oder jenes zu hören, so würden sie gar nichts hören, stimmte mir denn doch später bei, daß die Testata unnütz seien und füglich abgeschafft werden sollten. — Ich zeigte ihm nun die Aushängebogen meines Verzeichnisses der altdeutschen Handschriften der Wiener Hofbibliothek und deutete an, daß ich später ein Handbuch der altdeutschen Poesie herausgeben wolle, wozu ich aber noch manche Reisen machen müsse. Der Herr Minister war zum Urlaubertheilen auf ein halbes Jahr geneigt, von einer Unterstützung war keine Rede. Endlich forderte er mich auf, ihn an meine Eingabe schriftlich zu erinnern, was auch den folgenden Tag schon geschah. Und so empfahl ich mich Sr. Excellenz. — Bei den Grimms dann wieder einen angenehmen Abend wie auch den Charfreitag.

Bis zum 14. April nichts Bemerkenswerthes, nur den ersten Ostertag (11. April) im Sonntagsverein. Assessor Streber bringt mir eine schriftliche Einladung. Um 5 Uhr dort. Sie lesen sich ihre eigenen Gedichte vor und kritisieren sie dann. Nachdem die Sitzung aufgehoben, giebt Smid noch ein Trauerspiel zum Besten. Zuletzt spielt der Hoffänger Schneider spanische, französische ꝛc. Volkslieder. Der Mann, den ich kennen lernen sollte, Dr. von Mühler, war bald nach meiner Ankunft fortgegangen. Er hätte damals schwerlich singen können sein 'Grad' aus dem Wirthshaus komm' ich heraus', denn es ging sehr nüchtern zu.

15. April. Im Concertsaale des kön. Schauspielhauses zum Besten des Fons caritatis (armer Schullehrer) große musicalische Gesangaufführung 'vaterländischer Gesänge' unter Leitung des kön. Musikdirectors Wieprecht. Von mir werden

drei Husarenlieder gesungen, zwei von E. Richter, eins von Wieprecht componiert. Ich war zugegen. 'Ich bin Husar gewesen, ein preußischer Husar' fand rauschenden Beifall und mußte wiederholt werden, so auch das letzte von Wilhelm Wieprecht: 'Es ist nichts Lust'gers auf der Welt.'

16. April. Am Morgen bei Glaßbrenner, dessen Bekanntschaft ich vor einigen Tagen machte.

17. April. Mit Moriz Bielfeld im Opernhause: die 40 französischen Bergsänger singen, eigenthümlich, aber nicht sonderlich. Zuletzt Bär und Bassa, zu dumm.

18. April. Abschied von den Grimms. Hermann baut Festungen aus Pappe. Seine Mutter bemerkt: 'Der Junge hat viel Geschick zum Bauen, er will Baumeister werden. Bei dem Studieren kommt freilich nicht viel heraus.' — 'Ja freilich, erwiedere ich, es kann nicht jeder die Brüder Grimm werden.' — 'Nun, meinte sie, die Brüder Grimm sind jetzt Liebhaberei'. Bei diesen Worten erschrak sie und bat mich, sie um Gotteswillen nicht weiter zu sagen.

Mein Bruder war immer noch sehr leidend. Obschon seine Krankheit nicht bedenklich war — ein heftiger Brustkrampf hatte sich nicht wiederholt —, so war mir mein diesmaliger Aufenthalt doch sehr getrübt. Ich nahm Abschied mit dem Gefühle, daß wir uns bald gesund und munter wiedersehen würden.

Noch denselben Abend reiste ich ab. Am Morgen in Brandenburg. Ich besehe mir den Roland auf dem Markte. Es ist noch früh am Tage. Eine Hökerin öffnet ihre Bude neben dem Roland und freut sich, daß ich ein Alterthumsforscher bin. 'Vor hundert Jahren soll der Mann noch gelebt haben.'

— 'Ja, liebe Frau, das ist wol möglich, aber nicht wahrscheinlich.'

Den nächsten Abend bei Schwetschke d. ä. Den Morgen darauf besuche ich seinen Bruder, den Dr. Gustav. Wir spazieren auf den Berg und am Nachmittage zugleich mit Leo und Eckstein nach Giebichenstein. Damals noch Alles freisinnig und einig, wenigstens äußerlich, und in freundlichem Verkehre mit einander. Wir fanden uns Abends bei Gustav ein, trafen dort seinen älteren Bruder und ihre Schwäger, und blieben bis Mitternacht alle in heiterster Stimmung beisammen. Gustav brachte folgenden Trinkspruch auf mich aus:

Wie mit lindem Wehen und Weben
Hauche des Lenzes uns umschweben:
So mild tönt Hoffmann von Fallersleben.

Aber wie brausend die Wogen sich heben,
Schäumend zu Kiel und Masten streben:
So wild rauscht Hoffmann von Fallersleben.

Es wogen auf und gleiten nieder
Politische und Liebeslieder.

Lob sei dem Sangesmeister gegeben,
Hoch soll leben
Der Dichter Hoffmann von Fallersleben!

In Leipzig einen Tag. Ich treffe Dr. Eduard Burckhardt. Wir kannten uns von Dresden her. Sehr ergötzlich sind mir seine Mittheilungen über Tieck, den er zuweilen besuchte. 'Wie gefällt Ihnen denn H. v. F.?' — Tieck: 'Das ist noch der Student von Anno 15.' — Ferner, als ich mich vielleicht etwas zu rücksichtslos über Tieck's Frauendienst des Ulrich von Lichtenstein geäußert hatte: 'Das hätte er mir doch auf eine humanere Weise sagen können?' — Tieck über Alfieri: 'Er ist Republicaner und damit ist Alles gesagt.'

Burckhardt war ein schlagfertiger Publicist und gewandter Darsteller der neuesten Zeitereignisse. Er ist mir nachher ganz aus der Kunde gekommen.

Robert Blum und Dr. Wuttke besuchen mich. Später treffen wir uns in der Stadt Berlin.

Den 22. April nach Dresden. Unterwegs Braun von Braunthal, den ich seit 1829 zum ersten Male wiedersehe. Damals war er Protestant geworden, soll aber, weil er seine Rechnung nicht dabei fand, bald wieder in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückgekehrt sein. Er ging 1830 nach Wien. Ein österreichisch-gutmüthiger, aber zerfahrener Mensch, wie im Leben so in seiner Schriftstellerei*).

Das wunderschöne Wetter fesselte mich, ich spazierte viel in und um Dresden, im großen Garten, und machte mit Postsecretär Martin und Braunthal einen Ausflug in den Plauenschen Grund.

26—28. April in Zittau bei Moriz Haupt. Frohes Wiedersehen. Ich schreibe die Vorrede zu meinem Verzeichnisse der Wiener Handschriften**).

Die beiden letzten Tage des Aprils in Görlitz. Schönes Wetter und heiterer Verkehr. Ich wohne wieder bei Leopold Haupt. Baron von Stillfried und Polizeirath Köhler unsere Mittagsgäste. Nach Tische Wanderung nach dem freundlichen Hennersdorf. Noch zwei Görlitzer, Dr. Tillich und Kaufmann Hecker schließen sich an. Ich singe einige U. L. Dann in

*) Vgl. v. Wurzbach, Biogr. Lexikon Österr. 2. Bd. S. 122. 123.

**) Erschien bald nachher:
Verzeichniss der altdeutschen Handschriften der k. k. Hofbibliothek zu Wien von Hoffmann von Fallersleben. Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung. 1841. 8°. XVI. 429 SS.

Folge davon ein langes Gespräch, das der Herr Baron mit einem Hoch auf Se. Majestät beschließt.

Die ersten acht Tage des Mais verlebe ich bei meinem Freunde Kießling zu Eichberg im Hirschberger Thale.

Den 8. Mai wieder in Breslau. Ohne Hoffnung auf Verbesserung meiner amtlichen Stellung war ich heimgekehrt, und so war ich denn nicht im Mindesten überrascht, daß abermals nichts für mich geschah. Se. Excellenz der Herr Minister Eichhorn schrieb mir unter anderm am 11. Mai 1841:

'Die Geschichte der deutschen Universitäten lehrt, daß Professoren, die mit einem lebendigen und nachhaltigen Eifer für das ihnen anvertraute Lehrfach durchdrungen sind, und mit einer gründlichen Gelehrsamkeit die erforderliche Lehrgeschicklichkeit verbinden, auch für ihre Vorlesungen überall eine lohnende Theilnahme von Seiten der Studierenden finden. Gern gebe ich der Hoffnung Raum, daß es auch Ihnen noch gelingen wird, für das Ihnen anvertraute Lehrfach der deutschen Sprache und Litteratur eine größere und Sie selbst befriedigende Theilnahme unter den dortigen Studierenden zu wecken, wenn Sie nur mehr, als es bis jetzt der Fall gewesen zu sein scheint, Ihre Hauptthätigkeit Ihrem akademischen Lehrberufe zuwenden wollen. Sie werden dann auch zu der Überzeugung gelangen, daß es nicht erst der in Ihrer Erklärung vom 30sten Juni v. J. in Vorschlag gebrachten die bisherige Verfassung der diesseitigen Gymnasien und Universitäten und den ganzen öffentlichen Unterricht in den Königlichen Staaten wesentlich abändernden Mittel bedurfte, um auch auf der dortigen Universität ein gründlicheres und umfassenderes Studium der deutschen Sprache und Litteratur einheimisch zu machen.'

Der Minister oder einer seiner Räthe war also auf meine Eingabe vom 30. Juni v. J. eingegangen. Daß mir zuge-

muthet wurde, in meinem 43. Lebensjahre mit 500 ℛ Gehalt als Professor ordinarius nur meinem 'akademischen Lehrberufe' zu leben, war doch mehr als naiv.

Und dann noch der schöne Schluß:

'Wenn Sie meiner im Obigen angedeuteten Erwartung entsprechen, wird es mir eine angenehme Pflicht sein, auch auf die Verbesserung Ihrer äußeren Lage Bedacht zu nehmen.'

Also um einem unbestimmten Minister-Versprechen zu genügen, sollte ich wer weiß noch wie lange Publica umsonst und gestundete Privatvorlesungen halten und nach wie vor kümmerlich leben!

Mein sel. Vater pflegte bei solchen Dingen mit Claudius zu sagen:

Sie setzten mir den Thrankrug her,
Ich aber ließ ihn stehen.

die Freisinnigen suchten sich zu nähern und zu einigen. Ich machte den Vorschlag, jede Woche einen Abend uns in der Weinhandlung Philippi einzufinden. Es verstanden sich dazu Friedrich v. Sallet mit seinen beiden Stiefbrüdern Jungnitz, J. Moecke, damals Doctorandus Juris, Dr. Stein, Lehrer an der höheren Bürgerschule und Maler Resch.

Einige Male kamen wir zusammen. Es wurde aber jedes Mal so heftig gestritten, daß ich alle Lust und allen Muth verlor, auf diese Weise mich gesellig zu zerstreuen und zu erquicken. Die Gegensätze zwischen mir und den übrigen waren zu groß, als daß eine Einigung möglich gewesen wäre. Während sie für das Unerreichbare schwärmten, hielt ich mich an das Erreichbare. Während sie für ihre Ideen sich einen Grund und Boden schaffen mußten, hatte ich den meinen bereits, es war das Vaterland, nur Deutschland. Während sie sich außer der Gegenwart stellten, stand ich mitten darin und hielt mich mit meinem Wollen und Wirken an das Leben. Sie sahen ihre Ideen nur verwirklicht in der ersten französischen Revolution und erwarteten nur von den Franzosen das Heil der Welt. Mit wahrer Berserkerwuth fuhren sie über mich her, weil ich mich entschieden dagegen aussprach. Eines Abends gingen sie so weit, daß ich erklären sollte, die französische Revolution sei ein entschiedener Fortschritt für die Menschheit! als ob das überhaupt ein vernünftiger Mensch bezweifeln könnte?

Sallet verhielt sich gewöhnlich still, nur selten betheiligte er sich an unseren Streitereien, die schließlich zu weiter nichts führten als daß wir statt uns zu nähern nur noch ferner standen als vorher und ich allein mit meinem Freunde Resch hinfort bei Philippi ruhig und gemüthlich mein Beefsteak verspeiste und meinen Schoppen dazu trank.

Sallet's 'Laien-Evangelium', schon Ende 1839 vollendet, war nun gedruckt erschienen bei August Schulz in Breslau, wegen der preußischen Censur mit der Verlagsfirma 'Volckmar in Leipzig.'

Ich konnte mit dem besten Willen mich mit dem Buche nicht befreunden. So sehr ich den Zweck billigte, der darin verfolgt wird, so wenig konnte mich die Ausführung befriedigen. Es kostete Mühe mich durchzuarbeiten, und wenn ich dann dachte, wie das die Laien fertig bringen sollten, so mußte ich bedenklich den Kopf schütteln.

Offenbar hatte Sallet seinen Stoff nicht so bewältigen können, daß derselbe klar in schöner Form für alle und jeden genießbar wurde. Er hat das selbst gefühlt und schreibt an seinen Bruder:

'Es ist mir für diesmal gar nicht um den Anbau des Helikon zu thun, sondern lediglich um Förderung der großen religiösen und sittlichen Reformation Deutschlands, und ich freue mich, daß Du mich nicht als einen lorbeerkranzerstrebenden Kunstpoeten, sondern als einen Menschenfischer ansiehst. Möchte man mich doch nicht als einen Poeten beurtheilen, sondern auf die Sache eingehen.'

Sallet hatte die Absicht zu wirken, nicht auf die Gelehrten, sondern auf die Laien, das eigentliche Volk. Diese Absicht war verfehlt. Denn was man als Wahrheit dem Volke verkünden will, muß man ihm klar und in gefälliger Form mittheilen, damit es gern gelesen und immer wieder gelesen wird. Das ist in Bezug auf das Laienevangelium meine und auch wohl aller Unbefangenen Ansicht. Selbst der so sehr anerkennende Recensent in den Blättern für lit. Unterhaltung (1843. Nr. 209. S. 838) sagt:

'Hin und wieder scheint aus der Sprache des Büchleins hervorzugehen, daß er mit der Sprödigkeit des Stoffes gerungen habe, so eckig und holperig kommt mancher Gedanke ans Tageslicht, so unmanierlich klingt mancher Vers, in welchem er dem unwilligen Ohre des Lesers einen Trochäus statt eines Jambus gibt.'

Ich fand jetzt keine Veranlassung, meine Ansicht gegen Sallet auszusprechen: er hatte mich ja vor dem Drucke nie zu Rathe gezogen. Nur gegen Andere hatte ich mich vertraulich nicht günstig geäußert. Sallet war das zu Ohren gekommen. Es focht ihn gar nicht an, und wir blieben gute Freunde. Ich stand ihm nahe durch das was er war und was er wollte, nur in Betreff des wie blieben wir uns fremd. Sallet war eine durchaus reine, edele Natur, voll Begeisterung für Freiheit und Recht und erfüllt von der Pflicht, für die höchsten Güter der Menschheit zu streben und zu wirken.

Während Gutzkow's Telegraph die gemeinsten, niederträchtigsten Ausfälle gegen mich brachte, war es mir eine doppelte Freude, daß in Schlesien und von Sallet eine anerkennende Anzeige des ersten Theils der U. L. erschien im Literaturblatt von und für Schlesien Mai 1841:

1. Unpolitische Lieder von Hoffmann von Fallersleben. 1. Theil. 2. Aufl. Hamburg bei Hoffmann u. Campe. 1840. VIII. u. 204 S. 8. Geh. 1 rtl.

No. 1. Der Dichter dieser Lieder ist bekannt und geliebt, und seine Stirn schmückt schon längst ein „wohlersungnes Lorbeerreis." Unbefangne, bescheidne Anmuth, Wahrheit und Ursprünglichkeit der Empfindung und ein frischer, melodischer Ton und Takt sind die Haupt-Charakterzüge seiner Poesie. Seine Lieder singen sich von selbst, und man kann sie singen, ohne dabei irgend noch an den Dichter zu denken, eben weil man über der schlichten und

eben darum originellen Natürlichkeit ganz vergißt, daß ſo etwas von Jemandem gemacht ſei. Seine ewig unerſchöpflichen Stoffe ſind: Frühling, Wein und Liebe. In dem vorliegenden Bändchen aber hat er ſich, wie der Titel leicht errathen läßt, in ein anderes Gebiet gewagt. Auch dieſe ächt lyriſche Natur hat ſich dem Strom der gewaltigen Zeit nicht entziehen können, und das gereicht ihr nicht zum Tadel, ſondern zum Lobe und zum Beweis lebendiger Tüchtigkeit. Eine tiefſinnige, wiſſenſchaftlich ſtrenge politiſche Weltanſicht wird Niemand hier ſuchen wollen, der da weiß, was Lieder ſind. Sie wäre auch in der That ganz an der unrechten Stelle. Es ſind nur wechſelnde Empfindungen und Stimmungen, die uns begegnen und ſich als Spott, Scherz, Klage, auch wohl augenblicklichen Aerger, Ermunterung, Hoffnung und Tröſtung muſikaliſch ausprägen. Die Stoffe ſind nicht grade immer politiſch. Auch manches Andere, z. B. die todte Buchſtabengelehrſamkeit, die das deutſche Leben verkümmernde Latinität ꝛc. findet ſeinen Platz. Eine gehäſſige Bitterkeit iſt dem Dichter fremd. Schon die ganze Einrahmung des Werkchens iſt

durchaus naiv und gesund, derb, ohne irgend gemein zu werden, ht poetisch, oder, wie wir ihn am besten zu bezeichnen glauben: ist ein volksthümlicher Witz. Deshalb bildet er auch rchaus keinen schneidenden und störenden Contrast zu den ernsten nd elegischen Stimmungen, die ihn durchschlingen, die gegen das Ende des Werkchens hin, nach einem sehr richtigen Takt des Dichters, vorwaltend werden und uns den versöhnenden Blick in in treues, kräftiges und mildes, in ein ächt deutsches Gemüth öffnen, das, obgleich oft schmerzlich berührt, doch nimmer verzagt an der Menschheit und der Zeit, sondern in seiner eigenen Tüchtigkeit und Klarheit die sichere Gewähr findet, daß sich noch Alles zum Guten wenden muß. Wir glauben daher, daß dieses Liederbuch Allen, die nicht engherzig und im Bann starrer Vorurtheile befangen sind, zur wahren Herzenserquickung gereichen wird. Auch hat sich die öffentliche Meinung bereits günstig dafür ausgesprochen, da in auffallend kurzer Zeit nach dem Erscheinen der ersten Auflage schon eine zweite nothwendig geworden ist. Daß manche Leute auch über dieses bescheidene Büchlein ihre hergebrachten Gemeinplätze von: „Eitelkeit", „Selbstsucht" ꝛc. ausgießen mögen, ist nicht zu verwundern. Seltsam aber ist es, daß Jemand aus bloßer Eitelkeit etwas Gesundes und Frisches zu Stande bringen, und gewiß noch viel seltsamer, daß Jemand aus Selbstsucht das Fortschreiten in seiner bürgerlichen Stellung, ja diese selbst, gefährden sollte. Dies hat Hoffmann durch die Herausgabe des vorliegenden Werkchens, mit offener Nennung seines Namens, allerdings gethan. Daß der Dichter dennoch unangefochten und eine Lieder ununterdrückt geblieben sind, ist dankbar anzuerkennen, und ein erfreuliches Zeichen der Zeit. Mit Sicherheit vorauszusehen war es aber nicht. Sollen wir aber wirklich die einfachsten Begriffe so ganz und gar verkehren, daß ein frischer, freier Muth (sollte er auch zuweilen etwas über die Schnur hau'n) fortan als ein Schandfleck, die, Alles Krumme gerad

ſein laſſende, Stumpfheit oder Feigheit aber als ehrenhaft gelten ſoll?

Mein Werk über die altdeutſchen Handſchriften zu Wien war erſchienen. Am 13. Mai ſendete ich das Zueignungs-Exemplar an Grafen Moriz von Dietrichſtein, den Präfecten der k. k. Hofbibliothek.

Ich hielt es nicht der Mühe werth, auch einem hohen Miniſterium in Berlin ein Exemplar zu verehren. Dagegen kam ich um Urlaub ein, der mir auch 2. Auguſt bewilligt wurde.

Meine Vorleſungen hatte ich geſchloſſen und am 3. Auguſt trat ich meine zweite Reiſe nach Helgoland an.

Ich reiſe ſchnell und bin doch erſt den 6. Auguſt in Dresden. Nachdem ich gehörig ausgeſchlafen, gehe ich mit Moſen auf die Brühlſche Terraſſe und in die Kunſtausſtellung.

ıar, mit dem ſich unſer Miniſter immer unterhält? das ɔl ein Edelmann?' — 'Nein, ein Profeſſor aus Breslau!' So! das iſt wol ein ſehr berühmter Mann!' — Auf Weiſe erfahre ich denn aus dritter Hand, wer die beiden n ſind: der eine der weimariſche Miniſter von Gersdorff, ndere ſein Bruder von Eiſenach. Da ich nun weiß, wer ɔerren ſind, ſo ſuche ich das Geſpräch auf Weimar zu ı und höre dann manche hübſche Geſchichte aus der letzten ciſchen Zeit. Nur eine iſt mir noch erinnerlich. Als Goethe ım den Schutz ſeiner Werke an die Bundesverſammlung :t, gefällt das dem Großherzog ſchlecht, er meint: 'Goethe an zu terminieren.'

Von 9 Uhr Abends bis des Morgens 2 Uhr bleiben wir der Elbe liegen und kommen erſt Mittags 12 Uhr in burg an.

Ich verweile hier vier Tage, die mir ſehr raſch vergehen. dem ich Campen das Manuſcript des zweiten Theils der . eingehändigt habe und er mir den alten Vertrag unter- ıt hat, bin ich mit dem Geſchäftlichen fertig.

Ich verkehrte viel mit François Wille. Er hatte als usgeber der Neuen Zeitung dieſelbe zu einem Blatte aller innigen gemacht, beſonders der verfaſſungsgetreuen Hanno- ıer. Er vereinigte viel Geiſt mit vieler Sinnlichkeit, ernſtes liches Streben mit jugendlichem Leichtſinn. Er war leben- nd raſch in ſeinem ganzen Weſen, witzig und ergötzlich im hlen, rückſichtslos gegen Anſichten und Lebensverhältniſſe rer, zumal wo ihm Philiſterei, Dünkel und Engherzigkeit gentraten oder wo er niederträchtige Geſinnung gewahrte. ertrauten Kreiſen pflegte er gerne burſchicos und renom- ch zu ſein, wenn er auf ſeine Studentengeſchichten und

Junggesellenabenteuer zu sprechen kam. Für seine Ansichten trat er nicht bloß mit der Feder in die Schranken, die Schmarren seines Gesichts zeigten, daß er auch die Klinge geführt hatte und wie man nicht zweifeln durfte, unter Umständen noch führen würde. Er mochte sein wie er wollte, er war immer ein interessanter Gesellschafter und tüchtiger Publicist. Ich verkehrte sehr gerne mit ihm.

Er kannte seine Leute sehr gut und namentlich Campe. Wenn er auf diesen zu sprechen kam, so wußte er so viele kleine Geschichten von ihm in seine Charakteristik einzuweben, daß man eine Photographie von Campe bis aufs Härchen vor sich zu haben glaubte. Als ich sagte: 'Campe war eben sehr verdrießlich', meinte Wille: 'Es ist besser, daß ich Campen als Sie verdrießlich sehe.'

Wienbarg lernte ich nur flüchtig kennen. Er war mißmüthig, seine äußeren Verhältnisse drückten ihn.

Mit Buchhändler Kittler besuchte ich den Hamburger Diplomaten Carl Sieveking. Wir kamen auf Politik zu sprechen und unterhielten uns ziemlich lange. Er gehörte nicht zu den Hoffnungsseligen: 'Was soll aus Deutschland werden? Der König war unsere letzte Hoffnung. Nun, vielleicht wird noch Alles gut.' Über die Fortsetzung meiner U. L. war er

:rſten Abend fanden ſich die Hannoveraner im Con-
Hauſe ein: Diederichs und Dr. Gerding aus Celle,
:dnete Kröncke, Drewes, von der Oſten u. a. Es
munter her. Damit wir aber nicht dächten, daß
freien Helgoland keine Polizei gäbe, ſo mußten wir
larſeillaiſe verzichten, denn die Muſicanten durften ſie
n.

21. Auguſt erwarteten wir hannoverſche Landsleute.
:n in einem Boote mit hannoverſcher Flagge der
:ntgegen. Kanonenſchüſſe meldeten uns die Ankunft
reunde. Das Converſations-Haus war der Ver-
ſort. Nach wechſelſeitigen Begrüßungen nahmen wir
iner langen Tafel und ſpeiſten zu Nacht. Es folgte
von Trinkſprüchen, die alle mit lautem Jubel auf-
wurden. Dr. Freudentheil: die gute Sache! Ein
Stüve! Ich: die deutſchen Frauen! dann: die Un-

uf las ich mein Gedicht auf den Hamburger Cor-
en, der als 'Unparteiiſcher Correſpondent' nicht nur
r Ernſt Auguſt nahm, ſondern auch ſchamlos die
hen Verfaſſungsfreunde beſudelte.

Das Unerklärliche.

Mel. Kommt ein ſchlanker Burſch gegangen.

Die Natur gab Jedem etwas,
Etwas was man brauchen kann:
Zog den Fiſchen Schuppenröcke
Und den Schafen Pelzwerk an.

Gab den Ochſen große Hörner,
Einen Schweif den ſtolzen Pfau'n,
Gab den Haſen ſchnelle Füße
Und den Tigern ſcharfe Klau'n;

Gab den Hummern starke Scheeren,
Böses Gift der Schlangenbrut,
Gab den Mücken einen Stachel
Und den Löwen Kraft und Muth.

Alles auf dem Erdenrunde,
Alles ist erklärlich noch:
Aber wozu gab sie Hamburg
Den Correspondenten doch?

Hamburg hat in seinen Fleeten
Soviel Dreck und Schlamm und Mist,
Daß Correspondenten-Unrath
Ihm gar nicht von nöthen ist.

Den folgenden Tag großes landsmännisches Mittagse[illegible] im Conversations-Hause. Außer den gestrigen Hochs wer[illegible] noch mehrere ausgebracht: das einige Deutschland! die P[illegible] freiheit! Dr. Theodor Meyer! die drei anwesenden Abge[illegible] neten! zuletzt: die Königin Victoria! — Allgemeine Heite[illegible] vom Anfange bis zu Ende.

Wir machten dann bei dem wunderschönen Wetter [illegible] um Helgoland.

Am 23. August [illegible] die meisten Hannoveraner [illegible] Das Wetter war schön, [illegible] noch die Erinnerung an [illegible] zu ihrem schlichten, [illegible] Theilnahme bewiesen ha[illegible] Helgoland wie ausgesto[illegible] [illegible] noch that mir bald [illegible] daß ich nach den [illegible] durfte. [illegible] nichts als [illegible] zu M[illegible] gewollt [illegible]

So entstand am 26. August das Lied: 'Deutschland, Deutschland über Alles!', den 27.: 'Wir haben's geschworen', und bald nachher: (Der guten Sache) 'Frisch auf! frisch auf mit Sang und Klang!' und (Lied der Unfähigen) 'Es sauft der Wind, es braust das Meer.'

Am 28. August kommt Campe mit dem Stuttgarter Buchhändler Paul Neff. Er bringt mir das erste fertige Exemplar des zweiten Theils der U. L. Während ich darin blättere, bemerkt er: 'Nun erscheinen auch noch nächstens bei mir die Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters. Das Ding wird gewiß verboten.' — 'Ich habe schon davon gehört.' — 'Nein, nein! betheuert Campe, es weiß niemand davon! Der Dichter hat sich nicht genannt — den könnten sie sonst wol noch beim Kragen fassen. Dem kommen Sie nicht nach sowol an Poesie als an Schärfe; einige Lieder sind ganz im Volkstone. Ja, da sind wunderbare Sachen darin. Es sind Seiten berührt, die Ihnen ganz fremd geblieben.' — 'Nun, bemerkte ich, ich fürchte mich nicht — ich weiß was ich gemacht habe und Andere wissen es noch besser. Wer ist denn der Ungenannte?' — 'Dingelstedt.'

Erst nach Jahren ist mir klar geworden, was die Campesche Mittheilung beabsichtigte. Campe schlau wie immer wollte, daß ich mich selber für unbedeutend halten sollte, um keine bedeutenden Honoraransprüche zu machen, und Gutzkow mußte ihn dabei durch seine Schandartikel im Telegraphen unterstützen. Und doch war sich Campe des Erfolges bei seinem Nachtwächter nicht recht sicher: er setzte denselben auf seinen Facturen und Ankündigungen dicht unter die U. L., so daß wirklich lange Zeit alle Welt glaubte (und Manche glauben es noch!), ich wäre auch der Verfasser des Nachtwächters.

Am 29. Auguſt ſpaziere ich mit Campe am Strande. 'Ich habe ein Lied gemacht, das koſtet aber 4 Louisd'or.' Wir gehen in das Erholungszimmer. Ich leſe ihm: 'Deutſchland, Deutſchland über Alles' und noch ehe ich damit zu Ende bin, legt er mir die 4 Louisd'or auf meine Brieftaſche. Neff ſteht dabei, verwundert über ſeinen großen Collegen. Wir berathſchlagen, in welcher Art das Lied am beſten zu veröffentlichen. Campe ſchmunzelt: 'Wenn es einſchlägt, ſo kann es ein Rheinlied werden. Erhalten Sie drei Becher, muß mir Einer zukommen.' Ich ſchreibe es unter dem Lärm der jämmerlichſten Tanzmuſik ab, Campe ſteckt es ein, und wir ſcheiden.

Am 4. September bringt mir Campe das Lied der Deutſchen mit der Haydn'ſchen Melodie in Noten, zugleich mein Bildniß, gezeichnet von C. A. Lill. An letzterem nichts gut als der gute Wille. Hoffentlich werden meine Freunde ein beſſeres Bild von mir in der Erinnerung behalten haben.

Vierthalb Wochen waren vergangen. Ich mußte das Baden

2911 versendet. Der erste Theil in zweiter Auflage hat in Wien transeat bekommen, während die erste Auflage nur ergaschedam hatte. Von dem Liede der Deutschen, das bei Fabricius stereotypiert ist, sind 400 Exemplare an Cranz in Breslau geschickt. Am 13. September, während Campe in Helgoland ist, erfahre ich in seinem Laden, daß vom 2. Theile der U. L. kein Vorrath vorhanden ist.

Den Tag vor meiner Abreise lernte ich noch Cäsar von Bargerke kennen und speiste mit ihm bei seinem Schwager Dr. Siemers. Eine nicht eben erfreuliche Zugabe war der Herr Staatsrath Hannibal Fischer, Regierungspräsident von Birkenfeld. Er machte sich sehr breit mit seiner deutschen Gesinnung und seinem Freimuth.

Diederichs war wohl und munter von Helgoland zurückgekehrt und am 15. Sept. traten wir die verabredete Reise an. Um 2 Nachm. fuhren wir mit dem Dampfschiffe Christian VIII. nach Kopenhagen.

Anfangs angenehmes Wetter, dann wird es stürmisch und nebelig. In der Nähe von Laaland können wir vor Dunkelheit nicht weiter, die Anker werden ausgeworfen und wir bleiben liegen bis 4 Uhr Morgens. Die See geht hoch. Nach und nach werden alle Reisenden seekrank. Ich halte mich ziemlich lange, um 12 kommt auch die Reihe an mich. Ein schauderhafter Zustand, der bei mir wol fünf Stunden anhält. Von der Seekrankheit erschöpft und sehr verdrießlich erreichen wir Schlag 7 Abends die Rhede von Kopenhagen.

Wieder die alte Geschichte: Paßempfangnahme und Untersuchung auf dem Zollamte, unverschämte Forderungen der Packträger, Verwirrung und Unordnung im Gasthofe, schlechte Bedienung, elendes Essen.

Des anderen Tages (17. Sept.) beschließen wir, unsern Aufenthalt möglichst abzukürzen, nur Einiges zu sehen und dann weiter zu reisen.

Wir besuchen die Frauenkirche und bewundern die herrlichen Bildwerke Thorwaldsen's. Das Gebäude selbst macht keinen kirchlichen Eindruck auf uns, ein Tanzsaal auf dem Hamburger Berge ist in demselben Stile. Wir spazieren in der Stadt umher, besehen die Börse, die Christiansburg, die öffentlichen Plätze, verweilen ein halbes Stündchen im Theater und gehen befriedigt zu Bette.

18. Sept. Spaziergang nach Friedrichsberg. Auf dem Rückwege versuchen wir abermals, durch den Licentiaten Müller Eintritt ins Thorwaldsen-Museum zu erlangen. Er ist wie gestern wieder nicht zu Hause und wir lassen ein Empfehlungsschreiben des Prof. Eschricht zurück.

Am Nachmittag mit Extrapost weiter. In Lyngbye fährt uns der Kerl in einen dunkeln Stall hinein. Wir wundern uns nicht wenig, aber das machen die Postillone hier zu Lande alle so, weil sie dort bequem aus- und anspannen können. Wir gehen zu Fuß nach Schloß Sorgenfri. Es ist heute Geburtstag des Königs Christian VIII. Eine Holzpyramide mit Moos umwickelt, woran der Namenszug des Königs, daneben Wurst- und Schnapsbuden, Bretterplätze zum Tanzen, doch tanzt niemand, am Fuße des Schlosses große Zelte, in einem viel Lärm und Branntweinsqualm, am königlichen Marstall geigt ein alter Mann gar erbärmlich. Alles dürftig, ärmlich, schmierig, und — das war das Geburtstagsfest des Königs. Wir fahren dann weiter durch Wälder und Felder und gelangen 10 Uhr Abends in Helsingör an.

19. Sept. Spaziergang nach Kronburg. Auf dem platten

es alten Pulverthurms herrliche Ausſicht auf den Sund. ıd Küſten im Sonnenſchein. Eine große Anzahl Schiffe in ſee, die wegen widrigen Windes nicht einlaufen können. — ach dem Luſtſchloſſe Marienlyſt. Prof. Witte trifft Wirthshauſe, hat aber gar keine Zeit, weil er auf der hen muß, wo Shakespeare im Hamlet den Geiſt des nenkönigs vorbeiſpazieren läßt.

ſpeiſen zu Mittag und fahren mit dem Paketſchiff ıach Helſingborg.

· beſteigen die Anhöhen, lagern am alten Thurme und ıs bei untergehender Sonne der ſchönen Ausſicht.

Sept. Frühmorgens Ausflug nach Kulla bei ſehr aber ſtrenger Luft in einem kleinen Wagen nach Art rwägel. Unſere beiden kleinen Halbblutpferde laufen unter in ſtarkem Trabe. Unterweges rechts und links nit Feldſteindämmen eingefriedigt, die Bauerhöfe meiſt :rte gebaut, die Wege ganz vortrefflich, nur alle Augen- ch Hecken geſperrt, welche meiſt von Kindern freiwillig verden. Wir eilen an den Steinkohlengruben von vorüber und erreichen bald ein hübſches Gut am Fuße gebirges. Das Kattegat liegt zur Linken wie ein breiter im tiefſten Dunkelblau. Nun geht es über die Vor- über nach der äußerſten Spitze von Kulla. In einem den, aber fruchtbaren Thale zwiſchen dunkelgrünen wohnt Frau Elfwerſon mit ihren Töchtern. Wir be- ı Mittagseſſen. Dann beſteigen wir die Feuerbake. :mwächter legt uns das Fremdenbuch vor, worin jedes Volk ſeine beſondere Abtheilung hat, mit der Landes- eichnet; die deutſche Flagge ein ſchwarzer Doppel- : Scepter und Reichsapfel, in der oberen Ecke ein

kleines Kreuz. Wir steigen dann hinab an den Strand: wun derbare Felsbildungen, mehrfarbige Granitadern. Etwas b schwerlich wird uns der Rückweg. Unser echtschwedisches Mi tagsmal ist bereit; nach und nach erscheinen folgende Gericht eine Flasche mit Schnaps und dazu sehr schlechtes Schwarzbr mit Butter; kleine Pufferkuchen und gebratene Schinkenfleckch ein trockener Berger Häring; Weinsuppe mit Reis, Rosin und Pflaumen; kleine schwedische Pfannkuchen.

Wir eilen nach Helsingborg zurück, und um uns von unser schwedischen Mittagsessen zu erholen, bestellen wir uns ein frischen Dorsch, der denn auch ganz vortrefflich ausfällt.

21. Sept. Stille Ruderfahrt über den Sund. Von H singör mit Extrapost nach Roeskilde. Unterwegs die Schlö Fredensborg und Frederiksborg und häufig herrliche Buch wälder mit wunderbar dunkelem Grün. Die Sonne geht unt es weht sehr kalt. Wir kommen an 14 grünen Hünengräb vorüber. Der Mond spiegelt sich im Isefjord an der Roeskil Bucht. Wir kehren zur Post ein.

22. Sept. Wir besehen die Domkirche. Sie stammt dem 11. Jahrh., ist schön, aber durch neue Anbaue verunstal Inwendig sehr schmucklos, nur vor dem Altare ein großes L und Holzschnitzwerke aus dem 16. Jahrh. Daneben das Gr mal der Königin Margareta († 1412). In der Gruftki ruhen die meisten Könige aus dem oldenburgischen Ha Marmor, Gold und Silber und Sammet ist nicht gesp Bewundernswerth an einem Sarge die vielen Basreliefs, n Schlachtendarstellungen. Alles jedoch viel zu theuer für 1 Spe und 2 Mark, die wir bezahlen mußten; davon bleiben nur l Küster, der die einzige Mühe dabei hat, die 2 Mark, der Speci thaler fällt einem Kammerrath zu als — Theil seiner Besoldu

Mit Extrapost über Ringsted und Slagelse nach Corsör. In jenen beiden Orten nichts Merkwürdiges als daß Posthalter, Gastwirth und Conditor sich in Einer Person vereinigen.

Zwei Tage müssen wir hier auf das Dampfschiff warten. Corsör hat nichts Poetisches als daß hier der Dichter Baggesen geboren ist. Wir spazieren viel am Belt und auf den Anhöhen umher und lesen zu Hause wieder einmal eine deutsche Zeitung, die Hamb. Börsen-Halle. Die Gegend bei Sonnenuntergang ganz schön.

25. Sept. Um 6 Uhr Morgens mit dem Dampfschiffe Löven (der Löwe) nach Kiel. Auf dem großen Belt ist die See sehr bewegt und ich mache mich schon auf die Seekrankheit gefaßt. Als wir zwischen Langeland und Fyen einlaufen, werden wir wieder munter. Wunderschöne Ansicht von Svendborg, ganz rheinisch. Kaum sind wir über die Insel Äröe hinaus, so ist die See wieder sehr bewegt. Trotz dem gewaltigen Schwanken des Schiffes speise ich in der Kajüte. Ich bleibe darin bis Kiel und es geht mir gut, aber mein Freund ist so seekrank, daß er kaum gehen und stehen kann. — In der Stadt Lübeck Abends politisch-religiöse Gespräche mit Pastor Mallet von Bremen und einem Licentiaten der Theologie.

26. Sept. Ich besuche Droysen. Er meint, das zeitgemäßeste Buch sei eine getreue leidenschaftlose Geschichte Deutschlands seit 1815; er habe dazu weder den nöthigen Stoff noch auch persönliche Bekanntschaften. Er möchte gerne, daß ich mich damit befaßte, aber ich bin kein Historiker.

Ich wollte jetzt die Reise nach Hamburg fortsetzen. Diederichs bat mich aber, ihn nach Meklenburg zu seinen Vettern zu begleiten, die er seit vielen Jahren nicht gesehen habe. Wir

fahren über Preez am Plöner See vorbei nach Eutin und treffen spät Abends ein.

27. Sept. Auf einem offenen Wagen nach Lübeck. Hänfig von Regenschauern ereilt kommen wir durchnäßt und verdrießlich an. Wir besehen die Marienkirche und ihre Merkwürdigkeiten. Weil es uns in dem schiefwinkeligen Zimmer in der Stadt Hamburg nicht gefällt, fahren wir nach Tische mit Extrapost weiter nach Ratzeburg.

28. Sept. Die Stadt liegt sehr hübsch, mitten in einem See. Vom Dome herrliche Aussicht. Wir sind befriedigt und fahren weiter, über Gadebusch nach Webelsfelde zu dem Diederichschen Vetter, der dort Verwalter ist. Kaum im Zimmer ist das Erste: 'Nun, machen wir ein Spielchen?' Ich muß laut auflachen, die Vettern hatten sich seit 15 Jahren nicht gesehen. Wäre nicht der anwesende Pastor aus der Nachbarschaft zu einem Kranken gerufen, das Spiel wäre wirklich los gegangen. Mehr wußte uns zur Unterhaltung in der freilich fruchtbaren, aber trostlosen Gegend der Herr Vetter nicht zu bieten.

29. Sept. Nun ging es zu dem anderen Vetter, dem Bruder des vorigen. Der wohnte zu Groß-Zecher am südlichsten Ende des Schaalsees. Nachdem wir auf fürchterlichen Wegen endlich den Ort erreicht haben, erfahren wir: 'Herr Bierwirth ist nicht zu Hause.' Wir fahren nun weiter nach Möllen, kommen hungrig an, essen gut und gehen schlafen. In der Nacht müssen wir beide vor Herzensangst aufstehen, uns ist als ob wir sticken müßten. Wir öffnen Thür und Fenster. Ein pestilentialischer Gestank dringt herein. In der Nacht ist der Abort gereinigt worden. Auch mochten die feuchten Bettüberzüge zu unserem kläglichen Zustande mitgewirkt haben, sie waren mit schwarzer Seife gewaschen. Wir lassen die Fenster

en und verſuchen in der friſcheren Luft noch etwas zu laſen.

29. Sept. Nach der traurigen Nacht wird mein Humor t wieder lebendig durch den Gedanken an Eulenſpiegel. Wir llen ſeinen Grabſtein ſehen. Der Küſter bereit uns hinzu- ren. Der Stein iſt an eine zugemauerte Kirchenthür gelehnt d geſchützt durch einen kaſtenartigen Verſchlag, wovor zwei retterläden. Der Stein iſt ſchmal und lang. Oben iſt mit rken Umriſſen eingemeißelt das Bild Eulenſpiegels und mit mperafarben ausgemalt. Darunter ſind einige Worte einge- uen. Ich konnte nur folgende leſen:

Anno 1350 iſ dat ſt
en vpgehauē vn
de vlenſpegel le
r vnder begrab
Marcket wol vñ
encket dran. w
de gweſt ſi vp
lde

Die Schlußzeilen ſind durch das Querholz des Verſchlages edeckt und mögen noch gut erhalten ſein.

Die Grabſchrift würde alſo etwa gelautet haben:

Anno 1350 is dat steen vpgehaven
vnde vlenspegel leit dar vnder begraben.
Marcket wol vnde dencket dran ...

Der reiche Lappenberg hat es nicht der Mühe werth ge- halten, die Sache an Ort und Stelle ſelbſt zu unterſuchen oder ſich eine gute Abbildung zu verſchaffen, ſondern ſich mit einer ſehr ſchlechten begnügt und ſelbige als Titelzierde ſeinem: Dr. Thomas Murners Ulenspiegel (Lpz. 1854) einverleibt.

In Betreff der Buchstaben muß ich bemerken, daß die Schrift dem 14. Jahrh. angehört und sich in derselben Form auch auf Grabsteinen in der Kirche aus derselben Zeit wieder findet. Eine photographische Abbildung, die doch einmal gemacht werden muß, wird es deutlich darthun, daß niemand mit Lappenberg (Seite 333) auf die Meinung kommen kann: 'Die eingegrabene Inschrift, welche in zehn Zeilen vertheilt ist, scheint der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts anzugehören.'

Wir fahren auf einem offenen Wagen und werden wieder naß. Gegen 6 Uhr Abends in Hamburg, ich ziemlich munter, Diederichs sehr angegriffen.

So endete unsere nordische Reise, die wir bis Stockholm ausdehnen wollten, aber weil es uns schon zu winterlich wurde, nicht weiter fortsetzen mochten.

In Hamburg begann nun wieder für mich ein sehr bewegtes Leben. Ich verkehrte viel mit Campe, meinem Vetter Wiede, Dr. Wille u. a. und machte allerlei neue Bekanntschaften.

1. Oct. Den Abend bei Dr. Siemers mit Cäsar von Lengerke und dem sächs. Oberbergdirector Carl Gustav Fiedler, der in den Jahren 1834—37 im Auftrage der griechischen Regierung Griechenland bergmännisch bereist hatte und mit Ehren und Orden heimgekehrt war. Bei Tische lasse ich die deutschen Frauen leben. Die Worte:

> Ihr tragt noch nicht die bunten Bänder,
> Die man dem Staatsverdienste weiht —

hatten eine wunderbare Wirkung geäußert, der Erlöserorden des Hrn. Oberbergdirectors war verschwunden.

2. Oct. Ich lese die Berichte über das Ständchen, welches

am 29. Sept. Welcker'n in Berlin von einer Anzahl dortiger Litraten gebracht worden ist: 'Dem muthigen, beharrlichen Vertheidiger deutscher Volksfreiheit, dem Abgeordneten der badischen Ständeversammlung!' Als Welcker seinen Dank ausgesprochen, hat er unter anderem gesagt:

'Fahren wir fort auf allen gesetzlichen Wegen die gesetzliche Freiheit, die zugleich der kräftigste Schutz der Throne ist, zu erstreben. Wenn der hochherzige Volksstamm der Preußen, der uns, im innigsten Verein mit seinem ruhmwürdigen Fürstenhause, im Kampf um unsere Freiheit gegen den äußeren Feind voranging, eben so vorangehen wird in dem gesetzlichen Kampf um die Entwickelung der bürgerlichen Freiheit, dann erst wird unser Vaterland auf der Stufe des Glanzes, des Glückes und der Macht stehen, die ihm gebührt.' —

Campe besucht mich und meldet, daß ein Königsberger, ein Frankfurter und ein Breslauer je 12 Ex. vom 2. Th. der U. L. nachverlangen, 'aber hier schreibt mir ein Breslauer, daß ihm 3 Ex. am 24. confisciert sind und schickt das Zettelchen:

'Der bei Hoffmann und Campe erschienene Theil von H. v. F. unpol. Liedern ist wegen seiner verderblichen Richtung verboten. Breslau 24. Sept. 1841.' Campe schmunzelt, als er mir das Zettelchen reicht und meint, es sei nur ein Provinzialverbot, denn in Berlin würde die Sendung erst den 4. Oct. eintreffen.

Nachher bin ich mit Wille im Rauchpavillon. Er erzählt mir eine rührende Geschichte von Campe aus den Tagen, als ich noch in Helgoland war: 'Ich könnte dem Hoffmann seine ganze Badesaison verderben, wenn ich ihm die Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters nach Helgoland brächte, aber — ich will es nicht thun.' — Ich lache laut auf und singe aus

Robert dem Teufel: 'Ach, welche Großmuth! die muß ich loben.'

4. Oct. Welcker iſt geſtern angekommen. Er wohnt in Streit's Hôtel. Ich beſuche ihn heute. Ich treffe dort ſeinen Verleger Leſſer und Dr. Wille. Wir ſpeiſen zuſammen in London Tavern.

5. Oct. Abends 10½ Uhr wird Welcker'n ein Ständchen gebracht. Die Schäfferſche Liedertafel und die Turner erſcheinen und ſingen bei Fackelſchein und mit Begleitung von Hornmuſik: 'Deutſchland, Deutſchland über Alles!' Dann ſpricht Dr. Wille alſo: 'In der Geſinnung dieſes Liedes der Deutſchen, das wir ſo eben geſungen, und dadurch, daß es bei dieſer ſchönen Veranlaſſung zuerſt geſungen worden, eine Weihe erhielt, die es bald durch alle deutſchen Lande tragen wird, ſei hier dem heldenmüthigen, nicht ermattenden Vorkämpfer für die heiligen Rechte des deutſchen Volkes, insbeſondere für Preßfreiheit, dem badiſchen Ständedeputierten Welcker, als dem Manne der Entſchiedenheit in Richtung und That ein dreifaches Hoch gebracht.' — Ein donnernd Hoch ertönt aus tauſend Kehlen. Seit der Anweſenheit Blücher's in Hamburg vor vielen Jahren ſoll man ſolche Begeiſterung, ſolche Einmüthigkeit nicht geſehen haben. — Darauf redet noch Prof. Wurm und dann dankt Welcker tief bewegt. Es wird nun ein zweites Lied von mir geſungen: 'Deutſche Worte hör' ich wieder', componiert von dem Vorſteher der Liedertafel, ſchön vorgetragen und von ergreifender Wirkung. Zum Schluſſe ſingen die Turner unter Hornbegleitung: 'Brauſe, du Freiheitsſang!' Wir begrüßen dann Welcker, Wille überreicht ihm mein Lied der Deutſchen.

6. Oct. Leopold Dukes, den ich ſchon vor einigen Tagen kennen lernte, beſucht mich und überreicht mir ſeine Schriften

er jüdiſche Dichtung im Mittelalter, die mir ſehr lieb und rth ſind. Er hat ſich ſehr erfolgreich mit dieſem wenig noch annten Zweige der Litteratur beſchäftigt.*)

In der Stadt London großes Abendeſſen zu Ehren Welcker's. bergerichts-Advocat Balemann von Kiel und ich ſind Ehrenſte. Es werden viele Reden gehalten und viele Hochs ausbracht. Auch ich werde mit einem Hoch von Dr. Wille bert und erwiedere es mit einem allgemeinen Danke und einem och auf ihn. Der Schluß lautet:

Doch was die Poeſie verkündet sub rosa,
Das verkünd' uns auch täglich die Proſa:
Die Zeitung ſag' es täglich,
Wie erbärmlich und kläglich
Es dem deutſchen Volk ergeht,
Und wie's um ſeine Freiheit ſteht.
Leider ſind unſere unparteiiſchen Blätter
Veränderlicher oft als das Wetter,
Haben von Geſinnung keine Spur
Und ſind ſo erbärmlich wie die Cenſur nur.
Drum lebe die Neue Zeitung!
Beharrlich in Vorwärtsſchreitung
Gelange ſie zu allgemeiner Verbreitung!
Hoch lebe der Mann ihrer Leitung,
Hoch Dr. Wille und die Neue Zeitung!

Es geht ſehr lebhaft und heiter her. Erſt um $1/2$3 Uhr Morgens gehe ich nach Haus.

9. October. Campe zahlt mir das rückſtändige Honorar ür den 2. Theil der U. L. Wir ſprechen noch viel über Abtt, Verbot u. dgl. Als er mit mir abrechnet, ſchreibt er noch 00 ℳ dazu und ſieht mich fragend an: 'Nun? 100 ℳ

*) Ein Theil ſeiner Schriften ſteht verzeichnet in Schröder's Lexikon hamburg. Schriftſteller 2. Bd. S. 85.

Ein für alle Mal?' — 'Nein, streichen Sie aus! streichen Sie aus! Ich gebe den zweiten Theil nicht aus meinen Händen. Was Sie wagen, wage ich auch. Wird er verboten, haben wir beide nichts; wird er nicht verboten, wollen wir beide etwas haben, nicht Sie allein.' Campe lacht und ich lache erst recht.

Campe war ein nie verlegener Verleger, in seiner Taktik unerschöpflich. Ich besitze aus jener Zeit noch eine Factur, die wörtlich mitgetheilt zu werden verdient:

Hamburg, 20. Septbr. 1840.

. . . . . empfangen

von Hoffmann & Campe pro novit.

Hoffmann von Fallersleben, unpolitische Lieder, à 1 Thlr.

☞ Ohne alle Beihülfe von Seiten der Journalistik, ja sogar, was noch mehr sagen will, ohne irgend eine Ankündigung — nicht einen Groschen opferten wir dafür — ist davon eine sehr starke Auflage binnen der kurzen Frist von 2 Monaten nicht nur vergriffen, sondern eine zweite nöthig geworden.

Wo eine solche Theilnahme sich kund giebt, **da muß Geld vorhanden sein!**

Diese Notiz Ihnen mittheilend, bitten wir Sie freundlichst, diesen patriotischen Liedern Ihre gefällige Theilnahme und Verwendung zu schenken.

10. Oct. Ein Freund meines Vetters giebt mir ein Abschiedsmal. Um 3 begleitet mich die ganze Gesellschaft nach dem Grasbrook. Mit dem Delphin nach Hoopte, dann im Omnibus nach Lüneburg, den folgenden Tag nach Ülzen.

12—18. Oct. in der Heimat. Freudiges Wiedersehen. Meine Mutter und die Meinigen alle wohl und munter.

Ich will nun nach Magdeburg, unterwegs aber noch eine Verwandtin, die Frau Pastorin in Seggerde besuchen. Bei schlechtem Wetter und auf schlechten Wegen und nach vielen Irrfahrten lange ich dort an. Gleich nach meiner Ankunft kommt ein Bote von meiner Schwester, der bringt einen Breslauer Brief vom 9. October.

Meine Freunde hatten seit einiger Zeit schon sehr ängstigende Gerüchte über mich vernommen. Anfangs schenkten sie denselben keinen Glauben. Als ihnen aber immer von neuem diese Gerüchte mitgetheilt und dafür sogar amtliche Quellen vertraulich angedeutet wurden, schien es den Freunden Zeit mich zu warnen.

Es läßt sich nicht leugnen, der Plan war gut angelegt. Wenn die Freunde ihm die Gefahr schildern, dachte man, in welche er sich begiebt, wenn er wiederkehrt, so wird das wirken: er kommt nicht und wir sind ihn los und einer Untersuchung überhoben, die wenn auch noch so berechtigt, doch immer gehässig erscheint.

Die Feinde aber wie die Freunde kannten mich zu wenig, jene würden sonst so etwas nicht angezettelt haben und diese nicht darauf eingegangen sein.

Ich blieb noch ruhig einen Tag in Seggerde und reiste erst den dritten ab als das Wetter besser geworden.

Schon wollte ich auf den Leiterwagen steigen, da kam schon wieder ein Bote mit einem neuen Briefe von Breslau. Meine Schwester hatte nicht gewagt, ihn zu öffnen. Was ich vorhergesehen hatte, wurde bestätigt: Alles war erlogen. Ich schickte den Brief mit einem tröstlichen Anhange an meine Schwester zurück, und reiste weiter — von Neuhaldensleben bis Magdeburg mit Extrapost, dann auf der Eisenbahn nach

Leipzig und Dresden, von da mit der Schnellpost. Den 25. Oct. Morgens 6 Uhr war ich wieder in Breslau.

Ich kündigte meine Vorlesungen an und konnte sie bald beginnen. Zu meinem Publicum: deutsche Litteraturgeschichte des 16. und 17. Jahrh. hatten sich 25 Zuhörer gemeldet, zum Privatissimum: Handschriftenkunde, 7.

Am Sonntagmittag (31. Oct.) zwischen 12 und 1 Uhr begegnete mir der Herr GR. Heinke. Es entspann sich folgendes Gespräch zwischen uns:

H. Ach, guten Tag! Sind Sie schon wieder zurückgekommen?

Ich. Ja, Herr GR. Ich habe gehört, daß Sie eine Untersuchung gegen mich haben.

H. Ja, es ist mir ein sehr unangenehmes Commissorium geworden.

Ich. Nun, Herr GR., da wünsche ich nur, daß Sie bald beginnen, damit ich weiß wie ich dran bin.

H. Ich habe schon mit dem Universitäts-Richter gesprochen und ihm den Termin überlassen.

Ich. Nun, was ist es denn eigentlich?

H. Der Minister hat mir eine Anzahl Fragen zugeschickt, die Sie beantworten sollen, z. B. ob Sie der Verfasser des zweiten Theils der unpolitischen Lieder sind?

Ich. Ja, das bin ich.

H. Dann, wie Sie Verschiedenes gemeint haben?

Ich. Herr GR., auf Interpretation lass' ich mich nicht ein; es ist weltbekannt, noch *nie* hat ein Dichter seine Gedichte interpretiert.

H. Ferner, ob Sie dieſe Lieder vereinbar finden mit Ihrem Amte? — Sie ſind doch kön. pr. Profeſſor!

Ich. Ich bin hier nicht als Profeſſor, ſondern als Dichter aufgetreten; ich bin als Profeſſor, nicht als Dichter angeſtellt.

H. Das iſt hier nicht zu trennen.

Ich. Nun, das muß ich dem Ermeſſen der hohen Behörden überlaſſen. Ich begreife nicht, warum man den zweiten Theil hier verboten hat.

H. Wegen ſeiner üblen Tendenzen.

Ich. Er iſt doch aber ſonſt nirgend verboten, er iſt mit deutſcher Bundescenſur erſchienen, ganz in geſetzlicher Form.

H. Er iſt hier verboten in Folge (?) der Mittheilung von Seiten des hohen Miniſteriums.

Ich. Es wird mir lieb ſein, wenn bald die Unterſuchung beginnt.

Schon den folgenden Tag erhielt ich eine Vorladung:

Durch ein Reſcript Sr. Excellenz des Hrn. Geh. Staats-Miniſters Eichhorn vom 17. d. M. ſind die Unterzeichneten beauftragt worden, Ew. Wohlgeboren über Ihre Autorſchaft zu dem unter Ihrem Namen jüngſt — bei Hoffmann und Campe in Hamburg erſchienenen — zweiten Bande der „unpolitiſchen Lieder“ ſo wie über den Inhalt einiger der letzteren zum Protokoll zu vernehmen. Demgemäß laden wir Sie hierdurch ein, ſich am 3. dieſes Monats Nachmittag um 4 Uhr in dem Senatszimmer der hieſigen Univerſität vor den Unterzeichneten zu dem gedachten Zwecke einzufinden. Zugleich erſuchen wir Sie, dieſe Einladung Behufs der Feſtſtellung, daß ſie Ihnen rechtzeitig von dem überbringenden Pedell zugeſtellt worden ſei, dem letzteren mit

Ihrer Unterſchrift und dem Datum verſehen, verſiegelt unter der Addreſſe des zuerſt Unterzeichneten zurückzugeben.

Breslau 1. November 1841.

Heinke,
Kgl. außerordentlicher Regierungs-Bevollmächtigter.

Behrends,
Univerſitätsrichter.

Werde Schlag 4 Uhr erſcheinen.
Dr. Hoffmann.

Am 3. November fand ich mich rechtzeitig ein. Die Verhandlung dauerte nicht lange. Nachdem ſie geſchloſſen war, erbat ich mir eine Abſchrift des Protokolls. Dieſelbe wurde mir erſt nach vierzehn Tagen zugeſchickt.

Verhandelt Breslau den 3. Novbr. 1841.

In Folge der erfolgten Einladung geſtellte ſich den unterzeichneten Kommiſſarien

der Herr ordentliche Profeſſor an der hieſigen Univerſität Dr. August Heinrich Hoffmann, welcher erklärte:

Ich heiße, wie angegeben, bin aus Fallersleben, wo ich 1798 geboren bin und chriſtlicher Religion.

ad 1) Ich habe die bei Hoffmann und Campe in Hamburg erſchienenen im zweiten Bande Seite 1 bis 170 enthaltenen „unpolitiſchen Lieder“ ſelbſt verfaßt und zum Druck befördert, ich erkenne dieß bis auf die darin enthaltenen Druckfehler an. Letztere kann ich im Augenblicke nicht auffinden, werde aber ſpeziell angeben, wenn ihr Inhalt der Gegenſtand einer ſonderen Anſchuldigung ſeyn ſollte.

Hierauf wurde dem Hrn. Profeſſor Hoffmann der in dem Miniſterial-Reſkript vom 17. v. M. unter Nr. 2 angegebene fernere Gegenſtand ſeiner Vernehmung mitgetheilt, worauf derſelbe erklärt:

Ich kann und werde mich auf eine Interpretation meiner Gedichte nicht einlassen, und glaube auch, daß ein Dichter dazu niemals angehalten werden und nicht für seine Stimmung verantwortlich sein kann. Die Dichter reproduzieren die Stimmung der Zeit, in der sie leben. Dieß ist in allen Zeitaltern der Fall gewesen. Ich verwahre mich gegen alle Interpretation von Außen und werde mich gegen solche zu vertheidigen wissen.

Es steht ja auch gar nicht fest, daß der Dichter alle Mal seine eigne Meinung ausspricht, vielmehr spricht er, wie schon oben gedacht und aus mehreren Liedern selbst hervorgeht, die Stimmung der Zeit aus.

Eben so erklärt Herr Professor Hoffmann auf die Mittheilung des Gegenstandes der Vernehmung ad 3) und auf die Aufforderung, sich darüber näher auszulassen, Folgendes:

Ich kann mich auch hier auf eine Interpretation meiner einzelnen Gedichte nicht einlassen, bemerke jedoch in Ansehung dessen, daß meine Stellung als Universitätslehrer dabei erwähnt ist, daß ich diese Gedichte nicht als Professor, sondern bloß als Dichter herausgegeben habe, so daß hier ein Zusammenhang mit meiner amtlichen Stellung nicht vorliegt, um so weniger, als ich nicht in dem Fache als Dichter angestellt bin.

In meinen amtlichen Beziehungen muß ich meine Vorlesungen der Beurtheilung meiner Vorgesetzten anheim geben. Es kann sie Jedermann hören und wird nichts Verwerfliches darin finden. Wenn übrigens es mir zum Vorwurf gemacht wird, daß in den unpolitischen Liedern eine verwerfliche Gesinnung und eine verderbliche Tendenz liege, so bin ich von solchen frei und kann namentlich was meine Gesinnungen für den König betrifft, mich unter andern auf einen Trinkspruch beziehen, welchen ich beim letzten Schillerfeste dem Könige gebracht habe. Dieser Trinkspruch ist am Anfange des hiermit überreichten Schriftchens:

„Das Breslauer Schillerfest 1840“

abgedruckt und ich trage an, dieß Sr. Excellenz dem Herrn Minister mit einzureichen.

Was die zu den Liedern gewählten Melodien betrifft, so muß ich noch darauf aufmerksam machen, daß dieß nicht durchgängig Volks- oder Studenten-Melodien sind, sondern auch sehr viele andere, namentlich Kirchenlieder als Melodien gewählt sind.

Wenn die Meinung aufgestellt wird, daß der Inhalt dieser Lieder nachtheilig, verwirrend oder aufregend auf die Jugend wirke, so bemerke ich, daß aus allen Büchern in der Welt Nachtheiliges gesogen werden kann, daß dieß aber nicht dem Verfasser zur Last gelegt werden kann, es vielmehr auf denjenigen ankommt, der ein Buch liest.

Schließlich wurde dem Herrn Professor Hoffmann eröffnet, daß die Unterzeichneten mit seiner speciellen Vernehmung beauftragt seyen und daß man, wenn er sich weigere, sich über die einzelnen Lieder näher auszulassen, annehmen werde, daß die Auslegung die richtige sey, welche sich aus den gebrauchten Ausdrücken in Verbindung mit den daraus hervorgehenden Anspielungen und Beziehungen ergiebt, so wie daß man annehmen werde, er habe zu seiner Vertheidigung gegen die vorliegende Anschuldigung nichts mehr anzuführen. Auch bemerkte Herr Professor Hoffmann:

> Um durch ein Beispiel zu zeigen, daß der Dichter nicht gerade dasjenige zu seyn braucht, als was er singt, überreiche ich anliegend drei gedruckte Lieder, mit der Ueberschrift
>
> „Husarenlieder“,
>
> welche bei dem Feste der Freiwilligen in Berlin gesungen worden und von mir gedichtet sind. Uebrigens bitte ich noch,
>
> mir eine Abschrift dieser Verhandlung zu ertheilen,
>
> und bemerke in Beziehung auf das mir auf der vorigen Seite eröffnete Präjudiz:

ß ich daſſelbe nicht als richtig und gegen mich geltend anerkennen kann, vielmehr, wie ſchon oben angeführt, mich nicht verpflichtet fühle, über meine Gedichte Auslegungen zu geben. ben ſo wenig kann ich die Auslegungen anerkennen oder mir fallen laſſen, welche Andere darüber machen. Insbeſondere nn ich nicht einſehen, weßhalb man mich wegen dieſer Lieder i ſolche Weiſe in Anſpruch nimmt, da mein mehrerwähntes Buch ter Bewilligung der Cenſur in einem deutſchen Bundesſtaate ſchienen iſt.

Vorgeleſen, genehmigt, unterſchrieben

gez. Dr. Hoffmann.

G. w. o.

(gez.) Heinke. Behrends.

Nach der Unterzeichnung des Protokolls begab ich mich ſofort nach Hauſe, und da mir meine Unterhaltung mit dem GR. Heinke noch friſch im Gedächtniſſe war, ſo zeichnete ich as Wichtigſte mir auf, das nun als Ergänzungsbeilage dienen nag:

H. Aber wie können Sie ſo etwas herausgeben?

Ich. Herr GR., ſoll denn gar kein Scherz, keine Ironie, Witz, keine Satyre mehr ſein?

Sollen dieſe Dichtungsarten, die es von jeher in der Welt ben hat und geben wird, ſollen die aus dem preußiſchen chismus geſtrichen werden?

H. Aber wie können Sie als kön. preußiſcher Beamter ſo herausgeben?

Ich. Als Beamter? Es wird keinem geſagt, wenn er anlt wird: das und das gefällt, das und das mißfällt der ierung, das und das iſt ſogar ein Staats-, ein Majeſtätsrechen.

H. Nun, das muß wol ein Beamter wissen.

Ich. Herr GR., das kann er nicht wissen. Woher soll er die Grundsätze der Regierung wissen? Die Thatsachen sind oft nicht im Stande, einen darüber zu belehren. Unter Friedrich Wilh. II. gab es ein Religionsedict und unter Friedrich Wilh. III. wurden die Altlutheraner abgesetzt. Unter der vorigen Regierung wurde Arndt abgesetzt, unter der jetzigen wieder eingesetzt. Unter allen Regierungen hat man aber geschrieben und schreiben lassen: Preußen ist der intelligenteste Staat der Welt, Preußen ist das Land der Gedanken, die Heimat und die Freistätte der Künste und Wissenschaften. Derselbe Arndt, der im J. 1819 als Bonner Professor abgesetzt wurde, konnte noch im J. 1814 vor ganz Deutschland sagen:

'Preußen ist die erhabene Bestimmung geworden, den Reigen des deutschen Geisterreichs anzuführen.'

'Preußen muß streben, vor ganz Deutschland als Muster und Beschirmer der leiblichen und geistigen Freiheit zu stehen.'

Und noch neulich hat Se. Excellenz der Herr Minister Eichhorn in einer öffentlichen Rede dasselbe ausgesprochen, indem er sagte, daß die Freiheit der Wissenschaften das siegreiche Panier Preußens und des unausgesetzten Fortschritts sein würde *).

[Der Protokollant hatte, während ich mich so mit dem GR. unterhielt, meine Antwort auf die erste Frage protokolliert. Nachdem mir soweit das Protokoll vorgelesen war und ich nun auch die zweite Frage beantwortet hatte, unterhielt ich mich wieder mit dem GR.]

Ich. Ich lasse mich auf weiter nichts ein. Wenn man die harmlosesten Scherze so ernst verfolgt und in allen Majestäts-

*) Leipz. Allg. Ztg. 1841. 27. Oct.

verbrechen sieht, so fällt einem nothwendiger Weise ein, was Ancillon (und das ist doch wol eine Autorität) in seinem Buche 'über den Geist der Staatsverfassungen' S. 270 sagt:

'Wenn man den Begriff des Majestätsverbrechens zu sehr ausdehnt, so verfällt man sehr leicht auf gehässige Mittel, dasselbe zu erforschen, und wie unter den römischen Kaisern tritt ein verderbliches Spionniersystem ein.'

Ich möchte aber doch gerne wissen, welche Gedichte von Sr. Excellenz ganz besonders hervorgehoben sind, um darüber nähere Erklärung zu geben.

H. Es sind sehr viele.

[Der GR. las eine Menge Seitenzahlen. Ich erinnere mich nur: S. 12. 13. 15. 16. 17. 55. (das erste) 59. 70. 96. 104. 111. 113. (124 nicht) 144. 151. 156. 157. 160. 161. 163.]

Z. B. Türkische Liturgie, das geht doch offenbar auf Preußen!

Ich. Wie, Herr GR.! Glauben Sie denn wirklich, daß es nur Eine Liturgie in der Welt giebt, und zwar nur eine preußische? Ich kenne deren mehrere, und wem ist es nicht bekannt, daß es in der Türkei vielerlei Christen giebt, die alle für ihren Sultan beten müssen?

H. S. 151 sagt ein Nachtwächter vom J. 1813:

O Gott! wofür? wofür?
Für Fürsten-Willkür, Ruhm und Macht
Zur Schlacht? ꝛc.

Ich. Glauben Sie, Herr GR., daß es keine Nachtwächter giebt, die so denken können, und wirklich so denken? Es giebt Leute genug, die sich nach den unendlich vielen Opfern, die sie im J. 13 dem Vaterlande brachten, gänzlich getäuscht fühlen.

Übrigens begreife ich gar nicht, warum Alles auf Preußen bezogen werden muß, als ob es nicht anderswo viel beſſer zu ſuchen wäre.

Für S. 163. kann ich Ihnen eine Geſchichte erzählen aus der ſächſiſchen Stadt Crimitſchau. Ein dortiger Edelmann war ins Zuchthaus und auf dieſe Weiſe um ſeinen Adel gekommen. Als er ſeine Strafe ausgeſtanden hatte, ſchickte den nunmehro bürgerlichen Schuft die Regierung in Folge des Heimathgeſetzes zur Ernährung nach Crimitſchau. Die Stadt aber wollte ihr Stadtkind nur als adelichen Schuft haben und die Regierung mußte ihm ſo ſeinen Adel zurückgeben.

[Es wurde jetzt wieder das Protokollierte vorgeleſen; es kam die dritte Frage heran. Nachdem ich auch darauf geantwortet hatte, wurde wiederum protokolliert und wiederum begann die Unterhaltung mit dem GR.]

Ich. Nein, wenn man auf ſolche Weiſe in die Thätigkeit eines Gelehrten eingreift, ſo wird man zuletzt gar nichts mehr drucken laſſen können.

H. Aber ſolche Sächelchen!

[Hiebei zuckte der GR. mit der Achſel, machte eine verächtliche Bewegung mit beiden Händen und ein ganz dazu paſſendes Geſicht.]

Ich. O, Herr GR., ſolche Sächelchen — die macht mir hier noch keiner nach. Ich habe viele Bücher geſchrieben, ſehr gelehrte Bücher, dicke Bücher, wonach kein Hahn kräht. Nun habe ich einmal ein Buch in die Welt geſchickt, das nicht allein mir, ſondern auch anderen Freude macht.

Es freut mich, daß ſogar die hohen Behörden, die ſich nie um meine Poeſien bekümmert haben, nun doch von dieſen „Sächelchen“ ſoviel Notiz nehmen.

Ich begreife nur nicht, wie man daran denken kann, daß dieſe Lieder ins ganze Volk bringen werden.

H. Allerdings, wegen der Melodien.

Ich. Das arme Volk hat von Morgen bis Abend andere Dinge zu thun als zu lesen und zu singen, und unsere Studenten sind viel zu arm, als daß sie dergleichen Bücher kaufen könnten, kümmern sich auch um so etwas gar nicht.

Das gegen mich eingeleitete Verfahren machte großes Aufsehen in ganz Deutschland. Da die inländische Presse nur etwas zu meinen Ungunsten mittheilen durfte, so wendeten sich meine Freunde an die Sächsischen Vaterlandsblätter, eins der wenigen Blätter, das unter den damaligen traurigen Preßverhältnissen sich frei und ehrlich aussprach. In Nr. 170 und 171 erschien ein Bericht aus Breslau über meine dortigen Begegnisse seit dem Verbote des 2. Theiles der U. L. Der Bericht wurde nachher als Flugblatt besonders gedruckt und vertheilt*).

Der Schluß lautet:

Dies der getreue Bericht dessen, was sich jüngst in Betreff des Dichters der „unpolitischen Lieder" bei uns ereignete. Wäre es die einzige Unbill, die er ertragen, als ein wahrer Trost, als eine Gunst der sonst neidischen Götter müßte er erscheinen gegen den Triumph, den er bei allen Gutgesinnten, in den Herzen aller

*) Vollständig abgedruckt im Jahrbuch der deutschen Universitäten von Heinrich Wuttke 2. Th. (Lpzg. 1842.) S. 211—217. — W. fügt S. 210. noch folgende Worte gleichsam als ein Vorwort hinzu: 'Diese Gelegenheit benutzt der Herausgeber, sich entschieden für Hoffmann zu erklären. Er thut damit nur Das, was bis auf einige wenige Berliner Berichterstatter der Leipz. Allgem., wie der Elberfelder Zeitung und des Hamb. Correspondenten die ganze deutsche Presse gethan hat, aber kann zugleich als ein ehemaliger Zuhörer Hoffmanns mit dem Zeugnisse hervortreten, daß der angegriffene Gelehrte in seinen Vorlesungen allemal bei seinem Gegenstande blieb und keineswegs in politische Declamationen verfiel.'

Freunde des Vaterlandes feiert. Aber ein Ritter*
dem Banner der Tagespresse — für Lohn — sieht, h
den unpolitischen Lesern gemeine, schlaue Absichten
Der freien Presse kann dieses Attentat auf die
Mannes, der bisher in uneigennützigster Weise sei
Vaterlande und der preußischen Monarchie zu Nutz u
leben, nicht präjudizirlich werden, wohl aber der Pr
jetzt ist. Nachgerade wäre es Zeit, andere Maßr
greifen, um die nicht ebenbürtigen Ritter aus den
jagen, deren totale Unfähigkeit jedem Unbefan
ist, wie ihre Käuflichkeit. Gott sei Dank, daß in
nur noch das Ungeschick und die Dummheit für vie
halten sind, um schlechte Hypotheken in gute zu ver
Wer mit einem Gehalte von 500 Thlr., bei äuß
Honorareinnahmen, ohne alles Privatvermögen, al
ziger Mann lebt, alljährig ohne alle Unterstützung ei
Ausland, oft sehr kostspielige wissenschaftliche Reisen
ansehnliche Bibliothek besitzt und gleichwohl Riem
Heller schuldet — unternimmt es der, sich für 100
Kindlich anzubieten oder, weil er sie nicht empfangen
die 500 aufs Spiel zu setzen? Schwerlich. S
fordern einen ganz andern Maßstab, und der Geist,
getrieben, ist gut, ist der Geist aller edlen, treuen Si
lands. Und das zu bekennen, war einst keine Schan
brechen. — sollte es denn heute ein solches sein?!
giebt auch solche, die Hoffmann das Dichtertalent a
politischen Liedern- absprechen. Sie haben sich v
Splitterrichter, und die getroffene Stelle zuvor zu v
gessen, ehe sie das Richteramt übernahmen. Was
Literarhistorie, was die Poetik an, — aber das w

*) Siehe den Hamb. Correspondenten und die Elberf.

ich gerade so wie jene Herren richten würde, wäre es mir begegnet, mich und meine Schande in den Epigrammen des wackern Dichters wiederzuerkennen. Auf dieser Porphyrtafel liest jeder Tyrann, jeder Knecht, jeder Schmeichler, Lügner, Treubrüchiger, Verräther, Schuft seine Verbrechen, und augenblicks erscheint ihm das Haupt der Medusa, um das Auge seines Verstandes zu verdunkeln, oder die Erinnyen der Gewissensbisse heften sich an seine Sohlen, oder die Furien der Hölle reißen ihn fort zu neuen Schandthaten. Wie gesagt, fühlte ich mich getroffen, ich würde mich schämen aus der Stube zu gehen, aus Furcht, die Leute könnten es mir ansehen, daß ich zu den Gezeichneten gehöre. So treffend schilderte Hoffmann die Schmerzen, die Sünden, die Krebsschäden und Leiden der Zeit. Und deshalb will man ihm den Dichterkranz entreißen oder versagen? Aber er hat die Pfeile seiner Epigramme nur gegen die Sache, nicht gegen die Personen gerichtet. Was kann er dafür, daß so Viele schwere Träume, Gesichter und Phantasien haben, daß sie den Dichter immer vor sich sehen und hören, daß sie, wie jener Beamte, der so Vielen die Thüre verrammelte, und sie dann selbst nicht finden konnte, damit immer in's Haus fallen und die eignen Verräther spielen? Wenn sie Hoffmann, der seine Pfeile nicht in Gift, sondern in Herzblut tauchte, um sie tödtlich zu machen, keinen Dichter nennen, — nun ihren Richter haben sie in ihm gefunden, und das genügt. Ihr aber, Ihr Reinen, fliehet diese Verpesteten, die auch Euch ihre Krankheiten mittheilen und Euch zu Mitschuldigen machen wollen. Fliehet die, welche, wo der gottbegeisterte Dichter zu ihnen redet, nur den mit Schwächen und Fehlern behafteten Menschen hören und dem Geiste widerstreben, — der sich ihnen offenbaren will. Wer in trüben Tagen, unter einem düsteren Himmel und unter der Herrschaft des Egoismus, da es Herz heißt, an sich allein zu glauben, sich allein zu lieben, und Verstand, nur sich selbst zu fördern — den Muth hatte, für Wahrheit,

Recht und Tugend, für Vaterland und Freiheit zu dichten, ist der wahre, der allein wahre Dichter. Möge ihm immer ein Trost bleiben, was er uns als Trost zugerufen:

Sie leben noch, die etwas wollen
Mit Herz und Hand,
Die Gut und Blut noch freudig zollen
Für Gott und für das Vaterland.

Ein Brief meines Bruders vom 1. Nov. traf, wenn er hätte wirken sollen, zu spät ein: ich war bereits zu Protokoll vernommen worden. Mein Bruder schrieb:

'Der 2te Theil Deiner unpolitischen Lieder ist höchsten Orts sehr mißfällig vermerkt und wie ich so eben in der Leipziger Zeitung gelesen, durch Ministerial-Erlaß bereits verboten worden. — Ich habe sie nicht gelesen, vermag auch nicht darüber zu urtheilen, nur so viel sagen auch Deine wärmsten Freunde, daß es unrecht von einem Manne, der öffentlicher Lehrer ist und vom Staate besoldet wird, dergleichen in die Welt hineinzuschreiben. Ich soll Dich, wie mir von einer einflußreichen Person untern Fuß gegeben, warnen, dies thue ich hiermit. — Du wirst zu Protocoll vernommen werden und wenn Du unbefangen erklärst, daß Du die Lieder harmlos niedergeschrieben und dabei nicht die Absicht gehabt hast, Personen oder den Staat anzugreifen oder zu kränken, dann wird, wie ich recht herzlich wünsche, die Sache ohne großen Eclat abgehen.'

Wenn aber auch der Brief rechtzeitig eingetroffen wäre, so hätte ich doch nicht im Mindesten der brüderlichen Mahnung Folge geleistet. Ich wurde ruhig und fest wie einst der Abt von Wittenberg in einer ähnlichen Lage erklärte, ebenfalls nur erklärt haben: Nihil revoco, nihil explico! 'Ich widerrufe nichts, ich erkläre nichts.'

Man sieht übrigens aus dem guten Rathe, den mir eine einflußreiche Person durch meinen Bruder zukommen ließ, daß

man in Berlin gerne weiterer Maßregeln gegen mich überhoben gewesen wäre, zumal die Ansichten, wenigstens in den höheren Kreisen, nicht immer geradezu verdammend waren.

Aus einem Berliner Briefe, eben um diese Zeit geschrieben, wurde mir mitgetheilt:

'Auch der 2. Theil der Hoffm. U. L. hat hier im Ganzen viel Furore gemacht, neulich wurde er sogar bei Beuth in einem Abendzirkel vorgelesen, und ein hochgestellter, beim König persönlich sehr accreditierter Mann äußerte, bei dem Thema von Hoffmann's Absetzung: ein Mann wie dieser scheint mir vorzugsweise zum Lehrer unserer Jugend geeignet, denn dieser fehlt nichts so sehr als Muth, und den hat er wenigstens redlich bewiesen.'

Wol hätte in Berlin eine mildere Ansicht über meine U. L. die Oberhand gewinnen können, wenn nicht die ewigen Hetzereien und Anschwärzungen von Seiten meiner Breslauer Collegen beim Curator der Universität, der zugleich Polizeipräsident war (also unter zwei Ministern stand) ein allezeit empfängliches Ohr und bereitwilligste Weiterbeförderung gefunden hätten. Die Herren Collegen waren froh, daß sie doch diese Eine Hoffnung hatten mich beseitigt zu sehen, weil alle früheren ihnen verdorben worden waren.

Wie Jacob Grimm über meine Angelegenheit dachte, gab er mir brieflich kund. Er schrieb

Berlin 8. nov. 1841.

Wir hatten, lieber Hoffmann, darauf gezählt, bei Ihrer diesjährigen Helgolandfahrt Sie wieder einige tage hier zu sehen, Sie müssen aber diesmal sonderliche umwege gemacht haben. Seit einigen wochen gehn hier ungünstige gerüchte um über Sie, und ich wünsche wol, daß Sie in einem ruhigen augenblick mir ungefähr sagen, was daran oder nicht ist. Um Ihretwillen, aber

auch für die regierung selbst wäre mir lieber, daß an freie und dennoch vaterlandliebende äußerungen kein peinlicher maßstab angelegt würde; dergleichen soll nicht auf die spitze gebracht werden weder im anfechten noch im verantworten. Vielleicht aber hat das gerücht, wie gewöhnlich, vergrößert. Sollten Sie indessen den preußischen dienst verlassen, so tröste ich mich im voraus mit dem gedanken, daß Sie sich schon lange in Breslau nicht mehr heimisch fühlten und Ihnen anderswo ein besseres glück beschieden sein kann. In Belgien oder Holland wären Ihre schönen kenntnisse in dieser sprache und literatur schon am rechten platz, und an mancherlei bekanntschaft kann es Ihnen dort nicht gebrechen.

Von uns weiß ich Ihnen nichts sonderliches zu melden. Nach und nach wird stille und muße wieder gewonnen, die auch noth thut für die begonnenen arbeiten; über meine abnehmende gesundheit darf ich kaum heimliche klage führen. Denn Graffisches lamentieren ist mir zuwider. Sein wörterbuch wird ziemlich auf trocknem boden stehn, der 5te band ist fast ausgedruckt, der 6te wie ich höre in den collectaneen vorhanden, die ausarbeitung kann auch einem andern nicht mislingen, und erspart der uns

Unter dem unschuldigen Namen: Laetitia bestand seit
ein Verein jüngerer Leute, die meist dem Kaufmanns-
e angehörten. Der Zweck des Vereins war ursprünglich
geselliges Vergnügen. In neuerer Zeit nun, als das po-
he Bewußtsein immer mehr im Volke erwachte und das
ündniß dessen was man im Staatsleben erstreben wollte
sollte, nothwendiger erschien, konnten sich die Vereine mancher
gegen diese Richtung der Zeit nicht abschließen, und so
ten denn auch die Lätitianer, daß sie ihren Verein zeit-
äßer einrichten müßten. Es wurden demnach wissenschaftlich
ldete Männer gewonnen, um geschichtliche Vorträge zu halten
auch die Tagesfragen zu behandeln. Ein neues reges Leben
achte, ein ernstes Streben nach Fortbildung wechselte mit
nach heiterer Unterhaltung, welche nun auch mannigfaltiger
de durch Musik und Gesang und Vortrag von Gedichten.
lud auch mich öfter ein und machte mich später zum
mitglied. Bei den Bällen und Festessen ging es immer
frisch und munter zu. Ich betheiligte mich durch Lieder,
druckt, vertheilt und gesungen wurden, und durch Trink-
. So brachte ich am 22. November bei solch einem Fest-
lgenden Trinkspruch aus:

Wer stimmt nicht ein, wer, frag' ich, unterläßt es?
Dem König Heil, dem König — unsres Festes!
Der die Fröhlichkeit führt in seinem Schilde
Und den Fröhlichen dient zum Ebenbilde,
Der uns billig zu regieren versteht
Und mit uns zeitgemäß vorwärts geht,

Und was ward im Vaterlande
Ihm doch für ein Ehrenlohn?
Nur zu Deutschlands Spott und Schande
Frankreichs Ehrenlegion.

Dem wir nicht seine Regentenqualen
Mit Unterthanenpflichten und Steuern bezahlen,
Dem wir nicht dienen müssen mit Musketen,
Mit Sack und Pack und unsern Moneten,
Dem wir nicht machen müssen ein drittes Examen,
Um zu allen Dingen zu sagen: Amen,
Dem's einerlei ist, ob wir trinken lutherisch,
Katholisch, griechisch oder presbyterisch —
Dem wir bei vollen Gläsern Dank bringen,
Und bei klingenden Gläsern Dank singen.
Er geruhe noch lange unser König zu bleiben,
Daß wir uns königlich die Zeit vertreiben.
Hoch lebe unser König Lätitia!
Hurrah! Hurrah! Hallelujah!

Darauf brachte Herr Beyer ein Hoch auf mich aus:

Ehre dem Manne, der, ob es nachtet oder tagt,
Immer die pure nackte Wahrheit sagt,
Der sie nicht verbrämet mit Blumen und Blüthen,
Sondern die Worte spricht, wie sie im Herzen glühten,
Der im Gebiete des Wissens thut wandern
Und sich nicht schiert um den Einen und Andern,
Von dem Manne man nicht so dann und wann,
Sondern beständig das Wahre hoffen kann —
Auf diesen Mann laßt uns die Becher erheben:
Hoch lebe unser Hoffmann von Fallersleben!

Das Merkwürdigste für mich bei diesem Spruche war, daß ihn Justizrath Grünig verfaßt hatte, der bald nachher so laut seine Lyra gegen mich ertönen ließ.

Am 22. November wurde der 2. Th. der U. L. im Königreich Hannover verboten und am 8. December im preußischen Staate der ganze Campesche Verlag.

Campe glaubte jetzt leichter das unbeschränkte Verlagsrecht der U. L. an sich zu bringen und schrieb schon den 11. December:

'In Hannover ist der 2. Theil verboten. In Sachsen, wie Volckmar mir berichtet, geschieht es ebenfalls; so wird es nun die Runde durch alle Staaten machen. Werden wir unter diesen Umständen eine 2te Auflage jemals veranstalten können?? Da ich Ursache zu zweifeln habe, so komme ich auf meine Frage zurück: wollen Sie jetzt, ein für alle Mal, Band 2 mir nun verkaufen? — ?'

Ich erwiederte, daß ich den 2. Th. so nicht aus Händen geben könne und verwies Campe an meinen Vetter, den ich ihm beim Abschiede als meinen Bevollmächtigten vorgestellt hatte.

Campe antwortet schon den 17. December. Er äußert sich ausführlich über das Buchhändlerische in Betreff der U. L. sehr ergötzlich.

'Meinten Sie nicht als Sie in diesem Jahre kamen: der 1. Theil sey vergriffen? — Von der ersten Auflage waren 760 Exemplare in unsern Händen —, von der zweiten Auflage (ohne die zur Disposition uns gestellten Exemplare) waren damals noch 1783 Exemplare in unserm Magazin. Ich erinnere Sie daran, um meine obige Behauptung, daß ich Papier und Druck nicht schone, praktisch zu belegen.

Das beste Buch in dieser Welt
Bleibt immer Buch — ist nie baar Geld!

so singt Jügel in seinen Remittenden; er hat sehr Recht! Sie glauben im vorigen Jahre habe ich an den Liedern verdient? ich sage nein. Meine baaren Auslagen erhielt ich nicht zurück! circa 1200 gingen nur ab, Sie erhielten 400 ℔, zwei Mal Druck und Papier, das machte über 800 ℔ — der Gewinn lag in der Niederlage.'

Am Ende läuft Alles darauf hinaus, sich auf eine sehr billige Weise zum alleinigen Besitzer der U. L. zu machen, um damit frei schalten und walten zu können.

'Ich bitte Sie (heißt es am Schluſſe) um baldige Antwort, damit ich weiß: ob ich hemmen oder unbekümmert, wie bisher, fort liefern kann; im Fall ich zurück verlangen muß oder auch nur ſolche Zettel von jetzt an berückſichtigen darf, die feſt verlangen.'

'Dieſe zweifelhafte Lage geniert mich um ſo mehr, da ich durch Dick und Dünn mitlief, im Vertrauen, Sie würden mich verſtehen und gewähren laſſen. Wer wird Ihnen etwas thun? — Und geſetzt ich verdiente anſehnlich, bin ich dann nicht im Stande mich honett gegen Sie zu zeigen? Habe ich verdient, dann kann ich Ihnen entgegen kommen, wenn die Umſtände es erfordern; oder eine neue Publication vorliegt! — Habe ich verloren oder mit Mühe nur meine Auslagen gerettet — werde ich dann nicht ſcheu? — Überſchätzen Sie das Ding nicht — ſondern geben Sie Spielraum, damit ich mich frei bewegen kann!'

Honett ſich zu zeigen! Ich dachte mit Fauſt: 'Die Botſchaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube' und antwortete nicht, ich hatte ja alles Weitere meinem Vetter übertragen. Ungelöſt ging dieſe Frage ins folgende Jahr hinüber.

Das Breslauer 'Winter-Kränzchen' feierte den Silveſter. Ich war dazu eingeladen und gebeten worden, ein Lied dafür zu dichten.

Die Bitte erfüllte ich, und mein Lied wanderte zeitig in die Druckerei. Als ich eben in den Saal eintrete, begegnet mir der Drucker: 'Denken Sie ſich, die Cenſur hat etwas geändert in Ihrem Liede!'

Herr Polizeipräſident Heinke hielt ſich wie jeder Schleſier für einen geborenen Poeten und in ſeiner hohen Stellung für berechtigt, die Gedichte Anderer wie ſeine Corrigenden zu corrigieren.

Die zweite Strophe lautete bei mir:

Ja, keine Zeit war jemals ſchlecht:
In jeder lebet fort
Gefühl für Wahrheit, Ehr' und Recht
Und für ein freies Wort.

Hinweg mit allem Weh und Ach!
Hinweg mit allem Leid!
Wir ſelbſt ſind Glück und Ungemach,
Wir ſelber ſind die Zeit!

Der Cenſor-Poet Heinke änderte:

Ja, keine Zeit war jemals ſchlecht:
In jeder lebet fort
Gefühl für Freundſchaft, Lieb' und Recht
Und für ein traulich Wort.

Wie ich ſchon vorher geſagt: es iſt unglaublich, was damals von der Polizei und Cenſur für ſtaatsgefährlich betrachtet und verfolgt wurde! und wie überall das böſe Gewiſſen Verbrecheriſches witterte!

Nachdem mein Lied in heiterſter Stimmung geſungen war, erhob ich mich und ſchilderte die Breslauer Zuſtände und Begebniſſe des eben dahin ſchwindenden Jahrs. Mit lautem Jubel wurden alle Anſpielungen und Witze begrüßt, das Meiſte war nur für Breslauer verſtändlich. Nur Eine Geſchichte war damals über unſer Weichbild hinausgedrungen. Ein Breslauer Kaufmann machte in der Zeitung bekannt, daß er ſeinen Hausknecht Rochow entlaſſen habe. Die Sache wurde näher unterſucht, und es ergab ſich, daß es einen Hausknecht Rochow gab und der Polizeiminiſter gleiches Namens, der Erfinder des beſchränkten Unterthanenverſtandes nicht gemeint ſein konnte. Ich ſchloß alſo:

Die unpolitiſchen Lieder mehr zu verbreiten,
Hat man ſie verboten zu rechten Zeiten,
Und jeden der nie an Lieder gedacht,
Nach dieſen Liedern recht lüſtern gemacht.
Die Cenſur iſt geworden ſo ſtreng' und grob,
Daß ſie ſtreicht ſogar ihr eigenes Lob;
Sie iſt ſo voller Rückſicht, Um- und Überſicht,
Daß nur ja dem Lande kein Schaden geſchicht.
Wenn man ſchreibt: Die Koſacken reiten auf kleinen Pferden,
So darf das noch nicht mal gedrucket werden,
Das kleinen ſtreicht wol weislich die Cenſur,
Und nun ſteht da: Die Koſacken reiten auf — Pferden, nur.

Doch das lebendige Wort iſt immer geblieben frei
Trotz Cenſur, Conduitenliſten und Polizei,
Und das freie Wort ſoll immer und ewig leben,
So lang es ein neues Jahr wird geben!
Drum überall hier und da, fern und nah, immerfort
Hoch lebe das freie Wort!

Mel. Morgenroth, Morgenroth.

Neues Jahr, neues Jahr,
Sei uns was das alte war!
Rath' uns Allen, warn' uns, wehr' uns,
Mahn' uns väterlich und lehr' uns,
Gut und ehrenhaft zu ſein.

Neues Jahr, neues Jahr,
Schirm' und ſchütz' uns vor Gefahr!
Laß für's Vaterland und jeden
Frei der Wahrheit Stimme reden
In der Hütt' und vor dem Thron!

Neues Jahr, neues Jahr,
Sei uns gnädig immerdar!
Allen Halben, Lauen, Flauen
Schenke Kraft und Selbſtvertrauen
Und Geſinnung doch einmal!

Neues Jahr, neues Jahr,
Mach' uns unsre Hoffnung wahr!
Siegen laß die gute Sache,
Daß der Schlechte, Feig' und Schwache
Niemals mehr das Haupt erhebt!

Neues Jahr, neues Jahr,
Mach' es endlich Allen klar:
Daß wir mit dem Vaterlande
Haben Ehre, Ruhm und Schande,
Segen, Glück und Heil gemein.

Neues Jahr, neues Jahr,
Bleib' uns gnädig immerdar!
Daß in deiner letzten Stunde
Dir noch schall' aus Aller Munde:
Tausend Dank dir, neues Jahr!

Mit diesen Wünschen trat ich das Neue Jahr an, und Tausende theilten dieselben, aber der Tag der Erfüllung lag uns ferner als je.

Schon den 2. Januar erhielt ich eine Vorladung vom kön. außerord. Regierungs-Bevollmächtigten, geh. Ober-Regierungs-Rath Heinke und dem kön. Universitäts-Richter, Stadt-Gerichts-Director Behrends unterzeichnet:

'Wir sind durch hohes Rescript vom 12. v. M. beauftragt, Ihnen den Beschluß des genannten Herrn Ministers (Eichhorn) zu eröffnen und nach Maßgabe desselben weiter zu verfahren. Zu diesem Zwecke laden wir daher Ew. Wohlgeboren ein, sich am 6. d. M. Nachmittag um 4 Uhr in dem Senatszimmer der hiesigen Universität einzufinden.'

Da mir das Protocoll über diese zweite Vernehmung verweigert ward, so folge hier was ich sofort nachher darüber aufzeichnete.

Breslau 6. Januar 1842 am Tage der heil. 3. Könige.

Schlag ½4 Uhr trat ich ins Senatszimmer der Universität ein. Ich traf den Pedell Nixdorf, der sich gleich darauf entfernte. Nach einiger Zeit kam der Oberpedell Elsner und bat mich, doch ins Secretariat zu gehen. 'Wie? sagte ich, ins Secretariat?' — 'Ja, bis der Herr Geh. Rath kommt.' — 'Ich bleibe hier, ich bin hieher beschieden und nicht ins Secretariat. Will der Herr Geh. Rath den Vortritt haben, so mag er eher und zu rechter Zeit kommen.'

Es erschien gleich darauf der Univ.-Richter. Wir unterhielten uns über Freimauerei und meine Angelegenheit. Ich fragte ihn, ob denn das eine ewige Untersuchung werden solle? Er meinte, es würde nun wol bald zur Entscheidung kommen. Da der Geh. Rath um 4 Uhr noch nicht da war, so sollte schon nach ihm geschickt werden, als er plötzlich erschien. Der Herr Geh. Rath war sehr ernst und dabei doch sehr aufgeregt. Auf dem Nebentische lag ein großer Stoß Acten, wovor mir angst und bange wurde. Der Geh. Rath schnürte den Actenstoß auf und nahm einige Sachen oben ab. Er setzte sich und las das neueste Ministerialrescript.

H. Ehe wir zu der Vernehmung schreiten, muß ich noch etwas in den Acten geben. Hier in der Schrift: „Das Breslauer Schillerfest 1840", steht, daß ich die Toaste beim Schillerfeste gestrichen hätte.

Er wandte sich gegen mich und sprach mit einem Gesichte voll Bedeutung und Ingrimm:

Sie haben mir da ein schönes Denkmal gesetzt!

und sah dann fort:

Wo habe ich etwas in der Zeitung gestrichen? Da sind beide, die Schlesische und die Breslauer!

Ich Allerdings ist darin, wie ich sehe, nichts gestrichen, aber die Toaste sind im Manuscripte gestrichen.

H. Woher wissen Sie das? Ich erinnere mich dessen nicht.

Ich. Das Referat für die Breslauer Zeitung hatte Dr. Wagner, und der hatte es dem Hrn. Nowack gesagt — Nowack war nämlich von Seiten der Schles. Zeitung mit dem Berichterstatten beauftragt — daß alle meine Toaste gestrichen seien. Ich ging sofort in die Druckerei, um mich selbst zu überzeugen und erfuhr dann von dem Hrn. Barth, daß es allerdings so sei. Die beiden Berichterstatter sahen es sehr ungern, daß der größte und interessanteste Theil ihrer Aufsätze wegbleiben mußte, da sie beide auf viel Honorar gerechnet hatten.

H. Dann sagen Sie, daß von dem, was in den beiden Zeitungen gestrichen würde, eine Familie das ganze Jahr hindurch sehr anständig leben könnte. Woher wissen Sie das?

Ich. Von gestrichenen Stellen und Artikeln habe ich oft im Publicum gehört. Wer vergleicht nicht auch einmal die Artikel anderer Zeitungen mit denen, die daraus in unsere übergehen?

H. Das darf niemand wissen! Die Censur ist eine Staatseinrichtung. Ich würde Ihnen dergleichen Späße, die in einer Gesellschaft gesprochen recht gut gefallen mögen, aber gedruckt eine Beleidigung des Staats sind, schon um Ihretwillen streichen.

Ich. Da soll wol zuletzt gar kein Spaß mehr sein in der Welt! Es fehlt nur noch, daß einem die Toaste im Munde verboten werden. Ja, was streicht nicht Alles die Censur! Wäre Dr. Martin Luther Correspondent der Staatszeitung, er brächte gewiß keinen Artikel durch. Von Deutschland ist so noch nichts drin zu finden. Und da heißt es denn noch in öffentlichen Blättern, es werde bedeutende Milderung der Censur bei politischen Dingen eintreten. Das wundert mich doch sehr!

H. Ja, mich auch. An Milderung ist vorläufig nicht zu denken.

Der Univ.-Richter las das Protokollierte vor.

H. Dann habe ich hier noch einen Artikel in den Sächsischen Vaterlandsblättern Nr. 170 und 171, der enthält Alles, was hier das vorige Mal vorgekommen ist. Haben Sie denselben verfaßt? oder veranlaßt? oder kennen Sie den Verfasser?

Ich. Nein, ich kümmere mich um gar keine Zeitschriften, ich lese immer nach langen Zeiträumen die Litteraturzeitungen in Masse, und habe überhaupt so viel zu thun, daß ich mich schon deshalb auf Correspondenz-Artikel gar nicht einlassen kann.

H. Wie aber ist das dort hingekommen?

Ich. Ja und wie ist es wol bekannt geworden, noch ehe als ich hier in Breslau von meiner Reise zurückgekehrt war, daß eine Untersuchung über mich im Werke sei? Und man wußte nicht allein das, sondern sogar alle einzelnen Fragen, die an mich gerichtet werden sollten.

H. Ich wüßte doch nicht, daß jemand durch uns

(auf Behrends weisend)

B. Der Herr Minister will, daß Sie genauer ad generalia vernommen werden, Sie sollen Auskunft ertheilen über Ihr Leben und Ihre Wirksamkeit als Professor.

Ich wurde nun gefragt nach meinem Geburtsort und Geburtsjahre, nach dem Stande meines Vaters, wann er gestorben sei, ob meine Mutter noch lebe, welche Gymnasien und Universitäten ich besucht hätte u. s. w.

B. In welchem Jahre sind Sie Custos geworden?

Ich. 1823 provisorisch, zur Probe auf ein Jahr, und 1824 bestätigt, mit einem Gehalte von 300 ℛ und freier Wohnung.

B. Haben Sie nicht auch Streitigkeiten gehabt mit dem Oberbibliothecar wegen der Amtswohnung, der Amtsstunden, des Urlaubs u. dgl.?

Ich. O ja, viele, sehr viele. Ich weiß nichts mehr davon, mag auch nichts davon wissen, danke Gott, daß ich Alles vergessen habe. Ich wollte übrigens, ich hätte nie einen Fuß in diese Bibliothek gesetzt.

B. zeigte mir in den Curatorial-Acten ein Schreiben.

B. Ist der Brief von Ihrer Hand?

Ich. Ja, ich schrieb ihn denselben Tag, als ich im J. 30 nach Berlin reiste.

B. Hier ist auch ein Schreiben des GR. Neumann, worin Ihnen Vorwürfe wegen dieser Reise gemacht werden.

Ich. Ich habe dies Schreiben nie erhalten. Ich weiß wol noch, was der GR. machen wollte. Meine Wohnung sollte erbrochen und meine Bücher sollten untersucht werden, weil man mich im Verdacht hatte, ich hätte Handschriften und Bücher der Universitäts-Bibliothek entwendet. Während man so etwas in Breslau gegen mich unternehmen wollte, machte mich in Berlin der Minister zum Professor. Den letzten December 1838 schied

ich aus dem Bibliothekdienste für immer. Seit 30 war ich außerordentlicher Professor der deutschen Sprache und Litteratur, und seit 35 bin ich ordentlicher.

B. Der Herr Minister wünscht nun auch etwas über Ihre akademische Wirksamkeit zu erfahren.

Ich. Über meine Wirksamkeit als Professor kann ich nichts sagen. Wenn es sich darum handelt, zu erfahren, welche Collegia ich gelesen habe, so wird das ersichtlich aus den Listen in der Quästur, worin zugleich die Zahl der Zuhörer angegeben ist*. In wie weit meine schriftstellerische Thätigkeit zur meiner akademischen in Beziehung steht, ergiebt sich aus dem Verzeichniß meiner Schriften, das oft genug gedruckt ist, z. B. in Nowack Schles. Schriftsteller-Lexikon, im Conversations-Lexikon der Gegenwart u. s. w.

Der Herr Geh. Rath setzte sich jetzt wieder zu uns an den Tisch. Er meinte, ein Auszug aus den Zuhörerlisten würde wol in Betreff meiner akademischen Wirksamkeit befriedigend sein und er wolle deshalb die Quästur dazu beauftragen. Ein Verzeichniß meiner Schriften hätte ich früher schon mal gegeben, es sei aber nun wol sehr unvollständig. B. äußerte, es befinde sich so etwas in den Curatorial-Acten. Er schlug nach und las etwas vor.

Ich. Ich bin gern bereit, Herr GR., baldigst ein vollständiges Verzeichniß anzufertigen und einzusenden, um meiner Seits die Untersuchung nicht zu verzögern. Übrigens muß ich noch bemerken, daß ich noch nie in meinem Leben in Untersuchung war, und nie einer geheimen Verbindung angehörte, nicht einmal der Freimaurerei.

---

*) Nach der amtlichen Mittheilung aus der Quästur hatte ich seit dem Sommersemester 1830 bis zum Wintersemester 1841/2 einschl. 46 Vorlesungen gehalten vor 487 Zuhörern, die sich auf der Quästur eingeschrieben hatten.

B. Wir kommen also jetzt zum zweiten Punkte.

Ich. Darf ich Sie bitten, Herr Director, mir nochmal den Anfang des Rescripts Sr. Excellenz vorzulesen.

Der UR. las. Im Eingange dieses Schreibens war wieder wie in den ersten die Rede von der verwerflichen Gesinnung und der verderblichen Tendenz in meinen Liedern; übrigens solle nur auf disciplinarischem Wege gegen mich verfahren werden, obschon die Angelegenheit wol sich dazu eigne, den bekannten 151. §. des 20. Titels im 2. Th. des A. L. R. gegen mich in Anwendung zu bringen und eine Criminaluntersuchung zu verhängen.

Ich. Also den 151. §. ?

B. Er lautet: „Wer durch frechen unehrerbietigen Tadel, oder Verspottung der Landesgesetze und Unordnungen im Staate Mißvergnügen und Unzufriedenheit der Bürger gegen die Regierung veranlaßt, der hat Gefängniß- oder Festungsstrafe auf 6 Monate bis 2 Jahre verwirkt."

Ich. O, den kenne ich recht gut. Hier steht er.

Ich hatte nämlich gerade das Landrecht vor mir und auch diesen §. eben aufgeschlagen.

Ich wüßte nicht, wie dieser §. gerade auf mich in Anwendung kommen könnte.

Meine Lieder haben nirgend bei den Bürgern Mißvergnügen und Unzufriedenheit verbreitet; so weit meine Kunde reicht, habe ich nur immer vernommen, daß ich aller Welt sehr viel Vergnügen damit bereitet habe.

B. Es kommt nun darauf an, daß Sie, Herr Prof., auf alle einzelnen Punkte Antwort geben, und ich werde Ihnen die einzelnen Fragen vorlegen. Also ad 1.

Die Fragen waren bestimmter gefaßt als in dem Schreiben vom 17. Oct., z. B. hieß es gleich anfangs: S. da und da

nennt er das Heil der Erde Regal, S. da und da er die Monarchie, und — so ging es fort.

Ich. Nun, ich kann hiezu nur dasselbe sagen, was ich bereits 3. Nov. zu Protokoll gegeben habe. Ich werde mich auf eine Erklärung meiner Gedichte einlassen, glaube auch nicht, daß jemals ein Dichter dazu verpflichtet werden kann.

H. Sie sollten doch, Herr Prof., dem Wunsche Sr. Excellenz genügen, und ganz einfach auf die einzelnen Punkte antworten.

Ich. Ich muß nochmals erklären, daß ich bei dem, was ich in Bezug hierauf bereits zu Protokoll gegeben habe, verharre. Ich mache es nur so, wie es alle Dichter vor mir gethan haben, sie haben sich nie auf Erklärung eingelassen.

B. Was meinen Sie denn eigentlich mit Regal?

Er fügte eine Erklärung von Regal, Hoheitsrecht hinzu.

Ich. Herr Director, es giebt Dinge in der Welt, worüber man immer gestritten hat und ewig streiten wird bis an den jüngsten Tag. Mit Ministerialrescripten läßt sich so etwas nicht widerlegen. Will man mein Gedicht widerlegen, so mache man ein Gegengedicht. Man muß mit gleichen Waffen kämpfen, das sind aber nicht Ministerialrescripte gegen Gedichte.

B. protokollierte das nicht ganz so, aber doch ganz hübsch, ich war zufrieden mit der Fassung.

B. Wie verstehen Sie das Gedicht vom Salze?

Das Salz ist theuer, billig sind die Zähren.

Ich. Wenn man mich deshalb zur Verantwortung ziehen will, so ist es doch wahrhaftig viel natürlicher, daß man mit dem Herrn Geh. Rath Weber den Anfang macht. Der ist viel gefährlicher als ich, der setzt in Prosa auseinander, daß die Tonne

Salz, wenn es nicht Regal wäre, nur 3—4—5 ₰ kosten würde, die doch jetzt an die 15 ₰ kostet. Habe ich so etwas gesagt?

B. Sie bleiben also bei Ihrer früheren Erklärung?

Ich. Ja.

B. Der Herr Minister fragt aber noch ganz besonders, was Sie als Staatsbeamter und Unterthan zu solchen Gedichten, wie die unpolitischen Lieder sind, sagen?

Ich. Wenn ich dichte und sollte je den Gedanken fassen: Staatsbeamter und Unterthan, so wäre es gleich mit allem Dichten vorbei; ein solcher Gedanke ist der Tod aller Poesie. Oder glauben Sie, daß sich nach dem preußischen Landrechte dichten läßt? Ich erkläre nochmals: ich habe nur die Stimmung der Zeit und des Volkes wiedergegeben, denen ich nun einmal angehöre.

B. Da würde wol gut sein, wenn Sie das noch etwas mehr ausführten. Wie sind Sie denn zur Kenntniß dieser Stimmung gelangt?

Ich. Durch Zeitungen, Zeitschriften, Bücher, durch den Verkehr mit der Welt und auf meinen vielen Reisen in der Welt.

Ich muß auch noch erklären, daß die Beziehungen auf Preußen, die man finden will, nicht in dem Maße vorhanden sind. Oder sollte denn das eine bloße Artigkeit gegen Preußen sein, daß den 2. Theil meiner Lieder andere deutsche Staaten, sogar die freie Stadt Frankfurt, auch verboten haben?

B. Wir kommen nun zu dem 3. Punkte.

Der UR. las hierauf diesen 3. Punkt aus dem Ministerialrescript — Alles wie im Schreiben vom 17. October, nur noch noch etwas ausführlicher und stärker gefaßt.

Ich. Ich bleibe auch in Bezug darauf bei meiner früher abgegebenen Erklärung. Wenn jedoch Se. Excellenz glaubt, daß

unſere Studenten ſich um Gedichte bekümmern und dadurch verführt werden können, ſo verkennt der Herr Miniſter unſere Studenten. Breslauer Studenten und die hannoverſche Polizei leſen keine Gedichte (der Herr GR. lächelte dabei). Breslauer Studenten ſind ſo arm und ſo große Bierliebhaber, daß viele ſogar die 2 gute Groſchen an die Krankenkaſſe für Publica auszugeben ſich ſcheuen. Breslauer Studenten wollen Bier trinken und Karten ſpielen, aufs Brot ſtudieren, um ſchnell ins Brot zu kommen — weiter haben ſie gar kein Streben und Ziel. Sie wiſſen es ja, Herr GR.?

H. Leider iſt es ſo.

Ich. Von politiſchem Sinn und geiſtiger Regſamkeit kann gar keine Rede ſein. Seit Jahren iſt die Profeſſur der Staatswiſſenſchaften unbeſetzt und ſie wird nicht im mindeſten vermißt. Die Einſeitigkeit nimmt immer mehr überhand, ich habe mich darüber in einem Schreiben an das hohe Miniſterium ausgeſprochen und werde meine Meinung nächſtens drucken laſſen. Sie kennen, Herr GR., meinen Aufſatz.

H. Ja, ich bin ganz Ihrer Meinung.

B. Es iſt Ihnen, Herr Profeſſor, nun noch erlaubt, ſich ſchriftlich zu vertheidigen.

Ich. Wozu? Ich habe genug geſagt. Zu einer ſchriftlichen Vertheidigung müßte ich alle Actenſtücke haben, und die wird man mir nicht anvertrauen. Ich mag die Unterſuchung nicht weiter aufhalten, denn manche iſt ſchon eine ewige geworden.

B. Ich werde dann das Protokoll verleſen und Sie bitten, es zu unterzeichnen.

Ich. Leſen Sie mir gefälligſt nur noch einmal, was Sie in Betreff des zweiten Punktes aufgezeichnet haben. Damit bin ich ſchon zufrieden.

Nachdem der UR. dies gelesen hatte, unterzeichnete ich. Binnen 6 Wochen soll die Sache hier abgemacht sein.

Am 8. Januar reichte ich dem GR. das Verzeichniß meiner Schriften ein unter diesem Titel:

Chronologische Übersicht
meiner 25jährigen schriftstellerischen Thätigkeit.

H. Hoffmann,
Dr. der freien Künste u. der Philos., außerord. Prof. der deutschen Spr. u. Litt. seit 1830, u. ordentl. seit 1835 an der k. Univ. zu B.
mit 500 ℔ Gehalt.
Breslau 8. Januar 1842.

Das Verbot des ganzen Campe'schen Verlags in den preußischen Staaten, schon am 8. December vom Ministerium des Innern erlassen, machte großes Aufsehen im Volke, und verbreitete Angst und Schrecken unter den Buchhändlern.

Campe hielt die Sache anfangs nicht für so schlimm, und hoffte sogar noch in einer 'offenen Erklärung' am 4. Januar 'von der anerkannten Gerechtigkeitsliebe eines hohen Preußischen Ministeriums' eine Zurücknahme der Maßregel. Die aus Berlin kommenden Correspondenzen vertheidigten aber dieselbe, so daß an Zurücknahme wol schwerlich zu denken war. Gegen diese ministeriellen Zeitungsartikel schrieb nun wieder Campe mit Unterzeichnung seiner Firma am 10. Januar eine lange ‚rechtfertigende Erwiderung'. Der Schluß lautet:

'Die beiden letzlich genannten Gedichtsammlungen: „Die unpolitischen Lieder von Hoffmann von Fallersleben, 2. Th.", und die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" sind mit Censur gedruckt. Wir haben das legitime Imprimatur in Händen.

Was ſoll aus dem deutſchen Buchhandel werden, wenn man ſelbſt bei ſtrengſter Befolgung aller geſetzlichen Vorſchriften, dennoch einer ſo unerhörten Strafe, wie der über uns verhängten, anheim fallen kann!'

'Wir ſchließen mit dem aufrichtigen Bekenntniß, daß wir nie gegen einen einzelnen Staat, nie gegen Preußen operiert haben. Der Chef unſers Hauſes ſtand in den Jahren 1813, 14, 15, 16 in den Reihen der preußiſchen Krieger: in der preußiſchen Uniform trafen ihn drei Mal franzöſiſche Kugeln! Nie hat er eine Belohnung für ſeine dem Vaterlande gewidmeten Dienſte, für ſein vergoſſenes Blut in Anſpruch genommen. Man wolle uns dieſe ſchmerzliche Erinnerung in einem Augenblicke verzeihen, wo uns von preußiſcher Seite ein ſo herber Schlag trifft.'

Half nichts — Herr von Rochow hielt ſein Verbot aufrecht, und Campe mußte erſt mit halb Hamburg abbrennen, ehe es aufgehoben wurde.

Die Lätitia, die damals aus 30 Mitgliedern beſtand, ernannte mich am 14. Januar zu ihrem Ehrenmitgliede mit dem

Stifter hatten durch eine anderswo nicht vorkommende Bestimmung dafür gesorgt, daß sich immer ein frischer jugendlicher Geist in der Gesellschaft erhielte: es konnten nämlich nur unverheirathete junge Männer zu ordentlichen Mitgliedern aufgenommen werden. Die Gesellschaft feierte am 19. Januar ihr Stiftungsfest, dies Mal aber auf eine Weise, wie es wol noch nie gefeiert war. Es wurden viele Reden gehalten und viele Hochs ausgebracht, die alle Deutschland, Preußen und vaterländischen Angelegenheiten galten. Es betheiligten sich die jüdischen Gelehrten Dr. Freund, Dr. Geiger und Dr. Francolm, und noch einige christliche Ehrengäste, zu denen auch ich gehörte. Ich brachte ein Hoch aus auf Deutschlands Einheit. Die Stimmung war von Anfang bis zu Ende eine heitere, gehobene.

Campe war wieder in seinem Fahrwasser. Der Censur und Polizei ein Schnippchen schlagen und hinterdrein ins Fäustchen lachen, machte ihm mehr Spaß, als den geebneten sicheren Pfad eines Verlegers zu wandeln. Den 31. Januar schrieb er: 'Man glaubte in Berlin, der Verleger von Werken sei wie ein Zeitungsverleger, gefügig —, der sich sputete, sein Peccavi zu beten, Herr von Rochow hat sich in seiner Erwartung getäuscht: ich komme nicht.' — '— Rochow wird inne werden, daß man in das Wesen der Literatur nicht, wie in die Stadtvogtei mit plumper, ungeschickter Hand eingreifen darf — wenn man die Finger ungebrannt zurückziehen will.' Den 23. 'Man will, ich soll zu Kreuz kriechen; — aber ich thue es doch nicht. Das Dementi soll Rochow behalten, — ich nehme es ihm nicht ab!'

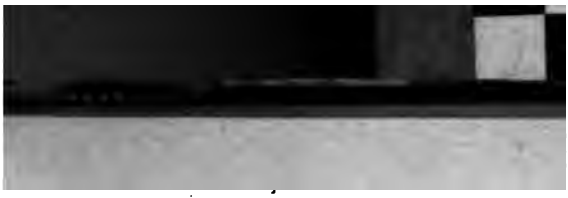
Mein geselliger Verkehr während der trüben Winterzeit war gering, ich beschränkte mich nur auf einige Freunde. Ich

war viel zu Haus und arbeitete fleißig, besonders sehr gern des Morgens, wenn es draußen noch dunkel und still war. Zunächst beschäftigte mich die Sammlung der schlesischen Volkslieder, sie sollte dies Jahr vollendet werden und erscheinen. Der Stoff war reichlich vorhanden, es bedurfte nur, ihn zu sichten, zu ordnen, zu vergleichen und zum Drucke sauber abzuschreiben. Zugleich lag mir sehr am Herzen, der Welt zu zeigen, daß deutsche Dichter sich von jeher freimüthig über Staat und Kirche geäußert hätten. Ich sah die Werke vieler Dichter durch, machte für meine Zwecke passende Auszüge und suchte die äußeren Lebensverhältnisse der Verfasser zu ermitteln. Daß nicht jeder ungestraft die Wahrheit verkündet hatte, fand ich leider bestätigt: der Reformator Erasmus Alberus war siebenmal seiner geistlichen Ämter entsetzt worden und noch dazu durch seine Glaubensgenossen.

Um diese Zeit machten sich die öffentlichen Blätter viel mit mir zu schaffen. Neben vielem Wahren wurde eben so viel Unwahres zu Tage gebracht. Nur Einmal gab ich eine Erklärung. Breslau den 13. Febr. 1842:

'Wenn es in einem Correspondenzartikel über mich heißt: „Seinen Freunden hat er durch eine Flugschrift von seinen gegenwärtigen Verhältnissen Nachricht gegeben," so muß ich das für eine Unrichtigkeit, unter Umständen für eine böswillige Verleumdung erklären, da ich weder in einzelnen Artikeln noch weniger in einer Flugschrift über meine gegenwärtigen Verhältnisse mich auszusprechen für nöthig befunden habe.'

Die Sächsischen Vaterlandsblätter hatten in einem längeren Artikel im Januar 'aus Schlesien' gemeldet: 'Die Breslauer Bürger haben sich durch Unterschrift verpflichtet, H. v. F. jährlich 600 Thaler zur Unterstützung zu geben, falls



er wegen jener Gedichte (der U. L.) abgesetzt und zur Festung geführt werden sollte.'

Diese Nachricht machte großes Aufsehn, namentlich in Berlin. Das Ministerium des Innern wendete sich deshalb an den Breslauer Polizeipräsidenten und dieser an den Breslauer Magistrat.

Am 8. März erschien nun ein halbamtlicher Artikel in der Leipziger Allgemeinen Zeitung: 'Berlin 5. März. Aus den Sächsischen Vaterlandsblättern ist in mehrere Zeitungen die Nachricht übergegangen, daß von den Breslauern Bürgern zu Gunsten des Prof. H. v. F. für den Fall seiner Amtsentlassung eine jährliche Unterstützung von 600 Thlrn. votiert worden sei. Genauer Ermittelung zufolge hat sich diese Nachricht als eine völlig erdichtete erwiesen.'

Die Sächs. Vaterlandsblätter antworteten darauf erst den 19. April (1842 Nr. 47) unter der Überschrift: 'Die weisen Magier des Berliner Berichtigungsbureaus'. Sie machen sich lustig darüber und meinen, die Behörden hätte man doch nicht dazu einladen können; sie behaupten, es würde geschehen, und wahrscheinlich sehr bald, behaupten aber nicht, und haben auch nachher nicht behaupten können, daß es geschehen sei.

Was war nun aber Wahres an der Sache? Weiter nichts als ein kläglicher Anfang. Einige Gesinnungsgenossen hatten allerdings eine Liste zum Unterzeichnen jährlicher Geldbeiträge in Umlauf gesetzt; einer und der andere hatte sich betheiligt, aber sich entweder mit den Anfangsbuchstaben seines Namens oder gar nur mit N. N. eingeschrieben. Und endlich verlor sich diese Liste wie der Rhein im Sande und niemand wußte oder wollte wissen was daraus geworden war. Die Angst war schließlich doch noch größer als der gute Wille Gutes

zu thun. Breslaus Bürgern aber blieb in den Augen Deutschlands die nie weiter angefochtene Ehre, mich jährlich mit 600 Thalern (also 100 über meinen Gehalt) unterstützt zu haben!

Eines Tages besuchte mich der Musiklehrer Philipp und bat mich dringend, ihm ein Studentenlied zum nächsten Concerte des akademischen Musikvereins zu dichten. Ich sagte ihm: 'Mein Lieber! ein Gedicht auf Bestellung machen, das ist so eine Sache. Wenn ich es auch Ihnen zu Gefallen und überhaupt gerne thue, so kann ich es Ihnen doch nicht versprechen. Mache ich es, ist es gut; wenn nicht, so dürfen Sie es mir nicht weiter übelnehmen.'

Er war kaum zur Thür hinaus, da fing ich schon an zu dichten:

Ist ein Leben auf der Welt,
Das vor allen mir gefällt,
Ist es das Studentenleben,
Weil's von lauter Lust umgeben.
Gaudeamus igitur!
Hodie non legitur!
Lustig ist das Commersieren,
Musicieren und Spazieren,
Lustig ist auch das Studieren.

Heute lustig, morgen froh,
Übermorgen wieder so,
Immer, immer frisch, frei, froh,
Juchheißa, heißa, ho hohoh!
Lebt der Bruder Studio.

Die Erinnerung an die alten Studentenlieder*), mit denen ich mich kurz vorher beschäftigt hatte, mochte mein Dichten gefördert haben.

*) Ich schickte sie an Heinrich Wuttke, der sie in sein Jahrbuch der deutschen Universitäten I. Sommerhalbjahr 1842 (Lpz. Weidmann) S. 391—421 aufnahm.

. E. Philipp componierte es und es wurde zuerſt ge- als 'allen Breslauer Studenten gewidmet' in einem Concerte des akademiſchen Muſikvereins. Es ging mit Compoſition über in viele Commersbücher*) und wurde ebtes Studentenlied.

nterdeſſen war es Frühling geworden, und wie er mil- Vetter brachte, ſo glaubten Viele, er bringe auch in die regierung mildere Anſichten. Letztere erwartete Mancher nem ſo geiſtreichen und für Poeſie beſeelten Könige wie ch Wilhelm IV., aber ſie irrten ſich wie auch Dräxler- ed**):

Nur Eine deutſche Sängerkehle
Dort an der Oder lautem Strand,
Sie trauert mit getrübter Seele,
Durch ſtrengen Urtheilsſpruch gebannt.
Gerichtet ward der Dichter, deſſen
Gerichtshof Herzen ſollten ſein,
Von Männern, die noch nie ermeſſen,
Daß Frühling, Frühling bricht herein! —
O Herr! es drängt die Dichterblicke,
Daß ſie in Allem groß Dich ſehn,
Es drängt das Herz, beim Mißgeſchicke
Des Dichterbruders Dich zu flehn.
Die Roſe der Verzeihung pflücke
Und wirf ſie ins Gericht hinein,
Daß den Verbannten ſie beglücke —
Und Frühling, Frühling bricht herein.

Seine Vorleſungen hatte ich geſchloſſen, ich konnte nun . März meine Reiſe durch Sachſen und Thüringen an-

---

*) B. Deutſche Lieder nebſt ihren Melodien (Lpz. Frieſe 1843) —121. — Eine neue vierſt. Compoſition von Friedrich Silcher . Deutſches Commersbuch (Lahr 1858) S. 221—223.

**) 'Frühling 1842' im Feuilleton der Köln. Zeitung.

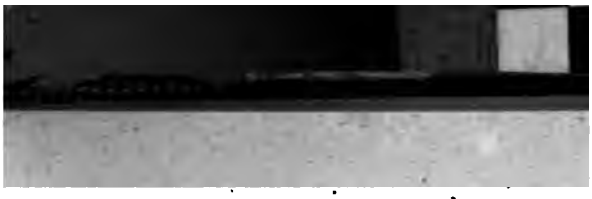
treten, wozu mir der Minister Eichhorn bereits am 19. Januar Urlaub ertheilt hatte.

Ich will jetzt Einiges aus der Erinnerung und meinem Tagebuche mittheilen.

27. März. 1. Ostertag. In Görlitz. Zu Mittag bei Polizeirath Köhler, Abends bei Baron Stillfried.

29. März. Außerordentliche Versammlung der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften. Ich halte einen Vortrag über die litterarischen Bemühungen für das deutsche Volkslied seit Nicolai (1777) und theile mehrere meiner gesammelten schlesischen Volkslieder mit. Etwa drittehalb Stunden dauert mein Vortrag. Von allen Seiten höre ich, daß er sehr angesprochen habe.

Abends bei Baron Stillfried. Außer Leopold Haupt nur zugegen Präsident von Seckendorf*). Ich spreche mich ganz unverholen aus über Staat und Kirche sowie über die Gebrechen unserer Zeit und alle Tagesfragen. Jedes Gespräch weiß ich



der Wirklichkeit zeige sich nirgend die Idee einer vernünftigen, zeitgemäßen Regierung. Es werde, wie schon Ancillon bemerkt habe, überall zu viel regiert; man müsse auch darin Maß halten. Ich lese mein Lied: 'Mäßigkeit ohne Maß.'

So ist auch ohne Verhehlen Mäßigkeit
Im Regieren zu empfehlen, Mäßigkeit.
Dem Volk fehlt Geist und Kraft,
Denn nicht minder
Als die Kinder
Stehn wir unter Vormundschaft.
Haltet mehr auf Mäßigkeit!

Nun gehen wir auf den Adel und seine neuesten Bestrebungen über. Beide Edelleute sprechen sich ganz entschieden dagegen aus und meinen sogar, daß man mit der 'Adelsreunion' nur dem Adel selbst schade. Ich bringe meine Adelsgedichte an. Merkwürdig, daß beide Edelleute auch dagegen nichts einzuwenden wissen. Jetzt komme ich auf das Schul- und Universitätswesen. Ich lese dazu mein Lied: 'Brotstudien'. Der Präsident ganz mit mir einverstanden. Um nun endlich noch meine vaterländische Gesinnung und das was ich überhaupt will, klarer an den Tag zu legen, lese ich die hierauf bezüglichen Lieder. Der Baron Stillfried meint, man gewinne durch nähere Bekanntschaft mit mir eine ganz andere Ansicht von meinen Liedern; er halte sich selbst überzeugt, wenn ich so einmal dem Könige selbst meine Lieder vorläse, so müßte er mich lieb gewinnen. — Zuletzt besehen wir noch viele Bilderwerke. Sehr ergötzen mich Les Français peints par eux-mêmes. Solch ein deutsches Werk können wir nicht haben, weil unser deutsches Leben viel zu mannigfaltig ist.

31. März in Dresden.

Auf einem Spaziergange begegnet mir Dr. Echtermeyer. Er arbeitet an einer Geſchichte der lateiniſchen Poeſie des Mittelalters. Wir ſprechen viel über Stoff und Hülfsmittel. — Abends bei Julius Moſen.

1. April in Leipzig. Abends in der Bierſtube des Hôtel de Pologne mit vielen Litteraten: die Doctoren Riedel, Adolf Böttger, Schiff ꝛc.

2. April. Moriz Haupt beſucht. Wir ſprechen viel über die ſchleſiſchen Volkslieder. Er hofft, daß Breitkopf und Härtel den Verlag übernehmen. — Dr. Carl Riedel's Gaſt im Hôtel de Pologne. Mir gegenüber Öttinger mit Frau; mit ſeinem kahl geſchorenen Kopfe und ſeinem wunderlichen Barte paßt er prächtig zu ſeinem 'Charivari'. Neben ihm Herloßſohn, bei ſeinen Schwächen immer gemüthlich, liebenswürdig und vor vielen ſeiner Herren Collegen ehrenwerth. Rudolf Hirſch, ſein Landsmann*) und jetziger Redacteur ſeines Kometen (1841—43),

gebung und Bestimmung über das Eigenthumsrecht), Reimer hingegen, daß wir viel zu viel haben: eine Nachcensur, doppelte Censur wie sie in keinem Lande der Welt vorkomme. Nun tritt Robert Binder auf, am ganz anderen Ende eines Tisches, und bringt ein Hoch auf mich aus. Alles erhebt sich, um mich zu sehen. Nachdem es ruhig geworden ist, danke ich mit: 'Freies Wort immer fort! stoßet an aufs freie Wort!'*) Lange anhaltender stürmischer Jubel.

3. April. Mit Robert Blum, seinem Schwager Günther- und Maler Storck durch das Rosenthal spaziert. Günther legt den slavischen Völkern eine hohe Bedeutung bei. Ich frage: 'Wo hat seit tausend Jahren auch nur ein einziges slavisches Volk gezeigt, daß es freiere Zustände haben will? Das Bestreben der Hussiten war nur religiöser Fanatismus ꝛc.'

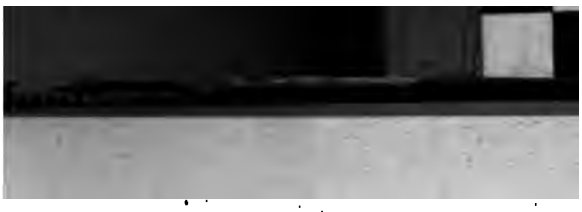
4. April. Brief von Vetter Wiede in Hamburg. Seine Bemühungen, Campen zur Gewährung meiner billigen Ansprüche zu bewegen, sind umsonst gewesen. Campe hat sich sehr kalt benommen, sich wegwerfend über den 2. Th. der U. L. geäußert und erklärt, daß er nie eine Fortsetzung der U. L. übernehmen wolle ꝛc. Eins ist mir lieb: ich brauche nun auf ihn weiter keine Rücksicht zu nehmen, wenn ich wieder etwas der Art drucken lassen will. Über meine von ihm empfangenen Honorare wundern sich die Buchhändler nicht wenig. Als ich einem sagte, daß Campe über Krebse klagte, so meinte er, es könnten wol allerdings einige kommen, aber was wolle das sagen? Er habe nach

*) Dies Lied war damals noch neu, es entstand 10. Jan. 42 in Breslau und wurde erst das nächste Jahr in den Deutschen Liedern aus der Schweiz S. 138–140 gedruckt.

Magdeburg allein an einen einzigen Buchhändler über 100 Exemplare geſchickt.

Morgen mir zu Ehren ein Frühſtück im Tunnel des Hôtel de Pologne. Dr. Kaiſer hat mich dazu eingeladen. Ich bin ſehr erfreut, und doch wünſche ich, daß es ſchon vorbei wäre. Es iſt immer ein unbehagliches Gefühl bei mir vor dem Beginne ſolcher Feſtlichkeiten, immer die Angſt, ich könnte in der Aufregung, etwas Unpaſſendes, Mißfälliges oder gar Verletzendes ſagen und ſo zur Mißſtimmung, oder gar zu Streit und Hader Anlaß geben.

5. April. Maler Storck zeichnet mich. Dr. Kaiſer holt mich ab ins Hôtel de Pologne. Meiſt alle Herausgeber Leipziger Journale, mehrere Litteraten und Buchhändler (Otto und Georg Wigand, Wilh. Engelmann, S. Hirzel) haben ſich bereits eingefunden. Über das Feſt ſelbſt ertheilten die Sächſiſchen Vaterlandsblätter vom 9. April 1842 ausführlichen



gewinnendes und Anziehendes. Eine hohe kräftige, männlich-stolze Gestalt, der man es ansieht, daß sie nicht geschaffen ist, um Nacken und Rücken zu beugen, freundliche Züge, ein klares, treues deutsches Auge, blondes Haar und Bart, Einfachheit und Treuherzigkeit im ganzen Wesen, einen Anklang des niederdeutschen Dialektes in der Sprache und Offenheit und Biederherzigkeit in jedem Ausspruche — so tritt er uns entgegen, läßt den Gelehrten und Professor im ersten Augenblick vergessen und dafür den gemüthlichen, durchaus volksthümlichen Dichter in ungeschminkter Treue sehen. Der erste Becherklang galt natürlich dem lieben Ehrengaste*), „dem graden, ehrlichen, deutschen Manne, dem rüstigen Vorkämpfer für Deutschlands Freiheit und Rechte, dem Dichter, der das Gefühl für das Gute und Wahre weckt und nährt mit mächtigem Klange in dem Herzen seines Volkes!“ und in einem dreimaligen Lebehoch brachte ihm die Versammlung den freudigsten Gruß. Der Gast antwortete mit einem Trinkspruche „auf die Einheit des großen, starken, freien Vaterlandes!“ und schloß an das ernste Hoch, das derselben erklang, den Vortrag eines satyrisch-launigen Gedichtes, welches mit scharfer Geißel die Vereinswuth unserer Zeit traf und ungefähr mit den Worten schloß: „Für Alles in der Welt dürfen wir uns vereinen, nur nicht für die Einheit unseres Vaterlandes.“

Mit dem Motto:

Uns blieb nur Eine Waffe noch!
Frischauf! sie ist uns gut genug;
Mit ihr zertrümmert jedes Joch
Und jeden Lug und jeden Trug!

wurde dem „freien Wort!“ als der einzigen, aber unwiderstehlichen und unüberwindlichen Waffe für die Freiheitsbestrebungen der Zeit

*) Sprecher Dr. Kaiser.

ein donnerndes Vivat gebracht *). In gewandter geistreicher Rede verglich ein Theilnehmer **) den Ehrengast mit Beranger, dem er in der Volksthümlichkeit wie im Geiste seiner Lieder verwandt sei; wie treffend und in mannigfacher Beziehung richtig dieser Vergleich auch sein mochte, wurde er doch von einem andern Theilnehmer †) mit Recht zurückgewiesen, welcher behauptete, „der Name Hoffmann v. Fallersleben habe einen so guten Klang im Vaterlande, daß es keines aus der Fremde hergeholten Anlehnungspunctes bedürfe, um die Bedeutung desselben zu bezeichnen; ebenso wenig es dem Franzosen einfallen werde, irgend einen Dichter den französischen Hoffmann zu nennen, eben so sehr solle man den ausländischen Maßstab meiden, um ein Talent zu messen, das so durchaus eigenthümlich und rein deutsch sei.“ Die heitere von Freiheitsmuth und Hoffnung beseelte Stimmung der Gesellschaft wurde einen Augenblick getrübt durch die Rede eines Theilnehmers, der die vaterländischen Zustände von der schwärzesten Seite betrachtete und nirgend Trost und Hoffnung finden wollte. Die ehrenvolle Gesinnung, aus der diese Ansicht hervorgegangen, anerkennend, antwortete ein anderer Redner in kräftiger edler Sprache auf die wirklich reiche Errungenschaft der letzten Jahre hinweisend, den Geist und die Gesinnung segnend, welche die rechte Bahn zum wahren Fortschritte glücklich gefunden und Resultate auf denselben erzielt habe, um die selbst freiere Völker, um die Franzosen und Engländer uns zu beneiden Ursache hätten. Und diese Rede fand um so lautern Anklang, als sie die natürliche Stimmung der Gesellschaft wieder herstellte, die der Feier des Tages ganz angemessen war. Laute Billigung fand der ausgesprochene Wunsch, jeder Mann möge seine Gesinnung und sein Streben offen vor aller Welt zur Schau tragen, ungescheut zur „Fahne der Partei

*) Von Robert Blum.
**) Heinrich Laube.
†) Dr. Kaiser.

ſchwören, die er aus Ueberzeugung gewählt, die Heuchelei aber und alles Schlechte mit offener Acht befehden. Bei der Erwähnung der drei ſogenannten Nationalunternehmungen: des Kölner Dombaues, des Hermannsdenkmals und der Errichtung einer deutſchen Flotte, wurde das erſtere nur mit lautem Hohne aufgenommen; aber allgemeine Zuſtimmung erfolgte, als der Redner aufforderte, den „Kölner Dom, der auf verwitterter moraliſcher und phyſiſcher Grundlage erbaut werden ſolle, der ewig eine todte hohle Steinmaſſe bleiben werde, ob auch Pfaffen darin hauſten, und an den das deutſche Volk kein einziges Band knüpfen könne, links, ſehr weit links liegen zu laſſen; dem Hermannsdenkmal, an das ſich eine ſchöne Erinnerung knüpfe, eine lebhafte Theilnahme zu ſchenken, dagegen alle Kräfte auf die Herſtellung einer Flotte zu lenken, von der die Farben des freien Vaterlandes jubelnd flattern durch die freie Luft und dahinwehen auf dem freien Meere bis zu dem fernſten Puncte der Erde, wo deutſche Brüder hauſen.“ Noch mancher herzlich gebrachte und freudig aufgenommene Trinkſpruch erhöhte die Begeiſterung; darunter ſind beſonders zu nennen: die hannoverſche Oppoſition, die Stadt Osnabrück, der Unionsclub in derſelben, die Majorität der badiſchen Kammer und ihr Sieg, die unabhängigen Blätter, die redlich für die gute Sache wirken u. ſ. w. Dazwiſchen erfreute der Ehrengaſt die Geſellſchaft mit dem Vortrage zahlreicher neuer Lieder, die für eine neue Sammlung beſtimmt ſind und die größte Heiterkeit hervorriefen, dieſe aber wechſelten mit Geſang und manches Lied aus dem 1. und 2. Theile der „unpolitiſchen Lieder“ erklang aus voller Bruſt. Gegen Abend trennte ſich die Verſammlung in der glücklichſten, freudigſten Stimmung. Es war ein Feſt, reich an Inhalt und Bedeutung, würdig ſchön und erhebend in ſeiner ganzen Haltung, freudig anregend und im Guten ſtählend in ſeiner Nachwirkung; ein Feſt, das den Gebern eben ſo ſehr zur Ehre gereicht, als dem Gaſte, für den es veranſtaltet wurde.

Es ist heute wol Manchem unerklärlich, wie das was in der Zeit und für die Zeit gedichtet war, von der Zeit aufgenommen wurde.

Freilich trugen auch die Schriftsteller das Ihrige dazu bei, es ließ sich mehr als eine anerkennende Stimme vernehmen. In Bezug auf das obige Frühstück sagt ein Berichterstatter in der Eisenbahn Nr. 43 vom 12. April unter anderem:

'Merkwürdig gerade in den Harmlosesten, in denjenigen unter den Menschen, auf welche die Welt und das Leben ganz unmittelbar zu wirken scheint, die wie Kinder unter uns singen und spielen, in solchen wirkt des Volkes Freud' und Leid, Hassen und Hoffen am tiefsten und innigsten, und sie wissen nur Das, was sie fühlen, am ungeschminktesten, darum ergreifendsten wiederzusagen. Sie sind ihrer Wirkung stets gewiß; sie sind wahre Volksdichter. Weil sie es mit keinem Rauschgoldglanze, keinem Knalleffecte, mit keiner angedichteten Begeisterung zu thun haben, so werden sie in ihrem Thun und Dichten, je weiter sie in Jahren vorschreiten, desto frischer und lebendiger. Ihre Dichtung nimmt den Ausgangspunct im kleinsten Raume und dehnt sich mächtig und mächtiger aus, weil ein guter und nachhaltiger Grund in ihnen ist, während die Strohfeuerbegeisterung und der Knabenliberalismus so vieler noch jugendlichen Schriftsteller, eben weil das gute, goldreine Wollen des Allgemeinen, des Menschlichen fehlt, nur raketenartig in Worte aufsteigt und im Dunkel der Nacht alsbald erlischt, oder in vornehmes Geckenthum verpufft, wenn jener Knabenliberalismus auf Nichts weiter ausging, als um sein eigenes Ich zu parfümieren, daß es vor sich selber wohlröche. Von dem Allen ist Hoffmann das directe Gegentheil; er ist ein deutscher Mann, der jetzt erst zum Jünglinge reift, in aller Frühlingslust und Jugendinnigkeit.'

Daß dieser Tag, der für mich ein Ehrentag war und

Freudetang bleiben sollte, für die Erinnerung auch noch zu einem Trauertage wurde, wie hätte ich das ahnden können? An diesem Tage starb in Berlin mein Bruder, fern von den Seinigen. Wochen vergingen, ehe ich den Brief eines Freundes erhielt, der mich von dem traurigen Ereigniß in Kenntniß setzte.

Daniel Hoffmann war geboren den 25. Mai 1790. In den Jahren 1811—1813 war er Mairie-Secretär meines Vaters, 1814 trat er in preußische Dienste, 1821 kam er in das Finanzministerium und wurde 1827 Rechnungsrath.

In allen Beziehungen des Lebens bieder, offenherzig, wohlwollend, gefällig, den Freunden ein treuer Freund, der Familie sein ganzes Leben hindurch in aufopfernder Liebe zugethan; in seinem Berufe allen, selbst den schwierigsten Arbeiten gewachsen, ausgezeichnet durch Geschäftskenntniß, gewissenhaft, fleißig, unverdrossen, bei seinen Obern und Amtsgenossen geliebt und geehrt; in Gesellschaften gemüthlich, liebenswürdig, unerschöpflich an guter Laune, reich an Scherzen und Witzen und ergötzlichen Geschichten, wobei ihm sein treffliches Gedächtniß und seine Belesenheit sehr zu statten kamen.

Nur in den letzten Lebensjahren war er ernst und stiller geworden, er hatte sich von allen Gesellschaften zurückgezogen und nur auf einen kleinen Kreis von Freunden und befreundeten Familien beschränkt. Bei seiner häufigen Kränklichkeit fing er an, leider zu spät! mehr für seine Gesundheit zu sorgen.

Obschon er mit dem Wie damals regiert wurde, durchaus nicht immer einverstanden war, so konnte er doch nicht billigen, daß jemand sich in meiner Stellung berufen fühlen konnte, öffentlich dagegen zu dichten.

Als älterer Bruder und ältestes Mitglied der Familie übte er gegen mich immer eine Art von Vormundschaft und

konnte sich von dem Gedanken nicht frei machen, daß er als der Ältere noch immer wie sonst Alles besser wissen müßte. Und so zeigte sich denn auch bei uns, daß nichts so sehr als politische Ansicht und Überzeugung die Herzen einander zu entfremden vermag. Ich ehrte seine Besorgniß für mich, aber wie ich ihm gegenüber immer meine Selbstständigkeit behauptet hatte, so fühlte ich auch jetzt mich nicht im Mindesten veranlaßt, diese meine Selbstständigkeit ihm zu Liebe aufzugeben. Daß er ohne die freudige Theilnahme, wie er sie sonst immer an meinem Leben genommen hatte, jetzt aus der Welt geschieden war, blieb für mich ein nachhaltiger Schmerz.

6. April. Mittagsessen bei Engelmann mit Kunsthändler Rudolf Weigel. Nach Tische Spaziergang nach Schönberg. Weigel behauptet, der Burkard Waldis sei zuerst 1610 erschienen und wettet mit mir.

Gegen Abend bei Hirzel und Reimer (Weidmannsche Buchhandlung). Lachmann tritt ein. Er ist gegen mich sehr anständig, nichts mehr von der kalten neckenden und boshaften Art, dagegen sehr gemessen und vornehm wie ein Berliner Akademiker.

Später mit einigen Bekannten im Hôtel de Bavière. Ein Unbekannter sitzt mit an unserm Tische und unterhält sich mit uns. Er zeigt einen Ring der Pompadour, der später im Besitze der Fürstin Rohan war: zwei Herzen von Brillanten mit der Umschrift: Rien de tel que l'union. Als er erfährt, wer ich bin, freut er sich sehr mich kennen gelernt zu haben; er sei einer meiner größten Verehrer und wisse den größten Theil meiner Lieder auswendig. Er bringt mehrmals meine Gesundheit in Versen aus. Ich muß ihm ein Andenken geben, und er giebt mir auch eins: seine Visitenkarte, und so erfahre ich denn, wer er ist: Kön. sächs. Hofjuwelier Zeitz von Dresden.

7. April. Gegen Abend zu Moriz Haupt's Hochzeit. Prof. Hermann als Schwiegervater mit seiner Familie, dann noch mehrere Gäste: Hirzel, Reimer, Prof. Lachmann, Prof. Weiße, Dr. Klee, Dr. Härtel ꝛc. Ich unterhalte mich viel mit Hermann über die Freisinnigkeit der Römer. Ich frage ihn, ob die Stelle wol echt sei in Cicero de republ. lib. II. §. 23. Desunt omnino ei populo multa qui sub rege est; inprimisque libertas, quae non in eo est ut iusto utamur domino, sed ut nullo. Hermann meint: 'Freilich!' — Gegen 9 Uhr empfehle ich mich; ich hatte schon früher eine Einladung angenommen ins Hôtel de Bavière. Rudolf Weigel giebt ein ausgezeichnetes Abendessen, besonders wenn man die Jahrszeit bedenkt: Lachs, Spargel, Schnepfen, Ananas, Scharzberger Mosel und Jaquesson Bouzy in Eis — für seine vorlorene Wette. Die gestrige Abendgesellschaft nimmt wieder Theil und wir sind wieder sehr heiter.

8. April. Bei Dr. Klee. Er will die Correctur meiner schlesischen Volkslieder übernehmen und wegen des Verlags mit Breitkopf und Härtel sprechen. Ich übergebe ihm das Manuscript, 682 Quartseiten. Es ist so sauber geschrieben, daß ein Corrector über keinen Buchstaben in Zweifel gerathen kann. Haupt, dem ich es vor einigen Tagen zeigte, war auch sehr erfreut darüber. — Wir sprechen über die gestrige Hochzeit. Ich frage, ob auch Champagner getrunken? 'Nein, nur ein guter Bocksbeutel. Der alte Hermann liebt den Champagner nicht. Überhaupt vertragen den Wein die alten Mägen nicht.'

Dr. Diezmann schreibt mir, ich soll als Beilage zur Modezeitung in Stahl gestochen werden. (Ist auch ausgeführt worden).

Am Abend bei Dr. Kaiſer mit Rob. Blum, Dr. Günther, Storck und Binder.

9. April. Abends im Litteraten-Verein. Ich werde gebeten, Einiges vorzutragen. Ich wähle lauter Litterariſches. Man war mehr ſtutzig als erfreut. Die Leute ſtecken zu tief in der griechiſchen und römiſchen Claſſicität und Ausländerei, als daß ſie ſich mit meinen Anſichten befreunden könnten.

10. April. Schnee liegt auf den Dächern — ein trauriger Frühling. Ich heize tüchtig ein. Klee, Engelmann und Binder bei mir. Nachher mache ich Abſchiedsbeſuche.

11. April. Binder erhält einen Beſcheid des Cenſur-Collegiums, unterzeichnet von Dr. C. Gretſchel, in Betreff meiner 'Hundert deutſchen Lieder'. Darin heißt es unter anderm, 'daß ein großer Theil der gedachten Lieder offenbar ganz unpaſſierlich iſt, daß ein anderer Theil derſelben nicht ohne weſentliche Veränderungen das Imprimatur würde erlangen

jetzo bloß der Kunst zuwendet, ohne die Kunst selbst gegen die Zeit zu kehren.'

Am Nachmittage will ich eine Lohnkutschergelegenheit benutzen. Um $^1/_2$2 Uhr soll die Fahrt nach Altenburg vor sich gehen. Um 2 Uhr steige ich in den Wagen. Es fehlt noch immer eine Person. Nach einer Stunde vergeblichen Wartens nehme ich mein Gepäck und eile in einem Fiaker zur Post. Ich lasse mich einschreiben und um 4 Uhr fahre ich mit dem Eilwagen nach Altenburg. Kurz vorher wird mir noch ein Breslauer Brief gebracht, man meldet mir, daß ich suspendiert sei.

Angenehme Reisegesellschaft: Bauinspector Theodor Stein von Danzig. Er ist begriffen auf einer Reise nach Rom. Wir bleiben noch einige Stunden beisammen, er fährt dann noch denselben Abend mit der Post weiter.

12. April. Das Merkwürdigste für mich in Altenburg Heinrich August Pierer, Major, Hofbuchdrucker und Herausgeber des Universal-Lexikons. Daß sein Werk einst Jahre lang meine einzige Bibliothek sein würde, ahndete ich damals nicht, ich würde sonst noch mit größerer Ehrfurcht dem Manne mich genähert haben, der so Manchem im Leben aus Verlegenheit geholfen und so Manchen vor Unwissenheit bewahrt hat. Der Herr Major macht den Eindruck eines biederen, gemüthlichen und wohlhäbigen Mannes.

13—20. April in Jena.

Ich besuche Göttling. Er erkennt mich, aber nur, weil er in diesen Tagen mein Bildniß sah, das an einem hiesigen Laden aushängt. Wir frühstücken und gehen dann zur Bibliothek. Ich sehe die alten Liederhandschriften durch und untersuche mehrere Bruchstücke mittelniederländischer Handschriften. Georg Forster's

[illegible] ich mir. — Mittags zu Tische bei Göttling. Gäste [illegible]che Schwarz und Hase, Prof. Danz und Regierungs- [illegible] Schwarz von Rudolstadt, Göttling's Schwager. — Nach [illegible] spaziert. Wunderschönes Wetter, die Berge in herrlicher Beleuchtung. Dahlmann begegnet uns, dann Prutz mit Frau und Schwägerin, der alte Fries, O. L. B. Wolff.

Abends bei Prutz mit Wolff und Danz. Sehr lebhafte Unterhaltung: wir streiten über antike Bildung, über das Nachahmen u. dgl. Wolff meiner Ansicht, Prutz uns entgegen. Sie bewirthen uns wechselseitig mit Gedichten. Wolff improvisiert ganz allerliebst. Erst um 1 Uhr scheiden wir in heiterer Stimmung.

14. April. Mittagsmal bei Göttling: Wolff, Danz, Prutz, Hand u. a. Ich singe mehrere Lieder: den Döbler, den Gelsfasching, die Adelsreunion und manches gegen die Philologen. Hand macht ein bedenkliches Gesicht, ergötzt sich aber doch. Ich erzähle mitunter Geschichten. Alles sehr lustig. — Nachher Spaziergang auf den Galgenberg mit Wolff und Prutz; Scheidler schließt sich an. Lohnende Aussicht.

Scheidler führt mich in seine Wohnung und schenkt mir seinen deutschen Juristenspiegel und seine Propädeutik der Rechtsphilosophie. Der Mann macht einen ganz eigenen Eindruck. Er hört gar nicht und man kann sich nur schriftlich mit ihm unterhalten. Er ist außerordentlich lebendig und erfüllt von der Wahrheit seiner Ansichten: „Wir stecken tief in der Aristokratie des Wissens, wir müssen uns von den Juristen und den Philosophen losmachen, das sind unsere größten Feinde; ich nehme mich überall des Volkes an, besonders seines wahren Kerns ꝛc.“ — In seinen Ansichten soll viel von 1813 noch sein, aber aus den Citaten sieht man denn doch, daß er mitgeht. Seine ganze

Erscheinung ist die eines biedern, ehrenwerthen und wahren Deutschen.

Um 7 Uhr bei Wolff. Wir hören Gesang, schauen zum Fenster hinaus, gewahren aber niemand. 'Das gilt Ihnen, sagt Wolff, kommen Sie nur mit auf den Hof!' Da stehen etwa 30 Studenten, die in den Ferien zurückgeblieben sind, und singen: 'Freiheit, die ich meine.' Dann tritt einer hervor und bringt mir ein Hoch aus. Ich reiche jedem die Hand und danke herzlich für die Liebe und Anerkennung. Ich will noch mehr sprechen, aber ich bin zu bewegt. Sie singen dann noch eins meiner Lieder und gehen befriedigt heim.

16. April. Mit Wolff im Einspänner nach Weimar. Wir besuchen die Bibliothek. Ich werde Riemer vorgestellt. Der Mann mit seinem rothen Gesichte und der dicken Nase hat etwas Abschreckendes, eine in Spiritus gesetzte Reliquie aus Weimars Glanzperiode. Die unpolitischen Lieder sind angeschafft, die Bibliothecare haben aber die Weisung erhalten, sie nicht auszuleihen. Wird wol nicht so genau befolgt sein. Ich leihe mir auf Wolff's Namen das Liederbuch des Paul von der Aelst und zwei Bände mit Liedern des 16. Jahrh. in fliegenden Blättern. Wir essen nachher im Erbprinzen sehr schlecht. Der großherzogliche Hofmaler J. H. Schramm zeigt uns sein Album mit Bildnissen interessanter Leute. Er möchte auch mich darin haben und bittet mich, ihm zu sitzen. Ein Glück für mich, daß diese Art des Sitzens, freilich auch eine sehr langweilige, bis jetzt noch das einzige Sitzen war, das ich bestehen mußte.

Ich verkehrte die letzten Tage in Jena nur mit Wolff. Er ist ein angenehmer, ergötzlicher Unterhalter, unerschöpflich an Witzen, Einfällen, Geschichten aus dem Leben und der Litteratur.

Wenn auch nicht Alles wahr, wenigstens nicht so wahr ist, wie er es erzählt, so hört es sich doch gut an und verfehlt nie seine Wirkung, man muß staunen oder lachen. Er weiß Alles in gefällige Form zu kleiden und durch den Vortrag selbst dem Unbedeutenden einen gewissen Reiz zu verleihen, und immer die Aufmerksamkeit des Hörers zu fesseln. Unübertrefflich versteht er es, reisende Engländer in ihrem gebrochenen Deutsch und mit ihren Wunderlichkeiten darzustellen. Er ist aber nicht immer harmlos: es scheint als ob seine eben nicht glänzende Lage und mancherlei Anfeindungen, die er sich zuzog, oft freilich unverdient, ihn verstimmt und mitunter erbittert haben. Leute, die er nicht leiden mochte, wol bloß weil auch *sie* ihn nicht leiden mochten, konnte er durch Erzählung einzelner Züge aus ihrem Leben so lächerlich machen, daß auch nicht ein gutes Haar an ihnen blieb. Seine allezeit lebendige Phantasie war natürlich dabei nicht müßig.

Statt seinen Ruhm als erster deutscher Improvisator zu verwerthen und sich eine sorgenfreie, angenehme Zukunft zu verschaffen, zog er vor außerordentlicher Professor mit geringem Gehalte zu werden, weil ihm das Wanderleben mißfiel. Im Wohlstande erzogen behielt er, als dieser geschwunden war, immer noch die Gewöhnung an die früheren Genüsse, die zu seinem Gehalte und sonstigem Verdienste nicht stimmte, und da er nun noch für Familie und einen Hausstand sorgen mußte, und doch allerlei Liebhabereien, feine Cigarren, feine Weine und dgl. nicht aufgab, so verfiel er um mehr Geld zu verdienen der Lohnschreiberei: er veranstaltete deutschlitterarische Sammelwerke*)

*) Encyclopädie der deutschen Nationallitteratur, Poetischer Hausschatz, Hausschatz der Prosa, Halle bei Völker ꝛc.

ieferte Übersetzungen aus allen germanischen und romanischen chen, deren Kenntniß hiezu sehr verlockend war. Der schaftliche Werth dieser Arbeiten ist nicht von großer Be- ng, doch läßt sich nicht leugnen, daß sich in der Auswahl eschick, Geschmack und oft ein bewundernswerther Tact ebt. Deshalb aber hatte er noch lange nicht verdient, einen Collegen als nicht zunftgerecht betrachtet zu werden. ide Professoren, oft bei dreimal höherem Gehalte, haben ere Bücher geschrieben und durch Schrift und Lehre viel r gewirkt als Oscar Ludwig Bernhard Wolff*). Manchem manches vornehmen Professors möchte es eben so ver- rgehen wie 'Wolff's historischen Volksliedern'. Als Bibliothek eines Freundes durchmusterte, fand ich auch Buch, aber auf dem Rücken die Aufschrift: 'Schaf's Volkslieder.'

Durch Wolff lernte ich Dr. Johann Heinrich Sievers . Er hatte sich bereits durch ein Gedicht an mich bei ngemeldet. Er wollte Buchhändler werden und hielt sich andels halber in Jena auf. Ein harmloser Meklenburger, n der politischen Regung der Zeit mitergriffen war und b glaubte sich poetisch daran betheiligen zu müssen. Ich ihm den Vorschlag, mich auf meiner Reise eine Strecke leiten. Er ging darauf ein, und so fuhren wir am 21. Morgens nach Rudolstadt.

Bis Kahla immer im Nebel, dann klärt es sich und bei em Sonnenscheine kommen wir in ein liebliches Thal,

---

*) Sehr ausführlich und anerkennend ist der Artikel über Wolff in s Conversations-Lexikon 2. Abth. 14. Bd. 2. Th. S. 1150 6.

[illegible] ist. Bald erreichen wir [illegible] zu Mittag und [illegible] und erfreuen uns der schönen [illegible] ras. Es ist ein ein[illegible] Schwarzathal.

[illegible] im besten Gange [illegible] Kinder sind beschäf[illegible] Holzscheite, die stehen [illegible] in Bewegung zu setzen. [illegible] messingbeschlagenen [illegible] ertheilen ihre Befehle [illegible] ihrem nassen Berufe [illegible]

[illegible] bekannt geworden, daß [illegible] besucht mich und [illegible] Blankenburg ein. Wir [illegible] die Honoratioren [illegible] mich dringend, etwas [illegible] so muß ich es, um [illegible] doch thun. Allgemeine [illegible] ein Ständchen gebracht [illegible] ihre Instrumente in Rudol[illegible] Zeichen der Verehrung [illegible] Gesellschaft um Mitter[illegible] Dr. [illegible] kann sich gar nicht [illegible] der sonst gewiß ganz ruhigen [illegible] mich freue, daß es überhaupt noch [illegible] fähig sind.

[illegible] immer unterwegs: durch's Schwarzathal nach [illegible] und [illegible] immer zwischen hohen Bergen

voll Fichten und Tannen nach Wallendorf, von da über den Rennweg nach Sonneberg, und Abends in Coburg.

23. April. Wir besuchen den ehemaligen würtembergischen Minister und Bundestagsgesandten von Wangenheim*). Er wohnt in einem hochliegenden Garten in der Nähe des Schlosses. Wir müssen durch unendlich viele Thüren und gelangen endlich zu ihm in ein kleines Zimmer voll Tabaksdampf. Er empfängt uns auf das Freundlichste. Das Wohlwollende, Vertrauenerweckende in seinem Wesen bringt uns bald in die traulichste Unterhaltung. Wir sprecheu über Deutschlands Gegenwart und Zukunft. Ich erzähle ihm von meiner bevorstehenden Absetzung. 'Haben Sie Frau und Kinder?' — 'Nein, Excellenz.' — 'Nun, dann sind Sie noch immer gut daran.'

Nach Tische die Bibliothek besucht, und dann im Einspänner zum Thore hinaus. Wir kehren in Neuses bei Rückert vor. Wir hatten ein hübsches Landgut mit einem parkartigen Garten in einer lieblichen Gegend erwartet, und finden eine ganz gewöhnliche Gegend, ein unansehnliches Haus und einen eben angelegten Garten mit jungen Bäumchen und Sträuchen. Es gehört wirklich eine große Phantasie dazu und noch größere Genügsamkeit, um das Alles auf die Dauer schön zu finden.

Rückert sitzt im Garten. Als er uns nahen sieht, erhebt er sich. Ein langer, ziemlich hagerer Mann; sein Gesicht mit starken Zügen hat etwas Finsteres und fast Abgelebtes; sein langer Rock ist so verschossen, daß es schwer hält nach irgend einer Farbenscala seine jetzige Farbe zu bezeichnen. Er bewillkommnet uns sehr ernst, beinahe kalt. Wir gehen in eine Laube ohne Laub und setzen uns.

*) Sein Leben im Nekrolog der Deutschen 1850. S. 434—441.

Ich. Wie gefällt es Ihnen in Berlin?

R. Jetzt besser als früher.

Ich. Was haben Sie diesen Winter gearbeitet? wol a einer Übersetzung der Hamasa?

R. Ja, ich bin damit fertig geworden. (Er läßt sich au über Übersetzungstreue.)

Ich. Was giebt's denn Neues in Berlin? Das Frau furter Journal meldet aus Preußen, daß Jacoby verurtheilt und daß ich entlassen sei.

R. Sie haben auch wol nichts Anderes erwartet?

Ich. Ich freilich nicht, aber Andere haben Anderes wartet, viele glauben noch gar nicht daran.

R. Sie haben es provociert.

Ich. Der Staat hat das Recht, sich der Staatsdie die ihm nicht genehm sind, zu entledigen, aber nicht das R ohne Urtel und Recht jemanden abzusetzen. Der König hat Cabinetsordre wie es heißt unterzeichnet.

R. Sie werden Pension bekommen — ich kann es gar nicht anders denken — und da wird man Ihnen erla überall zu leben.

Ich (lächelnd). Sie beneiden mich am Ende noch.

Rückert begleitete uns an den Wagen. Ich wollte seine Frau noch begrüßen. Er führte mich oben hinauf in Staatszimmer. Frau Rückert erschien und erinnerte sich freu an unsere frühere Begegnung in Erlangen. Rückert wurd traulicher.

R. Es ist weiter kein Unglück, wenn Sie mit 50 pensioniert werden ꝛc., in Hildburghausen können Sie mit 5 das erste Haus machen. Ich ließe mich gleich pensioniere

Ich. Sie dürfen nur wieder etwas Politisches dichten.

R. O ja, wenn man nur die Gränze wüßte!

Ich. Das Schlimmste für mich wäre, wenn ich aus Deutschland verbannt würde.

R. Da bleibt Ihnen Europa offen, und wenn das auch Ihnen versagt ist, gehen Sie nach America. Dort lebt jetzt deutsche Kunst und Wissenschaft auf. Wir müssen einen deutschen Staat gründen. Meine Söhne sollen auch hin.

Ich. Ich bin mit Deutschland zu sehr verwachsen: Verbannung wäre mir das größte Unglück.

So scheiden wir. Spät Abends zu Hildburghausen im englischen Hof. Im Gastzimmer rechts sitzen die ehrsamen Bürger und rauchen aus langen Pfeifen, jeder hat seine Flasche Bier vor sich. Alles ist in dicken Tabaksqualm gehüllt. Wir gehen in das Zimmer gegenüber und speisen zu Nacht mit einigen Reisenden. Ich gebe mich für einen Papierhändler aus, werde aber von einem der Anwesenden erkannt. Das Fremdenbuch wird umhergereicht. Sievers schreibt in die Rubrik: Zweck der Reise 'Chausseegeld zu bezahlen.' Wir hatten sehr oft und viel bezahlt. Ich schreibe: 'Die Dorfzeitung an der Quelle zu lesen.'*)

24. April. Unser erster Besuch gilt dem Gründer des Bibliographischen Instituts, Josef Meyer. Wir finden ihn in seinem Comptoir. Er empfängt uns sehr freundlich. Wir sprechen über die neuesten Zeitverhältnisse. Ich finde ganz den Mann wieder wie er sich selbst giebt in seinem 'Universum'.

*) Darüber ist später noch oft gescherzt worden, selbst in thüringischen Blättern. Herr Ludwig Westrum hat daraus eine ganze Geschichte gemacht und in Versen zum Besten gegeben im Dorfbarbier 1865. Nr. 49. vom 2. Dec.

Wenn man auch nichts weiß von ſeinen großen Leiſtungen auf dem Gebiete des Wiſſens, des Handels und der Induſtrie, ſo gewahrt man doch gleich den außerordentlichen Mann, der mit vielſeitigen Kenntniſſen glühenden Muth verbindet für des Vaterlandes Glück, Freiheit und Recht, und für den Fortſchritt der Menſchheit.

Wenn ich ſeine 'Groſchenbibliothek der Deutſchen Claſſiker für alle Stände' vom gewöhnlichen Buchhändlerſtandpunkte aus mißbilligen mußte und vom litterariſchen aus nicht billigen konnte, denn er geht zu einſeitig zu Werke*), ſo war ich doch einverſtanden mit dem was er beabſichtigte. Er hat ſich einmal ſelbſt gegen ſeinen Freund Storch darüber und über ſein ganzes Wollen und Streben klar ausgeſprochen:

'Erſt muß das Volk ſeine Dichter für ein paar Groſchen erhalten, damit ihm der Geiſt geweckt werde und es richtig fühlen und denken lerne; dann muß es mit der Natur und ihren gewaltigen Kräften, ſoweit die heutige Wiſſenſchaft ſie kennt und

Josef Meyer hatte wie alle bedeutenden Menschen seine Feinde, aber wenn von diesen längst keine Rede mehr ist, wird das Edle in seinen Bestrebungen noch leben*).

Darauf besuchen wir Consistorialrath Nonne. Er kommt eben von einem Spaziergange zurück und führt uns in sein Arbeitszimmer. Ein kleiner runder wohlgenährter Mann, mehr Mönch als Nonne. Wir unterhalten uns über die Dorfzeitung: er ist Censor und Schreiber zugleich und sein Schwiegersohn Hauptmitarbeiter. Er wünscht mit mir, daß unsere Bekanntschaft von dauernder Wirkung sei.

Noch am Nachmittag reisen wir weiter und sind am Abend im sächsischen Hof zu Meiningen.

25. April. Wir besuchen Ludwig Bechstein. Ich lasse mich anmelden als Professor Hoffmann aus Jena. Da nun ebendort zwei Hoffmann Professoren der Theologie waren, so kann sich Bechstein nicht anders denken, als daß einer und zwar der Kirchenrath Andreas Gottlieb Hoffmann ihn mit einem Besuche beehren will. Um diesen recht nach Amt und Würden zu empfangen, wirft er sich in seinen besten Frack und kommt feierlich uns entgegen. Er ist nicht wenig verwundert, mich zu sehen; obschon ärgerlich wie es scheint über seinen Irrthum, empfängt er uns doch recht freundlich.

Wir bleiben nun den ganzen Tag in seiner Gesellschaft. Er führt uns durch den Park, ins Casino, in die Sammlung des hennebergischen alterthumsforschenden Vereins und in die

*) Josef Meyer, Sohn eines Schuhmachers, geb. zu Gotha 9 Mai 1796, † zu Hildburghausen 27. Juni 1856. Ein schönes Denkmal hat ihm sein Freund Ludwig Storch gesetzt unter der Überschrift: 'Ein Pionnier des Geistes' in der Gartenlaube 1857. S. 613—616; 633—636 und 645—648

[illegible] Bibliothek. Am Nachmittage spazieren wir [illegible] [illegible] und besehen das neue Schloß, das im [illegible] [illegible] Stile gebaut ist nach Heideloff's Entwürfen [illegible] [illegible] und der Fenstergemälde und Glasmalereien [illegible] [illegible] Aussicht. Dann fahren wir zum Schützenhof [illegible] [illegible] den Tag mit einem heiteren Abend in Sch[illegible] [illegible].

Bechstein ist ein angenehmer Gesellschafter, der [illegible] und gründlich zu unterhalten weiß. Er scheint mit [illegible] Schicksal zufrieden: er hat Haus, Frau und Kinder [illegible] Bibliothek und Curiositäten-Sammlung, und [illegible] [illegible] einen kleinen Gehalt und denselben Titel, [illegible] [illegible] Schiller'n zu Theil wurde. Von seiner früh[illegible] [illegible] in den lustigen Fahrten eines Musi[illegible] [illegible] seiner Bücher nur die eige[illegible] [illegible] seines Freundes des Ministers Elster*) ist, [illegible] hat und vielleicht nicht einmal immer glücklich. [illegible] scheinen nicht allein aus einem unwiderst[illegible] Triebe zu dichten und zu erzählen hervorgegangen zu sei[illegible] [illegible] auch aus der Nothwendigkeit das was ihm zur Er[illegible] seines Hausstandes und seiner Liebhabereien sehr fehlte, [illegible] erschreiben. Jeder läßt sich auch von seiner [illegible] [illegible] sagen: 'Etwas weniger wäre mehr gewesen.'

30. April. Den ganzen Tag unterweges: über [illegible] [illegible]ingen, Frauenwald, Ilmenau, Gräfenau (Gasthof zum [illegible] [illegible] und in der Mitte der Straße ein Flußbett [illegible] Stadt Ilm. Ein daß des Stadt davor steht, sonst [illegible] niemand ahnden, was es sein soll. Als wir eingete[illegible]

---

*) Über sein Leben s. Meyer's Conv.-Lex. 1. Abth. 8. Bd. S. [illegible]

frage ich den Kellner: 'Was habt Ihr für Bier?' — 'Nur gutes.' — Auf dem Markte hören wir Musik, und wirklich recht gute. 'Was sind denn das für Musikanten?' — 'O, das sind unsere Leute, die Bürger.' Während anderswo die Handwerker nur noch Ackerbau und Viehzucht treiben, befleißigen sie sich hier einer freien Kunst und bringen es oft darin zu einer Art Meisterschaft.

27. April. In Weimar nur einige Stunden. Wir besuchen den Buchbindermeister Adam Henß, der durch sein freisinniges redliches Wirken für Stadt und Staat zum wahren Volksmanne geworden ist.

Um 4 Nachmittags in Jena. Endlich komme ich ins Klare über mein nächstes Schicksal. Während die Zeitungen bereits meine Absetzung verkündeten, ist bis jetzt nur erst die Suspension erfolgt. Das Schreiben lautet:

In Folge eines, von des Herrn Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, Herrn Eichhorn Excellenz mir zugekommenen Rescripts vom 9. d. Mts. habe Euer Wohlgeboren ich, in der wider Sie eingeleiteten Disciplinar-Untersuchung, hiermit zu eröffnen, daß nach vorgängigem Vortrage im Königlichen Staats-Ministerium, Ihre vorläufige Suspension von Ihrem Amte beschlossen worden ist.

Hiernach ist Ihnen während der Dauer Ihrer Amtssuspension die Haltung öffentlicher Vorlesungen untersagt. Der akademische Senat ist hiervon in Kenntniß gesetzt worden.

Das erwähnte hohe Rescript fügt hinzu, daß Euer Wohlgeboren die endliche Entscheidung bald zu erwarten haben.

Breslau, den 14. April 1842.

Der Königliche außerordentliche Regierungs-Bevollmächtigte und Geheime Ober-Regierungs-Rath.

Heinke.

Wolff schenkt mir ein Petschaft, einen Achat, in dessen Mitte ein Immergrünblatt mit der Umschrift: Je ne changerai qu'en mourant.

28. April. Ich besuche Prof. Gustav Eduard Fischer. Wir sprechen viel über eine deutsche Geschichte seit 1789. Er liest seit Jahren darüber, hat viel gesammelt und geforscht, ganze Folianten zusammengeschrieben. Er scheint zu denen zu gehören, die nie fertig werden.

Am Abend wird mir angezeigt, daß die Studenten vom Fürstenkeller mir ein Ständchen bringen wollen. Gegen 10 kommen schweigend in den Hof der 'Sonne', bilden einen Halbkreis und singen. Als ich das Fenster geöffnet habe und hinaussehe, tritt einer vor und bringt mit lauter Stimme folgendes Hoch aus:

'Dem Manne der Wissenschaft und der Gegenwart, dem Kämpfer für Licht und Wahrheit, dem Sänger des Liedes welches That ist, H. v. F., bringen Jünglinge, deren Streben ist, zu erfassen die Gegenwart und mitzubilden die Zukunft, ein dreifach donnernd Hoch.'*)

Es wird noch ein Lied gesungen, dann Alles still. Ich danke tiefbewegt mit wenigen herzlichen Worten, und schweigend geht der Zug von hinnen. Es war nicht gestattet worden, mir ein feierliches Ständchen zu bringen.

Wie ich später erfuhr war der Sprecher Wilhelm Genast, Sohn des Hofschauspielers G. in Weimar.

29. April. Abreise aus Jena. Mich fährt derselbe Hauderer, der gestern den von Berlin heimkehrenden Professor Dahlmann nach Jena zurückgebracht hat. Wunderliches Zu-

*) Sächs. Vaterlandsblätter 1842 vom 5. Mai.

sammentreffen! In demselben Wagen *gestern* der abgesetzte, landesverwiesene Göttinger Professor, der eine ehrenvolle Anstellung in Preußen findet, und *heute* wieder ein Professor, der aber in Preußen abgesetzt werden soll!

Durch die sogenannte weimarische Schweiz, Dornburg und Umgegend nach Schulpforta.

Ich wollte Prof. Steinhart nur auf ein Stündchen besuchen. Wir waren zusammen auf dem Pädagogium zu Helmstedt und hatten uns seitdem nicht wieder gesehen, also seit beinahe 30 Jahren. Als ich auf das Thor von Pforta zufahre, sagt mein Kutscher: 'Da geht der Professor Steinhart!' Ich lasse still halten und rufe: 'Steinhart!' Er kommt sehr verlegen an den Wagen, sieht mich an und wird noch verlegener bei meiner Frage: 'Was Tausend, Steinhart! kennst Du mich nicht mehr? Ich bin —' Große wechselseitige Freude! Ich fahre zu ihm und aus dem Stündchen werden mehrere Tage.

Die klösterliche Stille in dem schönen Saalthale thut mir wohl. Bei dem heitersten Frühlingswetter und im traulichen Verkehre mit seinen Collegen Koberstein und Fickert, und seinem Schwager, dem Musikdirector Seiffert vergeht mir die Zeit schnell und angenehm.

Einen Tag machten wir einen Ausflug nach Schönburg zu Steinhart's Bruder dem Pastor, meinem Helmstedter Stubengenossen.

5. Mai, am Himmelfahrtstage, begleitet mich Steinhart nach Weißenfels zum Director Harnisch. Der Mann ist noch sehr rüstig, meint aber doch, man müsse nicht im unkräftigen Alter einer Seminar-Directorstelle vorstehen. Er wird nächstens Pfarrer an der Elbe. Früher liberal, jetzt etwas fromm, hat

den rothen Adlerorden, lieſt die Staatszeitung und bezieht bald ein Einkommen von 1800 ℛ.

Im Einſpänner nach Leipzig. Ich kehre bei Blum vor. Er beſucht mich mit ſeiner Frau. Wir gehen um den Wall und ſind den Abend zuſammen mit Wuttke im Hôtel de Bavière.

6. Mai. Als ich mir Abends im Hôtel de Pologne Eſſen beſtellt habe, meldet mir Dr. Wuttke, daß die Studenten mir ein Ständchen bringen wollen. Wir ſitzen im großen Saale und ſpeiſen, da öffnen ſich die Flügelthüren. Gegen 300 Studenten ſtehen in und vor dem Hauſe. Sie ſingen: 'Ach, wir armen Narren hoffen ſtets und harren, daß der Freiheit Morgenroth beginnt ꝛc.' Dann hält ein Student eine Rede und bringt mir ein Hoch aus, in das alle einſtimmen. Ich trete vor und danke; was ich ſagte, weiß ich nicht mehr — ich war ſehr ergriffen. Dann ſingen ſie: 'Freiheit, die ich meine.' Ich laſſe das freie Wort leben.

7. Mai. Geſtern kaufte ich 6 Exemplare des 2. Th. der U. L. für einen Freund. Ich mache gleich die Entdeckung, daß der Druck mit dem früheren nicht ſtimmt. Heute vollende ich die Vergleichung beider Drucke: in dem neuen finde ich über 155 Abweichungen. Campe hat mich alſo ohne mein Wiſſen und meinen Willen nachgedruckt. Wuttke räth mir, ihn zu verklagen. Niemand ſei erfahrener in ſolchen Dingen als der Advocat Schellwitz. Wir gehen zu ihm. Ich übergebe ihm den Thatbeſtand. Schellwitz meint, in Hamburg laſſe ſich bei den Gerichten gar nichts ausrichten; man müſſe warten, bis Campe wieder zur Meſſe komme. Übrigens wolle er an ihn ſchreiben und ihn auffordern, ſich gütlich mit mir abzufinden.

Ich hatte ſchon mehrere Berliner gefragt, die meinen Bruder kannten, ob ſie nichts von ihm wüßten. Niemand

wollte mir die Wahrheit sagen, es hieß immer, er wäre krank. Ein marterndes Gefühl sagt mir immer: er ist todt, und dies Gefühl verläßt mich nicht mehr. Am späten Abend höre ich dann die schreckliche Kunde von seinem Tode. Ich entschließe mich so schnell als möglich nach Berlin zu gehen.

8. Mai. Ich höre heute erst von dem furchtbaren Brandunglücke Hamburgs. Die ganze Deichstraße ist abgebrannt. Als Campe Leipzig verließ — denn er war hier — lag sein Haus bereits in Asche. Ich nehme meine Klage gegen ihn sofort zurück.

Breitkopf und Härtel übernehmen den Verlag der schlesischen Volkslieder. Bei Engelmann werden 'Politische Gedichte aus der deutschen Vorzeit', von mir gesammelt, erscheinen.

10. Mai treffe ich in Berlin ein und noch denselben Tag untersuche ich den Nachlaß meines Bruders: es finden sich nur Familienbriefe, ein Siegelring, eine kleine Büchersammlung und ein Schuldschein. Ich behalte nur den Siegelring.

Ich besuche die Freunde meines Bruders und die Grimm's; bei letzteren treffe ich Bettina, die sehr ergötzliche Geschichten erzählt.

12. Mai werde ich zu einem Frühstücke abgeholt, welches 20 Studenten mir zu Ehren veranstaltet haben. Ich war Tags vorher dazu eingeladen, und hatte es nur angenommen unter der Bedingung, daß es an keinem öffentlichen Orte stattfände. Mein Wunsch war erfüllt: wir befanden uns ganz unter uns auf einer geräumigen Studentenkneipe. Ohne alles Aufsehn verlief sich die Sache, obschon es nicht eben geräuschlos herging. Es wird gut gefrühstückt und noch besser getrunken, und viel gesungen. Ich höre meine Lieder oft nach neuen, von den Studenten gemachten Melodien singen. Mitunter kommen auch hübsche Varianten vor:

Dankbar essen wir drum Juchten,
Gehn spazier'n in Caviar.

Rudolf Löwenstein bringt folgenden Trinkspruch aus:

Ein Lied reißt wie der Blüthenstaub sich los
Und wird getragen von den Winden —
Wo offen sich verwandte Herzen finden,
Senkt es befruchtend sich in ihren Schoß.

So ist die Schaar, die Dich umringt, Dein Eigen:
Ihr ist vergeblich nicht Dein Lied erklungen —
Ist tief in ihre Herzen eingedrungen,
Und Thaten sollen seine Macht einst zeigen.
Es lebt in ihr Bewußtsein und Gesinnung,
Ein Geist, ein Herz in dieser kleinen Innung.

Du sangst des Jammers Allgemeinheit,
Der klugen Staatsmänner Kleinheit,
Der andern Männer Ärmlichkeit,
Warfst immer nur den Fehdehandschuh
Und strafest mit dem Redekantschuh
Die feig' elende Erbärmlichkeit.
Du hast die Zeit nicht bei den Leuten,
Nein! bei der Zeit die Leute angeklagt,
Und weil Du dies und weil Du auch gewagt,
Des Rechtes wahren Sinn zu deuten,
Und wolltst nicht säumen, der Jugend es zu sagen,
Was ihre Vordern schier verschlafen wollen,
Weil sie nur glauben und gehorchen sollen,
Und niemals nach dem Recht der Herrscher fragen:

Sahn es die Herrn vom rothen Kragen
Mit Mißbehagen,
Wollten die Herrn mit bunten Bändern
Sich nicht ändern.

Nur über Dich und Deine Lieder mit Feier
Breiten der Vergessenheit Schleier.
Doch hat Dich, o Theurer, Entsetzen gefaßt,
Als Du vom Entsetzen gehöret hast? —

Drum hebet die Becher,
Ihr wackeren Zecher!
Schwinget, klinget, singet
Ein jubelnd Hoch dem unpolit'schen Streben
Des Herren H. v. F.

ößter Heiterkeit. Zum Andenken schreibt mir jeder
en auf.
h nachher auf der Post bin, werde ich noch von allen
ommnet. College Betschler, mein Reisegefährte, be-
n Angst. Ich beruhige ihn und rufe meinen jungen
in herzliches Lebewohl zu.

4. Mai wieder in Breslau.

meine einstweilige Entamtung war ich ein ganz
n geworden und konnte nun meine Zeit nach Be-
enden. So erwünscht mir das früher gewesen wäre,
mir doch unter den jetzigen Umständen sehr unwill-
Ich fühlte mich vereinsamt, und fast überall, wo ich
ließ, unangenehm berührt. Die vielen guten Be-
mal aus dem Beamtenstande, suchten jetzt absichtlich
nmentreffen mit mir zu vermeiden, und um ihre
Gesinnung gegen mich zu verhüllen, grüßten sie
freundlicher, beeilten sich aber an mir vorüberzu-
Die Herren Collegen zeichneten sich in dieser Be-
) ganz besonders aus, sie flohen mich wie ein räu-
.

die Breslauer Poeten, die mich bisher als ihren
en, wenn auch ungerne, betrachtet hatten, hielten es
ihrer Würde, mir dem Fast-Abgesetzten bei jeder
eins zu versetzen. Selbst der gute Geisheim ließ
tiftungsfeste des Breslauer Künstlervereins, dessen

vieljähriger Vorsteher ich gewesen war, folgendes Lied gedruckt vertheilen und singen:

Es platzten die Knospen empor aus dem Grün,
Dem Freunde, dem Dichter entgegen zu blühn:
Wo ist er, wo bleibt er, der sonst uns besang,
Dess' Liedchen so lieblich, so freundlich uns klang?
Kein Sänger mehr hier und mehr dort!
Heidi! er ist fort! heidi!

Die Lerche, der Kuckuck, die Nachtigall,
Die Lärmer im Walde, all horchten sie, all,
Und fragten: Erklingt uns sein Echo nicht bald?
Ohn' Freund sie allein nur durchlärmen den Wald.
Kein Sänger mehr hier und mehr dort!
Heidi! er ist fort! heidi!

Es schwärmten die Mücken gar wohlgemuth
Beim Abendglanz auf der silbernen Fluth,
Zu tanzen im Mond nach des Sängers Gebot,
Doch Sänger und Fluth und der Mond ist todt.
Kein Sänger mehr hier und mehr dort!
Heidi! er ist fort! heidi!

Das Mägdlein sucht den Geliebten am Bach,
Es werden die Lieder im Herzen ihr wach,
Doch harrt sie vergebens: Ach, seufzet sie bang,
Er liebte wohl nimmer mich, wie er es sang!
Kein Sänger mehr hier und mehr dort!
Heidi! er ist fort! heidi!

Der Weinstock sprach: Ich kenne sein Haus;
Von mir guckt drüber ein Kränzchen heraus,
Von dort er die Welt jetzt regieren muß,
Ist worden ein großer Politicus.
Kein Sänger mehr hier und mehr dort!
Heidi! er ist fort! heidi!

Das Leben in Breslau war mir mehr als je verleidet, ichnte mich hinaus nach frischer freier Luft und begab mich schlesische Gebirge zu meinem Freunde Eduard Kießling. ei Wochen verweilte ich hier (26. Mai — 17. Juni) still und er in der herrlichen Natur. Ich war übrigens nicht untig: ich dichtete viel und schrieb die Vorrede zu meinen 'Poschen Gedichten aus der deutschen Vorzeit'. Da sie in Leipzig der Censur gestrichen wurde, so übergab ich sie Georg Fein, sie mit einem Nachworte in Straßburg drucken ließ. Es ein zu merkwürdiges Zeugniß für die Bestrebungen der Reungen, selbst das Thatsächliche zu unterdrücken, wenn es n ihre Ansichten und Maßregelungen verstieß, und mag n hier eine Stelle finden.

Vorrede.*)

Das Recht der freien Aeußerung durch Wort und Schrift niemals so sehr überwacht, bevormundet, eingeschränkt, gemt, unterdrückt, ja sogar in Frage gestellt worden als in rm hochaufgeklärten, höchstgerühmten und allerhöchstregierten rhundert, in dem Jahrhundert, das sich auf Religionsdul-3, verbesserten Schulunterricht, Aufhebung der Leibeigenschaft des Sklavenhandels, Errichtung des deutschen Bundes, Einung der Landwehr und des Zollvereins, Lobsingen und Lobsen des freien deutschen Rheins und der deutschen Nationa-. Behauptung der akademischen Lehrfreiheit und Verehrung heiligen Reliquien aus dem sogenannten Freiheitskriege so zu Gute thut.

*) Vorrede zu Hoffmann's von Fallersleben politischen Gedichten der deutschen Vorzeit. Mit einem Nachworte von Georg Fein. aßburg, bei G. L. Schuler, 5, Gewerbslaubstraße. Basel, bei J. C. abelitz. 1842. 8°. 10 SS.

Wie weit wären wir gekommen, wenn es immer so gewesen, wie es heute ist? Eine Handvoll Censoren im Solde der weltlichen und geistlichen Macht konnte recht gut die ganze Reformation streichen, einige kräftige diensteifrige Landreiter, Gensdarmen und Polizisten konnten recht gut den Löwen Luther in einen Käfig sperren — Aber es gab niemals in Deutschland eine heutige Censur und Polizei.

Luther durfte Alles wagen: er durfte öffentlich vor dem Volke predigen, daß es anders, daß es besser werden müsse, durfte vor dem Kaiser und den versammelten Reichsfürsten sich und seine Lehre vertheidigen, durfte gegen Papst und Kaiser, gegen Bauern und Fürsten schreiben, durfte der Mit- und Nachwelt zu Nutz und Frommen die Bibel verdeutschen und trotz dem Verbote des heil. Vaters drucken lassen — Aber es gab niemals in Deutschland eine heutige Censur und Polizei.

Der ehrliche Schuster Hans Sachs durfte auf seinem Dreischemel ungestört die ganze Welt besprechen, Kaiser und Reich, Laien und Pfaffen, Edelmann, Bürger und Bauer, er durfte Alles was ihm einkam aufzeichnen, vortragen und drucken lassen; niemand untersuchte seine Papiere, niemand forderte ihn zur Verantwortung vors Polizeigericht, niemand drohte ihm mit der Frohnfeste, niemand zwang ihn zur Abbitte vor einem Bildnisse oder zur Erlegung einer Geldbuße, oder zur Absitzung einer Kerkerstrafe, niemand störte ihn im Betriebe seines Gewerbes, niemand ließ ihn Urfehde schwören — Aber es gab niemals in Deutschland eine heutige Censur und Polizei.

Johannes Fischart durfte mit allen Waffen der Laune, des Witzes und Spottes sich über die Umtriebe der katholischen Pfaffen und die gefährlichen Ränke der Jesuiten auslassen; kein Bischof, kein päpstlicher Internuntius, kein Jesuitengeneral drang auf seine Bestrafung, er lebte so unangefochten, daß nicht einmal eine einzige Aufzeichnung vorhanden ist, wann und wo der witzigste Kopf

seines Jahrhunderts starb — Aber es gab niemals in Deutschland eine heutige Censur und Polizei.

Selbst im dreißigjährigen Kriege, in einer Zeit, die jeder Deutsche mit Fluch und Abscheu nennen muß, durften die Dichter singen und die Geistlichen predigen: die Welt taugt nichts, einst war es anders und besser, es muß besser werden, oder Alles geht zu Grunde; und alle Parteien durften sich aussprechen und sprachen sich aus — Aber es gab niemals in Deutschland eine heutige Censur und Polizei.

In den langweiligen Zeiten, die nun folgten, vom Münsterschen Frieden bis zum Tode Friedrichs des Großen, wo es nur noch Fürsten ohne Völker, Knechte ohne Herren gab, wo die Gedanken und Gefühle der Menschen todt gepudert, todt geschult und todt geprügelt wurden, durften die Schriftsteller, die noch Sinn für Wahrheit, Ehre und Recht bewahrt hatten, doch noch etwas anders thun, als der vornehmen Niederträchtigkeit das Wort reden und das ganze erbärmliche fade Wesen der Gegenwart in den Himmel erheben und vergöttern. Johann Jakob Moser durfte sich für die deutsche Reichssouveränität, die eigentlich seit 1648 faktisch nicht mehr vorhanden war, ganz entschieden erklären. Moser ist deswegen*) nie zur Verantwor-

*) Bekanntlich mußte er früher einmal (1759) fünfjährigen Festungsarrest auf Hohentwiel ausstehen; der Herzog von Würtemberg hielt ihn nämlich für den Verfasser der von den Landständen gegen ihn ausgegangenen Schriften. Auf die Beschwerden der Landstände befahl ein Reichshofrathsschluß, Moser sofort der Haft zu entlassen.

Mehrere Jahre später gab er seine Schrift heraus: Von der Reichsverfassungsmäßigen Freyheit in Teutschen Staatssachen schreiben zu dörfen. Göttingen und Gotha 1772. 8.

Hätte er in unserer Zeit leben und wirken wollen, so hätte er entweder seine freimüthige Schriftstellerei über das deutsche Staatsrecht und Staatswesen oder seine sehr ehrenwerthen Grundsätze aufgeben müssen. Durch letztere lernen wir den Mann erst recht schätzen und

tung gezogen, nie verfolgt, eingekerkert oder verbannt worden. Es sollte einer heute drucken lassen, was er ganz naiv in seinem dicken Buche: „Von der Teutschen Reichs-Stände Landen, dem Landständen, Unterthanen, Landes-Freyheiten, Beschwerden, Schulden und Zusammenkünfften“ (Frankf. und Lpz. 1769. 4.), aber ziemlich handgreiflich andeutete, S. 1147:

„Ob es auch gleich an deme ist, daß diejenige Reichs-Stände, welche keine Landstände haben, in manchem, z. E. im Gesezgebungs-Recht, freyere Hände haben, als die Regenten derer mit Land-Ständen versehenen Lande; so ist es doch weit davon entfernet, daß sie deßwegen eine unumschränkte Gewalt hätten: Probire es ein solcher Fürst, Prälat oder Graf, schreibe Steuern aus, so vil er will, halte Soldaten nach Gefallen u. s. w. und lasse es zur Klage an einem höchsten Reichs-Gerichte kommen, man wird ihme bald nachdrücklich zeigen, daß und wie eingeschränckt seine Landes-Hoheit seye.“

„Freylich ist es, resp. seit 1713 und 1740 in gewissen Landen in der That zu einer despotischen, willkührlichen und unumschränckten Herrschafft ausgeschlagen, und einer nach dem anderen möchte diese Originalien auch copiren: Aber ihr ganzes Recht bestehet darinn, daß sie 100000 Mann auf den Beinen halten, und keinen Richter über sich, oder doch selbigen nicht zu förchten haben; hier, da wir von dem Staats-Recht handlen, ist nicht die Rede von dem, was würcklich geschehe, (da bekanntlich in Teutschland auch sonst vieles geschiehet, so der Reichs-Verfassung zuwider ist,) sondern was geschehen solle, und ich möchte den sehen, der auf eine nur wahrscheinliche Weise darzuthun das Herz und das Geschick hätte, ein Teutscher Reichs-Stand habe in seinen Landen eine unumschränckte Gewalt.“

---

lieben. Er hat sie selbst unverholen in seiner Lebensgeschichte 3. Th. 3. Aufl. S. 67 offenbart:

„In meinen Aemtern und Schrifften bin ich nie kein Parthiegänger gewesen, und habe mein Lebtag den Grundsaz nie angenommen: Wessen Brodt ich esse, dessen Lied singe ich; sondern Recht ist bey mir Recht und Unrecht ist Unrecht, es mag meinen Herrn, meine Principalen, oder sonsten, treffen, wen es will; dahero ich mich auch, weder in meinen Herr- noch Landschafftlichen Diensten, weder durch Versprechungen habe bewegen, noch durch Befehle nöthigen, oder durch Drohungen schrecken lassen, etwas zu vertheidigen, so ich für ungerecht oder übertrieben halte.“

udwig August von Schlözer durfte in seinem Briefwechsel inen Staatsanzeigen Alles aufs Freimüthigste besprechen, jede Unbill, jeden Scandal, jede Niederträchtigkeit im ganzen ɔm. deutschen Reiche öffentlich rügen, durfte jeden Fort- zum Guten und Bessern vertreten, und ward nie seines entsetzt — Aber es gab niemals in Deutschland eine Censur und Polizei.

loch unter den Augen des großen Königs durfte ein Dichter freiung Amerika's besingen, Berlinische Monatsschrift 1783. S. 386—391:

Und du, Europa, hebe das Haupt empor!
Einst glänzt auch dir der Tag, da die Kette bricht,
Du, Edle, frei wirst; deine Fürsten
Scheuchst, und Ein glücklicher Volksstaat grünest!

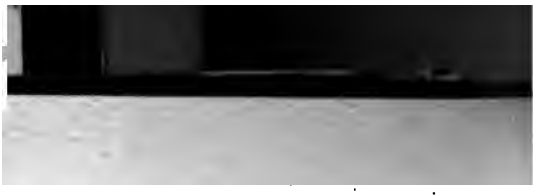
O Land, dem Sänger theurer als Vaterland!
Der Sprößling deiner Freiheit steigt schnell empor
Zum Baum, in dessen sicherm Schatten
Ordnung und Recht und Gesetz gedeihen.

Wo süße Gleichheit wohnet, und Adelbrut,
Europens Pest, die Sitte der Einfalt nicht
Befleckt, verdienstlos bessern Menschen
Trotzt, und vom Schweiße des Landmanns schwelget.

O nehmt, Geliebte! nehmet den Fremdling auf,
Den müden Fremdling! —

Was säum' ich? — Doch, die eiserne Fessel klirrt,
Und mahnt mich Armen, daß ich ein Deutscher bin.
Euch seh' ich, holde Scenen, schwinden,
Sinke zurück in den Schacht, und weine.

ie Zeitschrift wurde deshalb nicht verboten, die Heraus- Gedike und Biester, wurden deshalb nicht zu einer Geld- efängnißstrafe verurtheilt, der ungenannte Dichter (J. F. H—e)



wurde deshalb weder in einen Hochverrathsprozeß verwickelt noch unter polizeiliche Aufsicht gestellt noch aus der Stadt verwiesen — Aber es gab niemals in Deutschland eine heutige Censur und Polizei.

Das Jahr darauf durften sogar die Herausgeber in derselben Berliner Zeitschrift einen Aufsatz „Ueber Denk- und Druckfreiheit. An Fürsten, Minister und Schriftsteller", drucken lassen, worin es denn heißt (Bd. 3. St. 4. S. 312):

„O Ihr, welche Gott unter dem Namen der Könige und Fürsten zu Vormündern seiner unmündigen Kinder bestellte, von deren Weisheit die Völker die Erhaltung ihrer Menschenrechte zu fordern haben! Wann wollt Ihr anfangen, Euern Völkern Friedrich zu sein, nicht zu scheinen? Wann werdet Ihr ihnen die Freiheit geben, worauf sie von Geburt an unveräußerliche Ansprüche haben: die Freiheit zu denken und ihre Gedanken mitzutheilen? — Eure Nachbarn werden es gerne sehen, wenn Eure Censurcollegien furchtbarer sind als Eure Armeen. Denn Freimüthigkeit und Tapferkeit waren von jeher Geschwister. Von Seiten des preußischen Staats dürft Ihr nicht hoffen nachgeahmt zu werden. Dort kämpft man mit demselben Muthe gegen Feind und Vorurtheile. Die Freiheit laut zu denken ist die sicherste Schutzwehr des preußischen Staats. Dort ist man vernünftig genug, die fürchterliche Stille, welche vor dem Gewitter vorangeht, mehr zu scheuen, als den scharfen Nordwind, der uns zuweilen etwas Schneegestöber in die Augen jagen mag. Dort dient diese Freiheit statt des von Montesquieu gepriesenen Gleichgewichts, welches eben so oft den nützlichen als den schädlichen Aeußerungen der königlichen Gewalt entgegen wirkt."

Der ganze freisinnige Aufsatz fand nicht den mindesten Anstoß: beide Herausgeber blieben ihr ganzes Leben lang unangefochten, und entschliefen sanft in ihren königlich preußischen Staatsämtern und Würden zu Berlin, Gedike als Oberschulrath 1803 und Biester als Bibliothecar und Mitglied der Akademie der Wissenschaften 1816 — Aber es gab niemals in Deutschland eine heutige Censur und Polizei.

Ja, noch während der französischen Revolution durften Christian August Fischer's „Politische Fabeln" erscheinen,

Fabeln, bei denen heutiges Tages ein ganzes Censurcollegium in Ohnmacht fallen würde, die aber damals ganz spurlos vorübergiengen, nicht ein einziges der angesehneren damaligen Blätter nahm irgend Notiz davon. Sie erschienen mit Königsberger Censur bei einem Königsberger Buchhändler, Friedrich Nicolovius 1796. 189 Seiten 8.

Licht und Sonnenschein.

Ein marokkanischer Kaiser verbannte einmal alle Lichtzieher, Lampen- und Oelverkäufer aus seinem Lande. — „Wozu brauchen meine Sklaven zu sehen? Dies verdirbt ihnen nur die Augen", — sagte er. — „Aber was wird es Dir helfen?" — erwiederte sein Vezir: „Kannst Du die Sonne auslöschen und den Mond verdunkeln? Scheinen sie nicht von selbst?"

Schriftsteller! — Bücherverbote! — Vernunft-Inquisitionen! — Wahrheit!

Der Holzhauer und der Baum.

Ein Holzhauer hatte sein Beil verloren; endlich fand er das Eisen allein wieder. — „Gieb mir ein wenig Holz zum Griffe!" — sagte er zu einem Baume: — „und ich will Dich auf ewig verschonen." Der Baum willigte ein; der Holzhauer machte seinen Griff, und kaum ist er fertig, so fällt der Baum.

Nationen! Ihr bindet euch eure eigenen Ruthen! — Eure Geschenke, eure Aufopferungen werden nur zu oft wider euch selbst gebraucht!

Die Bienenkönigin.

„Lege Rechnung ab!" — sagten die Bienen zu ihrer Königin: — „Was hast Du mit unserm Reichthum angefangen? Wie sind die Schätze, die wir sammelten, angewendet worden? Was hast Du zum Besten des Ganzen gethan?"

„Aufrührer!" — antwortete die Königin: —

„Was gehet euch mein Eigenthum an? Was habt ihr nach der Verwaltung meines Vermögens zu fragen?" —

„Dein Eigenthum? Dein Vermögen?" — erwiederten die Bienen: — „Du vergissest, Unverschämte, daß Du nichts als unsere Dienerin bist."

Was sind die Fürsten anders, als die Factoren, die Diener der Nation? Das Land ist nicht ihr Eigenthum; sie sind die Verwalter desselben. Die Nation ist kein todtes Capital, mit der man nach Belieben schalte; sie ist der Besitzer, und der Fürst der Agent.

Der Adler und die Elster.

Der Adler begegnete einer Elster. Er hatte einen guten Augenblick: er wollte seine Herablassung zeigen; er ließ sich in ein Gespräch mit ihr ein: „Erzähle mir doch etwas!“ sagte er.

Die Elster begann mit der ganzen ärgerlichen Chronik ihrer Bekannten. Sie hatte so viel von Majestätsverbrechen, heimlichen Feinden, von drohenden Bewegungen zu entdecken, daß der Adler endlich die Geduld verlor.

„Meinst Du, Elende!“ sagte er endlich entrüstet: — „ich sei wie die leichtgläubigen Fürsten? Einen Adler betrügt man nicht ungestraft.“ — Und er erwürgte sie.

Politische Spione! Nichtswürdige heimliche Ankläger! Alberne Demokratenriecher! Elende Revolutionsspürhunde! — Ein guter Fürst verachtet Euch: merket Euch das!

Wenn heutiges Tages einer so fabelte! Dem Verfasser geschah dafür*) gar nichts, er hat sogar späterhin den Titel eines herzoglich Meiningischen Legationsraths erhalten und ist lange Zeit ordentlicher Professor in Würzburg gewesen — Aber es gab niemals in Deutschland eine heutige Censur und Polizei.

Trotzdem giebt es noch Leute, die recht klug und weise thun, von historischer Entwickelung ausgehen, und Alles darauf zurückführen, und unsern jetzigen Preßzwang beschönigen, entschuldigen und — sogar vertheidigen können. Worin ist denn aber die historische Entwickelung der Presse wahrnehmbar?

---

*) Aber eine Beleidigung des baierischen Ministers von Lerchenfeld zog ihm 1821 mehrjährigen Festungsarrest zu. Er starb zu Mainz 1829. Siehe sein Leben im Neuen Nekrolog der Deutschen 1830, S. 7—13 und Guden's Tabellen 3 190, wo aber gerade unter seinen Schriften die Fabeln fehlen.

lnd es giebt wiederum Leute, die von der Vergangenheit chts wiſſen, nichts wiſſen wollen. Dieſe Unwiſſenden en die Vergangenheit, weil ſie darin die gute alte Zeit, ie fürchten ſie, weil ſie darin die ſchlechte alte Zeit Beide Parteien mögen ſich nicht ferner täuſchen. In der n Vergangenheit ſind eben ſo gut wie in jeder Geſchichte mente des Fortſchrittes vorhanden. Studieret die Denk- unſerer altdeutſchen Sprache! Ihr werdet bald finden, eine ſchlechte Stütze ſie ſind für den Feudalismus, den zeiſt, das Pfaffenthum, die Volksbevormundung, die Phi- des geſelligen Verkehrs, den Gedanken- und Gewiſſens- Walther von der Vogelweide und Freidank und einige Dichter ſind ſo freiſinnig, ſo vorurtheilsfrei, ſo erfüllt von iligſten Gefühlen für Wahrheit, Ehre, Recht, Vaterland, t und Menſchenwürde, daß kein Klopſtock, Juſtus Möſer, Forſter, Friedrich Schiller, Jean Paul, Jochmann von und Ludwig Börne ſich ſchämen dürfen, mit ihnen genannt den.

Das ſich aus meinem Buche lernen läßt, habe ich hin- angedeutet. Jeder biedere Mann, der ſeine Zeit begriffen d ſein Vaterland wahrhaft liebt, wird mir danken; für ern ſchreibe ich nicht, von den andern will ich — nichts.

H. v. F.

bberg am Bober im Juni 1842.

lald nach meiner Rückkehr aus dem Gebirge erhielt ich Brief von einem jener Studenten, die mich in Berlin rühſtück eingeladen hatten. Sie wollten ein neues Com- ch herausgeben und erſuchten mich um Beiträge. Ich auf einige paſſende Lieder aufmerkſam, neue konnte ich eiſteuern. Sie nahmen 18 auf; weit mehr mußten Cenſur wegen zurücklaſſen. Das Buch erſchien unter tel:

Deutsche Lieder nebst ihren Melodien. Leipzig, Robert Friese. 1843. 12°.

In den letzten Tagen des Juni ward es mir auffällig, daß der Pedell mich nicht mehr einlud zu den Sitzungen der Facultät. Als er am 2. Juli mir Promotionsschriften brachte, fragte ich ihn: 'Warum werde ich nicht mehr eingeladen zu den Facultätssitzungen?' — 'Auf den ausdrücklichen Befehl des Herrn Decan darf ich nicht mehr zu Ihnen kommen, wenn ich zu Facultätssitzungen einlade.'

Sofort schickte ich folgende Anfrage an den Decan, welcher denn auch gleich eine Antwort folgte.

Vir spectabilis!

Da mir in Folge eines hohen Ministerial-Rescripts vom 9. April d. J. der Herr Geh. Rath Heinke nur die Haltung öffentlicher Vorlesungen untersagt hat, so frage ich bei Ew. Spectabilität an, ob hochlöbliche Facultät mich in Folge höheren Befehls oder aus eigenem Antriebe von ihren Sitzungen ausgeschlossen hat?

Hochachtungsvoll

Breslau
den 2. Juli 1842.

Ew. Spectabilität
gehorsamster
Dr. Hoffmann.

Hochgeehrter Herr Kollege!

Die ph. Facultät hat Sie keines Wegs aus eigenem Antriebe von ihren Sitzungen ausgeschlossen, sondern weil sie auf ihre an die vorgesetzte Behörde deshalb gerichtete Frage, den Bescheid erhalten, wie es keinem Zweifel unterliege, daß die Suspension vom Amte auch die Theilnahme an den amtlichen Verhandlungen ausschließe.

Den freundlichsten Gruß!

Thilo, z. D.

Breslau 2. Juli 1842.

Der Beschluß der Facultät, welchen dieselbe aus freien ücken gefaßt hatte, fand überall große Mißbilligung, die durch e Rechtfertigung von Seiten eines Mitglieds der Facultät ees von Esenbeck) in der Rheinischen Zeitung nicht einmal nildert ward. Öffentliche Blätter sprachen sich sehr entschieden gegen aus, die Vaterlands-Blätter vom 14. Juli folgender-ißen:

'Man fragt sich nun ziemlich allgemein: was denn eigentlich Facultät zu dieser Anfrage bewog? Hoffmann's 'einstweilige' ntsetzung ist keine eigentliche 'Suspension', denn nach dem ndrechte hat ein 'Suspendierter' nur Anspruch auf seinen halben halt, während Hoffmann denselben ganz bezieht; dann unter-zte ihm auch das Ministerium nur das Halten öffentlicher orlesungen. Wozu bedurfte die Facultät eines erweiternden mmentars dieser klaren und ausdrücklichen Ministerial-Verfügung? ir ehrenvoller mindestens hält man es allgemein, wenn sie eine liche Erweiterung abgewartet hätte, statt sie hervorzurufen. der es beschwerte vielleicht ihr Gewissen gar zu sehr, ferner mit nem Collegen zu verkehren, auf dem die ministerielle Ungnade ret; oder sie bedauerte, daß die gelehrte Körperschaft des Göttinger useums so vereinzelt dastand in der liebevollen Behandlung rer Mitglieder, und sie bestrebte sich, ein Seitenstück dazu zu fern. Kann man ihr nun mit Wallenstein zurufen: 'Du hast's reicht, Octavio,' so muß man — mit demselben Helden redend - hinzusetzen: 'Es war kein Meisterstück!'

Es war um diese Zeit viel gestritten in öffentlichen Blät-n über das amtliche Verfahren gegen mich, nach welchen ietzen ich verurtheilt und durch wen ich abgesetzt werden nnte, ob durch das Staatsministerium, oder den Staatsrath, er nur durch den König.

Wie es bisher üblich gewesen war in ähnlichen Fällen, wurde auch gegen mich verfahren, und es war ganz richtig was die Börsen-Nachrichten darüber mittheilten:

'Hat der auf administrativem Wege zu entlassende Beamte ein von Sr. Majestät dem König unterzeichnetes Patent aufzuweisen, so gehen die vollständig instruierten Acten an das Staatsministerium. In diesem wird die Sache zweien Ministerien zugewiesen, worunter immer der Justizminister sich befinden muß und der antragende Minister immer ausgeschlossen ist. Die Minister lassen von ihren Ministerialräthen zwei Relationen ausarbeiten, die im versammelten Staatsministerium vorgetragen werden. Fällt durch Stimmenmehrheit die Entscheidung auf Amtsentsetzung aus, so geht die Sache an den Staatsrath, der nunmehr definitiv an den König auf die Amtsentsetzung berichtet.'

Eine große Ehre für mich! Was bisher keinem einzigen Dichter zu Theil geworden war, das wurde mir zu Theil: die Herren geheimen Räthe mußten von Amtswegen meine Lieder lesen!

Man war noch immer der Meinung, daß ein so geistreicher kunstliebender König wie Friedrich Wilhelm IV., der eben erst einem Dichter, Friedrich Rückert, ein Amt verliehen hatte, einen andern nicht seines Amtes entsetzen würde.

Diese Meinung theilte auch Gustav Schwetschke und richtete an den König ein langes Gedicht: 'Der neue Archias'.*) Es beginnt:

Für Archias den Dichter
Sprach einst des Rhetors Kunst;
Vergönne, milder Richter!
Dem Deutschen gleiche Gunst.

*) Gustav Schwetschke's ausgewählte Schriften (Halle 1864) S. 26 bis 29.

Für Hoffmann-Fallersleben,
Den freien Sangeshort,
Laß muthig sich erheben
Ein frei beflügelt Wort.

, 4. und 5. Strophe lauten:

Nein, Fürst! in Preußens Staaten
Sei stets Gesetz und Norm,
Was einst der deutsche Plaren
Uns sang in höchster Form:
'Was stets und aller Orten
Sich ewig jung erweist,
Ist in gebundnen Worten
Ein ungebundner Geist.'

Und trägt ihn ungebunden
Auch Hoffmann's deutsches Herz,
So laß es laut bekunden
In Liedes Ernst und Scherz.
Laß frei das Lied erschallen,
Das rings durch Deutschland rauscht,
Dem rings in Flur und Hallen
Das Volk Thuiskon's lauscht.

Laß frei den Sänger tönen
Von Sturm und Kampf und Schlacht,
Der Preußens Heldensöhnen
Den Festruf dargebracht:
'Ich bin Husar gewesen,
Ein preußischer Husar
Zur Zeit als der Franzose
Bei uns im Lande war.'

les recht schön und gut, aber Alles umsonst.

Harnisch gab ein 'Hansa-Album' heraus. Auch ich nen Beitrag beigesteuert. Mein Siegel mit dem Sinn-

grünblatt veranlaßte den Herausgeber zu einem Gedichte an mich*), die letzte Strophe lautet:

So, wenn Dich einſt im greiſen Haar
Ein friſcher freier Frühling grüßt,
Der Tagesblumen bunte Schaar
Um Dich ſich drängend munter ſprießt,
Wenn froher, friſcher, freier Schall
Ertönet Berg und Thal entlang —
Dein Wahlſpruch bleibt in jedem Fall:
Je ne changerai qu'en mourant.

Als dieſer Stein geſprungen war, ſchenkte mir ein Freund zum Abſchiede aus Breslau einen Criſtall, in welchen er zierlich einen Eichenzweig eingegraben hatte mit der Umſchrift: NUR TODT ANDERS.

Unterdeſſen war mir der Aufenthalt in Breslau immer unheimlicher geworden. Da man mir von Seiten des Miniſteriums kein Hinderniß mehr in den Weg legte, ſo ertheilte man mir ſo

), daß wir aus einander gekommen ſind; wir glaubten, ichte hätten den Anfang einer nachhaltigen Verbindung ſollen.

h. Ich wünſche ſehnlichſt, daß dieſe Angelegenheit auf eine Weiſe in Ordnung kommt. Seien Sie ſo gut, ie mir, was Satz, Druck und Papier koſtet, berechnen n noch Ihre Commiſſionsgebühren zu 60 Procent und Auslagen — was dann fehlt, bezahle ich.

. Sie wollen eine neue Auflage machen?

h. Ja, ich habe weiter nichts als dieſe Gedichte, und en erwarte ich einmal, daß ſie mir bei meiner mißlichen it zu Statten kommen. Sie können doch unmöglich daß ich für dieſe Welt niemals mehr meine Gedichte eben ſoll? Das hieße mir die Lebensader abſchneiden.

. Vielleicht treffen wir noch ein Arrangement. Sie ja einen dritten Theil hinzufügen, oder uns Bedingungen die wir eben ſo gut wie jeder andere auch erfüllen.

h. Vor der Hand liegt mir daran, nur ins Reine zu

.

n Nachmittage kehrte ich wieder. Da ich mich zu nichts ewegen ließ, ſo erhielt ich die ſchriftliche Erklärung, daß freie Benutzung meiner Gedichte zuſteht.

es Zettelchen und die Ehre, unter der Firma Brock- edichte herausgegeben zu haben, war alſo mein ganzes r!

ährend meines kurzen Aufenthalts in Leipzig machte ich Bekanntſchaft des Dr. Jonckbloet, der ſich damals ſchon it dem Studium der mittelniederländiſchen Sprache und g beſchäftigte und ſich ſpäter neben M. de Vries große te darum erworben.

3. Auguſt in Althaldensleben. Ich hatte meinen Ber geſchrieben, ſie möchten mich von hier abholen. — Ich im Nathuſiusſchen Park. Das Ganze überraſchend, N Kunſt, Nutzen und Vergnügen im beſten Verbande. kundige mich beim Gärtner nach dem Dichter Nathuſi wohnt dem Parke gegenüber. Ich finde ſchnell mic Auf der Treppe begrüße ich ihn. Er iſt verlegen werde es auch. Erſt als ich ſage, wer ich bin, wird freundlicher Empfang. Kaum ſitze ich mit ihm auf den ſo kommt ſeine Frau und flüſtert ihm etwas zu. Ich Abend eingeladen. Wir ſpazieren vorher noch im Pa dem Balcon wird geſpeiſt. Der jüngere Bruder Will die Schweſter Lullu und eine kleine Couſine kommen Frau Marie Nathuſius trägt ihre Compoſitionen v ſingen viel.

4. Auguſt. Ich liege im Römerſchen Garten Raſen und erwarte vergebens die Meinigen. Philipp S ladet mich zu Mittag ein. Wir ſpeiſen im kleinen Unſere Geſpräche werden ſehr politiſch. Marie iſt seh 'Nun, was meinen Sie denn, was ſoll denn der Einzel — 'Ich denke mir immer, es muß jeder von ſei hältniſſen aus zu wirken trachten, jeder für ſich er werden — —' Merkwürdig, daß immer die Frauen am le durchdrungen ſind von der Nothwendigkeit des Fortſch eifriger als ihre und andere Männer der Partei der L angehören, entſchiedener ſind oder werden. — Wir ſpazi nach der Waldſeite und unterhalten uns viel über Bettina, die Grimms u. ſ. w. Es iſt ſehr ſchwül. mattet ſehnen wir uns ins Zimmer zurück. Mit Geſa der angenehme Abend.

5. August. Ich liege wieder im Garten und warte auf die Meinigen, aber vergebens. Schönes Wetter. Um 10 frühstücke ich bei Nathusius und muß auch zum Mittagessen bleiben. Dann läßt er mich fahren bis Weferlingen und von dort nehme ich Extrapost in die Heimat.

Als ich ankomme, erzählt man mir, daß meine drei Nichten mir entgegen gefahren sind — wir haben uns verfehlt.

6—13. August in Fallersleben. Meine Mutter für ihr hohes Alter noch sehr munter und rüstig; wir machen sogar einen Spaziergang von einer Stunde nach dem nächsten Dorfe. Ich spaziere viel im Garten, lese Zeitungen und dichte. Stille, heitere Tage.

14. August mit meiner Mutter und Schwester Minna nach Wittingen in der Lüneburger Heide, dem Geburtsorte meiner Mutter. Schöner Morgen. Jenseit der Aller eine andere Welt: Sand, Heide, Nadelholz, Heirauch, nirgend ein Haus, nirgend ein Acker, Wege nach allen Richtungen, furchtbare Einöde. Bei einem einsamen Försterhause halten wir an und frühstücken. Dann durch den Malloh, einen weit sich erstreckenden Föhrenwald nach Knesebeck und Wittingen. Wir kehren bei Vetter Stackmann ein und sind bald umringt von einer Urgroßmutter (Schwester meiner Mutter), einer Großmutter und vielen Kindern und Kindeskindern, eine unübersehbare Verwandtschaft! Große Hitze, heftige Kopfschmerzen. Ich schlafe auf derselben Stube, worin ich als Junge 1805 bei der Hochzeit der jetzigen Großmutter des süßen Weines zu viel trank.

15. August. Ich nehme Abschied heiterer wie sonst und ahnde nicht, daß ich meine gute Mutter nicht wiedersehen sollte. Wegen der Erndte kann ich keine Pferde bekommen und so

müssen mich die Fallersleber bis Bodenteich fahren. Der Ort mit seinen rothen Dächern liegt sehr freundlich an einer langen grünen Wiese.

Nachdem ich auch hier nur mit Mühe und Noth Pferde erhalten habe, setze ich meine Reise fort. Mitten im Wege steht ein hoher Pfahl, woran ein Brett: 'Poststrasse'. Es ist aber nicht Ein Weg, sondern es sind deren so viele, daß man für jeden Tag im Jahre sich einen besonderen auswählen kann. Der Sand über alle Beschreibung. Da die eisernen Reifen meines Wagens sehr trocken sind, so schaufeln sie den Sand empor, den dann der Ostwind mir in den Wagen treibt, so daß ich mit einer Sandladung in Ülzen ankomme. Herr Staats, ein Helgolander Bekannter, führt mich zu einem benachbarten Gutspächter und wir verleben einen heitern Abend.

16. August. Im Omnibus unbequem sitzend und von Staub und Hitze gequält bis Lüneburg, und dann in einem noch schlechteren Omnibus bis Hoopte, eine noch schlechtere Fahrt: mit dem Staube muß ich auch noch die schlechten Witze eines Lüneburger Schlächters hinunterschlucken.

Von Hoopte mit dem Dampfschiffe nach Hamburg. Um 4 im König von Schweden bei Schoof, dessen Frau eine Fallersleberin ist. Ich fahre dann zu meinem Vetter in St. Paul. Auf dem großen Neumarkte bei der Wache reißt der Zügel am Droschkenpferde, es schwenkt sich mit dem Wagen nach dem Gerinne zu. Auf meinen Schrei springen die Kinder auf, die dort spielen. Die Wache hält das Pferd auf, der Zügel wird angeknüpft und wir fahren weiter.

Um 10 führt mich mein Weg durch die unermeßliche Brandstätte. Während ringsumher noch geschäftiges Leben, ist

r Alles todtenstill, der Vollmond beleuchtet den graufigen iten Trümmerhaufen.

17. August. Meinen Nachdruckproceß gegen Campe kann h nicht wieder beginnen, ich muß mich mit ihm einigen, um ir meinen einen Schwager, der eben in großer Verlegenheit ſt, etwas Geld zu bekommen. Dr. Wille übernimmt das unangenehme Geſchäft, mit Campe zu verhandeln.

18. August. Kaufmann Eduard Lüders ladet den Dr. Wille und mich zum Schöne'ſchen Quartettvereine ein, deſſen Mitglied er iſt. Es wird vortrefflich geſungen. Ich höre mehrere Compoſitionen meiner U. L., Schöne hat gegen 50 componiert. Ich bin ſehr überraſcht: der Componiſt hat geleiſtet was ich wünſche, er hat einen neuen Weg eingeſchlagen, eine neue Muſik geſchaffen, wie ſie die neue Dichtung fordert. Ich bringe folgendes Hoch aus:

Hoch lebe unſer Sangesmeiſter Schöne!
Daß er noch lange mit Geſange
unſer Leben verſchöne,
Noch lange durch die Harmonie der Töne
Das Leben voll Disharmonien verſöhne,
Daß er mit Sang und Klange noch lange
jedes Freiheitsſtreben kröne,
Noch lange mit Sang und Klange
das Philiſterthum verhöhne,
Mit Sang und Klange noch lange
Hamburgs edele Söhne
an das Schöne gewöhne,
Daß freudig aus jedem Herzen wiedertöne:
Hoch lebe unſer Schöne!

Wir waren ſehr heiter und gingen erſt um 2 Uhr heim.

Ich blieb nun noch einige Tage, um mit Campe ins Reine zu kommen, und es gelang: am 22. Aug. zahlte er noch 400 ℳ für den zweiten Theil und ich unterzeichnete einen

Vertrag, wodurch alle meine Ansprüche meiner Seits so gut wi für immer beseitigt wurden. Campe verpflichtet sich nämlich, noch 200 ℛ zu zahlen, wenn binnen drei Jahren eine 2. Auflage mit Genehmigung der preußischen, hamburger oder kön. sächsischen Censur erscheinen darf. Wird aber in diesem Zeitraume die Druckerlaubniß nicht erzielt, so fällt die Zahlung obiger zweihundert Thaler gänzlich weg 'und zwar dergestalt, daß die Verleger für die heute gezahlten vierhundert Thaler das Verlagsrecht dieses zweiten Theils, ein für alle Mal, gekauft und erworben haben.'

Von dieser Seite durfte ich also nichts mehr für mich erwarten, und wenn es mir noch so schlecht ginge. Meine Entdeckung seiner Nachdruckerei, die in der ganzen Buchhändlerwelt übel vermerkt worden war, hatte ihn zu sehr verdrossen.

Wie viele zweite Auflagen des 2. Theils erschienen sind, ist mir nie bekannt geworden; ich weiß nur, daß auf jedem Abdrucke 1842 steht. Daß er es mit dem 2. Theile ebenso

ı den alten Freunden, Bekannten und Landsleuten finde
wenige wieder und mache wenig neue Bekanntſchaften.
ehre meiſt mit den Helgolandern und beſchäftige mich
ihrer Sprache. Meine Ausbeute habe ich erſt ſpäter
licht. *)

ı 12. Sept. verlaſſe ich Helgoland. Gute Fahrt: wir
wohl und munter in Cuxhaven an. Die hannoverſchen
warten ſchon auf mich. Wir ſpazieren nach Ritzebüttel.
mir zu Ehren ein großes Gaſtmal. Viele Hofbeſitzer
ı Lande Hadeln, einige Bremerleher und Hauptmann
ı Bederkeſa, etwa 40 ſind eingetroffen. Im großen
es Gaſthofs zu Cuxhaven iſt eine lange Tafel gedeckt.
al beginnt. Nach dem erſten Gerichte bringt Auguſt
ıt meine Geſundheit aus. Nachdem ich meinen Dank
cht, folgen viele Trinkſprüche und Lieder. Allgemeine
t. Um Mitternacht fahre ich mit Chriſtian Schmoldt
em Gute in Weſterende-Otterndorf.

—16. Sept. im Lande Hadeln. Wir machen Ausflüge
ſchiedenen Richtungen, und ſo lerne ich das kleine merk-
Ländchen bald kennen.

es Gehöft iſt mit Bäumen umpflanzt, wenigſtens nach
terſeite. Die Wohnhäuſer ſind reinlich und nett, und
eingerichtet. In einiger Entfernung ein Backhaus, das
Brauhaus iſt. Jede Hausfrau verſteht Kuchen und
iebäcke zu backen, das Gebäck iſt ſehr wohlſchmeckend.
hſtälle und Speicher ſind abgeſondert. Die Miſtgrube
wiſchen. Mittags kommen die Pferde nach Hauſe und

*) Öllnuer Sprock in Frommann's Zeitſchrift: Die deutſchen
n 3. Jahrg. (1856) S. 25—34.

halten offene Tafel; sie stehen um einen Leiterwagen mit frischem Klee und fressen stundenlang, niemand kümmert sich um sie. Auf dem Hofe laufen unzählige Hühner umher, niemand weiß wieviel er hat. Die Felder sind sehr ergiebig. In den Gräben, womit sie eingefriedigt sind, wächst Schilf, das als Viehfutter oder zum Dachdecken verwendet wird. Alle sieben Jahre reinigt man die Gräben, das ausgeschachtete Erdreich dient wieder als Dünger, das Schilf hat tiefe Wurzeln und kommt bald wieder zum Vorschein. Die Gärten bei den Häusern sind zum Theil recht hübsch, Herr Lange hat den seinigen parkartig angelegt und mit Blumen und Bäumen der schönsten und seltensten Art geziert. Die Luft hat bei West- und Nordwind etwas Seeartiges. Das Laub der Bäume ist ganz dunkelgrün. Die Menschen sind groß und stämmig, haben alle blonde Haare und blaue Augen. Ihr ganzes Wesen scheint treuherzig und bieder.

Überall wohin ich komme wird mir die herzlichste Theilnahme. Was die Natur nicht bietet sucht man durch Treuherzigkeit und Gastfreundschaft zu ersetzen. Es ist Alles so wahr an diesen Leuten, daß man sich nicht wundern darf, wenn sie so fest halten an den einfachen Begriffen von Freiheit und Recht und sich als verfassungstreue Männer bewährt haben und ausharren. In allen lebt der alte friesische Freiheitsgeist noch fort und spricht sich wie im gewöhnlichen Leben so auch noch in ihrem Gemeindewesen aus.

Wie ein alter lieber Freund war ich aufgenommen und so schied ich wieder, und allen mußte ich versprechen, recht bald wiederzukehren, und jeder bat mich noch dringend, auch dann bei ihm eine Zeit lang zu wohnen. Letzteres hätte ich wol nie ausführen können, es waren der Einladenden zu viele: die Brüder

Schmoldt, A. v. Seht, Kröncke, Lange, Behrens, Drewes, von der Osten, Dr. Wolf ꝛc.

17. Sept. fahre ich mit Eduard Hintze nach Bederkesa. Wir kommen nun in die Kirchspiele des Sietlandes. Welch ein Land! Wir fahren auf einem ganz schmalen, unerhöhten Wege, welcher an beiden Seiten von 4 bis 5 Fuß breiten Gräben voll Wasser eingefaßt ist. Zum Ausweichen dienen nur hie und da die kleinen Vorsprünge bei den brückenartigen Übergängen. Das ganze Land nichts als Weide, von unzähligen Gräben durchschnitten. Hier und da ein Bauernhaus, das nur durch Nachen mit der übrigen Welt in Verbindung steht. Anderthalb Stunden fahren wir auf dem schmalen Wege, der Boden bebt und die Fische springen im Wasser, nur mit Lebensgefahr können wir, wenn uns ein Fuhrwerk begegnet, ausweichen. Endlich erreichen wir Bederkesa. Es liegt an einem ziemlich großen See, in der Nähe von schönen Buchenwäldern. Oben auf einer kleinen Anhöhe mit lieblicher Aussicht Böse's Sitz. Er ist auf der Jagd. Es wird nach ihm geläutet. Er kehrt mit zwei Hasen heim. Wir sind sehr willkommen.

Böse ist ein kleiner Mann von sehr lebendigem Wesen. Er hat sich in den hannoverschen Verfassungswirren einen Namen gemacht, er war ein unermüdlicher, gewandter Gegner der Regierung und ward ihr sehr unbequem und von ihr sehr belästigt und verfolgt. Wie er früher für die Freiheit des Vaterlandes als Hauptmann kämpfte, so ist er noch jetzt ein Hauptmann im Kampfe für das gute Recht.

Es ist ein eigenthümlicher merkwürdiger Mensch. Als ich ihn frage, wie er dazu gekommen sei, sich gerade hier niederzulassen, erzählt er mir, was ihn dazu bewogen. 'Ich kenne viele Gegenden, die sich durch ihre hohen Schönheiten aus-

zeichnen. Wenn man aber zu lange darin wohnt, ſo wird be
Alles zu gewöhnlich: der Phantaſie muß etwas übrig bleibe
Darum wählte ich mir dieſe Gegend, die nicht zu viel u
nicht zu wenig bietet, meine Phantaſie immer beſchäftigt u
meinem Gemüthe wohlthut. Dann wollte ich auch ſelbſt etwe
ſchaffen, und das iſt mir gelungen: Haus, Hof, Garten, Baum
pflanzungen, Alles iſt meine Schöpfung.'

An der Südſeite hatte er einen Vorbau mit großen Fenſter
angebracht, um darin an den Wänden Weintrauben zu erziele
Geſchützt gegen Wind und Wetter konnte man darin ſitzen ode
umherwandeln. Die Nordſeite des Hauſes war mit Schatten
morellen umrankt, und noch in ſo ſpäter Zeit hingen dara
große ſchmackhafte Kirſchen.

Nach Tiſche fahren wir mit Böſe nach Bremerlehe un
übernachten dort.

18. Sept. nach Bremerhafen und dann mit dem Dampf
ſchiffe nach Bremen, und von da mit der Poſt die Nacht durch
nach Osnabrück.

orstand, trat ich ein: gegen 50 Bürger warteten mein
ischten mich zu sehen, zu hören und zu ehren. Was
ter geschah, erzählet ein Bericht.

n Männern der politischen Bewegung lag es damals
die Theilnahme an den vaterländischen Angelegenheiten
ten, zu steigern und weiter zu verbreiten. Es genügte
shalb nicht, daß man bei dieser oder jener Gelegenheit
innig ausgesprochen hatte, alle Welt sollte wissen, daß
ie Überzeugung öffentlich kundzugeben sich nicht scheute.
galt denn der Bericht über diesen Abend eben sowol der
ls mir.

lautet nach den Vaterlandsblättern also:

er 19. September war für viele Bürger Osnabrücks ein
Freuden- und Ehrentag, ein Lichtpunkt in düsterer Nacht!
hricht, daß H. v. F. angekommen sei und die oft ge-
Rusenburg besuchen werde, verbreitete sich so schnell durch
t, daß er am Abend dort von einer großen Zahl ehren-
Männer umringt war. Hier im Kreise Gleichgesinnter
er durch sprudelnden Witz, durch die interessantesten Vor-
ch bis dahin unbekannter Gedichte, gehoben durch den
der herzgewinnendsten Gemüthlichkeit Alt und Jung in
igsten Enthusiasmus. — Unter stürmischem Jubel wurde
l des „für Wahrheit, Licht und Recht streitenden Dichters"
, welchen Toast der Gefeierte in seiner unübertrefflichen
gebundener Sprache beantwortete. Mit einem Feder-
ichnete er den nicht erfreulichen Zustand der Gegenwart
oß mit einer Hinweisung auf die Zukunft, aber nicht
t „Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf" —.
sprach man, unter freudiger Anerkennung der vielen Ver-
es Dichters, die Uberzeugung aus, daß seine Anerken-
Volke stets wachsen, und daß die Geschichte ihm bald

zeichnen. Wenn man aber zu lange darin wohnt, so wird bald Alles zu gewöhnlich: der Phantasie muß etwas übrig bleiben. Darum wählte ich mir diese Gegend, die nicht zu viel und nicht zu wenig bietet, meine Phantasie immer beschäftigt und meinem Gemüthe wohlthut. Dann wollte ich auch selbst etwas schaffen, und das ist mir gelungen: Haus, Hof, Garten, Baumpflanzungen, Alles ist meine Schöpfung.'

An der Südseite hatte er einen Vorbau mit großen Fenstern angebracht, um darin an den Wänden Weintrauben zu erziehen. Geschützt gegen Wind und Wetter konnte man darin sitzen oder umherwandeln. Die Nordseite des Hauses war mit Schattenmorellen umrankt, und noch in so später Zeit hingen daran große schmackhafte Kirschen.

Nach Tische fahren wir mit Böse nach Bremerlehe und übernachten dort.

18. Sept. nach Bremerhafen und dann mit dem Dampfschiffe nach Bremen, und von da mit der Post die Nacht durch nach Osnabrück.

Nach den anstrengenden Fahrten der letzten Tage, besonders nach der letzten Nacht, war ich sehr angegriffen, ich sehnte mich nach Ruhe und hoffte sie reichlich zu finden, da ich niemanden in Osnabrück kannte. Als ich mich aber nach einigen Stunden im Gasthofe sehr einsam fühlte, so trieb's mich hinaus, ich besuchte den Procurator Hollenberg, an den mir Böse einige Zeilen mitgegeben hatte. Mit Hollenberg ging ich dann zu Kaufmann Abeken, Dr. Droop und Dr. Knille. Wir verabredeten einen gemeinschaftlichen Spaziergang auf den Nachmittag. Ich speiste an der Wirthstafel in der langweiligsten Tischgesellschaft. Dann wurde ich abgeholt. Wir spazierten nach Schumla, von da nach der Musenburg. Ohne zu ahnden,

eine große Anzahl Männer, zum Theil aus entfernteren Stadttheilen, eingefunden, welche den Dichter zur Post begleiteten und ihm bei seiner Abfahrt noch einmal ein jubelndes Hoch erschallen ließen. — Noch lange wird man in engeren und weiteren Kreisen bei uns von „Hoffmann von Fallersleben“ reden.'

Zu dieser wahrheitsgetreuen Erzählung habe ich nur noch einige Kleinigkeiten hinzuzufügen.

Als wir zum Möserdenkmal gingen, lief einer meiner Begleiter in ein Haus, holte eine Fackel, zündete sie an, stieg damit am Denkmal empor und beleuchtete mir den Möser von allen Seiten.

Ferner, als vor dem Gasthofe das Lebehoch erscholl, öffnete sich die Thür und der Hausknecht im Hemde trat mir zitternd entgegen mit den Worten: 'Ich glaube, ich bin erschrocken.'

Endlich muß ich noch bemerken, daß ich Stüve besuchen wollte, ihn aber nicht treffen konnte; es hieß, er sei amtlich beschäftigt, er müsse die Sprützen probieren. Er hätte dieselben schon am Abend in Thätigkeit setzen können, um das Feuer seiner Bürger — das der Begeisterung zu löschen.

Die Osnabrücker Geschichte blieb nicht ohne Folgen. Zur Zeit der Pfändung des Osnabrücker Magistrats meldete die Bremer Zeitung: 'Viele Theilnehmer des zu Ehren von H. v. F. stattgehabten Abendessens sind in Untersuchung gezogen, um von ihnen zu erfahren, wie es dabei hergegangen sei und welche Trinksprüche man ausgebracht habe.' Die hannoversche Regierung schenkte mir von dieser Zeit ab eine größere Aufmerksamkeit.

Daß mein Singen den Menschen nicht immer und überall angenehm war, wußte ich längst; daß es aber auch den Thieren mißfallen könnte, war mir neu. Unterweges bei dem schauerlichen Herbstwetter, das einen leicht verstimmen konnte, fing ich

gerecht werden möge, wie sie dies nach langen in Schmerz verlebten Jahren dem Sänger des deutschen Vaterlandes und des „Der Gott, der Eisen wachsen ließ" geworden. Bei seiner Entfernung begleitete ihn eine große Menge der Anwesenden in sein Absteigequartier, um bei einem einfachen Male die Gegenwart des Liebgewonnenen zu feiern. Auch hier herrschte lauter und fröhlicher Jubel, auch hier wurde, wie auf der Musenburg, unter Hoffmann's Vorsitz manches seiner Lieder gesungen, mancher Toast ausgebracht, vor allen aber ihm „dem biedern Sänger, der, ein neuer Prometheus, einen Funken heruntergeholt, damit eine Fackel angezündet, die entfernten Ländern und Völkern, der Gegenwart und Zukunft leuchte, dem unerschrockenen Kämpfer für Wahrheit, Recht und Licht, Entfesselung der Presse und freies Wort". Der Dichter brachte hierauf einen schönen Trinkspruch auf die Einheit Deutschlands aus.' —

'Interessant war es, wie das Beispiel eines der Anwesenden, der sich in sein Exemplar der Hoffmann'schen Gedichte einige Worte und den Namenszug des Dichters verschafft hatte, nachgeahmt wurde. Alles drängte sich hinzu, um ein ähnliches Andenken zu bekommen; wer kein Buch hatte, brachte Papier und Karten; wer im Drange des Geschäfts nur einige Worte mit Bleifeder bekam, führte die Züge später mit Dinte aus. Welcher Contrast zwischen freien Ergüssen ungeheuchelter Volksliebe und so manchem officiellen Jubel, von dem uns die Zeitungen so oft melden. Vorwärts! war Hoffmann's Gedenkwort für Viele; — möge es nie vergessen werden!'

'Erst spät nach Mitternacht trennte sich die fröhliche Gesellschaft, verfügte sich aber, Hoffmann in der Mitte, zum Denkmal unseres Justus Möser, geleitete ihn dann zu seinem Gasthof, wo ihm beim Abschiede ein donnerndes Lebehoch aus voller Brust erschallte. Dies wiederholte sich noch einmal am folgenden Morgen, der Gast uns verließ. Trotz des heftigen Regens hatte sich

2. mein Eintreffen in Köln nebst meinem Gedichte an den König und 3. Ankunft Ihrer Majestäten des Königs und der Königin von Preußen in Trier.

26. Sept. in Heidelberg. Ich besuche Gervinus, treffe aber nur seine Frau, er ist in der Wasserheilanstalt zu Weinheim. Frau G. sehr lebendig und theilnehmend und wahrscheinlich viel freisinniger als ihr Herr Gemal. — Mit dem jüngern Winter und Dr. Hahn*) auf das Heidelberger Schloß.

27. Sept. — 4. Oct. in Straßburg.

Abends um 9 am Bord des Dampfschiffes in Mannheim. Mit allerlei Flaggen und unter dem Donner der Böller kommen wir vor Straßburg an. Morgen beginnt der Congrès scientifique de France seine zehnte Versammlung. Nicht die Aussicht auf große wissenschaftliche Ausbeute hat mich hieher geführt, sondern nur die Hoffnung, diesen und jenen wiederzusehen oder kennen zu lernen. Wir bekommen eine Eintrittskarte und Wohnungsnachweis. Ich treffe einige Deutsche, natürlich den unvermeidlichen August Zeune, der sich sehr freut als ich ihm sage, daß er eigentlich zu allen Sectionen gehöre; ferner Carl Welcker, Professor Gustav Schueler von Jena**), Professor Hodes von Zürich, Prof. Heinrich Kurz von Aarau, Dr. Fuchs von Dessau, Dr. Hepp von Neustadt a. d. H., Carl Vogt von

*) Karl August Hahn, damals Privatdocent für deutsche Sprache und Litteratur, später dort, dann in Prag und seit 1852 in Wien Professor, † 20. Febr. 1857. Const. v. Wurzbach, Biogr. Lexikon 7. Theil, S. 201. 202.

**) Bekannt durch seine geognostischen Reisen in Polen, Ungarn, Siebenbürgen, Walachei, Asien und Nordafrica. Er starb als Professor zu Jena 13. Juli 1855.

an zu ſingen. Da hielt der Poſtillon ſtill, kam an den Kutſchenſchlag und bat mich um Gotteswillen nicht zu ſingen; ſein Handpferd könne es durchaus nicht vertragen, es würde flüchtig.

22—24. September in Köln. Ich verkehre viel mit den Unternehmern, Förderern und Herausgebern der Rheiniſchen Zeitung: Banquier Dagobert Oppenheim, Aſſeſſor Bürgers, Dr. Marx, Dr. Raabe, Dr. Ruttenberg.

Den 23. September enthält die Rhein. Zeitung folgendes Gedicht von mir:

An meinen König.

Aus dürrem Stabe wird das Laub noch brechen
Und auch der nackte Felſen wird noch grün,
Du darfſt Ein Wort, ein einzig Wort nur ſprechen,
Und unſre ganze Hoffnung wird erblüh'n.

Nur in der Hoffnung ruht das ſchön're Leben,
Die Hoffnung iſt auch unſer Heil und Hort,
Du giebſt uns Alles, willſt Du Hoffnung geben,
Und unſer ganzes Hoffen iſt Ein Wort.

O ſprich Ein Wort in dieſen trüben Tagen,
Wo Trug und Knechtsſinn, Lug und Schmeichelei
Die Wahrheit gern in Feſſeln möchten ſchlagen,
Mein König, ſprich das Wort: das Wort iſt frei!

Das Gedicht wurde mir von einigen Seiten ſehr übel genommen, man nannte es ſogar einen Bettelbrief. Ich hatte für mich nichts gebeten, denn ich ſprach frei und ließ mich durch Niemanden irre machen; und was ich drucken laſſen wollte, ließ ich nach wie vor drucken.

Mit dem Dampfſchiffe nach Mainz und den folgenden Tag nach Mannheim. Unterwegs fällt mir die Frankfurter Ober-Poſtamts-Zeitung vom 25. Sept. in die Hände. Drei Artikel folgen unmittelbar auf einander: 1. Tzſchoppe's Tod,

in Eintreffen in Köln nebst meinem Gedichte an den
und 3. Ankunft Ihrer Majestäten des Königs und der
n von Preußen in Trier.

6. Sept. in Heidelberg. Ich besuche Gervinus, treffe
ur seine Frau, er ist in der Wasserheilanstalt zu Wein-
Frau G. sehr lebendig und theilnehmend und wahr-
h viel freisinniger als ihr Herr Gemal. — Mit
ingern Winter und Dr. Hahn*) auf das Heidelberger

7. Sept. — 4. Oct. in Straßburg.

bends um 9 am Bord des Dampfschiffes in Mannheim.
lerlei Flaggen und unter dem Donner der Böller kom-
ir vor Straßburg an. Morgen beginnt der Congrès
tique de France seine zehnte Versammlung. Nicht die
t auf große wissenschaftliche Ausbeute hat mich hieher
, sondern nur die Hoffnung, diesen und jenen wiederzu-
der kennen zu lernen. Wir bekommen eine Eintrittskarte
ohnungsnachweis. Ich treffe einige Deutsche, natürlich
vermeidlichen August Zeune, der sich sehr freut als ich
ge, daß er eigentlich zu allen Sectionen gehöre; ferner
elcker, Professor Gustav Schueler von Jena**), Professor
von Zürich, Prof. Heinrich Kurz von Aarau, Dr. Fuchs
essau, Dr. Hepp von Neustadt a. d. H., Carl Vogt von

---

*) Karl August Hahn, damals Privatdocent für deutsche Sprache
eratur, später dort, dann in Prag und seit 1852 in Wien Pro-
20 Febr. 1857. Const. v. Wurzbach, Biogr. Lexikon 7. Theil,
302.

**) Bekannt durch seine geognostischen Reisen in Polen, Ungarn,
ürgen, Walachei, Asien und Nordafrica. Er starb als Professor
13. Juli 1855.

Neufchatel, die Flüchtlinge Georg Fein, Heinrich Ahrens und von Rauschenplatt.*)

Mir ist der Verkehr mit meinen Landsleuten mehr werth als der ganze Congreß. Man hat mir zwar die Ehre erwiesen, mich in der 7. Section: Littérature française et étrangère zum Vice-Präsidenten zu ernennen, ich nehme aber weder an den Sitzungen noch den Festlichkeiten Theil. Die letzteren sind mir denn doch etwas zu französisch, z. B. Sonntag-Morgen den 2. October wurde uns zu Ehren eine große Parade auf dem Kleberplatze abgehalten, wozu die ganze Besatzung aufgeboten war — sehr schön, aber sehr langweilig!

Durch Fein lernte ich die letzten Reste des deutschen Volkslebens kennen: wir besuchten die Bierhäuser und Tanzorte.

Das Ergötzlichste für mich war ein Commers der Deutschen, wozu ich selbst die Anregung gegeben hatte, ein Commers, wie er wol noch nie vorgekommen war: Männer von den mannigfaltigsten, zum Theil widerwärtigsten Schicksalen saßen hier in jugendlicher Heiterkeit und sangen ihre alten Burschenlieder. Ich hatte darauf gerechnet, daß eine größere Betheiligung stattfinden würde, viele mochten sich scheuen, mit so Politisch-Anrüchigen zusammen zu kommen, auch nahm kein Elsasser Theil. So waren wir denn eigentlich so recht unter uns, und mein Commerslied verlor gegen den Schluß hin seine Bedeutung:

Wenn wir auch durch dies und das
Sind getrennt im Leben,
Wollen wir doch treu verbunden,
Weil der Bursch den Bursch gefunden,
Jetzt das Glas erheben.

*) Die beiden letzten waren in Göttingen Privatdocenten und hatten sich an dem Göttinger Aufstande 8. Januar 1831 betheiligt.

Ja, wir wollen jetzt vereint
Eines nur ſtudieren:
Wie wir recht nach unſerm Eſſe
Auf dem Straßburger Congreſſe
Können commerſieren.

So ſaßen wir im Apfel zu Straßburg von 8 Uhr Abends 1 Uhr einmüthig und fröhlich beiſammen und ſchufen uns die angenehmſte Erinnerung an Straßburg. Am anderen : beſuchten mich die Commerſierenden, alle noch hocherfreut. ſagte mir noch Ahrens: 'Es iſt der glücklichſte Abend, den :it zwölf Jahren gehabt habe.'

Der Hauptzweck meiner Rheinreiſe war noch nicht erreicht. wollte nämlich eine Fortſetzung meiner U. L., die in tſchland nun einmal nicht erſcheinen konnten, in der Schweiz :en laſſen. Ich hatte mich an das Literariſche Comptoir ürich gewendet und wollte von Baſel aus dieſe Angelegen- weiter betreiben.

Den 5. Sept. verließ ich mit Georg Fein Straßburg. Wetter war heiter, wir erfreuten uns ſchöner Ausſichten eiden Seiten der Eiſenbahn, beſonders in der Gegend von ettſtadt. In Germar verweilten wir einige Stunden bei Rudolph. Er war als Flüchtling hieher gekommen, hatte irathet und übte ärztliche Praxis. Wir kehrten zum rothen n in Mühlhauſen ein und trafen dort Dr. Kratz von ich und Dr. Creutzberg mit ſeinem Schwiegervater.

Am anderen Morgen fühlte ich mich ſehr unwohl: das ige Geklapper auf der Eiſenbahn, die Nachtluft und der re Elſaſſer Wein hatten mich ganz krank gemacht. Wir n aber doch auf der Eiſenbahn bis St. Louis und dann Omnibus bis Baſel.

Georg Fein, ein merkwürdiger Mensch! Jetzt erst lerne ich ihn näher kennen. Trotz aller Mühsale und Widerwärtigkeiten, woran sein Leben so reich ist*), hat er seine Liebe für Freiheit und Vaterland treu gehegt, nie seine Überzeugung geleugnet, nie den Muth verloren für seine Ideen zu leben und zu wirken. Bewundernswerth ist seine jetzige Thätigkeit, die deutschen Handwerker in Frankreich und der Schweiz durch Fortbildungsvereine zusammen zu bringen und zusammen zu halten, damit sie recht vaterländisch gesinnt, sittlich und gebildet werden, um einst heimgekehrt als würdige Söhne des Vaterlandes die bessere Zukunft Deutschlands mit herbeiführen zu helfen.

Überall, wo wir länger verweilten, hatte er Besprechungen mit deutschen Handwerkern und vertheilte kleine Schriften, worin Winke und Wünsche ausgesprochen waren, ein besseres Leben und Streben für das Vaterland anzubahnen.

Mir war diese Ameisenthätigkeit neu und mitunter lästig: die vielen Pakete mußten untergebracht werden, was nicht immer bei dem schmal zugemessenen Raume leicht zu bewerkstelligen war; überdem trug er viele lose Schriften unter der Kleidung auf dem Bauche. Um so ernster er in seinem Eifer war, um so weniger konnte ich es lassen zu scherzen. Als ich aber sagte: 'Sie tragen ja immer wie die Katze ihre Jungen —', da wurde er sehr böse und erst wieder begütigt, nachdem ich ihm erklärte, daß man mit einem gewissen Humor eben so weit, wenn nicht noch weiter käme als er mit seinem Ernste.

In Basel kehren wir zum Schiff ein, einem Wirthshause

*) Vgl. den kurzen Abriß in J. Meyer's Conversations-Lexikon 3. Supplement-Band (1853) S. 505. 506. Er ist geboren 8. Juni 1803 zu Helmstedt, 4 Meilen von meiner Heimat.

mit einer einzigen anständigen Stube, worin zwei Himmelbetten. Ich fühle mich sehr unwohl, kann nichts essen und begebe mich zu Bette. Ich fiebere, lege mir ein Senfpflaster auf den Hals, esse Honig und trinke Wasser. Nach einigen Stunden wird mir wohler.

Um 10 Uhr Abends meldet mir Fein, man beabsichtige mir einen Fackelzug zu bringen. Nach einigen Minuten rückt schon der Zug mit Fackeln heran, an der Spitze die Musik des eben im Dienst befindlichen Jägerbataillons. Vom Bette aus höre ich die Hörner und sehe den Fackelschein. Der ganze Platz an der Barfüßer Kirche soll gedrängt voll Menschen sein. Prof. Hagnauer, der mich zuvor begrüßt hat und eben wieder bei mir ist, hält eine Antwort für nothwendig auf das Hoch, das auf mich eben ausgebracht ist. 'Nun, sage ich, wenn Du meinst, so antworte!' Er dankt für mich im Schweizerdeutsch: 'Der Hoffmann isch chrank — er loßt ůch danke, daß ihr ihm e gueten Obed bringt — ich aber såg ůch e guete Morge — Schwyzer, mir sågen e guete Morge!'

Das ist eine wunderliche Rede — wir können das Lachen nicht lassen.

Viele versammeln sich darauf unten im Schiff. Es geht sehr lebhaft her: Gesang, Trinksprüche, Reden. Fein geht hinunter und dankt für mich.

Eine ergötzliche Geschichte muß ich noch berichten. Hagnauer hatte kein Unterkommen finden können und sich bei uns einquartiert. Um Mitternacht kam er mit Fein und weil beide glaubten, ich schliefe, sprachen sie leise. Ihr Gespräch wurde aber immer lauter, und als sie im Bette lagen, schimpfte Hagnauer so heftig über die Deutschen, — das war nun bei jeder Aufregung seine Liebhaberei, — daß Fein ebenfalls heftig

wurde. Ich that als ob ich schliefe, ich hörte jedes Wort. Ich verhielt mich ruhig: das Prinzip der Nichteinmischung in den Kampf der Nationalitäten stand bei mir längst fest, noch ehe es von den Großmächten erfunden war. Die Aufregung wurde immer heftiger, der Streit immer lauter; jetzt, dachte ich, wirft einer den andern zum Bette hinaus. Bald setzte wechselseitige Müdigkeit allem Hader ein Ziel: Deutschland und die Schweiz lagen still in Frieden neben einander und schliefen süß bis an den lichten Morgen.

8. Oct. Am Morgen kommt Julius Fröbel, Mitgründer und Hauptleiter des 'Literarischen Comptoirs' zu Zürich. Ein stattlicher Mann, dessen äußere Erscheinung schon keinen gewöhnlichen Eindruck macht: schwarzes Haar, hohe Stirn, tiefliegende dunkele Augen, ernst, nachdenkend, scheinbar ruhig. Wir verhandeln über die 'Deutschen Lieder aus der Schweiz', die als Fortsetzung der U. L. betrachtet werden können, und sind sofort einig. 'Die Verlagshandlung darf von diesen Gedichten eine erste Auflage von fünftausend Exemplaren veranstalten', ferner: 'Der Herr Verfasser theilt mit der Verlagshandlung den reinen Gewinn dieser Auflage' und 'Bei einer neuen Auflage wird neu contrahiert.'

9. Oct. Ich besuche abermals Prof. W. Wackernagel. Er macht mir abermals Vorwürfe, daß ich mit solchen Leuten, wie die Anstifter des Ständchens, verkehre. Ich soll also Partei nehmen gegen Leute, die mir eine Ehre erweisen, bloß weil ein alter Freund nicht zu ihrer Partei gehört! Wunderliche Zumuthung! Unsere Zusammenkunft war diesmal eine unerfreuliche. Aus unseren Gesprächen ergab sich, daß wir in religiösen wie in politischen Dingen wenig übereinstimmten: der Breslauer Wilhelm war ein Baseler Herr geworden.

Fröbel und Scherb begleiten mich bis St. Louis. Dann fahre ich in Einem Zuge bis Straßburg, und übernachte in Kehl.

10. Oct. mit dem Dampfschiffe nach Heidelberg. In der Kajüte lese ich die Zeitungen und finde einen Berliner Artikel der mir darauf berechnet zu sein scheint, mich zu schleuniger Rückkehr von meiner Reise zu veranlassen. 'Dem Prof. H. v. F. soll es höheren Orts wieder gestattet sein, nach wie vor, auf der Breslauer Universität zu docieren, da die Gründe zu seiner beabsichtigten Suspension nicht triftig genug befunden worden sind.' Ich lasse mich nicht irre machen und folge noch denselben Tag einer Einladung in die Rheinpfalz.

11—14. Oct. In der Familie Willich in Frankenthal und Ungstein und bei Dr. Hepp in Neustadt an der Hardt verlebe ich einige sehr angenehme Tage: schönstes Wetter, reizende Gegenden, eine reiche ausgezeichnete Weinlese, frohe gute Menschen — da läßt es sich schon angenehm leben.

15. Oct. Abends in Mannheim bei F. Bassermann mit Itzstein und mehreren Abgeordneten. Es geht sehr gemüthlich her. Erst um Mitternacht trennt sich die Gesellschaft.

16. Oct. mit dem Dampfschiffe bis Mainz. Im Rheinischen Hofe Alles im großartigen Stile: ich habe wie die sibirischen Gefangenen eine Nummer, also — Nr. 6. reist ab. Auf der Eisenbahn bis Frankfurt und von da mit der Eilpost bis Naumburg für 25 fl. 7 kr. In Pforta steige ich ab und bleibe einen Tag bei Steinhart.

20. Oct. in Leipzig. Ich werde sehr angenehm überrascht: Engelmann überreicht mir die fertigen Exemplare meiner 'Politischen Gedichte aus der deutschen Vorzeit'. Als Ney eben erschossen werden sollte, wollte man ihm zuvor noch das Todes-

urtheil vorleſen mit allen ſeinen Titeln, Orden, Ämtern und Würden. Laissez donc! und er machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, Michel Ney et un peu de poussière. Ich machte es umgekehrt, die ganze Herrlichkeit meiner Ämter, Würden und Ehren führte ich noch Einmal auf zu meiner eigenen Beluſtigung:

'königl. preuß. ordentl. Profeſſor der deutſchen Sprache und Litteratur an der Univ. Breslau, Dr. der freien Künſte und der Philoſophie, Bibliothekar der ſchleſ. Geſellſch. für vaterl. Cultur, wirkl. Mitgl. des königl. Inſtituts zu Amſterdam, der Geſellſchaften der niederländ. Litteratur zu Leiden und Gent, corresp. Mitgl. der deutſchen Geſellſchaften zu Berlin und Leipzig, der hiſt. Vereine zu Halle, Meiningen und Nürnberg, der oberlauſ. Geſellſch. der Wiſſenſchaften zu Görlitz, und des großen Stadt-Kölner Carneval-Vereins Ehrenmitglied.'

Ebenſo freut es mich, daß bereits drei Hefte der ſchleſiſchen Volkslieder gedruckt ſind.

Ich eile über Dresden und Görlitz nach Breslau und treffe

ıochmals die äußeren Kennzeichen des eigentlichen Volks-
an, und dankte allen denen, die uns unterſtützt hatten.
Richter ſchrieb zu gleicher Zeit eine Vorrede in Bezug auf
ıuſicaliſchen Theil.

Obſchon ſich unſere Sammlung vor allen ähnlichen durch
haltigkeit und treues Wiedergeben der Texte und Melodien,
urch litterariſche Nachweiſungen und Vergleichungen vor allen
rigen Sammlungen auszeichnete; obſchon Dr. Geyder einen
:ag in einer allgemeinen Verſammlung der vaterländiſchen
lſchaft darüber hielt und Dr. Theodor Paur*) eine Ab-
ung darüber drucken ließ, ſo fand in Schleſien unſer Buch
nicht die Theilnahme, die wir erwarteten, und der Titel:
leſiſche Volkslieder', der uns in Schleſien nichts nützte,
:te uns nach außen hin. Wir hätten beſſer gethan, wenn
'Deutſche Volkslieder. Geſammelt aus dem Munde des
ſchen Volkes' geſagt hätten. Wir fühlten uns übrigens
ich belohnt durch unſere Arbeit, ſie hatte uns viele genuß-
Stunden gewährt.

Am 26. November war das Stiftungsfeſt der Lätitia.
et, der mit mir zugleich Gaſt war, hatte wie ich dazu ein
geliefert. Während er die Sache ſehr ernſt auffaßte, be-
: ich die ſchöne Gelegenheit, mit der Polizei und Cenſur
en Scherz zu treiben, und damit das Lied gar keine polizei-
Bedenken erregen könnte, ſo hatte ich es ganz nach Art
Weiſe der harmloſen wohlwollenden Breslauer Tagespoeten
richtet und 'Martin Miller' unterzeichnet. Die beiden
r ganz wie ſie gedruckt vertheilt und geſungen wurden, mögen
eine Stelle finden.

*) Verſuch einer Charakteriſtik des Volksliedes, insbeſondere des
ſchen. Programm der beiden Realſchulen in Neiße 1844.

Mel. componiert von Ed. Raymond.

Brüder, hat die Fröhlichkeit
Unſern Bund geſchloſſen:
Immer iſt, wo ſie gedeih't,
Beſſres noch entſproſſen.
Sich mit einer wackern Schaar
Ganz als Eins zu wiſſen,
Hat die Selbſtſucht immerdar
Aus der Bruſt geriſſen.

Seht, wie der geſpreizte Wicht
Hockt am Ofen einſam!
Hier beim Mahle gilt er nicht,
Wo die Luſt gemeinſam.
Und ſo wächſt der gleiche Sinn
Frohgeſellter Jugend,
Bildet ſich durch's Leben hin
Still zur Bürgertugend.

Da erſt wird der Menſch verklärt,
Wo er im Vereine,

Mel.: Mein Lebenslauf iſt Lieb' und Luſt.

Auf, Brüder, laßt uns luſtig ſein
Bei Sang und Becherklang!
Stimmt an bei dieſem kühlen Wein
Nur muthig einen Sang!
Denn was wir ſingen, jedes Lied
Hat die Cenſur paſſiert.
Auch ſonſt uns ja kein Leid geſchieht:
Wir ſind ja toleriert.

Wie ſingt es ſich, wie trinkt es ſich
Doch gar zu ſchön und gut,
Wenn man ſo recht herzinniglich
Nur was Erlaubtes thut;
Wenn keine wilde Leidenſchaft
Das frohe Weſen ſtört;
Wenn Alles geht recht muſterhaft
Und wie es ſich gehört.

Hier gilt ein friſcher Lebensmuth,
Hier gilt das Frohe nur.
Wer traurig iſt und mürriſch thut,
Soll unter die Cenſur!
Die ſtreicht ihm alle Noth und Pein
Und allen Murrſinn aus.
Drum, Brüder, laßt uns luſtig ſein!
Stoßt an und trinket aus!

Wie groß iſt unſrer Freuden Kreis!
Was iſt nicht überhaupt
Dem, der ſich recht zu freuen weiß,
Nicht Alles noch erlaubt?
Erlaubt iſt Freundſchaft, Lieb' und Wein
Und auch ein trauſich Wort.
Drum, Brüder, laßt uns luſtig ſein!
Und jagt den Kummer fort!

Ja, unermeßlich groß und weit
Iſt unſrer Freuden Kreis:
Die ganze Welt und jede Zeit,
Und auch das Paradeis.

Wir ſingen froh von allerhand,
Was man nur denkt und glaubt.
„Was iſt des Deutſchen Vaterland?“
Iſt uns ſogar erlaubt.

Ja, was wir ſingen, jedes Lied
Hat die Cenſur paſſiert.
Auch ſonſt uns ja kein Leid geſchieht:
Wir ſind ja toleriert.
Drum, Brüder, laßt uns luſtig ſein!
Stoßt an! Victoria!
Wem aber gilt's und wem allein?
Es gilt **Lätitia!**

Martin Miller.

Was ich beabſichtigte, hatte ich wenigſtens bei denen erreicht, die dahinter gekommen waren: es wurde ſehr gelacht. Überhaupt ging es recht fröhlich her. Nur Sallet ſaß ernſt und ſchweigſam da — es war das letzte Mal, daß ich ihn ſah.

Ich fühlte mich die beiden letzten Monate nach meiner

Die Trauerbotschaft kam mir am 8. Wenige Stunden
chrieb ich meiner Schwester Minna:
s Unvermeidliche ist also gekommen: unsere gute Mutter
mehr. Ich habe so heftig geweint, daß mir das Blut
herausdrang. — — —'
i aller Wehmuth habe ich den schönen Trost, daß ich
Mutter doch manche Freude in ihren letzten Tagen
abe, und daß sie gewiß mit einem Segen auch für
e Welt verlassen hat. Während ihrer Krankheit habe
lustige Lieder gedichtet, lauter Kinderlieder. Merk-
gerade an ihrem Sterbetage ein trauriges Lied auf eine
elodie: wie ein Kind sich im Frühling nach Genesung
Die letzte Strophe lautet:

Ach, wär' ich doch bald genesen!
Ach, thät' ein Engel mir kund,
Mir kund die fröhliche Botschaft:
Steh auf, du bist gesund!
Ich wollt' aus duftenden Blumen
Ihm winden ein Kränzelein,
Und eine Perle des Herzens,
Die Thräne des Danks ihm weih'n.'

rkwürdig ferner, daß ich heute Morgen erst vom Buch-
ien ganzen Band Familienbriefe bekam, von 1814—1842.
terte und las darin. Da dachte ich: Großer Gott,
r nicht ein schrecklicher Schlußbrief kommt! Und er kam.'

merkwürdig, — hätte ich einige Wochen später hinzu-
men, — daß den folgenden Tag das Staatsministerium
setzung beschlossen hatte!

---

her hatten nur die Publicisten und Litteraten sich mit
. beschäftigt, jetzt gingen auch die Gelehrten daran.

In der (Halleſchen) Allgemeinen Literatur-Zeitung vom December (3. Bd. Sp. 585—591) trat mein alter Freund Conrad Schwenck gegen mich auf. Schon der Anfang ſeiner Recenſion: 'Auch du mein Brutus!' ſpricht deutlich genug aus was ich zu erwarten habe. Wie ein beſorgter Familienvater es mit ſeinem Sohne machen würde, der nach ſeiner Anſicht auf Abwege gerathen iſt und wenn er ſo fortfährt, ſeinem ſichern Verderben entgegengeht, macht es Vater Schwenck mit mir: altklug tadelnd und verwerfend, aber auch anerkennend was ihm anerkennenswerth ſcheint, und wohlmeinend läßt er ſeine Stimme hören, vergißt aber ganz, daß ſein Publicum nicht mein, ſeine Zeit nicht meine iſt. Wol weislich hat er zu ſeinen Herzensergießungen ein Blatt ſeiner Farbe gewählt, das aber jetzt keinen Einfluß, keine Bedeutung mehr hat. Freilich, als es entſtand, betrachtete ſich die Gelehrtenzunft als den alleinigen und berechtigten Inhaber alles äſthetiſchen Urtheils und aller Geſchmacksbildung, und ließ ein Volk nur unter ſich, nie neben ſich gelten. Wie aber das Volk auch anfing zu urtheilen und wie die Wiſſenſchaft aus dem Zunftzwange heraustrat und eine gewerbfreie Thätigkeit entwickelte, verloren nach und nach die Zunftblätter ihre Bedeutung und fiechten ruhm- und wirkungslos ihrem Untergange entgegen: im J. 1849 ſtarben die Halleſche Allgemeine Literatur-Zeitung und ihre Nebenbuhlerin, die Jenaiſche, an Einem Tage. Was in dieſen großen gelehrten Schutthaufen an Weisheit begraben liegt, wartet vergebens auf einen Tag der Auferſtehung.

Ohne an meinen gelehrten Cäſar Schwenck gedacht zu haben, und ohne mich weiter durch meine gelehrten Freunde und Feinde irre machen zu laſſen, widmete ich allen dies Lied:

Mel. Ein freies Leben führen wir.

Ihr lieben Herrn, was forschet ihr,
Ob ich wol sei ein Dichter?
Ich habe nichts für euch gemacht,
Ich habe nur ans Volk gedacht,
Das Volk nur ist mein Richter.

Und wie des Volkes Noth und Pein
Mir ist ins Herz gedrungen,
So hab' ich was ich sah und fand
Zurück ins Volk, ins Vaterland
Auch wiederum gesungen.

Nun weiß von seiner Noth und Pein
Das ganze Volk zu singen;
Es fragt nicht, ob es euch gefällt,
Es singet frei durch alle Welt,
Daß euch die Ohren klingen.

Ehe ich zum neuen Jahre übergehe, muß ich noch eines Mannes gedenken, an dessen Leben und wissenschaftlichem Streben ich den innigsten Antheil nahm. Das war Heinrich Hattemer in St. Gallen. Wir hatten uns im J. 39 dort kennen gelernt. Ich hatte ihn veranlaßt, die althochdeutschen Sprachdenkmäler St. Gallens herauszugeben und versprochen, ihm einen Verleger dafür zu verschaffen. Einen Verleger zu finden hielt nicht schwer, wol aber einen solchen, der sich zu einem anständigen Honorare verstehen würde. Und auf Honorar konnte H. doch nicht verzichten: er hatte als Lehrer nur 430 ℔ Gehalt und Frau und vier Kinder. Nachdem er endlich im November 40 selbst einen Verleger gefunden, bat er mich um eine Empfehlung seines Unternehmens so wie auch Jacob Grimm.

Im Sommer 41 erschien die Subscriptions-Anzeige der Verlagshandlung Scheitlin und Zollikofer in St. Gallen. Ein Jahr später schrieb mir H.:

[illegible] 1842. Breslau.

[illegible]

[illegible] in alter Schuld bei Ihnen. [illegible] meine litt. Arbeiten, zum Theil die [illegible] Die fromme Pfaffheit dahier möchte mich [illegible] und dazu bot sich eine gute [illegible] wo mein Lehrerpatent ausgelaufen [illegible] unterlag. Diese ist nun glücklich [illegible] wieder auf drei Jahre gewählt. [illegible] noch nicht, und ich fürchte, daß [illegible] Hintergrunde steckt.

[illegible] ich herzlichen Antheil genommen, [illegible] nichts Gemeineres vorgekommen [illegible] von Breslau. Ich wünschte, [illegible] ein Doktordiplom zusenden; ich [illegible] zurückschicken. Ich habe mich noch [illegible] Vaterlande vorgekommen ist, so ge[illegible] Handlung.

[illegible] nun vorwärts, doch langsam, [illegible] Im Laufe dieses Jahres wird [illegible] erscheinen. Die Ungnade, in die Sie [illegible] erschreckt, und er hat mich ge[illegible] zu unterlassen, denn das Werk könnte in [illegible] Ich habe, im Vertrauen auf Ihre [illegible] gerne einen Zankapfel mit meinem [illegible] wird, dieses zugesagt — ein Frei[illegible] Ihnen aber gleichwohl schicken — und habe in der [illegible] gesagt, was ich etwa bei der Dedikation gesagt haben würde.

Wie nachlässig hat doch Graff öfters gearbeitet! Seinen Boëthius, Capella u. s. w. kann ich gar nicht brauchen, sondern muß eine frische Abschrift nehmen, denn er hat die Form dieser Stücke zerstört, ein anderes Latein gegeben, auch in der teutschen Übersetzung Fehler genug gemacht und Stücke ausgelassen. —

und solche Arbeiten gelten für kritische, und meine diplomatische Ausgabe, die ohne mein Zuthun, viel richtiger ist, wird getadelt und eine kritische gefordert! Die Notkerischen Sachen, auch andere, müssen kritisch fast nicht zu verbessern zu; Anderes kann bei unsern jetzigen Hilfsquellen noch gar nicht kritisch erstellt werden, besonders da man sich nirgends auf Graff's Sprachschatz und seine übrigen Arbeiten verlassen kann. So hat er aus Cod. 134 ein boen aufgenommen — es steht auch in seinem Sprachschatze, während in der Handschrift ganz deutlich risboen (flagellis ramorum) steht.

Ich habe unterdessen auch eine lat. Grammatik geschrieben und erwarte jeden Tag die Ankunft meiner Freiexemplare. Ich werde Ihnen ein Exemplar mit diesem Briefe übermachen und hoffe, daß meine Arbeit Ihren Beifall erhalten wird.

Wie geht es Ihnen sonst? Lassen Sie doch bald etwas von sich hören! Bei mir geht es so leidlich! Meine Nachkommenschaft ist auf 4 Stück Mädchen angestiegen, doch ist mir die dritte diesen Sommer gestorben. Meine Schwägerin hat einen ehrsamen Gemeinderath in St. Fiden geheirathet. Meine Frau erinnert sich noch mit Vergnügen des Herrn Hoffmann, den sie Herrn Hofrath schalt. Sie läßt sich Ihnen freundlich empfehlen. Hiermit verbinde ich meine herzlichsten Grüße und den Wunsch, daß es Ihnen wohl ergehen möge.

Ihr
ergebenster
H. Hattemer Prof.

St. Gallen den 6ten Oct. 1842.

Diesem Briefe ist auf der vierten Seite noch einer hinzugefügt:

St. Gallen den 11ten Nov.

Die Ankunft meiner lat. Gr. hat sich lange verzogen. Unterdessen habe ich vernommen, daß Ihre Angelegenheit wieder beigelegt ist. Es freut mich. Wie habe ich mich aber heute gefreut, als mir Ihre pol. Lieder aus der d. Vorzeit mit Ihrem Bildnisse zu Gesicht kamen; deßgleichen meine Frau. Etwas magerer sind Sie aber geworden. Das schadet nun gerade nicht,

wenn nur die Urſache keine unangenehme war. Warum haben Sie unter Ihre Titel nicht auch den Eines Exgenoſſen der s. v. philoſ. Fakultät in Breslau aufgenommen? Das iſt der ehrenvollſte von allen.

Ich habe Ihnen einmahl geſchrieben, daß ich mich in einem Gedichte wegen der Schreibung unſers teutſchen Namens rechtfertigen wollte. Das Gedicht iſt fertig, und faſt meine ich, daß ich es Ihnen zuſenden ſollte. Es folgt in einer Beilage.

Unterdeſſen gehen auch große Veränderungen mit mir vor. Ich habe eine Stelle in Biel, Kanton Bern, angenommen, und werde St. Gallen nach den Weihnachten verlaſſen. Mein Werk wird übrigens keine Unterbrechung und keinen Nachtheil erleiden. Die größern Sachen habe ich alle geſammelt, auch das meiſte kleine. Einige Ferien werde ich hier noch zubringen müſſen. Die verhältnißmäßig weitaus größte Zeit haben mir die Gloſſenſammlungen, beſonders die kleinern weggenommen, die oft in einem kläglichen Zuſtande waren. Glauben Sie mir z. B., daß ich auf das Vocabularium St. Galli, nachdem ich die Abſchrift genommen, noch mehr als 14 volle Tage auf die Vergleichung, Entzifferungen von Verblichenem u. ſ. w. verwendet habe? Und bei andern Stücken, z. B. bei Handſchrift 60, 242 u. ſ. w. noch mehr?

Ich hatte gehofft, daß Sie von Straßburg und Baſel aus einen Sprung hierher thun würden; allein meine Hoffnung iſt getäuſcht worden. Nun ſo bewahren Sie mir zum wenigſten Ihre freundliche Geſinnung. Ihr H. H.

Nachſchr. Denken Sie doch, Ihre unpol. Lieder ſind mir geſtohlen worden. — Bitte, wenn Sie etwas für meine lat. Gr. thun können, die unter andern auch den Beifall von Bopp hat, es zu thun.

Das Zueignungsgedicht, welches nachher mit mehreren Varianten in den Denkm. gedruckt wurde, hat die Überſchrift:

An Hoffmann.
Antwort auf das Gedicht „Die T-Deutſchen.“

Leider ist mir dieser Brief mit seiner Beilage erst nach 12 Jahren zu Gesicht gekommen: er lag in einer an allen Seiten fest zugeklebten Papierhülle um ein ungebundenes Exemplar von Hattemer's lat. Grammatik.

H.'s fleißige Arbeit erschien unter dem Titel:

Denkmahle des Mittelalters. St. Gallen's altteutsche Sprachschätze. Gesammelt und herausg. von H. Hattemer. 1 -3 Bd. St. Gallen 1844—1849. 8°.

Ich freute mich sehr, wunderte mich aber, daß ich gar nichts weiter von ihm erfuhr. Das Zueignungsgedicht „An * * *", wie es darin gedruckt steht, konnte sich auf manchen andern eben so gut beziehen als auf mich. Obschon ich mir sein Schweigen nie erklären konnte, so war ich doch überzeugt, daß ich bei ihm in freundlichem Andenken fortan stehen würde. Noch den 22. August 41 schloß er seinen Brief mit den Worten: 'Schließlich meinen schönsten Dank für Ihre Bemühungen. Fügte es doch ein Gott, daß wir uns bald wieder einmal sähen!' Leider sahen wir uns nie wieder, aber der kurze Verkehr mit dem edlen, strebsamen Frühgeschiedenen ist mir unvergeßlich geblieben, und sein trauriges Schicksal erfüllt mich noch heute mit Wehmuth. Ein ungenannter Freund spricht sich über ihn also aus im neuen Nekrolog der Deutschen 1849. S. 895:

'Wenn man sich aber in Hattemer einen durch seine vielen Arbeiten im Durchforschen alter Sprachen zum Stubengelehrten, im Bücherstaube für die Außenwelt unempfänglich gewordenen Mann vorstellen würde, wäre man im großen Irrthum. Obschon körperlich schwächlich, vielfach in einer idealen Welt lebend und in practischen Dingen unbeholfen, stellte er sich voll Feuereifer für seine Ansichten, alles Ungemach und alle Gefahren nicht

achtend, mitten ins Leben hinein. In Mainz, St. Gallen und Biel war es sein eifrigstes Bestreben, die Schule ganz von der Kirche zu trennen; dafür trat er in Wort und Schrift auf und kämpfte gleichmäßig gegen katholische und protestantische Geistlichkeit an. Es ist bezeichnend für die Lehrerschaft des Cantons Bern, daß er 1849 von ihr zum Mitgliede der Schulsynode gewählt wurde. Nachdem H. in seinem socialistisch-radicalen Revolutionseifer nicht nur an der selbst von der radicalen Regierung des Cantons Bern unterdrückten Zeitung „Revolution" und an den Aufrufen an die Arbeitervereine, sondern auch an dem unglücklichen Aufstande im Großherzogthume Baden mit den Waffen in der Hand Theil genommen, wurde er, wegen Verletzung der schweizerischen Neutralität, als Angestellter der Regierung, auf sechs Monate aus dem Canton Bern verbannt. Die immerwährende Aufregung und die außerordentlichen Anstrengungen und Beschwerden während des Aufstandes hatten seine Gesundheit untergraben, seine Lebenskraft zerstört; in der Verbannung wurde er schwer krank und lag mehrere Monate auf dem Krankenlager, ohne den Trost, seine Familie um sich zu sehen, ohne die liebevolle Pflege seiner braven Gattin. Wenige Tage nach seiner Rückkehr nach Biel starb er (11. Nov. 1849) in den Armen der Seinigen, die sehr Vieles an ihm verloren haben. Seine Freunde betrauern den treuen Freund, der über dem Unglück Anderer seine eigenen Leiden vergaß und immer zu helfen bereit war, das Progymnasium in Biel einen tüchtigen Lehrer und die deutsche und lateinische Sprachforschung einen fleißigen, vielversprechenden Meister, der leider! in politischer Überzeugung den Stürmen der Gegenwart erlag und sich selbst, seine geistige Kraft und sein Leben einer hohen, aber falsch erfaßten Idee zum Opfer brachte.'

Mein Leben.

Mein Leben.

Aufzeichnungen und Erinnerungen

von

Hoffmann von Fallersleben.

Vierter Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1868.

BIBLIOTHECA BODLEIANA

1843.

Neujahr wurde ich eingeladen vom Grafen Eduard
h nach seinem Gute Waltdorf im Neißer Kreise. Die
war mir sehr willkommen: ich durfte hoffen fern
e der vielen Unannehmlichkeiten einige ruhige und
ge zu verleben. Waltdorf war eine Freistätte für alle
nten, Wirth und Wirthin boten Alles auf, jedem Gaste
ı ländlichen Aufenthalt lieb und werth zu machen.
ittagsstunden pflegte ich für mich zu sein, ich las,
chrieb Briefe oder spazierte. Die Nachmittage und
aren wir immer beisammen. Wir sprachen über die
isse und Tagesfragen. Die Unterhaltung war meist
't, jeder sprach sich frei aus, und es fehlte dann oft
ntgegengesetzten Meinungen und Ansichten.
enbach war eine stattliche Gestalt, damals im kräftigsten
ter (geb. 22. Nov. 1812), mit treuherzigem, ver-
innendem Blick, äußerlich meist ruhig und ernst, aber
oll warmer Liebe, die zur Leidenschaft werden konnte
was er wollte zur Erstrebung einer besseren Gestal-
Vaterlandes. Rücksichtslos und ohne Furcht sprach
gegenüber seine Meinung aus, und seine Gesinnung
er durch die That. Wir kannten uns schon einige
wurden nun durch den jetzigen längeren Verkehr inni-
inander befreundet.

Die vierzehen Tage, die ich in Waltdorf verweilte, ver-
gingen mir sehr rasch. Ruhiger und heiterer, als ich gekom-
men, kehrte ich heim. Den 14. Januar war ich wieder in
Breslau.

Meine Ankunft wurde schnell bekannt. Schon am Nach-
mittag brachte mir der Pedell meinen Gehalt für die Monate
Januar, Februar, März und zugleich eine Vorladung in das
Senatszimmer. Was meine Freunde fürchteten, meine Feinde
wünschten und ich längst vorhergesehen hatte, erfolgte. Im
Beisein des Curators der Universität las mir der Universitäts-
Rätin Behrends den Beschluß des Staatsministeriums vor,
wonach ich ohne Pension meiner Professur entsetzt war.

Der Beschluß war vom 3. December 1842, die königliche
Bestätigung vom 30. Dec. Ich unterzeichnete das Protocoll,
nahm eine Abschrift, die mir aber verweigert wurde, und empfahl
mich.

Ich faßte sofort den Beschluß, Breslau baldigst zu ver-
lassen. Schon die nächsten Tage ordnete ich meine Bibliothek
und verzeichnete was ich behalten und was ich versteigern lassen
wollte.

Am 18. Januar stand das Urtel über meine Absetzung
vollständig gedruckt in der Breslauer Zeitung. Weil ich darin
eine Verschärfung der gegen mich ausgesprochenen Strafe sah,
welche kein Gesetz und keine Allerhöchste Ordre anordnet, und
zugleich wissen wollte, ob der Abdruck ein amtlicher wäre, so
verklagte ich die Breslauer Zeitung, wurde aber vom Ober-
Landes-Gerichte mit meiner Klage abgewiesen, weil die Breslauer
Zeitung von einer Behörde zur Mittheilung 'autorisiert' worden sei.
Es wurde also nur bestätigt, was mir bereits auf meine A
frage der Herr GR. Heinke am 19. Januar erklärte, daß

Inhalt jenes Zeitungsartikels 'allerdings ganz mit dem Ihnen publicierten Beschluß des kön. Staats-Ministerii übereinstimmt.'

Dieser Beschluß lautet also:

Breslauer Zeitung 1843. Nr. 15 vom 18. Januar*).

Inland.

Breslau, 16. Januar.

In der Disciplinar-Untersuchung wider den ordentlichen Professor der Philosophie Dr. August Heinrich Hoffmann, zu Breslau, ist vor Kurzem die definitive Entscheidung erfolgt.

Der Professor Dr. Hoffmann hatte im Herbst des vorigen Jahres in dem Verlage von Hoffmann und Campe in Hamburg unter dem Titel: „Unpolitische Lieder. Zweiter Theil," eine Sammlung von Gedichten herausgegeben, welche bald nach ihrem Erscheinen nicht nur in Preußen, sondern auch in mehreren andern deutschen Bundesstaaten verboten wurden. Der Minister der Geistlichen ꝛc. ꝛc. Angelegenheiten fand sich hierdurch veranlaßt, den Dr. Hoffmann zur Verantwortung über die Herausgabe der gedachten Liedersammlung aufzufordern, und da dieselbe nicht in befriedigender Art erfolgte, die förmliche Disciplinar-Untersuchung wider den Verfasser, als ordentlichen Professor an der Universität Breslau, einzuleiten.

Nachdem der Dr. Hoffmann vollständig gehört worden, wurden die verhandelten Akten dem Königlichen Staatsministerium zur weitern Beschlußnahme vorgelegt.

---

*) Dieser Artikel ging in einige deutsche Zeitungen vollständig, in einige nur auszüglich über. Die Preußische Staats-Zeitung Nr. 21 ließ die Belegstellen aus den unpol. Liedern weg.

Es kam in Frage: ob für die fernere Behandlung der Sache die Formen, welche die Allerhöchste Ordre vom 12. April 1822, betreffend das Verfahren bei Amtsentsetzung der Geistlichen und Jugendlehrer (Gesetzsammlung von 1822 S. 105) vorschreibt, zur Anwendung zu bringen, oder: ob die Vorschriften der Allerhöchsten Ordre vom 21. Februar 1823, betreffend das Verfahren bei den auf administrativem Wege erfolgenden Dienstentlassungen der Civilbeamten (Gesetzsammlung von 1823 S. 25) für maßgebend zu erachten seien.

In Erwägung, daß die letztere Verordnung eine Mitwirkung des Königlichen Staatsraths vorschreibt, und es wenigstens zweifelhaft schien, ob auch bei dem Verfahren gegen ordentliche Universitäts-Professoren die Kabinetsordre vom 12. April 1822 zu Grunde gelegt werden könne, wurde zu Gunsten des Angeschuldigten die Anwendung des in der Allerhöchsten Ordre vom 21. Februar 1823 vorgezeichneten Verfahrens beschlossen, und nachdem auf den Vortrag zweier Referenten die Beschlußnahme des Königlichen Staatsministeriums dahin ausgefallen war, daß der Dr. Hoffmann aus seinem Amte als ordentlicher Professor an der Königlichen Universität zu Breslau, ohne Pension zu entlassen sei, dem Königlichen Staatsrathe die weitere Berathung der Sache anheimgegeben. Der Königliche Staatsrath nahm jedoch an, daß für den vorliegenden Fall die in der Allerhöchsten Ordre vom 12. April 1822 enthaltenen Vorschriften über die Amtsentsetzung von Geistlichen und Jugendlehrern lediglich Anwendung finden müsse, und erachtete sich daher nicht für competent, ein Gutachten abzugeben.

Durch diesen Beschluß war die Befugniß des Königlichen Staats-Ministeriums, in Gemäßheit der Allerhöchsten Ordre vom 12. April 1822 Nr. 5, zu entscheiden, außer Zweifel gestellt. Um jedes mögliche Bedenken gegen die formelle Behandlung der Sache auch bei dem nunmehrigen Verfahren zu beseitigen, wurden

durch den Minister der Geistlichen ꝛc. ꝛc. Angelegenheiten noch die Vota der Räthe in der Unterrichts-Abtheilung seines Ministeriums schriftlich zu den Akten erfordert, obschon von dem Staats-Ministerium bei dessen früherer Berathung angenommen worden war, daß eine Abstimmung der Räthe nach Nr. 4 der Verordnung vom 12. April 1822 nur für den Fall vorgeschrieben sei, wo es sich um die Absetzung eines nicht von Sr. Majestät dem Könige ernannten Beamten handelt, dessen Entlassung dem Minister der Geistlichen ꝛc. ꝛc. Angelegenheiten allein durch die Verordnung übertragen ist. Die Akten sind hierauf, nach Berichtigung aller Förmlichkeiten, dem Königlichen Staats-Ministerium abermals zur Berathung und Beschlußnahme vorgelegt worden.

Der Angeschuldigte, Dr. August Heinrich Hoffmann, ist seit dem Jahre 1830 als außerordentlicher und seit dem Jahre 1835 als ordentlicher Professor für das Fach der deutschen Sprache und Literatur in der philosophischen Fakultät an der Königlichen Universität zu Breslau angestellt gewesen. **Ueber seine bisherigen Dienstverhältnisse lag nichts Nachtheiliges vor.**

Den Gegenstand der Untersuchung bildete die Herausgabe der genannten Sammlung: „Unpolitische Lieder. Zweiter Theil.“

Der Dr. Hoffmann hat zugestanden, die auf Seite 1 bis 170 abgedruckten Gedichte abgefaßt und dem Druck übergeben zu haben.

Der Inhalt dieser Gedichte hat als ein durchaus verwerflicher erkannt werden müssen. Es werden in diesen Gedichten die öffentlichen und socialen Zustände in Deutschland, und respective in Preußen vielfach mit bitterem Spotte angegriffen, verhöhnt und verächtlich gemacht; es werden Gesinnungen und Ansichten ausgedrückt, die bei den Lesern der Lieder, besonders von jugendlichem Alter, Mißvergnügen über die bestehende Ordnung der Dinge, Verachtung und Haß gegen Landesherrn und Obrigkeit hervorzurufen,

[illegible] geeignet sind, der zunächst für [illegible] im Allgemeinen nur verderblich wirken [illegible] und dieser Richtung gehören besonders [illegible] mit den vom Verfasser gegebenen Ueberschriften [illegible] bekannten Melodien von Volks-, Studen[illegible] nachgebildeten Gedichte an:

[illegible] „Großhandel“ (Seite 148), worin mit Hinweisung [illegible] die bei den Friedensschlüssen Statt gehabten Lä[illegible] [illegible]lungen, als Menschenhandel und Seelenverkäufe bezei[illegible] und dem Sklavenhandel gleichgestellt sind;

(148) Großhandel.

Mel. Fuchs, du hast die Gans gestohlen,
Gieb sie wieder her.

Sklavenhandel! weh, ich zittre
Bei dem Worte schon;
Alles Grauenvoll' und Bittre
Liegt in diesem Ton.

Nun, den Frevel hat gerochen
Endlich unsre Zeit,
Endlich ward der Stab gebrochen
Dieser Grausamkeit.

Aber ach! es schwand im Kleinen
Nur der Menschenkauf,
Denn im Großen, will es scheinen,
Hört er niemals auf.

Hat man doch auf den Congressen
Seelen gnug verkauft,
Hat zur Wohlthat die Finessen
Gnädigst umgetauft.

Und man wird noch wiederholen
Diese Wohlthat oft,
Denn es giebt noch manches Polen,
Wo man Theilung hofft.

niniſcher Vertrag“ (S. 24), worin mit Hindeutung
eutſchland ausgeführt wird, der Bund habe des Vater-
Hand und Mund geknebelt, — man ſolle Strick und
zerſprengen;

(24) Leoniniſcher Vertrag.
Mel. Es ſteht ein Baum im Odenwald.

Weh dir! weh dir, mein Vaterland!
Der Bund, dein eigner Saul,
Hat dir gebunden jede Hand,
Geknebelt dir das Maul.

Den Knebel weg, den Strick entzwei!
Frei ſollſt und mußt du ſein!
Und machſt du dich nicht endlich frei,
So ſchlag der Teufel drein!

---

himmliſche Etymologie“ (Seite 85), worin der
Bund, wegen des fingirten Fundes des Wortes
agog“ lächerlich gemacht wird;

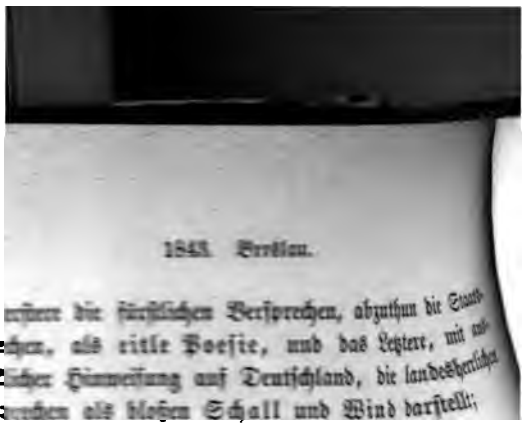
(85) Eine himmliſche Etymologie.
Mel. Ich bin der Doctor Eiſenbart.

„Ein großer Teufel iſt ſchon Gog,
Ma-Gog iſt ein viel größrer noch.
Was aber iſt der De-Ma-Gog?
Das iſt der allergrößte doch.“

So ſprach dereinſt der Engel Mund,
Und das vernahm der deutſche Bund,
Der machte ſchnell den Engelsfund
Uns armen, armen Teufeln kund.

---

ich war in Arkadien geboren“ und „Abend-
nes alten Invaliden“ (S. 70 und 96), wovon



das erstere die fürstlichen Versprechen, abzuthun die Staatsgebrechen, als eitle Poesie, und das Letztere, mit ausdrücklicher Hinweisung auf Deutschland, die landesherrlichen Versprechen als bloßen Schall und Wind darstellt;

76. Auch ich bin in Arkadien geboren!

Mel. Brüder, lagert euch im Kreise.

Nur Europa hat Geschichte,
Hat noch Sagen und Gedichte.
Sprecht, in welchem Erdenwinkel
Giebt es soviel Poesie?

Von Geschlechte zu Geschlechte
Erben fort die Völkerrechte,
Und die Völker und die Rechte,
Alles ist nur Poesie!

Alle Föderationen,
Friedensschlüsse und Conventionen —
Fragt die ganze Weltgeschichte,
Ist nicht Alles Poesie?

Und die herrlichsten Congresse
Nur aus reinem Volksinteresse —
Wird nicht diese nackte Prosa
Längst zur schmucken Poesie?

Und die Proclamationen
Und die Constitutionen —
War nicht Alles von dem Anfang
Bis zum Ende Poesie?

Und die fürstlichen Versprechen,
Abzuthun die Staatsgebrechen —
Kannten je die alten Heiden
Eine solche Poesie?

Unser Adel ohne Ende,
Unsre Räng' und unsre Stände —

Hatten wohl die Patriarchen
Kindlichere Poesie?

Unser ganzes Sein und Leben,
Unser Hoffen, unser Streben —
Ward nicht Alles, ist nicht Alles,
Alles, Alles Poesie?

---

(96) Abendlied
eines lahmen Invaliden vom J. 1813.

Mel. So mancher steigt herum.
Aus dem Bauer als Millionär.

Wie viel man auch verspricht,
O traut den Worten nicht!
Ein Wort ist Schall und Wind —
Seid doch nicht taub und blind!
O seht euch vor und um,
Seid doch nicht gar zu dumm!
Ist's immer noch nicht Zeit,
Zu werden mal gescheidt?
O Deutschland! o Deutschland!

Wann kommt denn wohl die Zeit?
Wann wird die Welt gescheidt?
Viel Gutes wird gedacht,
Mehr Schlechtes wird gemacht.
Doch fällt mir gar nicht ein,
Ein Schuft und Lump zu sein.
Wie oft sie auch erliegt,
Die gute Sache siegt —
Hoch Deutschland! hoch Deutschland!

---

5) „Das allgemeine Beste" (S. 159), worin die Absicht der Fürsten, das „Beste" der Völker zu „wollen", als bloße Begierde nach dem Gelde der letzteren, was für ihr „Bestes" gehalten werde, bezeichnet wird;

(159) **Das allgemeine Beſte.**

Ihr Völker, laßt doch euer Klagen!
Laßt euer Zweifeln, euer Zagen!
Daß ſich für euch die Fürſten plagen,
Das ſoll euch allen wohlbehagen.
Die Fürſten ſind bei Tag und Nacht
Auf euer Beſtes nur bedacht.

Ihr ſollt nicht ſchmähen, ſollt nicht ſchmollen,
Ihr ſollt nicht euren Fürſten grollen!
Sollt ihnen Dank und Ehrfurcht zollen,
Weil ſie nur euer Beſtes wollen!
Zwar iſt das Beſte von der Welt
Vorläufig immer noch das Geld.

---

6) „Bienenloos“ (Seite 57), welches den Satz anführt: der König nehme, die Unterthanen geben und dienen wie die Bienen, dürfen jedoch ihre Zunge nie ihretwegen regen;

(57) **Bienenloos.**

(59) **Schnaderhüpfel.**

Mel. Mein Schatz iſt a Reiter, a Reiter muß ſein.

Der Fürſt und der Adel ſtehn immer im Bund,
Der Fürſt iſt der Jäger, der Adel der Hund.

Der Fürſt iſt der Jäger, das Volk iſt das Wild,
Weil mehr das Regal als das Menſchenrecht gilt.

Und gehet der Jäger auf die Haſenjagd,
Hat noch immer der Hund den Vermittler gemacht.

Und wenn es ſich handelt um Conſtitution,
Vermittelt der Adel zwiſchen Fürſt und Nation.

Bläſt Jäger und Hund und Haſ' in Ein Horn,
Sind wir alle vergnügt von hinten und vorn.

Türkiſche Liturgie" (S. 104), welche das Kirchenebet für den Landesherrn ironiſch empfiehlt: — „weil wir nſere Feinde lieben ſollen!" —

(104) **Türkiſche Liturgie.**

Mel. Wenn Tage, Jahre, Wochen ſchwinden,
Wenn wir kein Glück im Wechſel finden.

Wir müſſen beten für den Einen,
Und nur für Ihn und für die Seinen.
Wir thaten's gern und thun es gern,
Und flehn für Ihn zu Gott dem Herrn.

Es ſteht ja in der Schrift geſchrieben:
Wir ſollen unſre Feinde lieben.
Drum laßt uns beten das Gebet
Für unſers Sultans Majeſtät!

Rokoko's Glaubensbekenntniß" (S. 13), ein ſatiriſches Loblied auf die Vorzüge der Monarchie vor der Republik;

15. [illegible]'s Glaubensbekenntniß.

> [illegible]
> und den [illegible] singen,
> [illegible]
> und [illegible].

Mel. Ich war erst sechzehn Sommer alt,
Unschuldig und nichts weiter.

Ich stimme für die Monarchie,
Da giebt's noch Räng' und Stände;
Mit Republik geht Poesie
Und alles Glück zu Ende.

Ich stimme für die Monarchie!
Wenn wir darin nicht wären,
Wie könnten wir doch ohne sie
So viele Leut' ernähren?

Ich stimme für die Monarchie,
Für Bänder, Titel, Orden;
In Republiken sind noch nie
Verdienste was geworden.

Ich stimme für die Monarchie,
Wo der Soldat noch waltet,
Wo nicht der freche Despotie
Und [illegible] schaltet.

Ich stimme für die Monarchie,
Wo weise wird regieret,
Wo [illegible] mit Hab' und Vieh
Nur ist [illegible].

Ich stimme für die Monarchie,
Die giebt noch gute Rente;
Es gab die Republik doch nie
Drei oder vier Procente.

Drum laß ich mir die Monarchie
Auch nun und nimmer rauben:
Wir haben Eine Liturgie,
Und Einen Gott und Glauben.

---

10) „Bauernglaube“ (S. 12), worin das Heil der Erde ein Regal genannt, und den Bauern die Bitte in den Mund gelegt wird, statt der Kirchen ein einziges Haus bauen zu lassen, worin sie ihre Qual vergessen könnten;

(12) **Bauernglaube.**

Mel. Hans war des alten Hansen Sohn.

Ihr gönnt uns wohl das Himmelsheil,
Gönnt jedem daran gleichen Theil:
Das Heil der Erde ward Regal,
Uns blieb allein der Erde Qual.

Was baut ihr neue Kirchen doch!
Wir finden unsern Herrgott noch.
O baut ein einzig Haus einmal,
Drin wir vergessen unsre Qual!

---

11) „Petitionsrecht“ (S. 65), welches den Gedanken ausführt: den Unterthanen sei alles zu bitten erlaubt, was ihnen nichts nütze, — wenn sie aber an ein Versprechen erinnerten, so würden sie mit Hohn zurückgewiesen; — doch Gott werde dereinst Jene (d. i. die Fürsten), die ihr geheiligtes Versprechen gebrochen, und noch heute brechen, — zur Verantwortung ziehen;

(65) **Petitionsrecht.**

Das Beten und das Bitten ist erlaubt,
Ja, und erlaubt ist Alles überhaupt,
Was niemals nützt den armen Unterthanen.
Wenn wir an ein Versprechen etwa mahnen,
Gesetzlich bitten, was wir fordern können,
Da will man uns das Bitten auch nicht gönnen,
Man weist uns ab mit kaltem Hohn zuletzt:
Ihr habt die Form verletzt.

Der Herr der Welten höret unser Flehn,
Er naht und ist bereit uns beizustehn,
Er fordert, was wir bitten kaum noch wollten,
Erfüllt was wir nach Recht verlangen sollten.
Zu jenen, die ihr heiligstes Versprechen
Gebrochen haben und noch heute brechen,
Spricht er ein allerhöchstes Wort zuletzt:
Ihr habt das Recht verletzt.

---

12) „Vieh- und Virilstimmen“ (S. 55), welches Bitten und Flehen deutscher Unterthanen noch als ü Mißtöne darstellt, als das Brüllen der Ochsen und Grunzen des Schweines ꝛc.

(55) Vieh- und Virilstimmen.

In solcher Zeit wie diese ziemt es nic
Daß jeder kleine Fehl bekrittelt werde.
Shakspeare, Jul. Cäsar.

Der Ochse brüllet, es grunzt das Schwein,
Die Schafe blöken, die Frösche schrei'n —
Ob schön das lautet? wird wohl keiner fragen:
Was läßt sich auch von Bestiensprache sagen?

Doch brüllt kein Ochs' und es grunzt kein Schwein,
Noch Schafe blöken und Frösche schrei'n
So unterthänigst, jämmerlichst, wehmüthigst,
Als deutsche Unterthanen tiefst demüthigst.

---

13) „Salziges“ (S. 147), worin mit Hindeutung auf preußische Salzsteuer der Wunsch ausgesprochen wird, Thränen der Unterthanen möchten Salz sein, dami Salz zu ihrem bischen Brote hätten!

(147) **Salziges.**

Wäre das Salz durchaus eine Waare des freien Handels, so würde die Tonne gewiß nicht mehr als 4—5—6 Thlr. kosten; was nun jetzt an den Staat mehr dafür bezahlt werden muß, ist demnach als Steuer anzusehen, der sich Niemand entziehen kann, da das Salz unentbehrlich ist.

Friedr. Bened. Weber, Handb. der staatswirthsch. Statistik der pr. Mon. S. 670.

Das Salz ist theuer, billig sind die Zähren:
O wenn doch unsre Zähren Salz nur wären!
Dann hätten wir in unsrer Noth
Auch Salz auf unser bischen Brot.

Warum doch machen sie das Salz so theuer?
O ging' es ihnen allen doch noch heuer
Wie Loth's Gemahlin dazumal!
Dann brauchten wir kein Salzregal.

---

4) „Kuhschnappelsche Volksrepräsentation" (S. 58), welches die Volksvertretung angreift, weil sie blos Grundbesitz und Gewerbe, nicht auch die geistigen Interessen der Menschen repräsentire;

(58) **Kuhschnappelsche Volksrepräsentation.**

Ei, was soll noch Kunst und Witz?
Hier gilt nur der Grundbesitz.
Für den Landbau, für's Gewerbe
Schweigt kein Volksrepräsentant;
Doch des Geistes Gut und Erbe
Legen sie in Gottes Hand.

Wie verlassen und verwaist,
Armer, armer Menschengeist!
Wie der Vogel auf dem Dache
Hast auch du kein Vaterland,
Und der Menschheit heil'ge Sache
Gab dir Gott in deine Hand.

---

denen ſich noch viele andere von gleicher oder doch ähnlicher Tendenz, z. B. Seite 8, 27, 40, 60, 80, 94, 120, 149 und mehrere darunter in unzweideutiger Beziehung auf Preußen (S. 15, 64, 82, 118 und 151) anſchließen.

(8) **Wir wollen es nicht haben.**

Wir ſollen hübſch im Paradieſe bleiben
Und uns wie's Adam that die Zeit vertreiben,
Und keine Bücher leſen, keine ſchreiben —
Wir ſollen hübſch im Paradieſe bleiben.

Wir ſollen vom Erkenntnißbaum nicht eſſen,
Uns freu'n an Allem, was uns zugemeſſen,
Und des Gebotes nimmermehr vergeſſen:
Wir ſollen vom Erkenntnißbaum nicht eſſen.

Das Paradies hat uns nur ſtets verdroſſen,
Wie gerne ſind wir davon ausgeſchloſſen!
Drum haben wir von dieſem Baum genoſſen —
Das Paradies hat uns nur ſtets verdroſſen.

Das Paradies der Diener und Soldaten

(40) Officielle Volkssouveränität.

Er denkt zu viel; die Leute sind gefährlich.
Shakspeare im Jul. Cäsar.

Polizeilich ist erlaubt,
Alles zu verschnapsen;
Keinem wehrt man überhaupt,
Durch die Welt zu tapsen.

Lieber hat man doch, daß sie
Wie das Vieh verdummen,
Denn es kann das liebe Vieh
Höchstens etwas brummen.

Legten Ochs und Esel sich
Auf das Räsonnieren,
Ließe man gelegentlich
Sie auch arretieren.

---

(60) Langweilig und schlecht.

Mel. Mein Lebenslauf ist Lieb' und Lust.

Wie ist die Willkür und Gewalt
Doch in der Welt gemein!
Die Welt ist schon so klug und alt,
Und muß noch dienstbar sein!
Wann bricht der Freiheit goldner Strahl
In unsre Nacht hinein?
Wann endet unser Joch einmal,
Wann unsre Noth und Pein?
O weh! o weh!
Wann unsre Noth und Pein?

Geduld ist unsre Fröhlichkeit,
Gehorsam unser Glück,
Und niemals kommt Zufriedenheit
In unsre Welt zurück.
Wohl anders wird es jeden Tag,
Doch besser wird es nie.

Wer das ein Glück noch nennen mag,
Iſt dumm wie's liebe Vieh,
O weh! o weh!
Iſt dumm wie's liebe Vieh.

---

(80) **Unter des durchl. deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.**

Siehe: 33ſte Sitz. von 1838, 6te und 23ſte von 1840 3te von 1841.

Wo kann der Dichter froher ſein
Und ſingen ſo von allerhand,
Von Tugend, Freundſchaft, Lieb' und Wein,
Von König, Gott und Vaterland,
Als uns das Glück vergönnet,
Als ich und ihr es könnet
Unter des deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien?

Wo iſt ein Land doch weit und breit,
Das ſo den Dichter liebt und ehrt,
Das ſo aus tiefer Dankbarkeit
Ihm Hab' und Gut und Ruhm vermehrt,

Mein Vater weiland zahlte keine Steuer;
Das Korn ist wohlfeil jetzt, das Leben theuer.
Doch liegt ein Trost in einer alten Sage,
Die hat sich fortgepflanzt in unsre Tage
Bei allen Armen, Müden, Altersschwachen:
Der König wird uns glücklich machen.

Der Spielmann hängt die Zitter an die Wand:
Wie glücklich könnte sein der Musikant!
Ich nahm doch nächten hübsches Geldchen ein,
Und 's langt mir noch nicht zum Gewerbeschein.
Doch liegt ein Trost in einer alten Sage,
Die hat sich fortgepflanzt in unsre Tage
Bei allen Armen, Müden, Altersschwachen:
Der König wird uns glücklich machen.

Der Bauer stürzt spät Abends seinen Pflug:
So hab' ich heute mich gequält genug!
Froh wär' ich, wüßt' ich nur, wovon ich heuer
Bezahlte meine Grund- und Classensteuer.
Doch liegt ein Trost in einer alten Sage,
Die hat sich fortgepflanzt in unsre Tage
Bei allen Armen, Müden, Altersschwachen:
Der König wird uns glücklich machen.

Der Dorfschulmeister macht die Schulthür zu:
Heut sind es funfzig Jahr, gern hätt' ich Ruh —
Wie aber, wenn ich nun entlassen werde?
Dann fängt erst an die Sorg' und die Beschwerde.
Doch liegt ein Trost in einer alten Sage,
Die hat sich fortgepflanzt in unsre Tage
Bei allen Armen, Müden, Altersschwachen:
Der König wird uns glücklich machen.

---

(120) Hundscheckig.

Mel. Und so finden wir uns wieder
In dem heitern bunten Reih'n.

Wenn auch unsre Blüthen starben,
Blieben uns die Farben doch,

Und es ſpielt in ſchönen Farben
Unſer Deutſchland immer noch.

Aber, ach! wir ſind betrogen
Um ein Zeichen ſchönrer Zeit,
Denn es wird kein Regenbogen
Aus dem bunten Bundeskleid.

---

(149) Radowitziſche Klage.

Mel. Wie i di verwicha.

Ach, wir armen Narren,
Hoffen ſtets und harren,
Daß der Freiheit Morgenroth beginnt;
Dürfen doch kaum klagen,
Leiſe, leiſe ſagen,
Daß wir alle arg betrogen ſind.
Kommt denn gar kein Tag,
Der uns tröſten mag?
Iſt denn Alles, Alles nun vorbei?

(15) Eliaswagen.

Denn gewisse Dinge lassen
Sich nicht sagen als durch Denken.
Calderon, „Das Leben ein Traum."

Mel. In des Waldes düstern Gründen.

Soll es erst die Nachwelt sagen,
Was die Mitwelt hat gedacht?
Soll kein Herz zu sagen wagen,
Was ihm Leid und Freude macht?

Nein, ihr wagt nicht mal zu sagen
Und ihr habt's doch oft gedacht:
Daß das fünfte Rad am Wagen
Ist Europas fünfte Macht.

Fünftes Rad, fürwahr du solltest
Ein Eliaswagen sein!
Fünfte Macht, wenn du es wolltest —
Und Europa wäre dein!

Was ich weiter könnte sagen,
Darauf laff' ich mich nicht ein;
Läßt man doch in unsern Tagen
Nur zu gern fünf grade sein.

---

(64) Krebsgang.

Mel. Seht ihr drei Rosse vor dem Wagen.
Russ. Volksl.

Ihr passet recht zu unsern Zeiten,
Und wisset was uns nützt und frommt!
Ihr werdet immer rückwärts schreiten,
Bis ihr zur Schlacht von Jena kommt.

Doch lieben Leute, laßt euch sagen:
Erreicht ihr wieder euren Zweck,
Ihr werdet wiederum geschlagen,
Und Staat und Kirche liegt im Dreck.

[illegible] Vogelfreiheit.

[illegible]

Der Vogel hat das Singen frei,
[illegible] nicht [illegible] Herz [illegible],
[illegible]
Der [illegible] und [illegible].

[illegible]
[illegible] und [illegible],
Und ob du auch kein Vogel bist,
Deine Flügel [illegible] du doch [illegible].

---

153. [illegible] und [illegible] einer Comödie.

Mel. [illegible]

Die Fremdenpolizei
Sie [illegible] allgemein:
Man denkt und spricht doch gar zu frei
Das soll und darf nicht sein!

Laßt dem Gesetze seinen Lauf!
Ihr habt genug verziehn.
Macht nun [illegible] wieder auf
[illegible]

Es ist die [illegible],
Es ist ein [illegible],
Wenn sich der Gnadenborn doch nie
Und nie erschöpfen läßt.

---

152. Kriegslied.

Alte.

Hört nur die Trommel schlägt!
Seht nur das Volk sich regt!
Die Fahne [illegible]!
Wir [illegible] Mann [illegible] Mann.

Und haben wir Manches verloren,
So kehret auch Manches zurück;
Stets gehet die Zeit noch im Kreise,
Sie bringet zurück uns das Glück.

Hervor mit den alten Gesetzen,
Und weg mit der Constitution!
Da kommen die besseren Zeiten
Von selber für uns und den Thron.

Drum lasset uns hoffen und harren,
Weil Adel und Tugend nicht stirbt,
Daß endlich der Adel Europas
Sein Recht auch noch wieder erwirbt.

---

(93) Der gute Wille.

Mel. Genießt den Reiz des Lebens,
Man lebt ja nur einmal!

Gern will ich sein ein Rather,
Verlangt nur keine That —
Ich bin Familienvater
Und auch Geheimerath.

Ja freilich, beides bin ich,
Das macht mir viele Pein —
Ich bin gewiß freisinnig,
Wie's einer nur kann sein.

Hätt' ich nicht Frau und Kinder,
Da wär's mir einerlei,
Vorsichtig wär' ich minder,
Spräch' auch noch mal so frei.

Doch ein Familienvater —
Der Punkt ist delicat,
Und noch viel delicater
Ist ein Geheimerath.

---

(107) Militäriſch.

„Ha! was eilt die Straß' entlang?
Wie's da blitzt im Sonnenglanz!
Trommelwirbel, Pfeifenklang!
Luſtig, heißa! wie zum Tanz."

Sind Soldaten, ziehn herein,
Kommen vom Begräbniß her,
Müſſen jetzo luſtig ſein,
Als wenn nichts paſſieret wär'.

Sind Soldaten, liebes Kind,
Die nicht Tod und Teufel ſcheu'n,
Auf Commando traurig ſind
Und ſich auf Commando freu'n.

---

(108) Tragiſche Geſchichte.

Mel. Nun ſich der Tag geendet hat
Und keine Sonn' mehr ſcheint.

Jüngſt iſt ein General erwacht,
Ein tapfrer General,

Und haben wir Manches verloren,
So kehret auch Manches zurück;
Stets gehet die Zeit noch im Kreise,
Sie bringet zurück uns das Glück.

Hervor mit den alten Gesetzen,
Und weg mit der Constitution!
Da kommen die besseren Zeiten
Von selber für uns und den Thron.

Drum lasset uns hoffen und harren,
Weil Adel und Tugend nicht stirbt,
Daß endlich der Adel Europas
Sein Recht auch noch wieder erwirbt.

---

(93) Der gute Wille.

Mel. Genießt den Reiz des Lebens,
Man lebt ja nur einmal!

Gern will ich sein ein Rather,
Verlangt nur keine That —
Ich bin Familienvater
Und auch Geheimerath.

Ja freilich, beides bin ich,
Das macht mir viele Pein —
Ich bin gewiß freisinnig,
Wie's einer nur kann sein.

Hätt' ich nicht Frau und Kinder,
Da wär's mir einerlei,
Vorsichtig wär' ich minder,
Spräch' auch noch mal so frei.

Doch ein Familienvater —
Der Punkt ist delicat,
Und noch viel delicater
Ist ein Geheimerath.

[illegible]

[illegible]

[illegible] mal an [illegible]!
[illegible] [illegible]!
[illegible]!
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Doch gut! so zeichnet man was Brack ist
In allen großen Heerden aus;
So lernen wir was Schranzenpack ist
Und reif zum großen Völkerschmaus.

---

(161) Aus Ovids Metamorphosen.

Veut-on avoir la preuve de la parfaite inutilité de tous les livres de Morale, de Sermons etc., il n'y a qu'à jetter les yeux sur le préjugé de la Noblesse héréditaire. Y a-t-il un travers, contre lequel les Philosophes, les Orateurs, les Poëtes ayent lancé plus de traits satyriques? qui ait plus exercé les esprits de toute espèce? qui ait fait naître plus de sarcasmes?
Chamfort, Pensées (Paris 1803) p. 171.

Es flickt ein Schneider ein Gewand
Für eine Majestät,
Und wie er's hält in seiner Hand
Und in den Falten späht:
O Wunder, Wunder! was schaut heraus?
Eine Laus, eine Laus, eine königliche Laus.

Der Schneider hüpft vor Freud' empor,
Sieht sie mit Wollust an,
Und holt sein Messer flugs hervor,
Und ach! was macht er dann?
O Wunder, Wunder! er spaltet sie,
Spaltet sie, spaltet sie, dieses königliche Vieh.

„Die eine Hälfte bleibet mir
Von dieser Königslaus;
Es stecket soviel Blut in ihr,
Ein Fürst wohl wird noch draus."
O Wunder, Wunder! er speist sie geschwind,
Und er wird, und er wird, wird ein fürnehm Fürstenkind.

Da fragen die Gesellen ihn:
„Was aber kriegen wir?"
„Die andre Hälft' ist euch verliehn,
Das ist genug für vier,

(114) Vice versa.

Mel. An einem Fluß, der rauſchend ſchoß,
Ein armes Mädchen ſaß.

Hochedel nennt der Adel nun
Die Widder insgemein.
Warum ſoll's nicht der Adel thun?
Soll er nicht dankbar ſein?

Der Adel will nur dankbar ſein
Und niemals mehr als jetzt:
Die Schafe halten ja allein
Den Adel noch zuletzt.

---

(134) Löwenpomade.

Schnauz- und Backenbärte ſprießen,
Eh vier Wochen noch verfließen!
O wie groß iſt Gottes Gnade!
Auf! wir wollen allenthalben
Uns an Leib und Herzen ſalben
Mit der deutſchen Löwenpomade.

Wagt's, Franzoſen, wagt es nimmer,
Denn es ging' euch heute ſchlimmer
Als dereinſt im Katzbachbade:
Unſer Kriegsheer iſt gar mächtig,
Muth und Barthaar wuchs ihm prächtig
Von der deutſchen Löwenpomade.

---

(160) Brackſchafe.

O zeig's nicht erſt durch's Band im Knopfloch
Die ganze Welt weiß was du biſt:
Warum denn zeigſt du armer Tropf noch,
Wie billig deine Seele iſt?

Doch gut! ſo zeichnet man was Brack iſt
In allen großen Heerden aus;
So lernen wir was Schranzenpack iſt
Und reif zum großen Völkerſchmaus.

---

(161) **Aus Ovids Metamorphoſen.**

Veut-on avoir la preuve de la parfaite inutilité de tous les livres de Morale, de Sermons etc., il n'y a qu'à jetter les yeux sur le préjugé de la Noblesse héréditaire. Y a-t-il un travers, contre lequel les Philosophes, les Orateurs, les Poëtes ayent lancé plus de traits satyriques? qui ait plus exercé les esprits de toute espèce? qui ait fait naître plus de sarcasmes?
Chamfort, Pensées (Paris 1803) p. 171.

[illegible] ein Schneider ein Gewand
[illegible] Majeſtät,
[illegible] er's hält in ſeiner Hand
den Falten ſpäht:
der, Wunder! was ſchaut heraus?
[illegible]s, eine Laus, eine königliche Laus.

[illegible]neider hüpft vor Freud' empor,
[illegible] mit Wolluſt an,
[illegible] ſein Meſſer flugs hervor,
[illegible] was macht er dann?
der, Wunder! er ſpaltet ſie,
ſie, ſpaltet ſie, dieſes königliche Vieh.

[illegible]e Hälfte bleibet mir
[illegible]er Königslaus;
[illegible]t ſoviel Blut in ihr,
[illegible]ſt wohl wird noch draus."
der, Wunder! er ſpeiſt ſie geſchwind,
wird, und er wird, wird ein fürnehm Fürſtenkind.

[illegible]gen die Geſellen ihn:
[illegible]aber kriegen wir?"
[illegible]ndre Hälft' iſt euch verliehn,
genug für vier,

worden, und insofern nach § 1 und 7 des Bundesbeschlusses vom 20. September 1819 den Verfasser der fraglichen Lieder keine Strafe wegen Uebertretung der Censur-Gesetze treffen könnte, vom Standpunkte der Disciplin unbenommen, ja ihre Pflicht zu dem Behuf einzuschreiten, damit ein des akademischen Lehramtes unwürdiges Glied desselben daraus entfernt werde.

In Erwägung dieser Gründe hat das Königliche Staats-Ministerium den Beschluß gefaßt, daß der Dr. Hoffmann aus seinem Amte als ordentlicher Professor an der Königlichen Universität zu Breslau ohne Pension zu entlassen sei.

Dieser Beschluß ist von Sr. Majestät dem König bestätigt und bereits in Ausführung gebracht worden.

Ich war nicht weiter überrascht: schon am 21. November v. J. hatte ich vorhergesehen was kommen würde, und mir gedichtet ein 'Trostlied eines abgesetzten Professors:'

Melodie: Nachts um die zwölfte Stunde

Allgemeinen Landrechts*) in seinem Amte nicht belassen rden.

Von diesen Folgen seiner Handlung kann ihn weder der rwand, daß die poetischen Ergüsse nicht seine, sondern vielmehr Zeitansichten der Gegenwart darstellten, und mit seinem Be-e als Professor nichts gemein hätten, noch die Angabe, daß unpolitischen Lieder mit Genehmigung der Hamburger Censur chienen seien, befreien. In ersterer Beziehung leuchtet von selbst , daß ein Professor, der verwerfliche Ansichten sich aneignet und che, statt sie zu bekämpfen, als Dichter in dem gefälligen Ge-nde von Liedern und Gesängen durch den Druck verbreitet, e solche Erzeugnisse als für eigene, auch in seiner Eigenschaft s öffentlicher Lehrer sich verantwortlich macht. In letzterer insicht war es aber der vorgesetzten Dienstbehörde des Ange-uldigten, selbst wenn die Censur-Gesetze in Hamburg befolgt

---

he Lehrer, die durch erweisliche Abweichung von ihrer Pflicht, oder berschreitung der Grenzen ihres Berufs, durch Mißbrauch ihres recht-äßigen Einflusses auf die Gemüther der Jugend, durch Verbreitung rderblicher, der öffentlichen Ordnung und Ruhe feindseliger, oder die rundlagen der bestehenden Staatseinrichtungen untergrabender Lehren, re Unfähigkeit zur Verwaltung des ihnen anvertrauten wichtigen Amtes verkennbar an den Tag gelegt haben, von den Universitäten und sonsti-n Lehr-Anstalten zu entfernen, ohne daß ihnen hierbei, so lange der genwärtige Beschluß in Wirksamkeit bleibt, und bis über diesen Punct initive Anordnungen ausgesprochen sein werden, irgend ein Hinderniß Wege stehen könne. Jedoch soll eine Maßregel dieser Art nie anders, auf den vollständig motivirten Antrag des, der Universität vorgesetzten gierungs-Bevollmächtigten oder von demselben vorher eingeforderten richt beschlossen werden.

Ein auf solche Weise ausgeschlossener Lehrer darf in keinem andern ndesstaate bei irgend einem öffentlichen Lehr-Institute wieder angestellt rden.““)“ A. d. R.

*) „Wer den Vorschriften seines Amtes vorsätzlich zuwider handelt, soll sofort cassirt werden ꝛc.“ A. d. R.

wurden, und [illegible] nach § 1 und 7 des Bundesbeschlusses vom 20. September 1819 den Verfasser der fraglichen Lieder keine Strafe wegen Uebertretung der Censur-Gesetze treffen könnte, vom [illegible] der [illegible] unbenommen, ja ihre Pflicht zu dem [illegible], damit ein des akademischen Lehramtes unwürdiges [illegible] daraus entfernt werde.

In Erwägung dieser Gründe hat das Königliche Staats-Ministerium den Beschluß gefaßt, daß der Dr. Hoffmann aus seinem Amt als ordentlicher Professor an der Königlichen Universität zu Breslau ohne Pension zu entlassen sei.

Dieser Beschluß ist von Sr. Majestät dem König bestätigt und [illegible] zur Ausführung gebracht worden.

[illegible] schon am 21. November [illegible] was kommen würde, und mir [illegible] Professors:

[illegible]

[illegible]

Im Januar [illegible] ein Student eine Adresse, von [illegible] unterzeichnet, darunter evangelische und [illegible]. Der Schluß lautet:

[illegible] auszusprechen, was wir denken [illegible] der Zukunft hoffen und [illegible] bestimmen auf welchem [illegible] wir selbst dereinst [illegible] werden. Darüber [illegible] wir alle einig, was wir

len. Wir wollen uns frei machen von Allem, was uns die nunft als unrecht und unnütz, als unvereinbar mit dem wah- Wesen der Menschheit anzeigt. Wir haben gefunden, daß : in diesem Wollen, in der Thätigkeit für dasselbe uns siegreich) rühmlich vorangegangen sind und noch immer sicher und fest anschreiten, deshalb lieben und achten wir Sie, deshalb sprechen : hier den Wunsch aus, daß es Ihnen in Zukunft stets wohl- ehen möge, damit wir, im Interesse auch unserer Zwecke und ieres gleichartigen Wollens, noch recht lange das Glück genießen Ihnen einen tüchtigen Führer in dem Kampf für Wahrheit) Recht zu besitzen. Nehmen Sie zuletzt nun auch noch als Andenken an uns die Versicherungen und Betheuerungen mit, ; wir stets Ihr anregendes und mahnendes Vorbild vor Augen t Ideen der wahren Freiheit, dem Zwecke der Menschheitbildung ch, alle unsere Kräfte immer an die Verwirklichung dieser Ideen en werden, nehmen Sie das Gelöbniß hin, daß wir alle Ihnen einem freien Mann, als einem tapfern Vorkämpfer für die hsten und edelsten Güter der Menschheit, Freiheit, Wahr- it und Recht, in alle Stürme des Lebens, künftighin einst auch bst schützend und streitend, immer nachfolgen werden.'

Über diese Kundgebung war ich sehr überrascht. Es konnte n Geheimniß sein, daß ich mich über das Breslauer akademi- e Leben und Treiben nie sonderlich günstig ausgesprochen tte, wie es denn in einem Gedichte, unterzeichnet 'Eine tudentenstimme' angedeutet wird. Die dritte und vierte Strophe uten also:

O sprich's nur aus ganz unumwunden,
Daß Du kein einzig deutsches Herz
In unsrer Musenstadt gefunden,
Kein Mitgefühl für Deinen Schmerz,
Daß sich kein Einz'ger drum bekümmert,
Ob hinter Deinem Spott und Hohn

hielt, um nicht denjenigen, die mir eine freundliche Theil
kundgaben, eine Verlegenheit zu bereiten, ſo machte ich doc
der Lätitia eine Ausnahme. Ich war zu ihrem Ball
11. Februar eingeladen und fand mich ein. Unter m
Geſellſchaftsnamen hatte ich ein Lied beigeſteuert, das ge
vertheilt und geſungen wurde:

Winterlied.

Mel. „Auf, zu Roß, und fortgeritten."

Von E. Bröer.

Nur nicht ängſtlich, nur nicht zagen
Bei des Winters Noth und Qual!
Heut' iſt Winter noch auf Erden,
Morgen muß es Frühling werden,
:|: Frühling wird es doch einmal. :|:

Frühling wird es immer wieder:
Nur getroſt! er kommt ja bald.
Niemand kann's dem Frühling wehren,
Jährlich bei uns einzukehren —
:|: Welch ein Troſt für Jung und Alt! :|:

thes vorüber ſind, einen Troſt finden. Freilich würde der
neller und vollſtändiger ſich einfinden, wenn Sie kein Dichter
ren, denn die weiche, nervöſe und reizbare Empfänglichkeit für
ndrücke, welche Ihnen eigen iſt, ſo wenig das die Welt glauben
g, wird Ihnen fürchte ich den Kampf erſchweren. Doch Muth
d Faſſung, mein guter, lieber Freund. Wenn Ihnen die herz-
ſte Theilnahme eines Mannes, der Ihnen bei allem Entgegen-
ezten in ſeiner Natur warm und herzlich ergeben iſt, auch nur
einen Augenblick tröſtend iſt, werde ich glücklich ſein. Münd-
mehr, ich habe erſt durch die Zeitung etwas Sicheres über
r Schickſal erfahren. Bedürfen Sie irgend etwas?

Ihr

Freytag.

In den erſten Tagen des Februars hatte ich meine Bi-
liothek geordnet und verzeichnet und ließ ſie zu meinem Freunde
ilde hinüber ſchaffen, der mir dafür ein Zimmer in einem
ner Nebengebäude eingeräumt hatte. Von meinem Hausrath
hielt ich nur wenig, das meiſte verſchenkte ich. Das Verzeich-
ß der zu verkaufenden Bücher war gedruckt. Der Titel lautete:

'970 Bücher aus der Bibliothek des Profeſſors Dr. Hoffmann von Fallersleben ſollen am 22. Mai 1843 zu Breslau öffentlich verſteigert werden'

rde aber von der Cenſur beanſtandet; der 'Profeſſor' war
rin geſtrichen. Ich eilte ſofort zum Polizeipräſidenten Heinke
d ſetzte ihm auseinander, daß ich den Profeſſor nicht allein
n Könige verdankte, ſondern auch den zweimaligen Habilita-
nsleiſtungen ꝛc. Der Herr Cenſor, der als Curator der
verſität die academiſchen Einrichtungen nachgerade etwas
nen gelernt hatte, ertheilte dem 'Profeſſor' das Imprimatur.

Obſchon ich mich von allen öffentlichen Geſellſchaften fern

die der Jugend gehört. Auch Ihre Stunde iſt noch nicht gekommen, wir ſind glücklich, in Ihnen, weil nicht den Mann des Hofes, den der Hoffnung beglückwünſchen zu können. Der Kelch der Leiden kann den Boten des Heiles nicht erſpart werden. Auch vor Ihnen iſt er nicht vorübergegangen: um ſo freudiger zählen wir Sie zu den Heilanden unſerer Zukunft.

Auf dieſe beſſere Zukunft mit Ihnen fröhlichen Muthes anſtoßen zu dürfen, möchten wir in Verehrung und Vertrauen Sie heute bitten. Schütten Sie die bittere Neige aus dem Kelche und erlauben Sie freundlichſt uns die Freude und den Schwank, indem Sie mit den Freunden Ihres Herzens zuſammen in guter Stunde von dem Herzerfreuenden Strome, aus dem die ſchwäbiſche Muſe ſchon manchen guten Zug getrunken, alle Trauer und allen Arger in das Thal des Vergeſſens hinunterſchwenken laſſen.

Was hiemit ſich Ihrem heitern Genius weihen möchte, kommt aus der Mitte eines Kreiſes, welcher auf Ihrer Stirne den Eichenkranz mit dem Lorbeer ſich verſchlingen ſieht. Der Geiſt der Freiheit in Wiſſenſchaft und Leben, der uns zumeiſt ſchon

Und geworden ist es Frühling,
Wenn auch nur für uns allein.
Wo die Freud' im Festesglanze
Frau'n und Mädchen führt zum Tanze,
:|: Muß es immer Frühling sein. :|:

Frühling lebe, unser Frühling
Hoch beim Sang und Festpokal!
Laßt das Jammern und das Zagen!
Muth gefaßt in trüben Tagen!
:|: Frühling wird es doch einmal. :|:

Fr. G.

Um diese Zeit erhielt ich verschiedene Beweise der Theilnahme. So schickten mir zwanzig meiner Verehrer aus Stuttgart funfzig Flaschen edelen Schwabenweins.

Stuttgart, den 15. Febr. 1843.

Hochverehrter Herr Professor!

Es scheint endlich das angenehme Jahr der Herren gekommen zu sein, von dem die Schrift sagt: Es wird eine Bahn sein und ein Weg, welches der heilige Weg heißen wird, daß kein Unreiner darauf gehen wird. Es wird da kein Löwe sein und kein reißendes Thier darauf treten noch daselbst gefunden werden ....*) So herrlich und in Freuden muß es ja wohl hergehen, seit die Leipziger Allgemeine bei Ihnen verboten, die deutschen Jahrbücher unterdrückt, die rheinische Zeitung verdammt, Arnegh aus Preußen hinweg und Hoffmann von Fallersleben entfernt ist?

Mit schmerzlicher Theilnahme haben wir diese Zeitungen eine nach der andern vernommen. Doch die Hoffnung, daß das Maaß sich fülle, läßt uns ungetrübtern Blickes in die Zukunft schauen,

*) Jesaja 35, 8.

Unpolitiſch.

Politik iſt der große Hebel
Der heutzutag die Welt regiert
Und ſie an ſeinem langen Nebel-
Schweif rechts und links gar trefflich führt.

Politiſche Miniſter ſtehen
Am Staatesruder kluggeſinnt,
Polit'ſche Zeitungsſchreiber drehen
Den Mantel nach dem beſten Wind.*)

Polit'ſche Ref'rendare machen
Brod — Kuchen! — und Carrier' und Sprüng',
Polit'ſche Chriſten, fromme, lachen
Ins Fäuſtchen, wie ſo gut das Ding.

Vor Kön'gen ſtehn polit'ſche Dichter!**)
In Staat und Kirche ohne Zahl
Findſt du politiſche Geſichter,
Polit'ſche — Schufte überall. —

Doch weh dir, unpolit'ſcher Dränger,

Es kann Ihnen mit der Nennung unſerer Namen ſchwerlich ient ſein. Führt Zeit und Geſchick je Einen von uns in re Nähe, ſo möge ſein guter Genius ihn alſo Ihnen vorführen, ß Sie bei fröhlicher Fortſetzung des heute Begonnenen ihn den, wie Sie ihn ſuchen.

Mit heilbringendem Zurufe, in vollkommener Hochachtung d freudiger Verehrung trinken wir's Ihrem und Deutſchlands ohle zu! —

Zwanzig Ihrer Verehrer in Schwaben.

Hochverehrter Herr Profeſſor!

Anbei habe ich die Ehre, Ihnen die Huldigung zu über- chen, welche ein Kreis von Freunden, die in gleicher Verehrung ſ Sie blicken, Ihnen zugedacht hat. Es hat ſich hübſch gefügt, ß der Hof-Keller Ihnen gerade ſein Beſtes vom Jahrgang 1841 fern muß. Wir wiſſen wohl, und ich aus eigener Erfahrung, ß unſere Schwabenweine Nichts für die norddeutſche, an feuri- n Geiſt gewöhnte Zunge zu bieten vermögen. Indeſſen werden ie uns ob unſers Wagniſſes, wir hoffen und bitten, nicht gram, d nehmen mit dem guten Willen vorlieb.

Was wir aber insbeſondere bitten möchten, iſt dieß, daß ſerer anſpruchsloſen Gabe die ihr ſo nöthige Stille zu Theil erde. Es ſteht das nicht an, damit irgend Demonſtrationen chen zu wollen: ſo wollen Sie gütigſt Sorge tragen, daß um ier zwanzig Gerechten willen, die wir Sie verehrungsvoll be- ßen, unſer gutes Stuttgart vor dem Feuer der ffentlichen Nennung verſchont bleibe.

— — — — — — —

Stuttgart, 15. Febr. 1843.

Dr. H. Merz.

Um dieſelbe Zeit ſendete mir der Überſetzer des Beranger i Gedichte mit einer Zuſchrift:

die der Jugend gehört. Auch Ihre Stunde ist noch nicht gekommen, wir sind glücklich, in Ihnen, weil nicht den Mann des Hofes, den der Hoffnung beglückwünschen zu können. Der Kelch der Leiden kann den Boten des Heiles nicht erspart werden. Auch vor Ihnen ist er nicht vorübergegangen: um so freudiger zählen wir Sie zu den Heilanden unserer Zukunft.

Auf diese bessere Zukunft mit Ihnen fröhlichen Muthes anstoßen zu dürfen, möchten wir in Verehrung und Vertrauen Sie heute bitten. Schütten Sie die bittere Neige aus dem Kelche und erlauben Sie freundlichst uns die Freude und den Schwank, indem Sie mit den Fremden Ihres Herzens zusammen in guter Stunde von dem Herzerfreuenden Strome, aus dem die schwäbische Muse schon manchen guten Zug getrunken, alle Trauer und allen Arger in das Thal des Vergessens hinunterschwenken lassen.

Was hiemit sich Ihrem heitern Genius weihen möchte, kommt aus der Mitte eines Kreises, welcher auf Ihrer Stirne den Eichenkranz mit dem Lorbeer sich verschlingen sieht. Der Geist der Freiheit in Wissenschaft und Leben, der uns zumeist schon auf der Universität zusammengeführt, will auch im Lande der Filister uns zu einem Volk des Eigenthums ausgesondert erhalten. So sei er unser Fürsprecher bei Ihnen, wenn wir mit dem Glase in der Hand uns Ihnen nahen, um Ihnen an uns hoffentlich ein kleines Beispiel zu geben, wie trefflich es Ihnen gelungen ist, „den Geist der deutschen Jugend zu verderben."

Wir sind noch jung genug, um Ihre Schüler zu sein. So treten Sie freundlich hernieder zu uns und nehmen Sie gütigst an, was wir in gut akademischer Weise im Namen des jugendlichen Schwabens Ihnen hier zubringen. Schwaben und Schlesien haben in Natur und Bewohner so viel Verwandtschaft: so hoffen wir, dieß junge Schwabenblut soll bei Ihnen nicht an Heimweh zu Grunde gehen. Lassen Sie es Gnade finden vor Ihrem Gaumen. Ein Schelm, der Besseres giebt, als er hat.

Es kann Ihnen mit der Nennung unſerer Namen ſchwerlich
nt ſein. Führt Zeit und Geſchick je Einen von uns in
Nähe, ſo möge ſein guter Genius ihn alſo Ihnen vorführen,
Sie bei fröhlicher Fortſetzung des heute Begonnenen ihn
n, wie Sie ihn ſuchen.

Mit heilbringendem Zurufe, in vollkommener Hochachtung
freudiger Verehrung trinken wir's Ihrem und Deutſchlands
le zu! —

Zwanzig Ihrer Verehrer in Schwaben.

Hochverehrter Herr Profeſſor!

Anbei habe ich die Ehre, Ihnen die Huldigung zu über-
en, welche ein Kreis von Freunden, die in gleicher Verehrung
Sie blicken, Ihnen zugedacht hat. Es hat ſich hübſch gefügt,
der Hof-Keller Ihnen gerade ſein Beſtes vom Jahrgang 1841
n muß. Wir wiſſen wohl, und ich aus eigener Erfahrung,
unſere Schwabenweine Nichts für die norddeutſche, an feuri-
Geiſt gewöhnte Zunge zu bieten vermögen. Indeſſen werden
uns ob unſers Wagniſſes, wir hoffen und bitten, nicht gram,
nehmen mit dem guten Willen vorlieb.

Was wir aber insbeſondere bitten möchten, iſt dieß, daß
rer anſpruchsloſen Gabe die ihr ſo nöthige Stille zu Theil
e. Es ſteht das nicht an, damit irgend Demonſtrationen
en zu wollen: ſo wollen Sie gütigſt Sorge tragen, daß um
r zwanzig Gerechten willen, die wir Sie verehrungsvoll be-
en, unſer gutes Stuttgart vor dem Feuer der
entlichen Nennung verſchont bleibe.

— — — — — — —

Stuttgart, 15. Febr. 1843.

Dr. H. Merz.

Um dieſelbe Zeit ſendete mir der Überſetzer des Beranger Gedichte mit einer Zuſchrift:

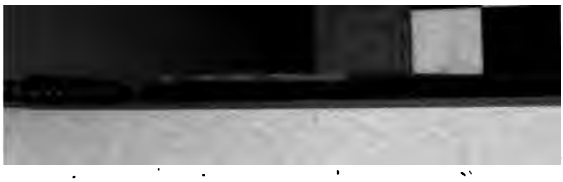
bereit, wollte ſich erſt eine Probe ſetzen laſſen, dann ſeine Berechnungen machen und mir ſeine Bedingungen ſagen. Nach einigen Tagen lud er mich zum Mittagseſſen ein nebſt Guſtav Mayer und Robert Blum. Er legte mir den Vertrag vor, ich unterzeichnete ihn für mich und Richter, und unſer Geſchäft war gemacht. Nach einigen Wochen erſchien meine Sammlung unter dem Titel:

Funfzig Kinderlieder von Hoffmann von Fallersleben. Nach Originalen und bekannten Weiſen mit Clavierbegleitung von Ernſt Richter. Lpz. 1843. Mayer u. Wigand.

hübſch gedruckt in gr. Querquart, zu dem billigen Preiſe von 15 Sgr.

Wir waren den Mittag recht heiter. Zuletzt kamen noch die kleinen Wigande, und nachdem ich ihnen einige Lieder geſungen hatte, baten ſie: 'O bring mir doch auch ein Lied mit. — Mir auch! — Und mir auch!'

Ich hatte noch eine kleine Arbeit mit nach Leipzig gebracht,



So hatte ich denn meine litterarischen Zwecke erreicht und konnte über meine Zeit frei und nach Belieben verfügen. Ich kam viel zusammen mit Litteraten, Publicisten, Gelehrten und Buchhändlern, und das war, wenn auch nicht immer angenehm, doch immer interessant. Das Leipziger Litteratenthum stand damals in hoher Blüte, es suchte sich durch den Litteratenverein zu einer geschlossenen Körperschaft zu gestalten und so den Buchhändlern, dem Staate und dem Publicum gegenüber seine Interessen geltend zu machen. Es beherrschte einen großen Theil der Unterhaltungslitteratur durch Redaction von Zeitschriften, durch eigene Erzeugnisse und kritische Besprechungen. Mir ergab sich häufig Gelegenheit, den einen und den andern zu sehen und zu sprechen: Laube, Diezmann, Herm. Marggraff, Heller, Herloßsohn, Öttinger, Dr. Eichler, Chlodwig, Held und von Eorvin.

Auch die Publicistik hatte in Leipzig damals manchen Vertreter. Ich verkehrte viel mit Robert Blum, seinem Schwager Günther und Dr. Julius.

Mit der eigentlichen gelehrten Welt kam ich wenig in Berührung. Moriz Haupt sah ich nur Einmal, Buddeus und Wachsmuth lernte ich bei Laube kennen, Wuttke hingegen bewies mir auch jetzt wieder seine treue Anhänglichkeit, durch ihn wurde ich mit Hansen, Prof. der Staatswissenschaften, bekannt.

Sehr lehrreich für mich war auch diesmal wieder der Verkehr mit den Buchhändlern, namentlich Wilh. Engelmann: ich bekam in das Wesen des Buchhandels eine bessere Einsicht und lernte die Unternehmungen der Verleger und die Ansprüche der Schriftsteller besser zu würdigen.

Kurz vor meiner Abreise brachte mir Günther (Herausgeber der Sächs. Vaterlandsblätter) die frohe Botschaft: 'Die

über allerlei, namentlich über den Beamtenſtand, und ich fand, daß der Droſt ein ſehr wohlwollender, und als Edelmann und Beamter ein ziemlich freiſinniger Mann war.

Erſt nach anderthalb Stunden kam ich nach Haus. Man hatte meiner in großer Angſt geharrt. Die Kinder kamen mir weinend entgegen. Ich beruhigte ſie, obſchon ich ſelbſt unruhig war, denn ich war feſt überzeugt, daß ich am längſten hier geweſen. Ich ging auf mein Zimmer und dichtete.

Und wieder hatt' es mich getrieben
Dahin, wo ich gewandert aus:
Ich kehrte heim zu meinen Lieben,
Froh trat ich ein ins Vaterhaus.

Es zogen alte Kläng' und Lieder
Beſeligend durch meine Bruſt:
Ich war in meiner Heimat wieder,
Im Reiche meiner Jugendluſt.

Da wollt' ich unter Blüthenbäumen
Die alten ſtillen Tag' erneu'n,

denn meine litterarischen Zwecke erreicht und
Zeit frei und nach Belieben verfügen. Ich
n mit Litteraten, Publicisten, Gelehrten und
das war, wenn auch nicht immer angenehm,
ssant. Das Leipziger Litteratenthum stand
Blüte, es suchte sich durch den Litteratenverein
n Körperschaft zu gestalten und so den Buch-
ate und dem Publicum gegenüber seine In-
machen. Es beherrschte einen großen Theil
itteratur durch Redaction von Zeitschriften,
nisse und kritische Besprechungen. Mir ergab
heit, den einen und den andern zu sehen
Laube, Diezmann, Herm. Marggraff, Heller,
ger, Dr. Eichler, Chlodwig, Held und von

licistik hatte in Leipzig damals manchen Ver-
rte viel mit Robert Blum, seinem Schwager
Julius.
ntlichen gelehrten Welt kam ich wenig in Be-
Haupt sah ich nur Einmal, Buddeus und
ich bei Laube kennen, Wuttke hingegen bewies
der seine treue Anhänglichkeit, durch ihn wurde
Prof. der Staatswissenschaften, bekannt.
ich für mich war auch diesmal wieder der
Buchhändlern, namentlich Wilh. Engelmann:
Wesen des Buchhandels eine bessere Einsicht
nternehmungen der Verleger und die Ansprüche
besser zu würdigen.
neiner Abreise brachte mir Günther (Heraus-
Vaterlan) die frohe Botschaft: 'Die

faſt zwanzig Jahre in meinem Geburtslande Hannover ausgeſetzt war.

13—18. April in Braunſchweig.

Bald nach meiner Ankunft war Herr Leibrock ſo gütig, mir eine Aufenthaltskarte zu beſorgen. Unangefochten wäre ich auch ſo wol geweſen, zumal ich gar nicht beabſichtigte, hier länger zu verweilen.

In angenehmem Verkehre mit Verwandten, Freunden und Bekannten verging mir die Zeit ſehr raſch. Bei einem Ausfluge nach Wolfenbüttel lieh ich mir von der dortigen Bibliothek das Antwerpener Liederbuch vom J. 1544.

19. April. In einer Mittagsgeſellſchaft hatte ich Herrn Wagenknecht kennen gelernt. Er lud mich ein, mit ihm auf ſein Gut zu fahren, Kloſter Neuendorf bei Gardelegen, er wolle mich dann von dort zu Nathuſius begleiten, mit dem er gut bekannt ſei. Die Einladung war mir ſehr willkommen. Wir fuhren über Öbisfelde und durch den Drömling. Ich war erſtaunt durch dieſen einſt ſo unwirtbaren Waldbruch jetzt ſo

An unſeren Abendgeſprächen betheiligte ſich zuweilen auch Herr Elſter, der frühere Hauslehrer der Nathuſius'ſchen Kinder. Er war jetzt der Freund der Familie und weil er mit allen Verhältniſſen vertraut und in allen Beziehungen ſtets nur auf das Wohl der Familie bedacht war, ſo ſtand er in hoher Achtung — ein weiches Gemüth, überall vermittelnd, beſchwichtigend. Ich verkehrte gern mit ihm und fand in ſeinen Anſichten manche Berührungspunkte. Wenn wir allein waren, beſonders auf unſern gemeinſchaftlichen Spaziergängen, ſo wußte er ſehr hübſch allerlei zu erzählen aus dem Leben des alten Nathuſius, der wirklich ein in jeder Beziehung merkwürdiger Menſch geweſen ſein muß.

Unſer ſtilles Leben ward nur zuweilen auf einige Tage unterbrochen durch verwandtſchaftlichen Beſuch. So kamen zu Anfang Mais Philipps Schwiegereltern und um Himmelfahrt meine Schweſter mit ihren beiden älteſten Töchtern.

Da ich in Leipzig mit einigen Buchhändlern zu verhandeln

Ich kam mit der Hoffnung, einige Zeit bei und mit den rigen ungestört zu verweilen. Es schien sich auch Alles Wunsch zu gestalten. Ich beschäftigte mich viel im Garten, e mit den Kindern, spazierte im Freien, las Zeitungen, tete und dichtete. Zu meinem Geburtstage begrüßten mich inder mit Glückwünschen und Blumenkränzen. Ich war : Tage recht unwohl gewesen, jetzt wieder recht munter. Abend vorher erzählte mir mein Vetter, Jacob Behne, es m mitgetheilt worden, daß ich beobachtet würde, und er e, ich möchte doch vorsichtig sein. Den 5. April hatte Drost ein Schreiben von Lüneburg bekommen, hohe Land- i wundere sich, daß meine Ankunft noch nicht angezeigt Den 8. April erhielt ich vom Drosten folgendes Briefchen: w. Wohlgeboren ersuche ich gehorsamst, da ich Ihnen kraft höheren Auftrages Erörterungen zu machen habe, sich heute Nachmittag gegen 3 Uhr bei mir einzufinden. Hochachtungsvoll empfehle ich mich.

v. Drechsel. F., 8. April 1843.'

Der Drost empfing mich sehr freundlich. Er zeigte mir aß mir auf Befehl des Königs vom 12. Dec. 1842 der thalt in den hannoverschen Landen verboten sei, wenn ich ein Domicil nachweisen könne. 'Und das können Sie ja' gte er hinzu. 'Ich werde der Landdrostei schreiben, daß ier noch Antheil am Hause Ihrer Frau Schwester hätten.' Er ließ mich das Schreiben der Landdrostei selbst lesen. Nachweisung des Domicils war wahrscheinlich erst in r Zeit als Milderung des kön. Befehls hinzugefügt wor-

Der Drost bat mich, nichts davon zu erzählen, wie er überhaupt ängstlich wünschte, daß sein Name bei dieser legenheit gar nicht genannt werde. Wir unterhielten uns

Darum verzeih, daß ich's nicht konnte laſſen,
Mit Deiner Reiſeausſtattung mich zu befaſſen,
Und nimm aus Frau Marias Händen
Hier freundlich dieſe kleinen Spenden.

Ich war ſehr gerührt und bat meinen Begleiter, der gütigen Geberin herzlichen Dank abzuſtatten. Wir blieben bei Herrn Hildebrand, einem Nathuſiusſchen Oheim, und hatten noch einen ſehr vergnügten Abend.

26—30. Mai in Leipzig.

Den erſten Abend beſprach ich mich mit meinen Freunden über die neue Ausgabe meiner Gedichte. Sie riethen mir mit Weidmanns in Unterhandlung zu treten.

27. Mai. Im Hotel de Pologne zu Mittag geſpeiſt — eine wunderliche Geſellſchaft: in der einen Reihe Saphir, Glaßbrenner, Herloßſohn, ich und Held, in der anderen v. Corvin mit Frau, R. Heller mit Frau und Öttinger, ſpäter findet ſich noch Wuttke ein. Nach Tiſche bei Reimer und Hirzel. Abends im Litteratenverein.

[illegible] meinem Geburtslande Hannover aus- [illegible]

[illegible] in Braunschweig.

[illegible] von Herrn Leibrock so gütig, [illegible] Unangefochten wäre ich [illegible] beabsichtigte, hier [illegible]

[illegible] Verkehre mit [illegible] Freunden und [illegible] mir die Zeit [illegible] Bei einem Aus- [illegible] lieh ich mir [illegible] Bibliothek [illegible] Liederbuch vom J. [illegible]

[illegible] In einer Mittags[illegible] Herrn [illegible] gelernt. Er lud [illegible] auf [illegible] Kloster Neuendorf [illegible] er wolle [illegible] Nathusius [illegible] gut [illegible] Die Einladung war mir [illegible] Wir [illegible] und durch den [illegible]

[illegible] so verschiedener [illegible] überall Weg[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Die Morgen [illegible]

den war ich immer allein, ich arbeitete oder ſpazierte im
en. Philipp ſah ich nicht eher als beim Mittagseſſen. Er
ſehr in Anſpruch genommen durch ſein Gut und die Ober-
valtung der Porcellanfabrik, woran noch ſämmtliche Erben
il hatten. Obſchon er ſich nichts anſah und von ſeinem
mer aus regierte, ſo war er doch von Allem unterrichtet
hielt Alles in beſter Ordnung. Gegen Abend pflegten wir
einander zu ſpazieren und ſpäter nach Tiſche waren wir
er beiſammen. Wir unterhielten uns über ältere und
re deutſche Litteratur, Zeitgeſchichte, namhafte Perſönlich-
i, wir muſicierten, ſangen Volkslieder oder laſen uns etwas
Eines Abends theilte er Bürger's Briefe mit an Phi-
ne Engelhardt, geb. Gatterer, ſeine Großmutter. Eines
rn Abends las ich ein Stück aus meinem Leben: 'Mein
eil an der Politik.' Maria, Philipps Gattin, trug ihre
poſitionen vor, auch wol deutſche Volkslieder, in die wir
i gewöhnlich einſtimmten. Wir ſprachen auch über allerlei
arifche Arbeiten, mit denen wir uns eben beſchäftigten.
ipp beabſichtigte eine Schrift über das Leben und Wirken
Matthias Claudius. Er wollte auch das Leben ſeines Va-
ſchreiben, wozu es ihm doch an Stoff nicht fehlen konnte.
r hat er dieſe Arbeit aufgegeben, da er ſeine ſpäteren reli-
n und politiſchen Anſichten mit denen ſeines Vaters nicht
r in Einklang bringen konnte. So müſſen wir uns denn
gen mit den Mittheilungen von fremder Hand, mit dem
us aus dem Leben des Herrn Gottlob Nathuſius in Alt-
sleben bei Magdeburg' in den Zeitgenoſſen*) und dem
loge der Deutſchen.**)

*) Neue Reihe Heft XVIII. S. 169—204. — **) 1835. S. 609—626.

dy den Saphir ausgezischt', das Ausziſchen 'dſchißß'
ver nach ihrer Sprache Beifallsbezeigung. Vom Be-
des Saphir, wie es die Zeitungen meldeten, hatten wir
bemerkt. Übrigens war ein großer Theil der Litteraten
ſteſſen fern geblieben, denn viele ſahen nur, wie damals
zu leſen war, in dem 'Humoriſten Saphir den Mann
rincip und Geſinnung, den Sklaven ſeines eigenen Wort-
der für Geld ſeinen Humor ſehen läßt, aber dabei ein
oyaler Menſch ohne allen Makel iſt.'

o freundlich ich hier in dem genußreichen Althaldensleben
mmen, ſo konnte mir doch das Wanderleben nicht mehr
, ich ſehnte mich nach einem bleibenden ſelbſtändigen
alte an einem Orte, der mir neben anregendem Verkehr
lfsmitteln die gehörige Ruhe zum Arbeiten gewährte und
Gelegenheit böte etwas zu verdienen. Ich hatte lange
d her gewählt und mit Freunden und Bekannten viel
geſprochen. Endlich wählte ich Dresden und ſchickte
ı, dort vorläufig mich niederzulaſſen.

en 25. Mai, am Himmelfahrtstage, reiſte ich ab mit
ganzen Gepäck, es beſtand aus zwei Kiſten mit Büchern,
koffer und einer Reiſetaſche. Frau Maria war ſo gütig,
ch ein Geſchenk mit auf den Weg zu geben. Ich erfuhr
von, als es mir mein Begleiter, Herr Elſter, bei unſerer
t in Magdeburg überreichte. Es war eine ſehr will-
ıe Gabe: Hemden, ſeidene Taſchentücher, Jäckchen und
örder mit folgenden Zeilen:

Wer je in meinem Reiche ſich bewegt,
Wird auch hausmütterlich von mir gepflegt.
Schaut gar einmal ein Junggeſell herein,
So muß ſein Hausſtand gleich von mir beſorget ſein.

4. Der Staat ist die freie Gemeinde, aus der alle hervorgehen müssen.

5. Die freie Gemeinde und das Leben und die Arbeit in ihr sind das Recht und die Pflicht aller Menschen.

6. Die Gemeinde aller freien Menschen ist der einzige Eigenthümer. Es giebt keinen Privateigenthümer, der im Namen der Gemeinde Alles und sogar die Gemeinde selbst besitzt.

7. Es darf also auch keinen Privatbesitzer geben, der durch seinen Privatbesitz den Zwecken der Gemeinde und ihrer Freiheit im Wege steht.

8. Die freie Gemeinde ist der Staat; der Staat hebt also jeden Privatbesitz auf, wo er ihm als ein Hinderniß der Freiheit entgegentritt.

[Schon der jetzige Staat, obgleich er noch Privateigenthum eines Einzelnen ist, verfährt nach diesem Gesichtspunkte: Aufhebung der Privilegien, Expropriationen, Stempelgesetze, Aushebungen zum Soldatendienst, Verwendung von Menschenleben und Eigenthum (gezwungene Anleihen) zur Vertheidigung des Staats, Aufhebung der Klöster, Verbot geheimer Gesellschaften, insofern sie den Zwecken

Zu Mittage mit Fröbel und Prutz im Hotel de Pologne. ke kommt und meldet uns, daß Uhland auf der Raths- thek ist. Wir gehen hin. Uhland gegen mich sehr freund- gegen Prutz, den ich ihm vorstelle, sehr kalt, ja abstoßend. ist die Sache peinlich und unerklärlich. Prutz hat ein s Lobgedicht auf Uhland veröffentlicht. Ich kann mir nicht n, daß es diesem unbekannt geblieben ist. Prutz ganz still ver. Ich spreche nachher mit Fröbel und bin der Meinung, Uhland's Verlegenheit nur allein Schuld ist, daß Prutz sich s freundlichen Empfangs zu erfreuen hatte.

30. Mai. Morgens Julius Campe besucht, dann mit el im Hotel de Pologne. Auf der Eisenbahn treffe ich nd und setze mich zu ihm. Wir fahren zusammen bis den.

30. Mai bis 4. August in Dresden. Stadt und Gegend schön. Ich glaubte, alles Übrige würde damit übereinmen. Leider überzeugte ich mich bald, daß das nicht der war. Ich war mit sehr bescheidenen Ansprüchen gekommen, auch diese wurden wenig oder gar nicht erfüllt. Von dem nblicke an, als ich mich für einheimisch betrachtete und ren dafür galt, trat das ganze Dresdener Leben in seiner ren Gestalt mir entgegen: Männer ohne männliche Gesinnung, mann höflich und gefällig, wenn es nichts kostet, kleinlich und rig im Handel und Wandel, viel Lakaienthum und Philisterei, g geistiges Leben, gar keine Gastfreundschaft. Die ganze Berung schien mir zufrieden mit dem was sie war und was sie ; Gewohnheit hielt den Einzelnen ab, etwas anderes, besseres zu wollen, so wie die Angst ihn abhielt von jedem Weiterin in geselliger und materieller Beziehung. Obschon Jahr Jahr ein viele hundert fremde Familien in Dresden leben,

[illegible] Fremde [illegible] Dresden besuchen, der [illegible]

[illegible] ich verschiedene vergebliche Versuche gemacht [illegible] Dresdenern näher bekannt zu werden, [illegible] Fremden, und nur so [illegible] Aufenthalt etwas kurzwe[illegible]

[illegible] stille Wohnung bezogen [illegible] war mit mir sehr [illegible] Gesprächigkeit an den [illegible] früheren Zeiten, ihrer [illegible] Tages als wir auf [illegible] mir: „Ich habe [illegible] ganz bestrickt.“ Ich [illegible] bald aus meiner [illegible] „Ich hatte gestrickt ein [illegible] eine Jacke, wie man [illegible]

[illegible] regelmäßig zu [illegible] vollendete ich [illegible] Es erschien schon Mitte [illegible]

[illegible] Fallersleben. [illegible] Comptoirs. 1843 [illegible]

[illegible] Ausgabe meiner [illegible] weggelassenen der [illegible] Sie erschien [illegible]

chte von Hoffmann von Fallersleben. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandl. 1843. 8°. (576 SS.)

Im Juli sendete ich an Haupt zu seiner Zeitschrift für sches Alterthum eine Sammlung althochdeutscher Glossen Admont, St. Paul ꝛc.*)

Schon Anfang Julis faßte ich den Entschluß, die deutschen llschaftslieder schon jetzt herauszugeben. Dies lange mit gehegte und gepflegte Werk konnte, da es bereits zu 200 ern gediehen war, füglich zum Abschluß gelangen. Gegen e Julis schrieb ich die Vorrede und am 5. August übergab as Manuscript Herrn Dr. Klee, der die Correctur besorgen te. Es war Ludwig Uhland gewidmet und erschien noch im e dieses Jahres:

e deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts. Aus gleichzeitigen Quellen gesammelt von Hoffmann von Fallersleben. Leipzig, Wilh. Engelmann 1844. gr. 12°. (XVIII. 306 SS.)

Meine tägliche Morgenbeschäftigung wurde nur selten unter- jen. Im Laufe des Junis besuchten mich Uhland, Wales- , Schlöffel, Aderholz, Graf E. Reichenbach, Philipp und rich Nathusius; im Juli Eduard und Albert Kießling, E. Sommer und Rösler aus Görlitz. Mit den meisten te ich dann den Tag über beisammen zu sein. Es war mich eine oft willkommene Unterbrechung meiner Studien, hörte, wie's meinen alten Freunden und Bekannten ging, wir lauderten angenehm die Zeit im Freien auf weiteren Aus- en oder auf der Brühlschen Terrasse.

Sehr angenehm war mir die Bekanntschaft mit Walesrode. begegneten uns nachher noch öfter auf unseren Wanderungen.

*) Sie sind gedruckt Bd. 3 (1843) S. 368 ff. 460 ff.

Königs' wurde ich nur durch einen besonderen Anlaß bekannt. Er beabsichtigte bei Engelmann ein bibliographisches Werk über die deutschen Schauspiele der früheren Jahrhunderte herauszugeben. Engelmann traute dem Dinge nicht recht und bot mir 150 Thaler, wenn ich die Durchsicht der Gräße'schen Arbeit übernehmen und meine Materialien derselben einverleiben wollte. Obschon ich vorher wußte, daß ich auf das Anerbieten nicht eingehen würde, so wollte ich doch nicht unwillfährig sein und meinte, man müsse sich die Sache doch erst ansehen. — Eines schönen Tages besuchte ich den Mann, der so dicke Lehr- und Handbücher der allgemeinen Litteraturgeschichte schrieb. Ich fand in einem dürftig möblierten Zimmer einen kümmerlich aussehenden Herrn in einem sehr abgetragenen Schlafrocke. Es schien als ob ich ihn im Genusse seines Blümchenkaffees gestört hätte. Ich sagte ihm was mich zu ihm führte. Er brachte mir einen Stoß Papierflicken und Fetzen, worauf Büchertitel aus schlechten Quellen, meist Versteigerungs-Katalogen schlecht zusammen-

ıß vom 4. Juni zerstört. Ruge gab also vorläufig sein
en in Deutschland auf, aber nicht für Deutschland und
: in Frankreich seine Thätigkeit ungehindert und erfolg-
r fortsetzen zu können. Mir that es weh, daß eine so
ge geistige Kraft dem Vaterlande verloren gehen sollte,
ich betrachtete jeden, der das Ausland mit dem Vaterlande
ıschte, für einen diesem und uns Verlorenen. Ich sagte
›ft: 'Lieber Ruge, bleib hier! Du bist zu deutsch, Du
t nur in Deutschland recht leben und wirken. Ich bin fest
:ugt, nach Jahr und Tag kehrst Du zurück.'

Ruge war zu sehr eingenommen für die communistischen
ocialistischen Ideen, die ihren Heerd in Frankreich hatten,
vartete von ihnen eine neue Weltordnung, Heil und Segen
ie ganze Menschheit. Ich stand der Sache sehr fern, hatte
darüber gelesen und mochte auch nichts lesen, das war
›iel zu langweilig, aber die Sache interessierte mich denn

Als Ruge später von Paris zurückgekehrt war, ganz voll
›er neuen Lehre, und wir uns in Dresden wieder trafen,
h ihn, um einigermaßen mit dem Wesen und den Zielen
französischen Weltbeglückung bekannt zu werden, mir in
en Grundzügen sein System mitzutheilen. Da dictierte
ir denn am 20. November folgende Sätze:

1. Die Welt muß neu werden-dadurch, daß alle Menschen
lenschen gemacht werden. Alle Menschen sind gleich. Was
das?

2. Sie müssen alle auf gleiche Weise zur Freiheit erzogen
n.

3. Sie müssen von Staatswegen und für den Staat erzogen
n.

Den Abend vor meiner Abreise, 14. August, hatte mich Herr Sachsland zum Abendessen eingeladen. Er wohnte am Main neben der Bibliothek. Aus seinen Fenstern eine herrliche Aussicht auf den Fluß und Sachsenhausen. Es war große Gesellschaft. Noch ehe wir uns zu Tische setzen, kommt eine Gondel mit bunten Laternen den Main herauf und legt sich uns gegenüber mitten im Flusse vor Anker. Die Sänger singen: 'Deutsche Worte hör' ich wieder' und bringen darauf mir ein Hoch aus. Unten am Strande viele Menschen. Bei Tische geht es recht munter zu. Nachdem ein Herr Dr. Müller mir einige freundliche Worte gewidmet, werde ich dringend gebeten, einige Lieder zu singen. Ich singe: 'Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald' und das Hohelied vom Censor.

Obschon diese Ehrenbezeigung keine öffentliche war, so wurde sie doch als solche besprochen, und eine Zeitung machte den gehässigen Zusatz: 'Man sieht ihn rüstig und munter an der Wirthstafel seine eigenen Lieder vorsingen', worauf denn eine andere Zeitung berichtigend bemerken mußte: 'H. hat zu

14. Es giebt keine Arme und durch Schuld der Menſchen ahrloſte.

So weit Ruge. Das Mittagsmal und auch dieſer geiſtige tiſch war beendet. Ich erhob mich und dankte lächelnd mit: gnete Malzeit!'

Ruge war immer ſehr liebenswürdig und theilnehmend wie ſeine Frau, ich war oft und gern da. Als ich mich mit ſchlechten Eſſen in den Gaſthöfen lange genug gequält hatte ihm meine Noth klagte, da bat er mich, jeden Mittag bei zu ſpeiſen. So waren wir denn die letzten acht Tage vor : Abreiſe meiſt immer beiſammen. An Stoff zur Unter- ng fehlte es uns nie. Ich wurde immer angenehm ange- und ich dichtete gern, und weil ihn jedes neue Lied wie ich erfreute, ſo war er der erſte dem ich es vorlas oder ng. Die meiſten der nachher unter dem Titel 'Salon-' erſchienenen Lieder ſind damals entſtanden. — Den Juli nahmen wir Abſchied. Um 1 Uhr reiſte er ab nach 6.

Moſen wohnte den Sommer über in Strehlen. Wenn ich beſuchte, ſo war das für mich zugleich ein hübſcher Spa- ang, ich ging immer durch den großen Garten. Moſen ls in der Fülle jugendlicher Kraft, geſund und heiter, an Leib, Geiſt und Gemüth erſchien mir neben ſeiner n Gattin wie ein recht glücklicher Dichter. Ich verlebte ihm einige frohe Tage. Den 8. Juli feierten wir ſeinen rtstag. Es hatten ſich viele Gäſte eingefunden. Der e Birnbaum im Garten war bekränzt. Wir ſpeiſten im m. Ich ſchenkte ihm meine Kinderlieder und eine Flaſche es Schwabenweins:

Du weißt, warum er ward geſendet —
Drum nimm die Prob' aus meiner Hand!
Auch Dir gebühret, daß Dir ſpendet
Den beſten Wein das Vaterland.

Am Abend ſpät erfreuten wir uns noch eines ſeltenen Genuſſes: Herr Haſe von der kön. Capelle begrüßte mit ſeinem Waldhornquartett das Geburtstagskind. Unter den Gäſten war auch Herr v. Brunnow, er brachte das Hoch aus. Es war ein hübſches Feſt. Um Mitternacht zogen wir in heiterſter Stimmung unter Waldhornklängen durch den ſtillen großen Garten heim.

Dr. Frank kannte ich ſchon von Breslau her. Er ſetzte hier das ihm geläufige Geſchäft des geiſtreichen intereſſanten Nichtsthuers fort, wozu er auch als Sohn eines Banquiers ausreichende Fonds hatte. Er beſtätigte mir, daß ſich mit den eigentlichen Dresdenern gar nicht umgehen laſſe. Ich war zuweilen bei ihm in ſeinem Hauſe, auch ſahen wir uns im Litterari-

te. Als Dichter und Bruder des ruſſiſchen Geſandten idon zeichnete er ſich aus durch ſeinen Freiſinn. Wir :en zuweilen mit einander und trafen uns auch öfter in haften. Ich kannte ihn nur in geſelliger Beziehung; ı als Dichter kennen zu lernen, dazu fehlte es mir an

)ei Gerhard Fleiſcher verlebte ich mit Moſen einige heitere . Der alte Herr, den ich von Helgoland her kannte, ich die jugendliche Friſche bewahrt und pflegte recht heiter ı; daneben war er mit allen bedeutenden Erſcheinungen m wiſſenſchaftlichen und politiſchen Gebiete bekannt und gte ſich lebhaft bei jeder Unterhaltung.**)

loch muß ich eines Mannes gedenken, der ſich damals eilnehmend gegen mich erwies, das war der kön. Poſt- : Martin. Ich war durch Reſch an ihn empfohlen wor- Martin gehörte zu den wenigen freiſinnigen Sachſen. heiligte ſich trotz ſeines Amtes bei allen fortſchrittlichen bungen und opferte ihnen und ihren Freunden Zeit und . Er war ein offener, redlicher Character mit treuer An- hkeit an Allem was er liebte und ehrte. Er widmete ıanche ſeiner freien Stunden, die wir dann zu Ausflügen Umgegend und zu Beſuchen in der Stadt verwendeten.

Mit den eigentlichen Dresdener Gelehrten hatte ich wenig ır. Falkenſtein und Klemm ſah ich meiſt nur auf der ıthek und mit dem 'Privatbibliothecar Sr. Majeſtät des

---

*) Brunnow war geb. zu Dresden 6. April 1796 und ſtarb daſelbſt i 1845. Kurze Nachricht über ihn im Nekrolog der Deutſchen 1845. 8. 399.

**) Vgl. Nekrolog der Deutſchen 1849. S. 653—657.

einen besonderen Anlaß
ein bibliographisches Werk
der früheren Jahrhunderte
dem Dinge nicht recht und
die Durchsicht der Gräßeschen
Materialien derselben einverleibt
daß ich auf das Anerbieten
ich doch nicht unwillfährig
die Sache doch erst ansehen. —
ich den Mann, der so dicke
meinen Litteraturgeschichte schrieb. Ich
möblierten Zimmer einen kümmerlich aus
in sehr abgetragenen Schlafrocke. Es
eines Blumenkaffees gestört
mich zu ihm fuhren. Er brachte mir
und Fetzen, worauf Buchertitel aus
Versteigerungs-Katalogen schlecht zusam
und erklärte unumwunden, daß
nichts Gediegenes schaffen ließe. Den
Unterredung weiß ich nicht mehr, er
empfahl.
ersten Versuche, den
und machte keinen weiteren
In Dresden war ich recht leidend

Libraire 5. éd. T. II., 1688. 89. beim
Gräßlichen Werke, obschon Herr Gräße sich
d'une manière peu courtoise

ter sehr verstimmt. Ich hoffte, wenn ich nur erst unterwegs wäre, so würde sich Alles zum Guten wen- ıd so trat ich denn am 4. August meine Reise an. Ich ınige Tage in Leipzig, leider aber wurde mein Zustand sonderlich besser. Trotzdem entschloß ich mich den 8. zur rreise. Um beliebig unterwegs bleiben zu können, wenn ıa kränker würde, wählte ich die Omnibusfahrt. Gegen traf ich in Naumburg ein. Ich hatte einen muntern enten kennen gelernt, Simson aus Königsberg, der sich an anschloß und mein treuer Begleiter wurde. Da es uns aumburg nicht gefiel, so fuhren wir mit dem Omnibus lacht durch bis Weimar, dann mit einem Einspänner bis t, und dann billig, aber sehr unbequem wieder im Omni- bis Gotha. Ich fühlte mich wieder recht wohl, und da mit meinem Reisegefährten dieselbe Sehnsucht theilte, so l als möglich an den Rhein zu gelangen, so entschlossen ns zum Eilwagen — ein theueres Vergnügen, ein Platz frankfurt beinahe 10 Thaler! Wir saßen zwar im Haupt- n, aber dennoch sehr unbequem, und so ward die Hitze uns elt lästig. Schauspieler Wallner*) erzählte viele Schnur- und Witze und suchte so die Gesellschaft in guter Stimmung halten.

Einige Tage in Frankfurt. Ich werde bekannt mit den händlern Keller, Körner, Suchsland und Sauerländer, mit Creizenach, Buchdrucker Schneider, Perabeau, F. Funck. sehe die Städelsche Stiftung, Thorwaldsen's Ariadne, die inluft, die Kirchhöfe und den Turnplatz.

*) Gab später heraus: Universum des Witzes und der ungeheuern heiterkeit.

[illegible] 14. August, hatte mich [illegible]. Er wohnte [illegible] seinen Fenstern eine herrliche [illegible]. Es war [illegible] zu Tische legen, kommt ein [illegible] und legt sich [illegible]. Die Sänger [illegible] darauf mir [illegible]. Bei [illegible] Herr Dr. Müller [illegible] dringend [illegible] Frankreich [illegible].

[illegible] war, [illegible] eine Zeitung [illegible] und munter [illegible], worauf [illegible] H. hat [illegible] der Wirthsh[illegible]

[illegible]

[illegible] eine Freundin [illegible] Dank abzustatten [illegible] mir [illegible] Laubbach hinaus. [illegible] und erfreuten uns der [illegible]

[illegible] Morgen im Riesen [illegible] das Getummel am [illegible] erwartet hatte,

ich zu Karl Bädeker. Da heißt es denn: 'Herr Bädeker
usgegangen, wird aber wol bald wiederkommen.' Ich laſſe
im Buchladen die Zeitung geben und warte. Endlich frage
'Wo iſt denn Herr Bädeker?' — Da erfahre ich denn:
iſt mit dem Dichter Freiligrath ſpazieren gegangen.' —
einiger Zeit kommt Bädeker, ſichtlich verlegen: 'Willſt Du
ligrath kennen lernen?' — 'Warum nicht? Bring ihn nur!'
Bädeker kehrt nochmals um und ſagt zutraulich: 'Du, ſei
' — Ich muß laut auflachen. Freiligrath kommt, wir be-
en uns und unterhalten uns ganz nett. Unterdeſſen iſt es
tagszeit. Wie Bädeker ſieht, daß wir beide ganz harmlos
einander verkehren, ſo ladet er uns zu Mittag ein.

Wir ſind ſehr heiter. Ich erzähle viele Schnurren ſo daß
gar nicht aus dem Lachen herauskommen. Nach Tiſche
e ich Freiligrath, ob er mich etwas begleiten wolle, ich
te noch auf die Laubbach gehen. Er iſt bereit. Als wir
dem Wege ſind, meine ich, wir könnten ja erſt noch eine
ſe Kaffee trinken. Wir gehen in ein Kaffehaus und ſitzen
allein. Wir kommen nun auf die Tagesereigniſſe zu
chen. Ich mache keinen Hehl daraus, daß es allgemein ſehr
aufgenommen ſei, daß Freiligrath gerade zur Zeit, als
wegh ausgewieſen worden, ein Gedicht gegen ihn veröffentlicht
, allerdings ein zufälliges Zuſammentreffen. Freiligrath
ßt ſich nun über ſeine Geſinnung aus, theilt mir einige
r neueſten Gedichte mit und bemerkt, daß eins die Cenſur
t paſſiert habe. Nun, fügt er hinzu, ich würde bald von
r politiſchen Geſinnung eine beſſere Meinung gewinnen.
iſt zutraulich geworden und ſo glaube ich denn, es auch
zu können und leſe ihm mein Lied vom Schweigethaler
Wir ſcheiden in der Hoffnung, uns den Abend wieder-

[illegible] ländlichen [illegible]

[illegible] nach der [illegible]

[illegible] zurück.

[illegible] nach einem [illegible] Ich gebe [illegible]

[illegible] zahlreichen [illegible] Oheime, Bruder, [illegible] alle uns [illegible] langen [illegible] unerträglich [illegible] erzähle einig[illegible] und bring[illegible] mein Zweck [illegible] geworden. Um [illegible] Freiligrath sitzt [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

* [illegible] S. 232.

Soll ich denn vor Hunger ſterben?
Soll und muß denn ganz verderben
Unſer eins? :|:

Drum juchhe! juchhe! ich bin ein
Hofpoet!
Denn das bringet noch Gewinn ein:
Deutſches Volk, verzeih — ich bin ein
Hofpoet! :|:

Ei, wie klingt es ſo erquicklich:
Penſion!
Ja, ich find' es gut und ſchicklich,
Und ich nehm' auch augenblicklich
Penſion! :|:

Bädeker nimmt es ſehr übel, Freiligrath nicht. Auf dem
imwege macht mir jener bittere Vorwürfe. 'Aber, lieber
ädeker, Du weißt ja nicht, daß Freiligrath das Lied ja ſchon
nte, ich habe es ihm am Nachmittage ſchon vorgeleſen.' —
ädeker will ſich nicht beruhigen. Als wir aber vor ſeinem
auſe Abſchied nehmen und ſeine beiden alten Oheime mir dan-
n für den frohen Abend, den ich ihnen bereitet hätte — da
ende ich mich an Bädeker: 'Haſt Du's gehört? Nun gieb Dich
frieden und leb wohl!'

Ich war mit Freiligrath in der Nähe des Riefen ange-
ngt. Da meinte ich, es wäre hübſch, wenn wir noch ſo
was Kühlendes genöſſen. Freiligrath verſtand darunter Cham-
gner.

Im Mai des künftigen Jahres richtete Freiligrath
gendes Gedicht an mich, er beginnt mit jener Nacht im
ieſen:

An Hoffmann von Fallersleben.*)

Jetzo, wo die Nachtigall
Schlägt mit mächt'gen Schlägen;
Wo der Rhein mit vollerm Schall
Braus't auf seinen Wegen;
Wo die Dämpfer wieder ziehn;
Wo die grünen Reben,
Wo die Blumen wieder blühn: —
Jetzt auf einmal eben

Denk' ich wieder, wie im Traum,
Jener Nacht im Riesen,**)
Wo wir den Champagnerschaum
Von den Gläsern bliesen;
Wo wir leerten Glas auf Glas,
Bis ich Alles wußte,
Bis ich Deinen ganzen Haß
Schweigend ehren mußte.

Düster mit verkohltem Docht
Flackerten die Kerzen;
Düster und von Zorn durchpocht,
Brannten unsre Herzen;
Dennoch oft, gleichwie ein Blitz,
Finstrer Wolk' entquollen,
Brach ein Lachen, brach ein Witz
Hell durch unser Grollen.

Also ward es rasch zwei Uhr!
Trocken die Pokale,
Und der jüngste Kellner nur
Harrte noch im Saale!
Schnarchend lag der kleine Mann
In des Sessels Hafen.

---

*) Ein Glaubensbekenntniß. Zeitgedichte von Ferdinand Freil[illegible] [illegible], Victor von Zabern 1844. S. 307—314.

**) In Coblenz, vom 16. auf den 17. August 1843.

Und wir sagten: „Der Géant,
Wahrlich, ist entschlafen!“

Endlich stand der Junge wach,
Nahm das Licht verdrossen;
Wirr aus seinem Schlafgemach
Kam ein Lord geschossen;
Du doch stiegst die Trepp' hinauf,
Derb und nagelschuhig;
Schriebst noch in mein Stammbuch drauf:
„Cobelenz ist ruhig!“ —

Wieder hat seit jener Nacht
Herbes Dich betroffen!
Strom und Frühling sind erwacht —
Hoffmann, wolle hoffen!
Hoff' und laß der Marken Sand!
Mach' Dich auf die Beine!
Deutscher Männer deutsche Hand
Wartet Dein am Rheine!

Was, ob die gelehrte Spree
Feig sich von Dir wandte:
In die Rheinfluth senk' Dein Weh' —
Sie nicht bannt Verbannte!
Neue Freunde warten Dein
An der rebumwallten —
Auf drum, und vergiß am Rhein
Schnödigkeit der alten!

Drum, wo mit der Rede Stahl
Baden's Männer streiten;
Drum auch, wo im Wiesenthal
Lieder Dich umläuten;
Wo die Düssel fluthet hell
Und in Dresel's Keller
Schlag' ein Schnippchen dem Gebell
Deiner Widerbeller.

Ich auch, der ich jene Nacht
Finster mit Dir zechte,

Gern ein friedlich Rheinasyl
Dir bereiten möchten!

Komm darum und glaub' an mich —
Aber komm in Eile!
Komm, solang ich festiglich
Noch am Rheinstrom weile!
Eh' ich selber meinen Heerd
Seh' zum Teufel stieben;
Eh' der eignen Lieder Schwert
Westwärts mich getrieben!

Horch, o horch, die Nachtigall
Schlägt mit mächt'gen Schlägen,
Und der Rhein mit vollerm Schall
Braus't auf seinen Wegen!
Alles keimt und Alles gährt,
Alles windet Kränze: —
Auch den herbsten Kelch geleert
Auf der Zukunft Lenze!

: andern Morgen wollten wir zusammen reisen. Ich
ät auf und erfuhr, daß sich Freiligrath bereits fort be-
tte. Ich fuhr bald darauf mit dem nächsten Dampf-
h St. Goar. Ich kehrte in die Lilie ein und besuchte
h, der daneben wohnte. Frau F. schien etwas verlegen.
ach einigen Stunden wiederkehrte, war sie ganz freund-
gesprächig. Geibel, den ich auch traf, blieb lange sehr
) zurückhaltend. Freiligrath schlug einen Spaziergang
rweisel vor, Geibel betheiligte sich. Das Wetter war
) die Abendkühle am Rhein erquickend. Unterweges
uns eine Frau mit Pflaumen. Freiligrath kaufte sich
e Frau kannte ihn und redete ihm freundlich zu: 'Herr
kaufen Sie doch noch ein paar!'

In Oberwesel kehrten wir ein beim Wirth zum Pfropfenzieher. Der Mann erzählte uns mit überschwänglicher Beredtsamkeit, wie er zu seinem schönen Wirthshausschilde gekommen sei. Adolf Schrödter habe ihm im Herbste so eins versprochen; zu Weihnachten sei eine Kiste gebracht, die erst, weil zu viel im Hause zu thun gewesen, spät Abends geöffnet worden. Da sei dann seine und der Seinigen Freude groß gewesen. Eine Zeit lang habe er das Bild ausgestellt, da wäre denn auch ein Engländer gekommen, der hätte viele Pfund Sterling dafür geboten, aber ihm sei das liebe Bild für nichts feil in der Welt.

Wir aßen zu Nacht, tranken einen guten Wein und waren recht heiter. Ich sang viel, erzählte viele lustige Geschichten und suchte Alles zu vermeiden, was unangenehm hätte berühren können. Als ich anstimmte: 'Deutschland, Deutschland über Alles!' sagte Geibel: 'Auf diesem Gebiete sind wir Eins!' — Um Mitternacht gingen wir heim, heiter und friedlich wie der

Auguſt. Bei Baſſermann lernte ich Herrn Bernays
:edacteur der Mannheimer Abendzeitung. Er bot mir
nung bei ſich an, und da nun das badiſche 25jährige
gsjubiläum bevorſtand, ſo zog ich zu ihm und blieb
ge über in Mannheim.
ıays war ein rühriger, immer ſchlagfertiger Publiciſt.
mit Feuereifer an der Sache des Fortſchritts. Im
ımpfe mit der Cenſur und ſeinen politiſchen Gegnern
:bittert und heftig geworden, er wußte ſich im Reden
:chreiben oft nicht zu mäßigen und bereitete ſich nach
Seiten hin viele Unannehmlichkeiten. Darum war
der Verkehr mit ihm nicht eben immer ein erquick-
:mal wenn ſelbſt in befreundeten Kreiſen andere An-
d Meinungen ſich geltend machen wollten.
die Unbill, die ihm durch die Cenſur ſo reichlich zu-
rd, ſuchte er ſich an der guten Preſſe zu rächen. So
ıoch vor Kurzem, wie er mir erzählte, mehrere gute
mit den wunderlichſten Nachrichten angeführt. Um
:ifel an der Richtigkeit des Mitgetheilten zu benehmen,
auf feinſtem Papiere geſchrieben, einen vornehmen
nterzeichnet und ſich irgend eines gräflichen oder frei-
Siegels bedient. Die Augsburger Allgemeine, die
er Oberpoſtamts-Zeitung und einige andere nahmen
k auf, was ihnen von ſo hoher unfehlbarer Hand
boten wurde.
Auguſt. Am Morgen dichte ich ein Feſtlied, das
die Druckerei wandert. Spaziergang durch die Stadt.
'er ſind geſchmückt mit Flaggen, Laub- und Blumen-
und Teppichen. Eine frohe Menſchenmenge im Feier-
ıt in den Straßen auf und ab. Um 8 Uhr Muſik

und Feuerwerk auf dem Paradeplatze, Glockengeläute [illegible]donner. Die Mannheimer Abendzeitung erschien [illegible] mit rother Randverzierung, am Schl[illegible] [illegible]

Mel. [illegible] zwanzig Jahre bist du alt.

Es [illegible] im Lande Baden
Ein Baum gar wunderbar,
[illegible] grüne Blätter
Und [illegible] Sturm und Wetter
Schon [illegible]zwanzig Jahr.

Die Früchte, die er bringet,
Die [illegible] und Recht,
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Mannheim, [illegible]

[illegible] Um [illegible] Uhr [illegible] durch die Hauptstr[illegible] [illegible] Kanonendonner und Glockengelä[illegible] [illegible] mir Alles an.

Dann großes Festmal. Ich bin Heinrich Hoff's Gast.
erden mehrere Reden gehalten, aber erst durch die v. Soi-
und Weller's wurde 'die Tafelrunde in die begeistertste
mung versetzt, welche bis zum Schlusse keinen Augenblick
unterbrochen wurde.' Der Berichterstatter der Abend-
g fährt dann fort: 'Die mächtigsten Eindrücke ließ aber
unser Gast Hoffmann von Fallersleben zurück. Nachdem
ied, das er in unsern Mauern zur Feier des hohen Fest-
gedichtet hatte, gesungen und seine Gesundheit stürmisch
bracht war, dankte er der Versammlung dadurch, daß er
ehrere seiner Gedichte vortrug. Zuerst sprach er das 'Lied
abgesetzten Professors' und das 'freie Wort', dann sang
seiner höchst eigenthümlichen Weise mit einem Humore,
dem der tiefste Schmerz verborgen liegt, das Lied: 'Alles
oher obrigkeitlicher Erlaubniß.' Das war mehr als bloßer
llssturm, der da losbrach, das war die mächtige Stimme
eistes der Freiheit, die der herrliche Mann aus jeder
t gelockt, es war der mächtige Echoruf seiner eigenen be-
rten Worte und prophetischen Ergüsse, es war der Tri-
, den die Wahrheit, den die Ueberzeugung über die Lüge
Halbheit der Gegenwart feierte!'

Das muß demjenigen sehr übertrieben klingen, der die
mung in jenen Tagen, namentlich in Baden, nicht miterlebt
Es war nichts Beabsichtigtes, Besprochenes, oder gar
hlenes, es war die freie Äußerung freier Männer. Jeder
e die Hand mir reichen, jeder mit mir anstoßen. Die Art
Weise, mich zu ehren, war mitunter sehr eigenthümlich.
reicht mir ein Metzgermeister ein volles Glas, ich trinke
us, er steckt es ein, um es als Andenken aufzubewahren.
anderer Bürger trinkt mir zu, ich thue aus demselben

Und wer am besten könnte heucheln,
Der würd' am höchsten angestellt.
Kurzum, glaubt man den Lästerreden,
Sind Hofleut' jeder Tugend bar —
Doch das sind Reden der Poeten,
Daran ist auch kein Wörtchen wahr.
Ich hab' 'nen Hofmann heut gesehen
Mit eignen Augen, bin nicht blind,
Da konnt' ich denn so recht verstehen,
Wie all das eitel Lügen sind,
Der hat vor Thronen nie gekrochen,
Der Freiheit schlug sein kühnes Herz,
Die Wahrheit hat er ausgesprochen,
Ihr galt sein Lied in Ernst und Scherz.
Nicht auf dem Rocke — von der Stirne
Blitzt ihm des Geistes heller Stern,
Vom Meere bis zur Alpenfirne
Horcht jeder seinem Liede gern.
Und von des schweren Kreuzes Lasten,
Vom Schloß, das es am Munde trägt,
Das Volk zu retten, ohne Rasten
Kämpft er, so lang das Herz ihm schlägt.
Und seiner Harfe freie Lieder,
Sie schlagen an der Fürsten Ohr
Und steigen zu dem Volke nieder,
Zur Freiheit raffen sie's empor. —
Kann klarer sich's als Lüge zeigen,
Was von Hofleuten man gesagt?
Ja, der ward noch, anstatt zu steigen,
Von seiner Stelle fortgejagt!
Will einer mir den Hofmann schelten,
Das duld' ich nicht seit dieser Frist:
Der Hofmann soll mir alles gelten,
Wenn's der von Fallersleben ist.

Heidelberg, 25. Aug. 1843. Kuchler.

Von da begaben wir uns in den Schützenhof und später den badischen Hof, wo ich wohnte. Hier brachten mir die

Studenten ein Fackelständchen. Der Stadtdirector hatte es verboten, der Prorector erlaubt. Die fremden Musicanten wurden den andern Tag ausgewiesen und die Fackelträger, lauter Stiefelputzer, vor die Polizei geladen. Die beiden Hauptverbindungen der Studenten hatten sich vereinigt, jede sendete ihren Sprecher, mich zu begrüßen. Letztere waren mit mir den folgenden Tag zum Mittagsessen bei Itzstein eingeladen.

Ich kehrte nach Mannheim zurück und wohnte die letzten acht Tage bei F. Hecker.

5. September reiste ich ins Oberland, um das Wiesenthal und seine Mundart näher kennen zu lernen. Unterwegs besuchte ich noch Rindeschwender und machte mit ihm und seiner Familie einen Ausflug nach Baden-Baden. Ich ging dann über Strasburg nach Basel und so nach Lörrach.

Es war gerade Sonntag (10. Sept.), als ich bei heiterem Wetter durch die schöne Gegend fuhr. Überall begrüßten mich freundliche Gesichter. Um Mittag besuchte ich den jüngeren Grether. Ich traf ihn in seiner Küche beim Kugelgießen. 'Nun, sagte ich, es geht hier wol recht kriegerisch her?' — 'Ja, erwiederte er, es ist heute Schützenfest in Schopfheim. Fahren Sie mit!' — Ich bin sofort bereit und wir fahren im Einspänner hinüber. Wir kommen kurz vor einem Gewitter an. Wir kehren in den Pflug ein und gehen dann sofort zum Ball der Schützengesellschaft im Engel. Grether's Schwager, der Bürgermeister Gottschalk, empfängt mich herzlich wie einen alten Freund. Es geht recht lustig her. Die Bergmusicanten von Kandern spielen und die Schopfheimer Meidli im schwarzen Kopfputz mit langen Zöpfen lassen keinen Tanz vorübergehen. Um 12 Uhr setzt sich Alles zu Tisch. Gottschalk hält eine

in der heimiſchen Mundart und bringt ein Hoch auf mich Alles ſtimmt freudig ein.

Den andern Tag gehen wir zum neuen Schießhauſe, wel- man dem alten Itzſtein zu Ehren 'zum Itzſtein' nennen e, wozu aber die Genehmigung der Behörden nicht erlangt en konnte. Sechs Scheiben ſind aufgeſtellt. Die Preiſe en) hangen an einem Schirmdache. Es wird mit Stutzen ſſen, 200 Schritt weit und aus freier Hand. Auch ich e aufgefordert, mein Heil zu verſuchen, ich danke aber, denn einer vorbeiſchießt, ſo tritt hinter der Scheibe ein Hampel- n hervor, der die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlägt, uf dann ein allgemeines Hohngelächter entſteht. Ich dachte: deines Amts nicht iſt, da laß deinen Fürwitz. — Abends ir fahren wir im Mondſchein heim.

Den andern Tag lernte ich den Rechtsanwalt Euler kennen. ſprach von dem Hauptzweck meiner Reiſe und bat ihn, mir Ausführung behülflich zu ſein. Er war ſehr bereitwillig, damit wir recht ungeſtört das Allemanniſche treiben könnten, r mich ein, bei ihm zu wohnen. Das war mir ſehr will- nen. Euler kannte genau die Mundart ſeiner Heimat und darin auch gedichtet. Die genaue Durchſicht meiner Lieder, e wir ſofort begannen, war bald vollendet, ſo wie auch ein trag 'Grammatiſches.' Schon am 17. Sept. ſchrieb ich e Vorrede und konnte am Schluſſe mit Recht ſagen: 'Herr tsanwalt Euler war ſo gütig, mir über die Ausſprache und nenlehre, und die Bedeutung der Wörter genügende Aus- t zu ertheilen und ſelbſt meine früheren und einige neueren n. Gedichte ſtreng durchzugehen, um ihnen ein mundart- s Gepräge zu geben, das kein Sprachforſcher noch ein Ein- rener hinfort anfechten kann. In dieſer neuen Geſtalt, in

dieſer ſprachlichen Geſichertheit übergebe ich nun mit vollſtändigeren Worterklärungen meine Sammlung der deutſchen Welt und wünſche, daß ſie auch dort Theilnahme finde, wo ſie bis jetzt als eine Heimatloſe betrachtet worden iſt.'

Euler war ein lieber gemüthlicher Menſch. Er widmete mir ſeine ganze Zeit, und damit mir die Erinnerung an ſeine Heimat eine nachhaltig angenehme werden möchte, ſo führte er mich in die Umgegend, auf die Berge und in die Örter, welche ſchöne Ausſichten gewährten. Eines Abends war ich mit ihm auf dem Röttler Schloſſe. Die Ausſicht prachtvoll: in der Ferne die Gletſcher im roſigen Scheine der Abendſonne, das erſte Alpenglühen, welches ich ſah. Die anderen Abende waren wir in Tüllingen, Weil, Stetten. Durch ihn lernte ich auch den Kirchenrath Hitzig kennen, einen liebenswürdigen alten Herrn, der mir viel von Hebel zu erzählen wußte, mit dem er ſehr befreundet geweſen war. In dem Gedichte 'Die Wieſe' hat Hebel ſeines Freundes Hitzig alſo gedacht:

Doch auch allein die Freiheit macht
Nicht froh den Vogel — Tag und Nacht
Er ſuchet bis er findet
Ein Weibchen und ein warmes Neſt,
In dem ſich's ruhig koſen läßt,
Und man ſich wohl befindet;
Hier freut er erſt der Freiheit ſich
Mit ſeinem Weibchen inniglich.

Auch fühlet ſich der freiſte Mann
Oft arm, wenn er nicht flüchten kann
Ins eigne Haus — wenn's ſtürmet —
Wo an des Weibchens warmer Bruſt
Er ſicher ruht in ſüßer Luſt,
Und eignes Dach ihn ſchirmet.
Drum wünſch' ich dir, dem freien Mann,
Ein eignes Haus und ein Geſpan.

rrach, 16. Sept. 1843. J. W. Hitzig.

n Tag nachher gab mir auch Euler einige Zeilen zum . Er hatte mit mir die feſte Hoffnung auf eine beſſere und ſchloß ſein Gedicht:

Der HofMa fehlt, doch d'Hoffnig nit,
Dass uf der dütschen Erde
So mengs was no im Arge lit
Nootno cha besser werde.

Drum sagi: HoffMa hoff, es cha
Nit allewil so blibe;
Es seig Di Trost, Du guete Ma,
Di Werk wird Früchte tribe.

n 18. September begleitete er mich nach Efringen. ihmen wir Abſchied auf baldiges Wiederſehen, aber wir is nie wieder: er ſtarb einige Jahre nachher, der alte :ſt 31. Auguſt 1849.

.—30. September wieder in Mannheim. Ich wohnte

wieder bei Hecker und verkehrte nur mit ſeinen Freunden. Walesrode, mit dem ich in Heidelberg und Raſtatt zuſammengetroffen, war auch wieder einige Tage bei uns.

Die Bürger von Weinheim hatten uns zum Sonntage (24. Sept.) zu ſich eingeladen. Früh morgens bei heiterem Wetter fuhren wir hinüber: Hecker, Itzſtein, Soiron, der Philologe Müller und ich. Wir wurden feſtlich empfangen und in den Gartenſaal bei Herter am Berge geführt. Der Saal war hübſch ausgeſchmückt, an der einen langen Wand prangte aus Georginen und Aſtern gebildet WILLKOMMEN VOLKSFREUNDE. Es begann bald ein großes Mittagsmal mit Reden, Trinkſprüchen und Geſang. Ich ſinge manches Lied und es wird mir manches Hoch gebracht. Nach Tiſche kommt der Liederkranz. Alles ſtrömt in den Saal, uns zu ſehen, nur mit Mühe können wir unſere Abfahrt bewerkſtelligen. Unter dem lauteſten Jubel fahren wir zum Ort hinaus.

Den Tag vor meiner Abreiſe war ich noch zuſammen mit

senthale verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mannheim, Verlag von Friedrich Bassermann. 1843. 8°. 127 S.

1. Oct. mit dem Dampfschiffe nach Mainz, 2. nach Geiheim. Karl Dreſel empfängt mich mit den Worten: 'Gut, Sie kommen — wir haben Sie schon lange erwartet. suchen Sie sich ein Zimmer aus. Sie werden doch den ter hier bleiben?' Ich mußte das freundliche Anerbieten nen, blieb aber den Tag dort. Nach Tische fuhren wir einem Leiterwagen in großer Gesellschaft zur Stephanser Kirchweihe.

3. Oct. in Köln. Abends zusammen mit den Männern Rheinischen Zeitung: Dr. Jung, Dagobert Oppenheim, issen ꝛc.

4. Oct. in Düsseldorf. Ich wohnte in den 3 Reichsen. Ich traf dort den Geh. Reg.-Rath v. Sybel, der rt einige Gesinnungsgenossen von meiner Ankunft benachigte. Nachmittags fuhr ich mit Notar Euler auf seinen bsitz. Abends war ich im Domhardt'schen Gasthofe. Es en sich dort ein die Advocaten Dr. Weiler und Wesendonck, erendar Cantador, Auscultator Bloem, Dr. Wolfg. Müller, chhändler Böttticher, Musiklehrer Knappe, und nach und nach en immer mehr Theilnehmer. Auch die Liedertafel betheie sich an dem unversehens entstandenen Feste und trug mehe Lieder vor. Es wechselten nun Reden, Trinksprüche und er mit einander, und dann und wann gaben draußen die mpeter der Ulanen ein Stück zum Besten — Alles mir zu ren. Daß auch ich mich betheiligte, erfahre ich aus einem ungsberichte von damals, worin es am Schlusse heißt: 'H. F. trug eine Menge seiner neuesten Lieder vor. Sein lebenr, recitierender Gesang und der Witz fanden, wie überall,

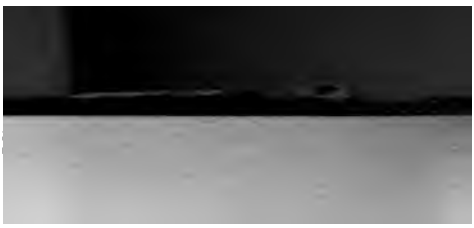
die unverkennbarſte Anerkennung; die Begeiſterung war ohne Gränzen, bis in ſpäte Nacht war man in lauter Freudigkeit zuſammen. Wir können offenbar ſtolz auf den Empfang ſein, den der Dichter bei uns fand; er ehrt den Gaſt nicht minder als den ſtets ſich freier entwickelnden Geiſt unſerer Stadt.'

Von allen denen, die den Abend redeten, iſt mir keiner ſo lebhaft in der Erinnerung geblieben wie Anton Cantador. Als ich über die Erlebniſſe der letzten Tage mir damals Einiges aufzeichnete, gedachte ich ſeiner alſo:

'Cantador ſprach am vorgeſtrigen Abend über Glaube, Liebe und Hoffnung ſo ſchön und rührend, daß mir die Thränen in die Augen kamen. Eine poetiſche Natur, ſchwärmeriſch beſeelt für Freiheit und Vaterland, jungfräulich liebenswürdig und dabei kön. preuß. Referendarius.' — Der geniale junge Mann ſtarb leider ſchon im Januar 1847.

6. Oct. Meine Freunde hielten ein Strafgericht über meinen Breslauer Collegen Otto*) und ſendeten mir ein Pro-

[redacted]ungs- und Handlungsweise aus ihrem Kreise entfernt wurde, [redacted]ezug auf Hoffmann von Fallersleben. Indem das Collegium, [redacted] Mitglied er als ordentlicher Professor war, die Art und [redacted]e, in welcher er ohne gerichtliche Untersuchung, blos nach [redacted]ühr abgesetzt wurde, stillschweigend hinnahm, ohne auch nur Versuch eines Einwandes dagegen zu wagen, erklärte man dort, wo die Eigenschaft als Lehrer der freien Wahrheit gerade unabhängigste Stellung im Staate verlangt, zu abhängigen, zeugungslosen Dienern ministeriellen Gutdünkens. Welchen genswerthen Eindruck diese Stellung auf die Lehrer der Hoch[le selbst, wie auf die Jugend, die dort der Wissenschaft ob-, endlich haben muß, braucht hier nur angedeutet, um ermessen werden. Kann man erwarten, hat man je gesehen, daß blinde kzeuge eines über ihnen waltenden Ministerwillens je ein ßlicheres, ja anderes Interesse kennen, als das Wohlgefallen allmächtigen und dessen Beweise in Gehaltszulage, Beförde-zen und Orden? Wird bei dem Einreißen dieser Grundsätze t die Wissenschaft in den Koth getreten, ihren Priestern zur lenden Kuh werden? Dringen diese traurigen Betrachtungen Einem bei unsern Universitätsverhältnissen nur zu häufig und eindringlich auf, so ist es doch eine erfreuliche Erscheinung, sich wenigstens in der protestantisch-theologischen Facultät, l in Folge einer immer gewaltsamer hervortretenden und am ßreichen Ort begünstigten katholisicirenden Richtung, theilweise selbstständige Ueberzeugung sich geltend macht, die vielleicht x Aufopferung fähig ist. Auf dem Lehrstuhle ist bis jetzt die sophische Facultät durch fanatischen Obscurantismus und ritätsweisheit in der Person des Professor Braniß besonders orgetreten; im geselligen Leben aber scheint ihr die medicinische ultät den Rang ablaufen zu wollen. Wie bei seinen früheren hmen, liberal sein wollenden Freunden, so ist auch den Pro-ren, seinen früheren Collegen, Hoffmann ein Stein des Aerger-



nisses geworden, und die Anerkennung und Hochachtung im deutschen Vaterlande genießt, hat ihre Alltäglichkeit u mehr hervorgehoben und hat so für sie Veranlassung gegeb Aerger Luft zu machen, und in welcher würdigen We dem deutschen Dichter doch wenigstens etwas am Zeuge behauptet einer seiner Collegen, Hoffmann habe nie ein zu Stande gebracht. Armer Mann! es ist unnöthig, derselbe über die Zahl seiner angemeldeten Zuhörer reichen Hospitanten nicht zu erwähnen) und seiner zu brachten Collegien ein Zeugniß von der Quästur aus da unter den Docenten der Breslauer Universität selbst sche Schüler sind; und wir fragen jeden Mann von der Minister es bei Gelegenheit der Absetzung Hoffma nicht gelassen hätte, wenn er ihm einen derartigen Vo machen können? — Durch noch gröbere Unwahrheiten öffentlicher hat sich ein anderer Mann, G. O. M. Dr. Otto seine Sporen verdienen wollen; in Folge d derselbe Held einer tragikomischen Scene, die er selbst in einer Art und Weise erwähnt, welche uns drängt, fährlichern Bericht darüber möglichst wörtlich mitzut neun der Mehrzahl nach durch ganz Deutschland rü kannte Männer als der Wahrheit getreu unterzeich nämlich: Obergerichtsadvocat und Abgeordneter Do Verlagsbuchhändler Hoff, Obergerichtsadvocat und Aus von Sorren, Buchhändler und Abgeordneter Carl Ma Mannheim, der praktische Arzt Doctor Bettinger, Adv Advocat und ehemaliger Abgeordneter Willich sen Willich jun. — aus Frankenthal, und der ehemalig der Mannheimer Abendzeitung Doctor C. L. Bernays gemeinsam der Genannten, denen sich noch der Fabrikant besitzer H. Buhl, Sohn, aus Ettlingen, anschloß, u stehendes vorgetragen.

„Dieser Mann“ (vorher geht sein Signalement nebst einigen alitäten über seinen Aufenthalt in Dürkheim an der Haardt, die Traubencur gebrauchte) „befand sich am 25. September asthofe zu den vier Jahreszeiten an der Wirthstafel und ich in ein Gespräch mit drei Herren aus Crefeld ein, welche ach Herrn Professor Hoffmann von Fallersleben fragten. Professor Otto gab ihnen über seinen ehemaligen, jetzt ab- en Collegen eine Auskunft, deren Hauptsätze hier angeführt n:

„Den Hoffmann von Fallersleben mag man bei uns nicht, verachtet ihn.

„Er ist ein gemeiner, sinnlicher Mensch.

„Er kömmt Jedem um ein Glas Wein ins Haus und singt Lieder vor. Er ist ein zudringlicher Mensch; er drängt sich euten auf und sie können ihn nicht los werden.

„Er ist nicht wegen seiner Lieder abgesetzt worden, sondern seiner Faulheit, weil er seine Bibliothekgeschäfte nicht te, und wegen seines gemeinen Betragens.

„Das Einzige, was man ihm zugestehen kann, ist einiges sificationstalent.“

Die Fremden staunten ob dieser Aeußerungen über einen n, den sie, wie das ganze deutsche Volk, hochachteten. — Frauen aus Mannheim, welche bei Tische waren und Herrn ssor Hoffmann von Fallersleben kannten, waren über jene ähungen entrüstet und hielten dem Herrn entgegen:

Herr Hoffmann von Fallersleben sei in Mannheim, wo er egenwärtig aufhalte, allgemein geachtet; sein Betragen sei gemein, sondern das eines gebildeten Mannes; weit entfernt, emandem aufzudrängen, könne er nicht einmal allen Ein- en folgen, welche von den angesehensten Familien an ihn n; daß er nur seiner Lieder wegen abgesetzt sei, gehe en gedruckten Actenstücken über seine Amtsentsetzung hervor,

niſſes geworden, und die Anerkennung und Hochachtung, die er im deutſchen Vaterlande genießt, hat ihre Alltäglichkeit nur um ſo mehr hervorgehoben und hat ſo für ſie Veranlaſſung gegeben, ihrem Aerger Luft zu machen, und in welcher würdigen Weiſe! Um dem deutſchen Dichter doch wenigſtens etwas am Zeuge zu flicken, behauptet einer ſeiner Collegen, Hoffmann habe nie ein Collegium zu Stande gebracht. Armer Mann! es iſt unnöthig, daß ſich derſelbe über die Zahl ſeiner angemeldeten Zuhörer (der zahlreichen Hoſpitanten nicht zu erwähnen) und ſeiner zu Stande gebrachten Collegien ein Zeugniß von der Quäſtur ausſtellen laſſe, da unter den Docenten der Breslauer Univerſität ſelbſt Hoffmann'ſche Schüler ſind; und wir fragen jeden Mann von Urtheil, ob der Miniſter es bei Gelegenheit der Abſetzung Hoffmann's unbenützt gelaſſen hätte, wenn er ihm einen derartigen Vorwurf hätte machen können? — Durch noch gröbere Unwahrheiten und noch öffentlicher hat ſich ein anderer Mann, G. O. M. R. Prof. Dr. Otto ſeine Sporen verdienen wollen; in Folge deſſen wurde derſelbe Held einer tragikomiſchen Scene, die er ſelbſt in Breslau

„Dieser Mann“ (vorher geht sein Signalement nebst einigen Specialitäten über seinen Aufenthalt in Dürkheim an der Haardt, wo er die Traubencur gebrauchte) „befand sich am 25. September im Gasthofe zu den vier Jahreszeiten an der Wirthstafel und ließ sich in ein Gespräch mit drei Herren aus Crefeld ein, welche ihn nach Herrn Professor Hoffmann von Fallersleben fragten. Der Professor Otto gab ihnen über seinen ehemaligen, jetzt abgesetzten Collegen eine Auskunft, deren Hauptsätze hier angeführt werden:

„Den Hoffmann von Fallersleben mag man bei uns nicht, man verachtet ihn.

„Er ist ein gemeiner, sinnlicher Mensch.

„Er kömmt Jedem um ein Glas Wein ins Haus und singt seine Lieder vor. Er ist ein zudringlicher Mensch; er drängt sich den Leuten auf und sie können ihn nicht los werden.

„Er ist nicht wegen seiner Lieder abgesetzt worden, sondern wegen seiner Faulheit, weil er seine Bibliothekgeschäfte nicht besorgte, und wegen seines gemeinen Betragens.

„Das Einzige, was man ihm zugestehen kann, ist einiges Versificationstalent.“

Die Fremden staunten ob dieser Aeußerungen über einen Mann, den sie, wie das ganze deutsche Volk, hochachteten. — Zwei Frauen aus Mannheim, welche bei Tische waren und Herrn Professor Hoffmann von Fallersleben kannten, waren über jene Schmähungen entrüstet und hielten dem Herrn entgegen:

Herr Hoffmann von Fallersleben sei in Mannheim, wo er sich gegenwärtig aufhalte, allgemein geachtet; sein Betragen sei nicht gemein, sondern das eines gebildeten Mannes; weit entfernt, sich Jemandem aufzudrängen, könne er nicht einmal allen Einladungen folgen, welche von den angesehensten Familien an ihn ergehen; daß er nur seiner Lieder wegen abgesetzt sei, gehe aus den gedruckten Actenstücken über seine Amtsentsetzung hervor,

Miniſter habe einſchreiten und verfügen müſſen, ihm ſeinen Gehalt ſtatt pränumerando hinfort poſtnumerando und nur dann auszuzahlen, wenn er ſeine Schuldigkeit gethan habe. Daher komme die Bitterkeit Hoffmann's gegen die Univerſität und die Regierung, eine Bitterkeit, die ſich immer ſtärker geäußert und endlich zu ſeiner Abſetzung geführt habe.

(Wir bemerken zur Belehrung des Breslauer Herrn Profeſſors, daß der Regierungsbevollmächtigte einmal eigenmächtig dem Profeſſor Hoffmann von Fallersleben ſeinen Gehalt als Exſtos zurückbehalten hat, weil Letzterer, auf vernünftige und rechtliche Gründe geſtützt, ſich weigerte, das Buch allein weiter zu führen, daß aber im Widerſpruch mit der Behauptung des Herrn Prof. Otto der Miniſter die Auszahlung des Gehaltes befohlen hat.)

Am Schluſſe der langen, gegen das Ende immer ungereimter werdenden Rede rief der Wirth zum Mohrenkopf in Mannheim H. Wolff: „Sie haben ſchön preußiſch geſprochen, aber doch ſchlecht!“ —

Mathy fragte hierauf, ob nicht die Bibliothekangelegenheit Hoffmann's ſchon 1839 erledigt worden ſei? — Der Prof. Otto bejahte dies. Mathy fragte weiter: ob nicht Hoffmann die Bibliothekgeſchäfte darum nicht mehr wie früher beſorgen konnte, weil er zum Professor ordinarius befördert worden, was doch ſchwerlich geſchehen wäre, wenn er ſeine Schuldigkeit nicht gethan hätte? Auch dies geſtand Prof. Otto, zu. Mathy fuhr fort: „Sie müſſen alſo zugeben, daß die Bibliotheksſache mit der Abſetzung Hoffmann's nicht zuſammenhängt, und Sie müſſen Herrn Profeſſor Hoffmann als einen Ehrenmann in jeder Beziehung anerkennen?“ —

Otto: „Darüber habe ich kein Urtheil.“ —

Als mehrere der Anweſenden ihre Entrüſtung über dieſe Aeußerung laut werden ließen, fielen einige Mitglieder der Po-

: es habe Jeder seine Meinung und man dürfe einen nicht beleidigen.

auf sprach Hecker: „Sie haben vollkommen Recht; man Fremden nicht beleidigen, wenn er es nicht verdient; einen Abwesenden nicht verunglimpfen, — das ist feig, ann sich nicht vertheidigen; man soll einen Unglücklichen eumden, — denn das ist schlecht. Was würden Sie i Menschen halten, der dies gethan hat, meine Herren? mein Herr Geheimerath, haben am Mittwoch vor acht ei wildfremden Leuten, am öffentlichen Gasttische, den en, abwesenden und nach ihren Begriffen unglücklichen in Ihren Augen muß das höchste Unglück sein, von ür abgesetzt zu werden —) Hoffmann geschmäht und t, daß Frauen sich seiner annahmen und Sie wegen en Benehmens (um mich glimpflich auszudrücken) zurecht ßten. Sie mußten von Frauen erst erfahren, was Sie maligen Collegen, mit dem Sie noch Tags vor seiner auf's freundlichste verkehrten, für Rücksichten zu tragen d daß Verleumdung sich nicht zieme, die um so platter die gedruckten Actenstücke über die Dienstentsetzung Hoff- ie der Unwahrheit überführten."

: Stimme: „Aber warum das hier — an der Wirths

er: „Ein gutes deutsches Sprichwort sagt: Wo sich der t, da muß er Haare lassen." —

Prof. Otto gerieth in sichtliche Verwirrung und fing tern; doch entgegnete er: Wer einige Erfahrung im Le- lege wenig Gewicht auf das, was Frauen mit Leiden- leicht auch unweiblich äußern.

thy fuhr fort: „Heute also wollen Sie kein Urtheil über offmann von Fallersleben haben; aber am Mittwoch vor m haben Sie eins ausgesprochen; Sie haben zu Frem-

Minister habe einschreiten und verfügen müssen, ihm seinen Gehalt statt pränumerando hinfort postnumerando und nur dann auszuzahlen, wenn er seine Schuldigkeit gethan habe. Daher komme die Bitterkeit Hoffmann's gegen die Universität und die Regierung, eine Bitterkeit, die sich immer stärker geäußert und endlich zu seiner Absetzung geführt habe.

(Wir bemerken zur Belehrung des Breslauer Herrn Professors, daß der Regierungsbevollmächtigte einmal eigenmächtig dem Professor Hoffmann von Fallersleben seinen Gehalt als Custos zurückbehalten hat, weil Letzterer, auf vernünftige und rechtliche Gründe gestützt, sich weigerte, das Buch allein weiter zu führen, daß aber im Widerspruch mit der Behauptung des Herrn Prof. Otto der Minister die Auszahlung des Gehaltes befohlen hat.)

Am Schlusse der langen, gegen das Ende immer ungereimter werdenden Rede rief der Wirth zum Mohrenkopf in Mannheim H. Wolff: „Sie haben schön preußisch gesprochen, aber doch schlecht!“ —

Mathy fragte hierauf, ob nicht die Bibliothekangelegenheit Hoffmann's schon 1839 erledigt worden sei? — Der Prof. Otto bejahte dies. Mathy fragte weiter: ob nicht Hoffmann die Bibliothekgeschäfte darum nicht mehr wie früher besorgen konnte, weil er zum Professor ordinarius befördert worden, was doch schwerlich geschehen wäre, wenn er seine Schuldigkeit nicht gethan hätte? Auch dies gestand Prof. Otto zu. Mathy fuhr fort: „Sie müssen also zugeben, daß die Bibliothekfache mit der Absetzung Hoffmann's nicht zusammenhängt, und Sie müssen Herrn Professor Hoffmann als einen Ehrenmann in jeder Beziehung anerkennen?“ —

Otto: „Darüber habe ich kein Urtheil.“ —

Als mehrere der Anwesenden ihre Entrüstung über diese Aeußerung laut werden ließen, fielen einige Mitglieder der Po-

in: es habe Jeder ſeine Meinung und man dürfe einen
n nicht beleidigen.
arauf ſprach Hecker: „Sie haben vollkommen Recht; man
en Fremden nicht beleidigen, wenn er es nicht verdient;
ll einen Abweſenden nicht verunglimpfen, — das iſt feig,
: kann ſich nicht vertheidigen; man ſoll einen Unglücklichen
erleumden, — denn das iſt ſchlecht. Was würden Sie
iem Menſchen halten, der dies gethan hat, meine Herren?
ie, mein Herr Geheimerath, haben am Mittwoch vor acht
bei wildfremden Leuten, am öffentlichen Gaſttiſche, den
mden, abweſenden und nach ihren Begriffen unglücklichen
nn in Ihren Augen muß das höchſte Unglück ſein, von
oſeſſur abgeſetzt zu werden —) Hoffmann geſchmäht und
det, daß Frauen ſich ſeiner annahmen und Sie wegen
ichen Benehmens (um mich glimpflich auszudrücken) zurecht
mußten. Sie mußten von Frauen erſt erfahren, was Sie
ehemaligen Collegen, mit dem Sie noch Tags vor ſeiner
ung auf's freundlichſte verkehrten, für Rückſichten zu tragen
und daß Verleumdung ſich nicht zieme, die um ſo platter
ls die gedruckten Actenſtücke über die Dienſtentſetzung Hoff-
Sie der Unwahrheit überführten.“
ine Stimme: „Aber warum das hier — an der Wirths-

ecker: „Ein gutes deutſches Sprichwort ſagt: Wo ſich der
älzt, da muß er Haare laſſen.“ —
er Prof. Otto gerieth in ſichtliche Verwirrung und fing
zittern; doch entgegnete er: Wer einige Erfahrung im Le-
be, lege wenig Gewicht auf das, was Frauen mit Leiden-
vielleicht auch unweiblich äußern.
Rathy fuhr fort: „Heute alſo wollen Sie kein Urtheil über
Hoffmann von Fallersleben haben; aber am Mittwoch vor
agen haben Sie eins ausgeſprochen; Sie haben zu Frem-

den, die ſich bei Ihnen nach Herrn Hoffmann erkundigten, geſag[illegible] er ſei ein gemeiner Menſch; haben Sie das nicht geſagt?"

Der Prof. Otto entgegnete, er habe nur geſagt, man hab[illegible] den Hoffmann in ſchlechter Geſellſchaft geſehen. (Rechtfertig[illegible] Euch, Ihr Breslauer, mit denen Hoffmann umging!)

Mathy: „Nein, Sie haben geſagt, er ſei ein gemein[illegible] Menſch; übrigens kommt das auf Eins heraus. Sie haben aber noch mehr geſagt; Sie haben behauptet, er dränge ſich den Leuten auf, er . . ."

Der Prof. Otto ſtand nun zitternd und blaß auf, mur[illegible]melte, er brauche ſich hier nicht verhören zu laſſen, nahm ſeinen Hut und wankte gegen die Thüre. Ehe er aber dieſe erreichte, trat ihm Verlagsbuchhändler Hoff entgegen, bot ihm ein Exemplar der „zehn Actenſtücke über die Amtsentſetzung des Profeſſor Hoffmann von Fallersleben" an, mit der Bemerkung, er möge hieraus Belehrung ſchöpfen.

Der Prof. Otto wies dies Buch zurück und als Hoff es ihm in den Hut ſteckte, zog er es heraus, ſchleuderte es auf den Boden und ſtürzte aus dem Zimmer.

Nun wendete ſich Mathy an die Mitglieder der Polychia, erzählte ihnen den Vorgang vom 25. September und fuhr fort: „Die Züchtigung, welche der Menſch jetzt erhalten hat, war milde; er hat mehr verdient. Er mußte geſtraft werden an dem Orte, wo er geſündigt hat, und fragen Sie Ihr eigenes Gewiſ[illegible]

[redacted]

, der die Schmerzen der Gegenwart singt, der, was in jedes
ven Deutschen Brust lebt, — was die Freiheit will, mit er-
fender Wahrheit in seinen Liedern darstellt, wie kein Anderer
:istert und erhebt; dem darum abgesetzten Professor, dem
)ter der besseren deutschen Zukunft, Hoffmann von Fallers-
n! Er lebe hoch!" — Alle stießen an und brachten dem Ge-
ten ein dreimaliges donnerndes Hoch!

Damit war die Strafe für den Sünder, die Genugthuung
den verleumdeten Ehrenmann vollendet und urkundlich dessen
ies Protocoll aufgenommen worden. Folgen die Unterschriften
oben Genannten.

So viel zur Vervollständigung dessen, was jener Herr über
ı Vorfall zu verlautbaren beliebt. Er reiste den Tag darauf
ınd nach Berlin, wo er sich den rothen Adlerorden dritter
ie mit der Schleife holte. — φ. γ.

Bis gegen Mitte Octobers verweilte ich an der Ruhr und
:bte angenehme Tage in der Familie einer Jugendfreundin.

Ich wandte mich nun wieder dem Rheine zu. Am Ge-
stage des Königs, 15. October, traf ich in Düsseldorf ein.
meinem Leidwesen höre ich von polizeilichen Nachforschungen
die Theilnehmer an dem neulichen Domhardtschen Abend,
Namen wären nach Berlin geschickt und eine Untersuchung
de nicht ausbleiben, (was sich leider nachher bestätigte!).
will Notar Euler überraschen und werde selbst überrascht:
:reffe dort eine große Gesellschaft, in die ich sofort als Gast
eführt werde. Mich begrüßen viele Bekannte, Musikdirector
ius Rietz sehe ich hier zuerst.

Den andern Tag spaziere ich mit Dr. Wolfg. Müller und
ticher nach Pempelfort. Nach Tische besuche ich mit meh-
n ein Kaffeehaus. Euler versteigert ein Grundstück. Wei-

ler will mich das öffentliche Gerichtsverfahren kennen lehren. Kaum eingetreten bietet er ohne zu wiſſen worauf 'fünf drauf!' So geht es fort bis 2700 Thlr. Da erkläre ich ihm, ich ſei völlig befriedigt und bitte ihn ſein Bieten einzuſtellen. Die ganze Geſchichte war eine ganz gewöhnliche Verſteigerung, die meinem Lehrmeiſter theuer zu ſtehn kommen konnte, denn um ein Haar wurde ihm das Grundſtück, deſſen Werth ſchon weit überboten war, zugeſchlagen. — Am Abend große Geſellſchaft bei Böttticher. Wir ſind recht heiter und bleiben lange beiſammen. Ich lerne den Dr. Viehoff kennen.

17. Oct. in Köln. Ich wohne im Mainzer Hof. Abends zuſammen mit Dr. Lüning, der wieder nach Zürich zurückkehrt; er hatte vierwöchentliche Erlaubniß in ſeiner Heimat zu weilen.

Den andern Tag beſuche ich Aſſeſſor Jung. Seine prachtvolle Hauseinrichtung erinnert an die glänzende Zeit der Hanſa, wozu auch Köln einſt gehörte. Wir machen noch einige Beſuche und ſpeiſen dann im kön. Hofe.

und ſo mag denn ein Lied hier eine Stelle finden,
, 108. 'Tragiſche Geſchichte. Jüngſt iſt ein General

Treurige geschiedenis.

Laatst is om middernacht ontwaakt
Een dapper Generaal,
Dien heeft een droom verschrikt gemaakt,
Veroorzaakt angst en kwaal.

Hij stond in 't leven onverwrikt
Bij allerley gevaar,
Doch is hij door een droom verschrikt,
Een droom hoogst zonderbaar.

Wat droomde dan die Generaal?
Waardoor is hij ontwaakt?
Wat heeft hem zulken grooten kwaal
En zoo veel zorg gemaakt?

Hij had in 't schriklijkst oorlogsvuur
Gesidderd noch gebeefd.
Wat is 't dan dat hem op dit uur
Zoo zeer beangstigd heeft?

Was 't oorlog, pest of hongersnood?
Was 't brand of hulpgeschrei?
Was 't hoogverraad of moord en dood?
Was 't bloed'ge muiterij?

Hij droomde — ach! het was enorm! —
Dat in 't geheele heer
Bekwame iedre uniform
Twee, ja twee knopen meer!

Oct. Mittagseſſen bei Aſſeſſor Jung: Banquier Reviſſen, Dr. Stucke und zwei liebenswürdige Frauen, ng und ihre Schwägerin, Frau Stein.
nds im Mainzer Hof mit Turnlehrer Euler, Reviſſen cke. Der Oberkellner flüſtert mir zu, eben ſei ein Po-

lizeibeamter angekommen, um mich zu beobachten. Ich setzte mich ihm gegenüber und die übrigen Herren, denen ich diese Neuigkeit mitgetheilt, nehmen neben mir Platz. Die polizeiliche Theilnahme wirkt sehr belebend auf unsere Stimmung, ich erzähle so viele Schnurren, daß sich der Polizist selbst nicht des Lachens erwehren kann.

Den andern Tag fuhr ich mit dem alten Dresel, der mich schon früher seine Ankunft angezeigt hatte, den Rhein hinauf.

21. Oct. bis 10. November in Geisenheim.

Wenn man in den Ort hinein kommt von Rüdesheim her, so sieht man bald zwei große Häuser, im französischen Stile des vorigen Jahrhunderts gebaut. Sie liegen links an der Straße, haben eine Aussicht auf den Rhein und waren ursprünglich Ein Gebäude. In dem rechten Flügel wohnte die Familie Dresel. Der Alte hatte darin mit seinem Schwager Lade eine Weinhandlung gegründet und viele Jahre gemeinschaftlich betrieben, später dies Verhältniß gelöst und sich mit seinem Sohne Karl verbunden, nachdem dieser sich mit der Tochter eines Grafschaftsbesitzers verheirathet. Das Geschäft in dieser neuen Gestalt stand wie das alte in hohem Ansehen und schien in erfreulicher Entwickelung zu gedeihen. Beide Familien zählten mit zu den ersten des Rheingaues, zeichneten sich vor allen aus durch Bildung, Freisinn und Gastfreundschaft, und standen durch Freundschaft und Verwandtschaft mit vielen Familien anderer Gegenden in Beziehung.

Der alte Dresel hatte etwas Biederes, Einnehmendes in seinem Wesen. Er hatte als Reisender für sein eigenes Geschäft viele Länder gesehen und viele Menschen kennen gelernt, Knigge's Umgang mit Menschen fleißig studiert und die Kunst erworben, mit allerlei Leuten leicht und angenehm zu verkehren.

hon er von geringem Herkommen war und gern davon
lte, so war er doch allmählich bequem, genußsüchtig und
kratisch geworden, obschon er liberale Ansichten auf reli-
m und politischem Gebiete aussprach und zu vertheidigen
e. Der Liberalismus jener Tage gehörte mit zum guten
:, er vermittelte zugleich angenehme Bekanntschaften und
te die Geschäftsverbindungen vortheilhaft erweitern. Dresel
ich gern betrachtet und geehrt als den freisinnigsten Rhein-
r, den Repräsentanten eines bedeutenden Geschäfts und einer
ehenen Familie. Wir verkehrten oft und viel mit einander,
erdanke ihm manche Gefälligkeit und manche angenehme
de.

Karl Dresel, lebendig und jugendlich frisch, angenehm in
llschaft von Bekannten und Fremden, gemüthlich mit den
igen und unter Freunden, dem Gast ein immer freundlicher
h. Nur in der Ueberlast der Geschäfte oder wenn er an
n Herzübel litt, sah man ihn ernst und verstimmt. Er
tete unablässig an seiner Fortbildung, hatte sich eine schöne
iothek gesammelt, las viel und suchte sein Interesse an
t und Wissenschaft auch noch zu beleben durch eifriges
meln von Autographa und durch den Verkehr mit Künst-
und Gelehrten, der ihm eine angenehme Erholung und
zum Bedürfnisse geworden war. Von edeler Gesinnung
lt suchte er das Gute mit Rath und That zu fördern,
beglückt durch das Glück Anderer, besonders der Seinigen
seiner Freunde und freute sich über jeden Beweis von Theil-
ne, von welcher Seite er ihm auch kam.

Er war ein vortrefflicher Mensch und hatte eigentlich nur
n Fehler, nämlich den, daß er ein Geschäftsmann war und
mußte, daß er den Streit der Pflicht mit seinen Neigun-

gen nie zu ſeinem und ſeiner Familie Beſten zu ſchlichten wußte.

Von Karls ſechs Brüdern waren damals drei zu Hauſe, Julius und Hermann mit im Geſchäfte, Guſtav wartete auf eine ihm zuſagende Stellung. Er war vor einiger Zeit aus Amerika zurückgekehrt und wußte ſo lebendig von ſeinen Fahrten, beſonders in Texas, zu erzählen, daß ich allezeit ſein dankbarer Zuhörer war. Julius, eine mehr in ſich gekehrte Natur, hatte mehr Sinn für eine freie Thätigkeit als für Comptoirarbeiten, er träumte lieber und dichtete und las viel. Verſchieden von den beiden war Hermann. Ich kam mit ihm am wenigſten in Berührung. Er hatte ſich als Reiſender für das Geſchäft nicht eben glücklich verſucht und verſtand es beſſer, in Tracht, Manieren und Lebensweiſe den feinen Weltmann zu ſpielen.

Ich hatte nicht die Abſicht, ſehr lange in Geiſenheim zu bleiben, aber die freundlichen Zureden meiner neuen Freunde und jeder neue ſonnige Herbſttag in dem lieblichen Rheingau

noch kräftige Gestalt, voll Leben in Sprache, Geberden und Bewegung der Glieder. Er hörte schwer, wir mußten laut sprechen, er sprach auch laut, und wenn er seiner Rede einen besondern Nachdruck geben wollte, so faßte er mich beim Arm und drückte mich oder zupfte mich am Kleide.

Er erzählte uns viel aus seinem Leben und immer mit großer Lebendigkeit, wir hörten mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Als wir heim gekommen waren, versuchten wir die einzelnen Thatsachen zu ordnen und mit dem was Karl bereits früher aufgezeichnet hatte, zu vergleichen. Wie Schade, daß sich der alte Herr, der sich sein halbes Leben und wol noch länger mit den Jesuiten, ihrer Geschichte und ihren Umtrieben so viel zu schaffen machte, nie zu bewegen war, seine eigenen Erlebnisse aufzuzeichnen.

Hier nur Einiges aus seinem bewegten Leben.

Hofmann wird Professor in Mainz. Er wird von seiner Facultät zum Bibliothecar vorgeschlagen, Georg Forster aber vom Kurfürsten dazu ernannt. Forster kümmert sich, wie Hofmann erzählte, wenig um die Bibliothek, kauft englische und französische Reisebeschreibungen und übersetzt sie mit seiner Frau. Mainz wird belagert und geht den 14. Oct. 1792 an die Republicaner über. Schon im Oct. Jacobiner-Club. Treffen bei Frankfurt. Hofmann wird gefangen. Er weiß zu entkommen, eine Frau bringt ihn bei Eltvill über den Rhein. Er geht nach Mainz in den Club, der seine Sitzungen im Theater hält. Er nimmt oben auf der Gallerie Platz. Forster stellt die Frage: 'Wie kommt's, daß die Franzosen, die uns einst so willkommen und lieb waren, jetzt so verhaßt sind?' Alles schweigt. Hofmann schreit von oben hinab: 'Das will ich euch beantworten.' Er besteigt die Kanzel und donnert gegen Cu-

ſtine, der mit ſeinem ganzen Generalſtabe anweſend iſt. Euſtine vertheidigt ſich. Hofmann will die Kanzel beſteigen, man weigert es ihm. Endlich dringt er durch. Merlin zieht den Degen, Hofmann auch: 'Ihr habt das Geſetz, was jemand franzöſiſch vortrügt, das kann ein anderer deutſch ſagen — das will ich auch thun.' Er legt ſeinen Degen nieder: 'Citoyen Merlin, erſt werde ich antworten, dann ſtehe ich zu Dienſten.' Er ſpricht nun ſo ſtark gegen Euſtine, daß dieſer mitſamt ſeinem Generalſtab abzieht.") — Mainz wird belagert und geht in die Hände der Preußen über (22. Juli 1793). Hofmann, Militär- und Verwaltungs-Chef der rheiniſchen Republik wohnt der Capitulation bei. Er geht nach Paris und wird vor dem Convente angeklagt. Er vertheidigt ſich, er habe die Convention nicht unterſchrieben. Er wird zur Belohnung Commandeur eines Reiterregiments in der Vendée. Euſtine angeklagt. Hofmann als Zeuge gegen ihn. Euſtine 28. Auguſt 1793 guillotiniert. Hofmann erhält vom Wohlfahrtsausſchuſſe ein

bt dann in den Niederlanden und geht nach Hamburg, viel mit Klopstock verkehrt.*)

Karl Milde hatte mich zu sich nach Breslau eingeladen, ollte bald kommen. Ich reiste nun über Mainz, Frank- Schulpforta, Leipzig, Dresden zunächst nach Eichberg im schen Gebirge. An jedem Orte hielt ich mich einen oder Tage auf, um mich auszuruhen und auch alte Freunde Bekannte zu besuchen. Von Dresden aus sendete ich die nlieder an Fröbel in Zürich.

26. November traf ich in Breslau ein. Obschon ich Tag Stunde vorher gemeldet hatte, wann ich ankommen würde, ar doch niemand auf dem Bahnhofe mich zu empfangen. i Gepäck war das letzte, welches verabreicht wurde. Mit e und Noth erlangte ich eine Droschke, die letzte, in wel- ich der Vierte war. Erst spät Abends trat ich in Milde's ein, ohne mein Gepäck, es war im Wagen liegen geblie- ich erhielt es erst den andern Tag.

Ich war sehr verstimmt und ahndete nichts Gutes für n neuen Aufenthalt, vergaß aber bei der freundlichen Auf- e bald das Unangenehme meines Einzugs.

Den nächsten Tag richtete ich mich häuslich ein. Ich te in meinem alten Zimmer unter meinen Büchern.

Ich besuchte nun nach und nach meine alten Freunde und nnten. Ich bemerkte bald, daß die meisten, wenn auch nicht verlegen, doch sehr befangen waren. Eine äußere unab-

---

*) Andreas Joseph Hofmann, geb. zu Würzburg 14. Juli 1754, Winkel im Rheingau 6. Sept. 1849.

hängige Stellung macht deshalb noch nicht unabhängig und frei im geselligen Verkehre: die meisten nahmen Rücksicht auf befreundete hochgestellte Beamte oder geld- und einflußreiche Leute anderer Gesinnung. Man mied mich eben nicht, aber man suchte mich auch nicht. Niemand machte mir einen Gegenbesuch. Die wenigen Beweise freundlicher Theilnahme, die mir hie und da noch wurden, hoben um so greller das hervor was mich schmerzlich berühren mußte. Auffallend, daß gerade die sogenannten aristokratischen Kreise, in denen ich früher mich auch zuweilen blicken ließ, es jetzt gerade nicht an Aufmerksamkeit für mich fehlen ließen.

Ich zog mich nun ganz auf mein Zimmer und meine Studien zurück, mied alle öffentlichen Gesellschaften und kam nur dann und wann Abends bei Philippi mit Resch zusammen.

Ich war recht fleißig. In den ersten Tagen des Decembers vollendete ich den 7. Theil der Horae belgicae, ferner besorgte ich eine saubere Abschrift von Wernher von Elmendorf für Haupt's Zeitschrift.*)

Der gute Erfolg meiner Kinderlieder mit Clavierbegleitung erregte den Wunsch in mir, eine neue Sammlung zu veranstalten. Ich ging zu Ernst Richter und besprach mit ihm mein Vorhaben. Er ging gern darauf ein, meinte jedoch, um dieser Sammlung einen eigenthümlichen und größeren Werth zu verleihen, wäre es gut, wenn wir uns von den ausgezeichnetsten Componisten der Gegenwart Beiträge dazu erbäten. Ich verkehrte nun viel mit Richter, der freilich durch amtliche und sonstige Arbeiten damals sehr in Anspruch genommen war. Ich versah ihn wieder mit Volksweisen aller Völker und ließ mir

*) 4. Bd. S. 284—317.

dann diejenigen, welche er für unsern Zweck geeignet fand, mehrmals vorspielen, bis ich sie fast auswendig wußte. Wenn ich dann nach Haus kam, so fand sich immer Zeit und Lust einen Text dazu zu dichten. Ich war sehr glücklich, ich lebte wieder ganz in der Kinderwelt und dichtete aus ihr für sie mit wahrer Herzenslust. Ich wiederholte meine Besuche öfter und brachte immer ansprechende Melodien heim, die ich dann bald mit neuen Texten versah. Kurz vor Weihnachten — und das war meine beste Christbescherung — waren 50 Kinderlieder fertig und es bedurfte nur noch der Harmonisierung der bereits vorhandenen Volksweisen und der Composition einiger für unsere besten Meister zurückgelegten Texte.

Im Milde'schen Hause war ich betrachtet wie ein alter Hausgenosse, der frei über seine Zeit verfügen konnte, und das war mir sehr lieb. Die Abende war ich fast nie zu Hause und manchen Mittag anderswo zu Tische. Bei den größeren Mittagsessen war ich immer zugegen, es gab deren nur fünf. Ich kannte alle Gäste von früher her außer den Oberbürgermeister Pinder und seine Frau. Letztere war recht hübsch und interessant. Wol habe ich der Freiheit immer gern den Hof gemacht, aber nie einer Frau, welche jene nicht besser zu repräsentieren verstand wie Frau Pinder.

Zwischen mir und Milde war eine Kühle des Gefühls eingetreten, die sich keiner zugestehen, deren sich aber wol jeder bewußt sein mochte. Mir schien es, als ob meine Hausgenossenschaft auf Milde's Verkehr mit vornehmen und hochgestellten Leuten störend wirkte und seine Neigungen, die er nie gern beschränkt sah, aus Freundschaft jetzt mitunter beschränken mußte. So erklären sich denn die Worte, die ich schon am 10. December schrieb:

Ich komme mir vor wie ein Staatsgefangener, der sehr anständig behandelt wird, dem es an Essen und Trinken nicht fehlt, dem manche Bequemlichkeit vergönnt ist ꝛc. ꝛc., der vieles und liebe hat, aber niemanden dem er sagen könnte was ihm auf dem Herzen liegt."

Das Weihnachtsfest war herangekommen. Ich bescherte Menschen etwas, und auch mir wurde beschert. Ich freute mich der Freude der Kinder, war aber nicht so froh wie einst an derselben Stelle in derselben Familie. Den andern Tag war großes Mittagessen. Ich war ungewöhnlich stille. Bald nach Tische entfernte ich mich für den übrigen Theil des Tages. Es war mir wohler mit Resch allein zu sein bei Wallner.

Einige Tage nachher war es mir, als müßte ich die Luft verändern.

Ich entschließe mich rasch zu einem Ausfluge nach Waldenburg. Am 28. Dec. frühmorgens begleitet mich ein Hausknecht mit der Laterne zum oberschlesischen Bahnhof und um 7 fahre ich ab.

Und wenn dies für mich verhängnißvolle Jahr mit etwas Erfreulichem zu endigen, so mag Robert Blum es beschließen mit dem womit er in seinem mir erst spät zugekommenen 'Vorwärts' mein Leben schließt.*)

Was nun den Werth der „Unpolitischen Lieder" betrifft, so haben sich fast alle Blätter Deutschlands, welchen schroff entgegen-

---

*) Vorwärts! Volks-Taschenbuch für das Jahr 1843. Herausgegeben von Robert Blum und Friedrich Steger (Lpz. R. A. Friese 1843) S. 129—138.

litiſchen Anſichten ſie auch huldigen mögen, dahin
n, daß ſie eine der glänzendſten und trefflichſten Er-
unſerer Literatur ſind; nur der blaßgelbe Brotneid
chtiſch-gemeine Perfidie — wie ſie die Elberfelder
ſtellt — haben ein anderes Urtheil gefällt. Mit
ichtigkeit und der wohlgefälligſten Gewandtheit weiß
lle Dinge zu erfaſſen und zu einem Liedchen zurecht
it ſchlagendem Witze, nie verſiegender Laune und einer
r immer noch zierlichen Ironie geißelt er das Schlechte,
d Unwahre. Seine Spitzen treffen immer mit Sicher-
rene Ziel, aber der Getroffene ſelbſt muß dem Dichter
; geben, daß er ſeine Waffe meiſterhaft und ritterlich
So wechſeln Scherz und Ernſt, Spott und Klage, Luſt
; in den „Unpolitiſchen Liedern“ ſtets mit Anmuth ab,
chtlich der Behandlung, der Handhabung der Sprache und
n Formen dem Gelungenſten unſerer Literatur beigezählt
n. Die darin herrſchende Geſinnung iſt eine der Wahr-
chte und der Freiheit treu und rein ergebene. Fortſchritt,
, Veredlung und freie Entwickelung aller Kräfte des
des Leibes will Hoffmann in Staat und Kirche, im
n der Geſellſchaft, in Kunſt und Wiſſenſchaft; dieſes
chtet unverkennbar aus allen ſeinen Schöpfungen her-
ſpricht die reinſte, aufrichtigſte Liebe zu ſeinem Vater-
Anhänglichkeit an deutſche Sitte und deutſchen Sinn
Theilnahme für das Glück und die Leiden ſeines
jeder Zeile und wohl könnte man den „Unpolitiſchen
Sinnſpruch voranſtellen, was Hoffmann (1. Th. S. 165)
wahr ſagt:

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich Dir mit Herz und Hand:
Was ich bin und was ich habe
Dank' ich Dir, mein Vaterland.

In der Freude wie im Leide
Ruf' ich's Freund' und Feinden zu:
Ewig sind vereint wir beide,
Und mein Trost, mein Glück bist Du!

Überhaupt ist Hoffmann als Dichter durch und durch deutsch; jene Innigkeit, Gemüthlichkeit und Herzlichkeit, die eine schöne Eigenthümlichkeit der poetischen Erzeugnisse unserer Literatur sind, finden sich bei ihm im reinsten Gepräge. Durch seine beständige Beschäftigung mit dem deutschen Volksliede hat er die schöne Art desselben sich zu eigen gemacht und dichtet in derselben mit bestem Erfolge. Vorzugsweise sind es heitere scherzhafte, sogenannte burschikose Lieder, die ihm meisterhaft gelingen und in denen das allgemeine Urtheil ihm eine wirklich außerordentliche Befähigung einstimmig zugesprochen hat. — Eben so einstimmig ist das anerkennende Urtheil über ihn als Gelehrten, wo tiefes und gründliches Wissen, unermüdliches Forschen und Streben und lichtvolle Behandlung des Gegenstandes Hand in Hand gehen; seine Verdienste um unsere alte Sprache und Literatur sind in der That groß.

Persönlich ist Hoffmann die liebenswürdigste und anziehendste Erscheinung: eine hohe, kräftige, männlich schöne Gestalt, die nicht dazu geschaffen ist, Verbeugungen und Katzenbuckel zu machen, ein freundliches, lachendes, frisches, gesundes Gesicht, mit geistreichem Ausdrucke und einem satyrischen Zuge um den Mund ein klares, treues, deutsches Auge voll Feuer und Leben, blondes, etwas langes Haar und Bart. Seine Sprache hat einen niederdeutschen Anklang und das scharfe hannoversche S (?), sein ganzes Wesen ist einfach, ungezwungen und treuherzig. — Im schlichten Rocke, einfacher, wenig zierlicher Weste, das Halstuch leicht um den Hals geschlungen und den Kragen des Hemdes breit darüber herabhängend, eine prunklose runde Mütze als Kopfbedeckung und einen gewichtigen Stock — den Wanderer an-

in der Hand, so pilgert er durch Deutschland und
it Recht von ihm sagen (U. L. 2. Th. S. 1):

Er ist noch nicht verlocket worden
Durch Titel, Mod' und andern Tand;
Ihm kann noch sein der schönste Orden
Die Liebe für das Vaterland.

ıd ahnt in dieser Erscheinung den deutschen Gelehrten
ır, aber der gemüthliche, frohe, volksthümliche Dichter
ıd, wenn er mit geistig belebter, ungeschminkter, offener
geistiges Wesen entfaltet. Im trauten Freundeskreise
ıterhaltung äußerst lebendig, geistvoll, fesselnd und
d: wo es ihm nicht behagt, da sieht er oft sehr
in und offenbart nur zuweilen durch ein schlagendes
:s Witzwort sein Inneres. —
un Hoffmann's Zukunft sich gestaltet, ob eine deutsche
en „Abgesetzten" zu gewinnen trachten wird, oder ob
utsche Einheit" abermals dadurch offenbart, daß er
Universitäten als „abgesetzt" betrachtet wird, das muß
:en. Als er „suspendiert" wurde, verbreitete sich das
volle als erfreuliche Gerücht: die Bürger Breslaus
Unterzeichnung ihm seinen Gehalt gesichert; es muß
gen, ob dasselbe wahr war. Bewahrheitet es sich nicht
gesinnungskräftig hervorgetretenen Stadt wegen mehr
wäre als des Dichters wegen — so hat das deutsche
chöne und heilige Pflicht an ihm zu erfüllen und
hr genügen. Uber seine Zukunft hat er sich selbst
:erlands-Blätter 1843. Nr. 13) ausgesprochen und
ruch möge unsern Aufsatz schließen:

Trostlied eines abgesetzten Professors.

Ich bin Professor gewesen:
Nun bin ich abgesetzt.

Einſt konnt' ich Collegia leſen,
Was aber kann ich jetzt?

Jetzt kann ich dichten und denken
Bei voller Lehrfreiheit,
Und Keiner ſoll mich beſchränken
Von nun bis in Ewigkeit.

Mich kümmert kein Staatsminiſter
Und keine Majeſtät,
Kein Burſch und kein Philiſter,
Noch Univerſität.

Es iſt noch nichts verloren:
Profeſſor oder nicht —
Der findet noch Augen und Ohren,
Wer Wahrheit ſchreibt und ſpricht.

Der findet noch treue Genoſſen,
Wer für das Rechte ficht,
Für Freiheit unverdroſſen
Stets eine Lanze bricht.

Der findet noch eine Jugend,

erkundigte mich nach ihm und erfuhr, daß er zu einem
ernſchmauſe bei Zerboni eingeladen ſei, aber es abgeſchlagen
, weil er mich erwarte. Es wurde ſofort eine Staffette
hn abgeſchickt, und er fand ſich bald ein. Der Auſtern-
aus begann. Gegen 20 Einheimiſche betheiligten ſich dabei,
e die gerne Auſtern aßen und auch bezahlen konnten.
r harmloſe Unterhaltung, die Auſtern waren das Beſte.
übernachteten im Mohren.

Den andern Tag (30. Dec.) waren wir zum Mittags-
beim Buchhändler Burckhardt eingeladen. Am Nachmittag
:n mit der Poſt Krönig und Rudolf Gottſchall. Noch
elben Abend fuhren wir alle vier nach Waltdorf. Wir
en in beſter Stimmung und feierten den folgenden Abend
traulichen Familienkreiſe den heil. Silveſter.

Am Neujahrsmorgen ſchrieb ich an Milde. Ich meldete
meinen Entſchluß, Breslau zu verlaſſen und dankte ihm für
s Liebe und Gute, das mir durch ihn und ſeine Familie zu
il geworden.

Am Mittag traf Rector Kabierske von Neiße ein. Er
te mir die Volksweiſen aufzeichnen zu den Liedern, welche
die junge Frau Gräfin geſammelt hatte. Am Nachmittag
en die Mädel des Dorfes und ſangen. Dem muſikverſtändigen
ulmanne gewährte es ſelbſt viele Freude, meinen Wunſch zu
llen: er zeichnete eine Anzahl ſchöner und ſeltener Weiſen
und ergänzte ſomit meine bisherige Sammlung. Zehn
te theilte ich ſpäter mit im Deutſchen Muſeum von Prutz
52. II. S. 161—171), die ich dann mit der damaligen
leitung und einigen Zuſätzen nebſt 17 anderen Volksliedern
meinen 'Findlingen' 1. Bd. (1860) S. 91—120 wieder
rucken ließ.

Den Tag über pflegte ich für mich allein zu sein und zu arbeiten. Die Abende waren der gemeinschaftlichen Unterhaltung gewidmet. Gottschall war auf einige Tage zurückgekehrt nach Breslau und kam dann den 7. wieder; auch Resch fand sich denselben Tag noch ein, wir holten ihn von Mockwitz ab. Gottschall las uns an zwei Abenden sein fünfactiges Schauspiel 'Robespierre.'*) Es machte einen guten Eindruck und gab Anlaß zu allerlei ästhetischen und politischen Erörterungen. Gottschall, damals sehr begeistert für Alles was sich als Streben nach Freiheit und Glück in der Geschichte und dem heutigen Leben der Völker offenbart, war über sein Lebensziel noch nicht im Klaren. Ich sprach deshalb ihm meine Wünsche für seine Zukunft aus, unter andern den Wunsch: Lieber erst viel studieren als viel edieren.

Unser stilles Leben wurde plötzlich unterbrochen: den 8. war, wie es auf allen Gütern üblich ist, große Jagd. Es waren dazu viele Officiere von Neiße und die benachbarten Gutsbesitzer eingeladen. Um 7 Abends großes Jagdessen, woran übrigens nur zwei Officiere theilnahmen. Es ging sehr heiter und harmlos zu: es wurden viele Gesundheiten ausgebracht und viele lustige Geschichten erzählt. Nur gegen das Ende geriethen wir in die Politik. Wir beabsichtigten in einer Adresse an die 2. badische Kammer unsere Zustimmung auszusprechen zu dem Mathy'schen Antrag auf Preßfreiheit. Reichenbach brachte jetzt die Sache zur Sprache und ließ sich von einigen Anwesenden durch Handschlag ihre Mitwirkung geloben.

Unterdessen traf ein Brief von Milde ein, der schon am 3. Januar, also unmittelbar nach Empfang meines Briefes

*) Es erschien im folgenden Jahre bei Burckhardt in Neiße.

rieben war. Milde ſprach ſich recht ſchulmeiſterlich und ſo ürdig und lieblos über mein früheres, jetziges und künftiges n und Treiben aus, daß ich nicht die Stimme eines Freun- ſondern eines wildfremden Menſchen zu hören glaubte, die nur unverſtändlich und gleichgültig ſein mußte und blieb. gab den Brief Reichenbach: er las und war empört, er te, daß ich ſofort meine Bücher zu ihm nach Waltdorf men ließe. 'Nein! erwiederte ich, ich will keinen ſolchen ritt thun, und wenn ich noch berechtigter dazu wäre — ich e ſchweigen. Ich bin der Familie dieſe Rückſicht ſchuldig. ju etwas thun was meinen Feinden nur willkommen wäre? wird ſich Alles ſchon entwickeln.'

Merkwürdig, mit Milde's Brief empfing ich zugleich einen f von Rudolf Müller, der mich abermals dringend zu ſich Holdorf einlud.

Den 15. Jan. Abends traf ich wieder in Breslau ein. den gegenüber that ich als ob ich gar keinen Brief von ihm lten hätte. Wer ſolche Vorwürfe, wie er mir machte, m Freunde machen kann, hat längſt aufgehört ein Freund ſein und verdient nicht, daß man ſich gegen ihn zu recht- gen ſucht. Ein Brief hatte uns geſchieden und kein Ge- ch und nichts konnte uns wieder vereinen.

Ich blieb wieder einige Tage in Breslau und war mit Vorbereitungen zu meiner Abreiſe beſchäftigt.

Den 20. Januar beſuchte ich Dr. Wuttke in Brieg und weilte einige Tage in ſeiner Familie. Für meine Geſell- ftslieder erhielt ich einige Ausbeute. Durch die Güte des of. Matthiſſon konnte ich die Gymnaſialbibliothek benutzen, fand für meinen Zweck 67 alte Liederbücher. Den letzten

Tag besuchten wir das Zuchthaus. Der Inspector führte uns in die verschiedenen Arbeitszimmer, und erzählte uns die Lebensgeschichte der Hauptverbrecher. Drei Stunden dauerte der Spaziergang und der Eindruck war ein so trauriger, daß ich ihn lange nachher nicht verwinden konnte und nie wieder ähnliche Anstalten besucht habe.

Abends trafen wir mit dem Oberbergrath Reil zusammen. Er war Adjutant bei Lützow gewesen, er gab uns manchen Aufschluß über das Lützow'sche Corps. Wuttke zeichnete sich nachher Manches auf.

Den 27. Ball der Lätitia im Wintergarten. Um 9 Uhr erscheine auch ich und werde von allen Seiten freundlichst begrüßt. Nach Beendigung des Cotillons um ½2 Uhr beginnt das Abendessen. Es werden verschiedene Gesundheiten ausgebracht und drei Lieder gesungen. Erle der Vorsteher bewillkommnet mich in einer langen Rede. Ich singe als Dank das Lied vom Deutschen Philister. Allgemeiner Jubel. — Um 5 fahre ich nach Haus.

Am 28. Jan. frühmorgens auf der Eisenbahn bis Brieg, dann mit der Post weiter, Mittags in Neiße. Abends mit Dr. Paur, Krönig und Reichenbach bei Burckhardt. — Den 29. Jan. mit den drei letzten im Schlitten nach Schönwalde.

Wir übernachten auf der Besitzung von Burckhardt's Schwiegervater, hart an der österreichischen Gränze. — Den andern Tag nach Freiwalde und von dort zu Fuß über den Berg nach Gräfenberg. Ein mühsamer Weg, wir waten oft im Schnee bis an die Hüften. Erst um 1 Uhr in der Wasserheilanstalt. Wir besuchen einen Badegast. Er führt uns in

Speisesaal, der sich durch Einfachheit und Kälte auszeichnet. der beschwerlichen Wanderung sind wir in Schweiß ge- , es ist uns sehr unbehaglich, denn im Saale sind höch- 8° Wärme, über 10° darf es nie sein. Das Essen sonderlich. Auf dem Tische ein Wachstuch, worauf durch Striche angedeutet ist, wie weit das Gebiet jeder kleinen llschaft geht. Das Wasser das Beste. Da weiter kein ink gereicht wird, so müssen wir uns dazu bequemen, doch ich gestehen, daß mir nie im Leben ein Trunk Wasser besser eckt hat. Unser Landsmann führt uns noch in sein Zim- worin er mit sieben zusammen wohnt. Es riecht überall ch Schweiß, daß ich froh bin, als wir unsern Rückweg en. Wir sprechen viel über Prießnitz, den wir auch sahen, lauben, daß der Mann es verstanden hat, besser noch für ls für die leidende Menschheit zu sorgen. In Freiwalde n wir bei dem Conditor Kaffee und fahren dann nach walde. Gleich nach unserer Ankunft untersuchen wir den und finden Stoff genug, um uns eine Bowle zu n. Gemüthlich plaudern wir dann bis in die Nacht hinein.

Nur auf wenige Tage kehrte ich nach Breslau zurück und am 6. Febr. ab. Ich war dann in Eichberg am Bober duard Kießling bis zum 20. Febr.

Ich fuhr auf der Eisenbahn bis Freiburg und dann mit Postschlitten über den Schmiedeberger Berg. Herrliche rlandschaft, Bäume und Sträuche dick bereift, so daß man ll menschliche und Thiergestalten zu sehen glaubt, eine er- ße Unterhaltung. In Schmiedeberg wartete schon Eduard em Schlitten auf mich, wir fuhren bald ab, die Bahn chön und zeitig erreichten wir Eichberg.

Ich verlebte ſtille frohe Tage. Der Verkehr mit Eduard und Albert Kießling war ein ſehr angenehmer und belebender. Albert hatte die juriſtiſche Laufbahn aufgegeben und lebte ſeiner Kränklichkeit wegen hier auf dem Lande bei ſeinem Bruder. Er war ein denkender Kopf und hatte viel gelernt. Ich ſuchte ihn zu ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit zu ermuntern, und bemerkte auch zu meiner Freude, daß er Neigung zeigte, ſeine Gedanken, Meinungen und Anſichten über die mancherlei Zeitfragen aufzuzeichnen und von Zeit zu Zeit zu veröffentlichen. Ich glaubte, daß das für ihn gar keine anſtrengende Beſchäftigung ſein könnte, da er ja oft Stunden lang, ſelbſt wenn wir ſchon im Bette lagen, ſich mit mir unterhielt.

Während ich ihn zu etwas Zeitgemäßem ermunterte, dachte ich an etwas Ähnliches, an ein 'Freiheitsbüchlein', worin die freiſinnigen Ausſprüche deutſcher Schriftſteller zuſammengeſtellt werden ſollten.

Von hier aus ſchrieb ich eines Tages an Reſch. Ich war ſehr wehmüthig geſtimmt, es war mir, als ob ich nach den letzten traurigen Begegniſſen in Breslau wol ſchwerlich wieder dorthin kommen, alſo weder ihn noch die treu gebliebenen Freunde wiederſehen würde.

Eichberg am Bober 19. Febr. 44.

Lieber Reſch!

Wohnung, Eſſen und Trinken iſt viel, ſehr viel, ja für die meiſten Menſchen Alles, aber für mich nur ſehr wenig. Der Freund hat etwas Edleres, Beſſeres dem Freunde zu geben, ſeine Liebe. Alle Gaben der Welt können dieſe nicht erſetzen. Nur über den Mangel dieſer Liebe kann ich klagen, aber ich ſollte es eigentlich nicht, denn ich wußte, daß ein Verhältniß, das meiner Seits über zwanzig Jahre lang die innigſte Theilnahme und Anhänglichkeit bewahrte und bewies, anderer Seits längſt zu einer

ı Ruine geworden, dran nichts Lebendiges als das Immer-
der Erinnerung. Ja, ich wußte es, ich hätte den erſten
bungen meines Herzens folgen und ganz für mich leben
. Ich that es nicht und habe nun reichlich dafür gebüßt.
s nicht bejammernswerth, daß mich der bloße Gedanke:
t mehr in Breslau zu ſein', tröſten und erquicken konnte!
s nicht ſchrecklich, daß ich heute vor Freude aufjauchzen
wenn ich ausrufe: 'ich bin nicht mehr in Breslau!' Jean
hat von dem Immergrün unſerer Gefühle geſchrieben; ich
vom Verſchießen menſchlicher Gefühle zu ſchreiben. Was
für mich grünte, iſt jetzt verſchoſſen, bleich und aſchgrau
den. Es iſt als ob ich Alles, was ein Menſchenleben
s und Bitteres, Böſes und Gutes hat, ſelbſt durchleben ſoll.
ich werde es, und es wird mir auch hinfort der Muth
fehlen, den Kampf mit dem Widerwärtigen ſiegreich durch-
ıpfen. Und gehen die Freunde meiner Jugend mir alle
en, der Freunde des Vaterlandes und der Freiheit werden
ı mehr, und ſie ſind meine Freunde. Sie werden mich ver-
gen und ſchützen, wenn es etwas der Art bedarf, und mit
achen über den kläglichen Vorwurf, daß ich nur aus Eitel-
ınd um der Genußſucht willen mein Amt aufs Spiel ſetzte.
Leb wohl!

Den 21. Febr. nahm ich Abſchied. Albert begleitete mich
Hirſchberg, dann fuhr ich im Poſtſchlitten bis Liegnitz, blieb
die Nacht und reiſte dann weiter mit der Schnellpoſt nach
kfurt und mit dem letzten Zuge nach Berlin. Spät
ds 23. Februar traf ich im Rheiniſchen Hof ein.

Was ich nun über meinen Aufenthalt in Berlin erzähle,
)et ſich auf mein Tagebuch, meine Erinnerung und die
lichen Mittheilungen Anderer.

24. Febr. Den ganzen Morgen Schneegestöber. Ich gehe erst um 12 Uhr aus. Zunächst besuche ich Wilhelm Besser. Ich höre, daß heute Wilhelm Grimm's Geburtstag ist, und die Studenten ihm und seinem Bruder einen Fackelzug bringen wollen. Ich entschließe mich daher, nicht jetzt zu ihnen hinauszugehen, sondern erst den Abend. Um 2 bei Bote und Bock. Ich überreiche ihnen einige Richter'sche Compositionen, sie sind bereit den Verlag zu übernehmen. Dann zu Mittag gespeist im Rheinischen Hof. Um 8 hinaus in den Thiergarten zu den Grimm's. Ich werde sehr herzlich von der Familie empfangen. Bald kommt der Fackelzug. Gendarmen und Polizisten voran. Die Studenten stellen sich im Halbkreise auf. Nach einer kurzen Anrede folgt ein Lebehoch den Brüdern Grimm. Wilhelm steht mit seiner Gesellschaft auf dem Balcon und hält eine Dankrede. Nebenan in Jacob's Zimmer, das nicht erleuchtet ist, stehe ich mit Besser am offenen Fenster. Um die Rede zu hören, neige ich mich etwas zum Fenster hinaus. Da nun mein Gesicht vom Fackelschein beleuchtet ist, mag man mich erkannt haben. So wie die Rede zu Ende ist, ruft eine Stimme: 'Hoffmann von Fallersleben hoch!' und die ganze Menge stimmt laut jubelnd ein. Ich bin ganz bestürzt und noch mehr sind es die anwesenden Gelehrten. Niemand spricht ein Wort, nur Jacob sagt: 'Es ist hübsch, daß man auch Sie noch hat leben lassen.' Ich weiß nicht, was ich machen soll, und möchte doch auch nicht unartig erscheinen. Wilhelm Grimm ist hinunter gegangen; als er wieder herauf kommt, gehe ich in den Haufen der Studenten, reiche einigen die Hand und danke ihnen. Ihrer zwanzig kommen dann zu uns, trinken ein Glas Punsch und singen mehrere meiner Lieder. Nachdem ich mich zu morgen Mittag bei Frau Grimm zu Tische eingeladen habe, nehme ich Abschied

gehe mit den Studenten heim. Haſſenpflug macht einen
n Diener.

25. Febr. Um Mittag zu den Grimm's. Als wir eben
den Verkauf meiner Bibliothek ſprechen, tritt Lachmann
- damals Rector magnificus. Er iſt überraſcht mich dort
finden und geht erſt mit Wilhelm, dann mit Jacob ins
enzimmer. Ich ahnde nicht, daß es den geſtrigen Abend
ſſt. Wir ſetzen uns zu Tiſche; Bettina, die etwas ſpäter
mt, nimmt ebenfalls Platz. Obſchon ſie und ich allerlei
erze zum Beſten geben, ſo entwickelt ſich doch keine rechte
erkeit, man ſcheint verſtimmt zu ſein. Bald nach Tiſche
hen wir auf. Ich begleite Frau Bettina bis an ihre Woh-
g unter den Linden. Wir ſprechen unterwegs noch viel über
geſtrigen Abend. 'Ja, ſagt ſie, das Hoch, das Ihnen
acht wurde, kam den Leuten ſo recht von Herzen.'

Gegen Abend mit Dr. Rutenberg zum Kroll'ſchen Winter-
ten. Es iſt Sonntag und viel Publicum dort. Während
umhergehen, bemerke ich, daß wir von allen Seiten betrach-
werden. 'Komm, ſage ich, laß uns fortgehen! Es iſt mir
unheimlich: wir werden beobachtet.' Wir gehen, doch um
etwas mit einander zu plaudern, beſuchen wir ein Weiß-
haus. Kaum haben wir uns niedergelaſſen, ſo bemerken
, daß ſich an einem entfernten Tiſche zwei Leute mit uns
beſchäftigen ſcheinen. 'Das iſt aber doch zu arg!' ſage ich
Rutenberg, und in demſelben Augenblicke kommt auch ſchon
r jener Herren zu uns: 'Verzeihen Sie — wir haben eine
tte gemacht: nicht wahr, (ſich an mich wendend) Sie ſind
Herr Hoffmann von Fallersleben?' — Wir laden unſere
nehmenden Beobachter ein, bei uns Platz zu nehmen, und
dann noch ein Stündchen beiſammen.

26. Febr. Frühmorgens meldet mir der Kellner, es ſei ein Herr da, der mich durchaus ſprechen müſſe. Ich will ihn erſt nicht annehmen, aber der Kellner wird abermals zu mir hineingeſchickt. 'Nun, ſage ich ärgerlich, er mag kommen!' Er tritt ein: 'Herr Profeſſor, ich bin der Polizeirath Hofrichter, ich muß mich eines unangenehmen Auftrages entledigen: ich muß Ihnen anzeigen, daß Sie auf Befehl der Polizei noch heute Berlin zu verlaſſen haben.' — Ich lade ihn ein, ſich zu mir ans Bette zu ſetzen. Ich bitte ihn, mir die Gründe zu ſagen. Er meint, es bedürfe deſſen weiter nicht, er habe mir nur den Befehl mitzutheilen. Wir unterhalten uns ganz traulich und ich erfahre denn ſo die Gründe. Das Lebehoch von Seiten der Studenten und mein ihnen dafür ausgeſprochener Dank haben dieſe Maßregel veranlaßt. 'Wir wiſſen, bemerkt er, daß die Studenten Ihnen eine beſondere Ehre zu erweiſen beabſichtigen, und darum muß dem vorgebeugt werden, man will ſo etwas nicht ꝛc.' — Ich frage nun, ob es

Ich besuche W. Besser, erzähle ihm was mir seit diesem Morgen begegnet ist, und bitte ihn, meine Handschriften von Leipzig in Empfang zu nehmen und dann der kön. Bibliothek mitzutheilen.

Dann eile ich zu Hofrichter. Der Mann ist ganz freundlich und theilt mir mit was der Herr Präsident gesagt hat.

Ich fahre sofort zum Hrn. v. Puttkammer. Ich erzähle ihm ganz einfach meinen Antheil an dem Grimm'schen Ständchen. Er bittet mich, ihm diese Erzählung von Oranienburg aus schriftlich mitzutheilen, es sei das sehr gut für meine Zukunft im preußischen Staate. Er erlaubt mir, bis morgen Abend 6 Uhr hier zu bleiben und bittet mich, meine Rückreise nicht über Berlin nehmen zu wollen. 'Die Studenten sind zu aufgeregt. Es ist nothwendig, daß der Zündstoff fern gehalten wird, man muß das Feuer dämpfen und nicht aufschüren.' Schließlich erinnert er sich meines Bruders, er habe unter ihm im Finanzministerium gearbeitet und viel von ihm gelernt.

Den Abend wollte ich mit einigen Freunden und Bekannten in einer Weinstube auf der Poststraße zubringen. Als wir eintreten, finden wir die beiden Bauer, Bruno und Edgar, in einem unzurechnungsfähigen Zustande. Bei ihren rohen, gemeinen Äußerungen wird uns so unbehaglich, daß wir bald auswandern. Wir gehen in eine Weinstube unter den Linden, und sind mehrere Stunden fröhlich beisammen.

27. Febr. Bei Dr. Nauwerk sehr ergötzliches Mittagsessen vier Gemaßregelter: Dr. Lorentzen kommt eben aus einem stundenlangen Verhör, Dr. Rutenberg muß um 4 auf die Polizei, Dr. Nauwerk zum Decan und ich zur Post.

Um 6 Uhr verlasse ich Berlin. Herr Hofrichter sagt mir noch, als ich eben in den Wagen einsteige, ein herzliches Lebewohl.

---

27. Febr. bis 10. März in Oranienburg.

Runge war sehr erfreut, und bot Alles auf, mir meinen fast unfreiwilligen Aufenthalt angenehm zu machen. Wir waren täglich in Gesellschaft mit seinen Freunden und Freundinnen: Bürgermeister Hempel, Techow, Karl Pilarik, v. Schlicht, Dr. Rücker, Prediger Cochius. Runge spielte immer den Liebenswürdigen, war stets wohl und munter und von unverwüstlichem Humor. In einer Gesellschaft, worin auch der Bürgermeister zugegen, brachte er folgenden Trinkspruch aus:

Etwas muß der Mensch doch lieben
Hier in dieser Welt voll Pein;
Kann er keine Mädchen lieben,
Ei, dann liebt er kühlen Wein,
Und dann liebt er noch dabei
Eine wohllöbliche Polizei.

Als wir wieder einmal auf Breslau zu sprechen kamen, bemerkte er: 'In Breslau sind in diesem Jahrhunderte nur drei Dinge von Bedeutung vorgekommen: Chladni ist dort gestorben, Runge abgereist, Hoffmann abgesetzt.'

Wie durch seine Scherze und Witze suchte er auch durch seine Gerichte zu ergötzen. Bei einem Mittagsessen am 7. März mußte eben zum Vorschein kommen was eben die Jahreszeit nicht mit sich brachte: grüne Erbsen, Spargel, Krammetsvögel und Krebse.

Dr. Rutenberg besuchte uns auf einige Tage und wußte noch allerlei Neuigkeiten zu erzählen. Die Polizei wäre noch eifrig bemüht, die Anstifter des Hochs auf mich zu ermitteln;

h spräche man davon, daß man entdeckt habe, ich wäre schon mlich seit 8 Tagen in Berlin gewesen um eine Störung des imm'schen Festes einzuleiten, und dergleichen Abgeschmackten mehr.

Es war gut, daß ich schon in den ersten Tagen meinen ief an den Polizei-Präsidenten v. Puttkammer schrieb. Er tet:

Ew. Hochwohlgeboren

le ich mich veranlaßt, eine Mittheilung über die Ereignisse n 24. Febr., insoweit sie mich betreffen, einzusenden, mit der tte, selbige den hohen Behörden zur Berücksichtigung vorlegen wollen.

Seit dem Jahre 1818 bin ich mit den Brüdern Grimm rch gemeinsame Studien und vaterländischen Sinn verbunden. h hege für diese Männer die innigste Liebe und Verehrung und be diese Gesinnung immerfort für sie bewahrt und an den Tag egt. Es gehörte für mich zu den genußreichsten Abschnitten iner Reisen, wenn ich mit ihnen verkehren konnte. Ich habe in Cassel und Göttingen, dann wieder in Cassel und endlich vorigen Frühjahre in Berlin besucht. Auch diesmal freute ich h sehr darauf, sie wieder einmal zu sehen und zu sprechen.

Am Freitagabend (23. Febr.) ganz spät kam ich in Berlin Den Samstag war starkes Schneegestöber. Ich machte mich r dennoch auf den Weg. Ich besuchte zuerst den Buchhändler Besser: 'Wann sind Sie gekommen?' — 'Gestern Abend z spät.' — 'Waren Sie schon bei den Grimm's?' — 'Nein. werde jetzt zu ihnen gehen.' — 'Das trifft sich ja hübsch: lhelms Geburtstag ist heute und die Studenten bringen bei der legenheit beiden einen Fackelzug.' — 'Nun, da will ich lieber h diesen Abend hingehen.'

Um 8 Uhr Abends trat ich in die Wohnung der Brüder imm und wurde von allen wie sonst auf das Herzlichste em-

pfangen. Es waren allerlei Leute zugegen, die ich zum Theil schon von früher kannte: Hassenpflug, Homeyer, Huber, Pertz, v. Richthofen, Trendelenburg, nebst vielen Frauen (Bettina) und Kindern.

Bald kam der Fackelzug. Die ganze Gesellschaft trat hinaus auf den Balcon. Ich blieb in dem unerleuchteten Seitenzimmer rechts, um mir von dort aus Alles mit anzusehen und anzuhören. Nachdem ein Lied gesungen und den Brüdern Grimm ein Hoch ausgebracht war, nachdem W. Grimm für sich und seinen Bruder gedankt hatte, ertönte plötzlich der Ruf: Hoffmann von Fallersleben hoch! Ich war betroffen und trat vom Fenster zurück, die ganze Gesellschaft war verlegen, ja zum Theil bestürzt. So sehr mich eine Ehrenbezeigung in Verbindung mit den Brüdern Grimm sonst erfreut hätte, so mußte sie mir jetzt bedenklich erscheinen, bedenklich in Berlin, von wo aus ich abgesetzt war und wohin, nicht weil, sondern nachdem sie abgesetzt waren, die Grimm berufen wurden. Trotzdem hielt ich es für unhöflich, gar nichts auf das mir ausgebrachte Hoch zu erwidern. Als Wilhelm von unten zurückkehrte, ging auch ich hinunter, trat in die Mitte der Studenten und sagte zu ihnen folgende Worte:

'Meine Herren, ich danke Ihnen herzlich, daß Sie an einem Tage, an welchem Sie meinen Freunden, den Brüdern Grimm, solche Ehre erwiesen, auch meiner gedenken.'

Ich blieb nachher so lange in der Familie Grimm, bis sich die Gesellschaft trennte. Ich ging dann geraden Weges und allein in den Rheinischen Hof.

Dies ist die getreue Darstellung eines Ereignisses, das zu einer polizeilichen Maßregel Veranlassung gab, die mich meinen Freunden und litterarischen Geschäften plötzlich aus Berlin entriß.

Oranienburg, 29. Febr. 1844.

Die Erklärung der Brüder Grimm erfolgte den 6. März in der Allg. preußischen Zeitung. Sie lautet:

'Die auswärtigen Blätter überbieten sich in falschen Nachrichten über den letzten Fackelzug. Sie mögen in ihren Widersprüchen untergehen, nur die baare Unwahrheit muß widerlegt werden und kann vor hundert und hundert Zeugen nicht bestehen, daß Dr. Hoffmann von Fallersleben in den Kreis der Studirenden von Wilhelm Grimm sei hinabgeleitet worden. Erst als dieser seine Rede vollendet hatte, nur von einem Deputirten begleitet, hinuntergegangen und wiedergekehrt, der Gesang aber geschlossen war, erscholl plötzlich und außerhalb des Zuges aus einzelnen Stimmen das alle Anwesende überraschende Lebehoch für Hoffmann. Kein Mensch hat diesen ein Wort reden hören. Er war, ohne daß wir irgend von seiner Ankunft wußten, in die Gesellschaft getreten; es schien in keiner andern Absicht, als um zu dem ihm bekannten Geburtstag Glück zu wünschen. Unsere Sache ist es nicht, ihn zu meiden, weil er von Anderen gemieden wird. Wir kennen ihn seit 1818 persönlich: das sind lange Jahre her, in welchen er uns willfährig litterarische Dienste leistete und sich immer theilnehmend gegen uns bewies. Sein unverdrossener Fleiß hat dem Betrieb der altdeutschen Litteratur manche Frucht getragen und wesentlichen Vorschub gethan. Das Schicksal, von dem er betroffen worden ist, thut uns leid: diese Empfindung verbindet uns aber nicht, seine Meinungen und Handlungen zu vertreten oder gut zu heißen. Daß er uns diesmal ein ungelegener Gast kam und alle Freude störte, wird er selbst fühlen. Albern aber muß es erscheinen, wenn man jetzt, auf solchen Anlaß hin, in öffentlichen Blättern uns gleichsam unsere politische Gesinnung abfordert, die wir zur rechten Zeit nicht verholen, sondern bewährt haben. Nichts hassen wir bitterer, als sie jeden Augenblick, ohne Noth, zur Schau zu tragen und frevelhaft preiszugeben. Schon längst haben wir sehnlich gewünscht,

daß man uns nicht immer in ungemeſſenen Ausdrücken, die nicht uns, nur unſern Feinden lieb ſind, hervorziehe. In dem Qualm des Parteiweſens, von welcher Seite er aufſteigt, können wir nicht athmen. Wollen wir in Ruhe und Frieden arbeiten, ſo werden wir doch Niemand unbefugt an uns rütteln laſſen. Daß eine harmloſe, von reiner Geſinnung der Studirenden ausgegangene Ehrenbezeugung muthwillig ſo verdorben wird, iſt nicht blos von uns, ſondern von Allen, denen die Fortdauer deutſcher Univerſitäten am Herzen liegt, lebhaft zu beklagen.

Jacob Grimm. Wilhelm Grimm.'

Ich war ſehr überraſcht und ſchmerzlich berührt, daß mir ſo etwas widerfahren konnte von zwei Männern, die ich ſo ſehr liebte und verehrte, wie ich es bei allen Gelegenheiten mündlich und ſchriftlich gegen ſie und Andere kund gethan hatte. Eben deshalb nahm ich mir vor, nichts in dieſer Angelegenheit gegen ſie zu veröffentlichen, ſondern mich nur gegen meine Freunde und Bekannten auf die einfache mündliche Erzählung alles deſſen zu beſchränken, wodurch dieſe traurige Erklärung hervorgerufen

oblag. Die Liebloſigkeit aber gegen einen Mann, welcher ihnen perſönlich gar nichts zu Leide gethan, ſo wie das Pochen auf die eigene politiſche Geſinnung, der hochfahrende Ton und die Andeutung, als ob Hoffmann ſich eingedrängt, um ein Lebehoch zu erhaſchen, können unmöglich Anklang finden. Der Eindruck, den dieſes, wenn auch offene und hinterhaltsloſe, dabei aber ſehr überflüſſige Verfahren der Profeſſoren Grimm in Deutſchland machen wird, dürfte wohl kein günſtiger ſein. Uebrigens wird der Fackelzug für gewiſſe Theilnehmer noch Folgen haben. —

Berlin, 9. März. (Köln. Zeit.) Die Erklärung der Gebrüder Grimm gegen ihren ehemaligen Schüler und Freund iſt taktlos und unedel vorgekommen. In dieſer Weiſe ſich ausſprechen, mag allerdings ſchlimmer erſcheinen, als eine gänzliche Verwerfung, denn ſelbſt das Lob, welches Hrn. Hoffmann in wiſſenſchaftlicher Beziehung ertheilt wird, erhält eine ganz beſondere Färbung durch die Art, wie es einem bereitwilligen Diener der gelehrten Herren ertheilt wird. An dieſer Erklärung iſt aber Alles bemerkenswerth, ſelbſt der ſchlechte und geſchraubte Styl; hoch anzuerkennen iſt es jedoch, daß ſo vielbeſprochene Leute wie Grimm alle die vielen falſchen Gerüchte ernſtlich zerſtören, welche über ihre Denkungsweiſe und Meinungen ſich lange genug verbreitet hatten. So würdige Gelehrte wollen nichts als die ungeſtörte Ruhe zu ihren Forſchungen; die Unruhe der Partei muß ihnen widerſtreben, und nichts kann falſcher ſein, als die Vorausſetzung, daß ein gerügter einzelner Act ihres Lebens ſie fortgeſetzt zum Bekenntniß einer politiſchen Richtung verurtheile. Ein einziger Irrthum iſt in jener Erklärung, der nämlich, daß einige Stimmen außerhalb des Kreiſes das Lebehoch für den unwillkommenen Eindringling ausgebracht hätten. Dieſem muß leider widerſprochen werden, denn es ſtimmten in der That alle Anweſenden ein, doch gewiß nur, weil ſie eben nicht meinten, etwas Strafbares zu begehen!

Vom Niederrhein, 12. März. (Köln. Zeit.) Die unglückliche Erklärung der Gebrüder Grimm findet auch bei uns einstimmigen, und leider müssen wir hinzufügen, vollkommen gerechten Tadel. Die ganze Anschauung und Auffassungsweise, aus welcher sie hervorgegangen, ist eine so wenig zu billigende, daß uns die sehr milde Annahme, sie sei das Product einer Taktlosigkeit, wie man sie bei unseren Stubengelehrten häufig findet, unhaltbar erscheint. Man sieht es dem Actenstücke an, wie daran herumgebrechselt wurde, ehe es fertig war. Und wäre es wirklich nur aus Taktlosigkeit und Uebereilung hervorgegangen, so würde es doch schon von allem Möglichen, nur nicht von Edelmuth, und nicht von jener Rücksicht zeugen, die man einem Freunde, einem Studiengenossen, einem Manne endlich schuldig ist, dem man doch einiger Maßen zum Dank verpflichtet ist, den ein großer Theil der Nation lieb und werth hält, dem aber die höheren Kreise in Berlin nicht gewogen sind, der obendrein schon ein Ausgewiesener war. Die Brüder Grimm sollten am besten wissen, wie wohl es thut, wenn man in Leiden standhafte Freunde findet, und wie nichts mehr schmerzt, als in trüben Tagen von jenen verlassen zu werden, von welchen man sich ganz anderer Dinge versah. Sie werden auch auf die öffentliche Meinung Gewicht zu legen haben, an die sie früher selbst sich gewandt. Die Tage, in denen „Ruhe“ die größte Bürgerpflicht war, sind für Männer, die irgendwie an die Oeffentlichkeit heraustraten, ein- für allemal vorüber; die Nation hält ihre Blicke auf sie gerichtet, und wenn es heute Einer macht, wie im Alterthum Pyrrho von Elis, der seinen Lehrer Anaxarchus im Graben liegen sah, ihm aber die Hand nicht reichte, um demselben herauszuhelfen, so darf er auf alles Andere eher rechnen, als auf günstiges Urtheil oder Beifall. Die Grimm sind einmal, ob mit oder ohne ihr Zuthun, mag dahin gestellt bleiben und ist auch vollkommen gleichgültig, öffentliche Charaktere geworden, und sie

am allerwenigsten sich zu beklagen, daß man sie bei jeder
heit in den Qualm der Parteien hineinziehe. Sie haben
eilnahme und Ovationen verschiedener Art gefallen lassen,
mals mit nichten darüber geklagt, daß man sie in ihrer
" störe. Warum jetzt auf einmal? Sie mußten doch
daß „Ruhestörung" nicht in der Absicht des Hrn. Hoff-
gelegen hatte. Er war gekommen, alte Freunde an einem
n Tage zu überraschen, und zwar in seiner schlichten, ein-
Weise. Ein von ihm nicht hervorgerufener Zwischenfall
e Brüder Grimm in Verlegenheit und Herrn Hoffmann
Zweifel auch. War es der richtige Weg, diese Störung
müthsruhe durch die leidige Erklärung beseitigen zu wol-
Wir wiederholen es, diese pyrrhonische Ruhebeflissenheit paßt
n unsere Zeit. Wer sie sich bewahren will, muß nicht in
Stadt mit 300,000 Menschen, sondern von allem Geschäft
m der Oeffentlichkeit entfernt auf dem Lande in völliger
iedenheit leben. Die halcyonischen Tage von ehemals sind
r, besonders in Berlin, wo Alles im Streiten und in
en begriffen ist, in die jeder vorragende Kopf, und zwar
echt, hineingezogen wird. Die neuere Zeit ist einmal zu-
ch, und die Liebhaberei an Ruhe, welche die Gebrüder
n überkommen hat, und die ihnen das höchste Gut zu sein
, wird daran nichts ändern. Wir erkennen mit Dank die
Verdienste an, welche Jacob Grimm sich um die deutsche
e und Wissenschaft erworben hat, und bewundern seine
ure Gelehrsamkeit. Wir hätten aber gewünscht, daß diese
nicht die Gefühle der Freundschaft oder nur der ganz ge-
chen Schicklichkeit in den Hintergrund gedrängt hätte, und
gepaart gewesen wäre mit billiger Rücksichtsnahme auf einen
n, dessen Verdienste um die deutsche Litteratur jene, auf
Wilhelm Grimm Anspruch hat, denn doch um ein sehr
endes überragen. Die Deutung, als hätten die Herren

Grimm mit ihrer Erklärung gegen einen mißliebigen Mann, der ihnen an einem Abend einmal eine Freude verdarb, servile Zwecke verfolgt, weisen wir übrigens entschieden zurück. Aber schlimm genug, daß man solche Aeußerungen überhaupt hören muß. Und die so sehr ersehnte „Ruhe" möchte nun wohl auch noch lange auf sich warten lassen, ganz davon zu geschweigen, daß es den Herren Grimm nicht gleichgültig sein kann, sich einen Schritt erlaubt zu haben, dem so leicht Niemand Beifall giebt.

** **Vom Niederrhein**, 14. März. (Köln. Zeit.) Der Eindruck, den die merkwürdige Erklärung der Gebrüder Grimm in der gebildeten Welt gemacht, hat in allen Blättern Urtheile hervorgerufen, welche als betrübende und zugleich erfreuliche Urkunden der Zeit da stehen. Betrübend nennen wir diese Beleuchtungen, weil ihre Lichter einen dicken, schwarzen Schlagschatten an zwei Persönlichkeiten herausstellen, auf welche die echte Wissenschaft und die gesinnungsvolle Vaterlandsliebe stolz war; betrübend, weil es schmerzt, an öffentlichen Charakteren, deren wir so wenige haben, einen Rost zu gewahren, der das Eisen ihrer Gesinnungs- und Thatkraft bereits so weit angefressen zu haben scheint, daß sie ohne Noth den Genossen gleicher Studien, den Genossen gleichen Schicksals, den Freund zu verläugnen eilen, sobald ein Hauch von seiner Ungnade über den blühenden Saum ihres wohlgesicherten Besitzthumes streift und dessen Ertrag gefährden könnte. Erfreulich aber sind jene Beleuchtungen, weil sie die Einstimmigkeit der deutschen Presse in der Kritik einer Handlungsweise darthun, welche so wenig zu dem Bilde paßt, das seit 1838 das Volk in seinem Tempel tüchtiger, in Wissen und Wollen entschiedener Männer von den beiden Brüdern aufgestellt hatte: erfreulich, weil sie die Urtheilsreife des unbestechlichen Geschwornengerichtes der öffentlichen Meinung bestätigen. — Die Erklärung dreht sich um das, was sie eigentlich will, um die Verläugnung Hoffmann's

in einem geschraubten und vornehmen Tone, den man von J. Grimm am wenigsten erwartet hätte. Wie konnte sein gerader deutscher Sinn sich zu der Wendung hergeben: „es schien, als sei H. in keiner andern Absicht in die Gesellschaft getreten“ (damit ja Niemand den Herren eine Einladung zutraue!) „als um zum Geburtstage Glück zu wünschen!“ Fühlte denn Grimm nicht das Gehässige, das Verdächtigende dieser wälschen Phrase? sah er nicht den verdeckten Polizeistempel, den dieses „es schien“ an der Stirn trägt? Oder sollte etwa das Lob, welches in der Weise, wie es wohl F. A. Wolf seinen Mitarbeitern zu spenden pflegte, der wissenschaftlichen Thätigkeit Hoffmann's in dem Sinne des Xenienverses:

„Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun“,

gezollt wird, sollte das den Freund über die liebloseste der Erklärungen trösten: „er sei ein unwillkommener Gast“, — eine Erklärung, welche, unter vier Augen schon hart genug, alles Maß der Sitte überschreitet, alle Heiligkeit der Gastfreundschaft brandmarkt, wann sie einem Verbannten als öffentlicher Steckbrief nachgeschleudert wird?

„Gib dem Herrn eine Hand, er ist ein Flüchtling —

sagte eine Großmutter zu ihrem Enkel, als ich am 16. Dec. 1837 die Gränze überschritten hatte“ — —. Wer war dieser Flüchtling? wer schrieb unmittelbar nach der That jene Worte nieder, die uns allen damals wie glühende Thränen auf's Herz fielen? — Es war Jacob Grimm, derselbe Mann, der zwei Zeilen weiter (in der Schrift über seine Entlassung) wehmüthig klagt! „Und wo ward ich so genannt? In meinem Geburtslande, das an dem Abende desselben Tages ungern mich wieder aufnahm, meine Gefährten sogar von sich stieß.“ Wie? und er hatte 1844 keine Hand für den Entlassenen? er nahm den „immer theilnehmenden“ Freund ungern wieder auf? er duckte sich zu denen, die, wie er selbst im J. 1838 Seite 1 jener

Schrift ſagt, „ihre Theilnahme mit ſcheuer Beklommenheit an den Tag legen“, oder „wie die Krähen angeflogen kommen, dem, den ſie für todt halten, die Augen auszuhacken“? (S. 2.) Sollen wir jetzt ihn auch zu den Männern zählen, „deren die Welt voll iſt, die das Rechte denken und lehren, ſobald ſie aber handeln ſollen, von Zweifel und Kleinmuth angefochten werden und zurückweichen“? (S. 2) oder gar zu denen, „welche, ſonſt vorlaut und ſtolz genug, vor aller Gewalt verſtummen und jede Ungnade als das unerträglichſte Unglück betrachten, auf Koſten ihrer ſelbſteigenen Denkungsart zur Nachgiebigkeit bereit ſind und ſchnell erfinderiſch Scheingründe für ihre Abtrünnigkeit nicht bloß hervorſuchen, ſondern ſie auch anders Geſinnten auf alle Weiſe anempfehlen“? (S. 25) oder zu denen, welche (S. 26) in einer aus Boethius' „De Consolatione“ citirten Stelle als ſolche geſchildert werden, die, obgleich trefflich, doch aus Charakterſchwäche, wenn ihnen etwas Unbehagliches begegnet, vielleicht die reine Geſinnung (innocentiam) zu bewähren aufhören, wenn ſie bei dieſer ihre äußere — ruhige — Lage nicht ſchützen können? — Müſſen

sie würden aufhören, ihren Zweck so, wie bisher, zu erfüllen. Der offene, unverdorbene Sinn der Jugend fordert, daß auch die Lehrenden, bei aller Gelegenheit, jede Frage über wichtige Lebens- und Staatsverhältnisse auf ihren reinsten und sittlichsten Gehalt zurückführen und mit redlicher Wahrheit beantworten. Da gilt kein Heucheln — da kann auch nicht hinter dem Berge gehalten werden mit freier, nur durch die innere Ueberzeugung gefesselter Lehre über das Wesen, die Bedingungen und die Folgen einer beglückenden Regierung. Lehrer des öffentlichen Rechts und der Politik sind kraft ihres Amtes angewiesen, die Grundsätze des öffentlichen Lebens aus dem lautersten Quell ihrer Einsichten und Forschungen zu schöpfen; Lehrer der Geschichte können keinen Augenblick verschweigen, welchen Einfluß Verfassung und Regierung auf das Wohl oder Wehe der Völker übten; Lehrer der Philologie stoßen allerwärts auf ergreifende Stellen der Classiker über die Regierungen des Alterthums, oder sie haben den lebendigen Einfluß freier oder gestörter Volksentwickelung auf den Gang der Poesie und sogar den innersten Haushalt der Sprachen unmittelbar darzulegen. Alle diese Ergebnisse rühren an einander und tragen sich wechselseitig." (S. 20, 21.) Ferner (S. 28): „Die Geschichte zeigt uns edle und freie Männer, welche es wagten, vor dem Angesicht der Könige die volle Wahrheit zu sagen; **das Befugtsein gehört denen, die den Muth dazu haben.** Oft hat ihr Bekenntniß gefruchtet, zuweilen hat es sie verderbt, nicht ihren Namen. **Auch die Poesie, der Geschichte Wiederschein,** unterläßt es nicht, Handlungen der Fürsten nach der Gerechtigkeit zu wägen. Solche Beispiele lösen dem Unterthanen seine Zunge da, wo die Noth drängt, und trösten über jeden Ausgang." — Seine Ansichten über das Treiben der Absolutisten, über das Wesen der Oeffentlichkeit und deren Hemmung spricht er (S. 11 u. S. 32) so aus: „Die Absolutisten unter-

Ich verlebte ſtille frohe Tage. Der Verkehr mit Eduard und Albert Kießling war ein ſehr angenehmer und belebender. Albert hatte die juriſtiſche Laufbahn aufgegeben und lebte ſeiner Kränklichkeit wegen hier auf dem Lande bei ſeinem Bruder. Er war ein denkender Kopf und hatte viel gelernt. Ich ſuchte ihn zu ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit zu ermuntern, und bemerkte auch zu meiner Freude, daß er Neigung zeigte, ſeine Gedanken, Meinungen und Anſichten über die mancherlei Zeitfragen aufzuzeichnen und von Zeit zu Zeit zu veröffentlichen. Ich glaubte, daß das für ihn gar keine anſtrengende Beſchäftigung ſein könnte, da er ja oft Stunden lang, ſelbſt wenn wir ſchon im Bette lagen, ſich mit mir unterhielt.

Während ich ihn zu etwas Zeitgemäßem ermunterte, dachte ich an etwas Ähnliches, an ein 'Freiheitsbüchlein', worin die freiſinnigen Ausſprüche deutſcher Schriftſteller zuſammengeſtellt werden ſollten.

Von hier aus ſchrieb ich eines Tages an Reſch. Ich war ſehr wehmüthig geſtimmt, es war mir, als ob ich nach den letzten traurigen Begegniſſen in Breslau wol ſchwerlich wieder dorthin kommen, alſo weder ihn noch die treu gebliebenen Freunde wiederſehen würde.

Eichberg am Bober 19. Febr. 44.

Lieber Reſch!

Wohnung, Eſſen und Trinken iſt viel, ſehr viel, ja für die meiſten Menſchen Alles, aber für mich nur ſehr wenig. Der Freund hat etwas Edleres, Beſſeres dem Freunde zu geben, ſeine Liebe. Alle Gaben der Welt können dieſe nicht erſetzen. Nur über den Mangel dieſer Liebe kann ich klagen, aber ich ſollte es eigentlich nicht, denn ich wußte, daß ein Verhältniß, das meiner Seits über zwanzig Jahre lang die innigſte Theilnahme und Anhänglichkeit bewahrte und bewies, anderer Seits längſt zu e

12. April. (Börsennachrichten der Ostsee.)

Die Erklärung. Geist und Charakter.

Auch wir haben bereits angedeutet, wie wir über die bekannte öffentliche Erklärung der Gebrüder Grimm vom 4. März und deren damit zusammenhängendes Benehmen denken, und seitdem manche neue Urtheile darüber in öffentlichen Blättern gelesen. Die Mehrzahl derselben hat uns befriedigt, vor Allem das in der Kölner Zeitung (vom 21. März)*), worin wir so ganz unsere eigenen Ansichten ausgedrückt finden. Unter den wenigen, die uns nicht allein nicht befriedigt, sondern stark mißfallen haben, nennen wir die in der Deutschen Allg. Zeitung und dem Hamburger Correspondenten.

Es ist wahrhaft betrübend, auch bei dieser Gelegenheit wahrzunehmen, daß ein Theil unserer Deutschen Presse, entfernt die Gesinnung festzuhalten, welche die Zeitverhältnisse so dringend fordern, an Abhängigkeit und Mantelträgerei erkrankt ist. Freilich ist dieser Theil nur klein, aber immer noch zu groß, um nicht wirklichen Nachtheil mehrfacher Art anzurichten.

Der Hergang der Sache, um die es sich handelt, ist von der Tagespresse bereits zu mannigfach besprochen worden, als daß wir nöthig hätten, darauf zurückzukommen. Es gilt hier einfach die Frage: Ist es zu entschuldigen, zu vertheidigen, wenn Jemand gegen einen langjährigen Freund ungastlich verfährt, ihn gerade in einem Augenblick, wo es sich nur um Documentirung wahrer Freundschafts-Gesinnungen handelte, von sich weist, verdächtigt und schmäht, bloß deshalb, weil er das Mißgeschick gehabt hat, in Ungnade bei seinem Vorgesetzten zu fallen und seine materielle Existenz zu verlieren, und dann hinterher noch eine öffentliche Erklärung abzugeben, um alles dieses zu beschönigen, in Wahrheit

*) der vorhergehende Artikel.

aber so recht eigentlich durchblicken zu lassen, wie sehr man fürchtet, hohe Gunst einzubüßen? Wir sagen: Nein, es ist nicht zu entschuldigen und zu vertheidigen.

Untersuchen zu wollen, in wie ferne Hoffmann von Fallersleben, der sich hier als der auf erwähnte Weise von den Gebrüdern Grimm geschmähte Freund darstellt, sein Schicksal verschuldet hat oder nicht, das gehört nicht hierher, sondern einer anderen, besonderen Besprechung an. Nur so viel scheint uns klar, daß er seine Ansprüche als Freund durchaus nicht eingebüßt hatte, und eine Berücksichtigung derselben, eine aufrichtige Theilnahme um so eher von Männern erwarten mußte, die so hoch in der literarischen Bildung stehen, und die — was besonders in Betracht kommt — einem ganz ähnlichen Schicksal erst wenige Jahre vorher unterlagen und, ohne warme Theilnahme von Seiten Anderer, auch bis zu diesem Augenblicke noch das Bittere desselben fühlen möchten.

Die Endfrage läuft darauf hinaus: Darf man Geist und geistigen Ruf höher stellen, als Charakter? Wir sagen auch hier wieder nein, entschieden nein, und wünschen, im Interesse Deutschlands, recht sehr, daß letzterer hier mehr und mehr obsiege und ganz die Würdigung finde, die ihm gebührt. Was Geist ist, vermögen oft nur Wenige zu fassen. Nicht so, was Charakter ist, dessen Inhalt und Wesen sich jedem einfach Begabten und Unbefangenen aufdrängt und nie verleugnet werden darf, ohne jenen stark in Schatten zu stellen und in einem ganz zweifelhaften Lichte erscheinen zu lassen.

Die Wirkung der Grimm'schen Erklärung war in Bezug auf mich keine sonderlich nachtheilige; allerdings nahmen einige Räthe und Akademiker gegen mich Partei, die bisher zugeschaut hatten, dagegen aber gewann ich auch für mich, und es erwuchs auch für mich noch ein

erieller Vortheil. Die Beisteuern für mich kamen auf's
e zur Sprache und wieder in Gang, und das Motto, womit
einem Orte eine Sendung für mich begleitet war: 'Bei
kein Grimm gegen Hoffmann' war auch an anderen Orten
gebend.

Am meisten leid that mir, daß Andere um meinetwillen
Untersuchung und Strafe geriethen. Der Studiosus Albert
e, der, wie er selbst erklärte, 'das Hoch lediglich aus eige-
Antriebe ausgebracht' hatte, wurde consiliiert, und der Dr.
ard Meyen mußte eine zweimonatliche Gefängnißstrafe ab-
n. Meyen spricht sich darüber folgendermaßen aus:*)

'Als bei einem den Gebrüdern Grimm von den Studenten
achten Ständchen vor deren Hause im Thiergarten noch dem
dem Feste anwesenden Hoffmann von Fallersleben ein Hoch
gebracht war, sollten Dr. Rutenberg und ich mit Gewalt dies
veranlaßt haben. Wir waren einmal die bösen Geister, von
n alle Opposition gegen die Regierung ausging. Wir wurden
der Polizei citiert, und gleich darauf wies ein Artikel der
sischen Zeitung' höhnisch auf uns hin. Ich erwiederte dar-
'Das Hoch auf Fallersleben habe mich zwar herzlich gefreut,
habe aber nicht mit eingestimmt, weil ich gewußt, daß ich
zeilich beobachtet worden sei.' Diese Erklärung ärgerte furcht-
weil ich dadurch die 'polizeiliche Aufsicht' auf's Tapet brachte.
r v. Puttkammer erließ eine Gegenerklärung gegen mich, in
er nichts zu sagen wußte, als daß ich die Urheberschaft ge-
gnet habe. Gleich darauf erklärte der Student Tiede in der
ssischen Zeitung', daß er das Hoch auf Hoffmann aus eigenem
rieb ausgebracht habe, und ich erließ eine zweite Erklärung,
der ich das Verfahren der Polizei gegen mich als ein 'will-

*) Berliner Reform vom 11. Januar 1862.

kürliches' bezeichnete. Dieſes Wortes wegen erhob Herr v. Puttkammer eine Injurienklage gegen mich, und obgleich die Sache erwieſen war, verurtheilte mich das Kammergericht in erſter Inſtanz zu 4 Monat, in zweiter zu 2 Monat Gefängnißſtrafe. Gerichte urtheilen eben nur formell. Die Sache geht ihnen über die Form verloren. Varnhagen begreift dieſes Urtheil nicht, weil er die richtige Veranlaſſung nicht kennt.*) Er glaubt, ich wäre nur verurtheilt worden, weil man mich für den Urheber des Hochs erklärt und ich mich eventuell dazu bekannt habe. Durch dieſen Prozeß erhielt ich Einſicht in die Polizeiberichte. Darin las ich denn, wie ich auf Tritt und Schritt an dem Abend des Ständchens verfolgt worden war. Mit wem ich gegangen und geſprochen — Alles war darin verzeichnet.'

Den 10. März des Abends verließ ich Oranienburg. Man hatte mir auf der Poſt geſagt, wenn ich mit der Roſtocker Schnellpoſt bis Löwenberg führe, ſo könnte ich von dort bequem und ſchnell in die Schweriner Gegend kommen. Von Löwen-

ihr erſt der Gaſtwirth, wer ich war; er begleitete mich
ich an den Wagen und gab mir das Verſprechen: 'Wenn
eder einmal nach Wittſtock kommen, ſo werden wir Alles
:n, Ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen.'
ch fuhr nun die zweite Nacht durch und traf gegen Mor-
Perleberg ein. Jetzt war ich auf der Berlin-Hamburger
, benutzte den Eilwagen bis Ludwigsluſt und von da die
:an ſchließende Poſt nach Schwerin. Um 8 Uhr Abends
. März traf ich dort ein.
uf der Hausflur des Poſtgebäudes war das Reiſegepäck
gt. Während ich nach dem meinigen ſuchte, trat mir
ann entgegen, der mich ſuchte. Es war Müller. Hoch
hieß er mich herzlich willkommen, erſt heute habe er
Brief erhalten, ſein Fuhrwerk hätte drei Tage in Gü-
)ergeblich auf mich gewartet.
Wir verweilten eine kurze Zeit im Hôtel du Nord und
dann zu den Kunſtreitern. Dort erwarteten uns Mül-
Frau und Bruder. Wir wurden ſchnell mit einander
t. Wir ergötzten uns noch eine Zeit lang an den Kunſt-
, ſpeiſten dann zu Nacht und fuhren nach Holdorf. Das
ie dritte Nacht unterwegs. Um 4 Uhr Morgens kamen
t.
Wie es einem geht bei Perſönlichkeiten, die einem lieb und
ind, die man aber noch nie geſehen hat, ſo ging es auch
Bezug auf Müller. Ich hatte mir ein ganz anderes
on meinem neuen Freunde gemacht, der mir ſein Herz
us öffnete: ich hielt ihn für einen ältlichen, ſtillen, be-
n und gemüthlichen Herrn. Ich fand einen Mann in
üthe des Mannesalters, jugendlich friſch und munter,
ſtig, kräftig, theilnehmend, empfänglich für alles Gute

und Schöne. Als ich ihn näher kennen lernte, freute ich mich seines freundschaftlichen und offenen Wesens. Seine Aufmerksamkeit und gastliche Fürsorge war so groß, daß ich oft verlegen und ängstlich wurde. Er konnte in Gesellschaften sehr liebenswürdig sein; er wußte, wenn er bei guter Laune war, die trockenste Gesellschaft zu beleben und zu erheitern. Er war dann unerschöpflich in Erzählung meklenburgischer Geschichten, Schwänke und Schnurren. Er hatte viel Sinn für Musik und Poesie, und beides kam mir sehr zu statten. Er konnte auf dem Clavier so viel spielen, daß ich durch ihn eine Menge Volksweisen aus meiner Sammlung kennen lernte und dann benutzen konnte. An Politik nahm er großen Antheil, und es gab für uns täglich Gelegenheit zu politisieren, da ja nun auch endlich das patriarchalische Meklenburg in die politische Bewegung mit hineingerathen war. Er hatte zwar nicht Gelegenheit wie andere, seine politischen Ansichten auf den Landtagen zu vertreten — er war nur Pächter seines Schwiegervaters —, aber er nahm an allen Bestrebungen der bürgerlichen Ritter lebendigen Antheil.

Die erste Zeit war ich sehr viel durch Besuche und Reisen in Anspruch genommen. Dann später gestaltete sich mein häusliches Leben ganz nach Wunsch in dem stillen ländlichen Holdorf.

Das Haus war einstöckig, oben mit drei Giebelzimmern versehen, das nach Westen bewohnte ich. Hinter dem Hause war ein ziemlich großer Garten, vorn Blumenbeete, hin und wieder Obstbäume und Fruchtsträuche, links eine Anlage mit seltenen schönen Rosen und rechts eine Kegelbahn. Die Wirthschaftsgebäude schlossen den Hof in einem länglichen Viereck ein. Das Gut war von mäßigem Umfange, meist lauter Ackerland nebst einem kleinen Gehölz, dessen Hälfte zu Buchholz gehörte.

ge waren den größten Theil des Jahres ſchlecht, bei
Wetter unergründlich. Die Gegend bot wenig dar; da
lig iſt, ſo ſind die Ausſichten nie recht weit. Sehr
t der nahe Hävener See.

s Morgens ſtand ich ſehr früh auf, und wenn ich ge-
t hatte, begab ich mich auf mein Zimmer und arbeitete.
iſche pflegte ich einen Spaziergang zu machen, gewöhn-
das Gehölz.

is Wetter war nicht immer einladend. Bei den ſcharfen,
gen Nordweſtwinden konnte ich mich ohne Nachtheil für
Geſundheit nicht hinauswagen. Überhaupt fand ich das
nicht eben angenehm. Es dauerte lange, bis es Früh-
rde. Den 30. April ſah ich die erſte Kirſchblüthe, den
die erſten Maikäfer und den 9. Mai hörte ich die
chtigall, doch hatte ſich der Storch ſchon den 4. April
den; ihm zu Ehren dichtete ich mein Storchlied.

e Abende wurden im Kreiſe der Familie verbracht: wir
en, muſicierten, politiſierten. Die Zeitungen und die
ausbibliothek boten uns mancherlei Stoff. Wenn wir in
Geſprächen auf Dinge geriethen, die wir gar nicht oder
cht wußten, ſo mußte uns Pierer aus der Noth helfen,
ßes Univerſallexikon ließ uns ſelten im Stich.

ſer Gut gränzte an Buchholz, das Gut des Dr. Schnelle.
r gleich die erſten Tage dahin eingeladen. Ich wurde
rzlich empfangen. Es ſchmerzte mich nur, daß Müller
cht begleiten konnte, er lebte mit Schnelle ſehr geſpannt,
atten ſeit längerer Zeit ſchon gar keinen Verkehr mit
r. Meine Bemühungen, das frühere Verhältniß wieder
llen, blieben vorläufig erfolglos.

chnelle ſtand damals an der Spitze der bürgerlichen

Rittergutsbesitzer, deren nächstes Ziel dahin ging, gleiche Rechte mit den adelichen zu erlangen. Daraus entwickelte sich dann später eine Opposition gegen die adelichen Ritter und die Regierung. Schnelle konnte mit Recht diese Stellung einnehmen, Niemand war so vertraut mit der meklenburgischen Verfassung und den dortigen Zuständen und den Wünschen und Bedürfnissen des Volks. Dabei war er ganz erfüllt von der Idee des Rechts und durchdrungen von der Nothwendigkeit der Beseitigung aller Hindernisse gegen das Erstreben besserer Zustände, rücksichtslos in seiner Unabhängigkeit und unabhängig in seinem Wollen und Können, ein fester, ehrenwerther Charakter, ein wahrer Ritter ohne Furcht und Tadel. Durch alles das und das Wohlwollen, das er jederzeit gegen mich bewies, stand ich ihm sehr nahe, und ich verkehrte viel und gern mit ihm. Dazu kam nun noch, daß seine treffliche, liebenswürdige Frau mich als ein Mitglied der Familie betrachtete und ich in ihrer Gesellschaft und unter den lieben fröhlichen Kindern meine Heimatlosigkeit vergaß und auch fröhlich wurde.

Ich muß nun noch erzählen von den mancherlei Aufmerksamkeiten und Ehren, die mir hie und da im Lande erwiesen wurden. Es erfolgten viele mündliche und schriftliche Einladungen. Mochte auch viel Neugier mit Veranlassung dazu sein, so war doch größer noch die Theilnahme an meinem Leben und Schicksal.

18. März große Gesellschaft in Buchholz. Einige Nachbaren und Schweriner. Es wird sehr fein gespeist, viel gesungen und getrunken. Alles in heiterer Stimmung.

21. März Fahrt nach Gerdshagen bei Güstrow zum alten Müller, der hier Pächter ist, während er sein Rittergut Salzhof an seinen Neffen und Schwiegersohn verpachtet hat. Da

genden Tag großes Mittagsmal, wobei auch Pastor Lierow, ein berufstreuer Geistlicher, Verfasser mehrerer lyrischen Gedichte.

22. März Fahrt nach Güstrow. Festmal im Gasthofe am Markte. Vor Tische anderthalb Stunden im Buchladen bei Opitz. Einige Güstrower kommen unter allerlei Vorwänden, mich dort zu sehen. Einer fordert russische Wicken und Saaterbsen, wartet aber nicht, bis sie kommen, sondern gesteht, daß er nur mich habe sehen wollen. Dann beginnt das Mal. Zugegen sind unter anderen Manecke von Vogelsang, Domänenrath Dencker und Wien von Hohenfelde.

27. März Fahrt nach Wismar. Zeitig dort. Ich besuche den Fischmarkt und den Hafen und dann den alten Herrn Crain, Rector der gelehrten Schule. Er zeigt mir das älteste Wismarsche Stadtbuch aus dem 13. Jahrhundert. Merkwürdig, daß darin unter den neu aufgenommenen Bürgern kein slavischer Name vorkommt. Ich kehre in den Gasthof zurück. Viele Viergespanne kommen vorgefahren. Die Wismarsche Zeitung vom 21. enthielt unter ihren Vermischten Anzeigen folgende:

'Zu Ehren des Hrn. Prof. Hoffmann von Fallersleben versammelt sich am Mittwoch den 27. d. M., Mittags 2 Uhr, bei dessen Anwesenheit, eine frohe Gesellschaft in meinem Hause. Mit deren Genehmigung lade ich zur Theilnahme ein jeden, der sich dazu geneigt und berufen fühlt.

Böckel, Gastgeber zur Stadt Hamburg.'

Also eine frohe Gesellschaft, und es ist wirklich eine sehr frohe. Nachdem Rector Crain ein Hoch auf den Großherzog ausgebracht hat, folgt Deiters mit einem Hoch in Versen auf mich. Ich danke mit: 'Ich bin Professor gewesen —.' Es ist von Wirkung, so daß Crain bemerkt, er habe nicht geglaubt, daß das lebendige Wort eine so gewaltige Wirkung machen

könne. Dann trägt noch ein Candidat Peters ein Gedicht an mich vor. In allgemeiner Heiterkeit endet spät Abends das Mittagsmal, es bleiben nur noch zurück ganze Batterien leerer Flaschen auf der langen Tafel.

29. März schon wieder eine 'Kunstreise.' So nannten wir scherzhaft von jetzt an meine Ausflüge zu denen, die mir eine Ehre erweisen wollten. Herr Hillmann in Rambow hatte uns, einige Verwandte und einige Herren von Wismar zum Mittagsessen eingeladen.

2. April in Holdorf Feier meines Geburtstages. Müller's Freunde und Verwandte haben sich eingefunden. An einem Bogen von Wachholder prangt mein Name, davor ein Altar mit einer Flamme, und im Transparente: DEM FREIEN MANNE. Die Thür öffnet sich und ein Gesang ertönt: 'Der guten Sache!'; dann folgt ein Hoch. — Diese einfache, aber herzliche Feier freute mich sehr.

6. April Fahrt nach Gerdshagen bei Kröpelin zu Mühlenbruch. Nächster Anlaß die Verlobung seiner Tochter Emilie mit Theodor Müller, Rudolfs Schwager, und seiner Tochter Elise mit dem Advocaten Scharenberg in Rostock.

Den andern Tag, Ostersonntag, großes Gastmal, wozu auch die benachbarten Gutsbesitzer und Pastor Vortisch von Satow geladen sind. Der Herr Pastor hatte schon lange den Wunsch gehegt, mich persönlich kennen zu lernen. Dieser Wunsch geht nun bei einer so feierlichen Gelegenheit in Erfüllung. Der Herr Pastor sitzt bei Tische neben mir und weiß gar nicht in seiner Herzensfreude, was er mir alles Liebes und Schönes sagen soll. Er hat die unpolitischen Lieder nicht allein gelesen, sondern auch erläutert, und weiß die meisten auswendig. Nach aufgehobener Tafel kommt er mit seiner Gemalin auf mich zu

erreicht mir freudestrahlend seine goldene Repetieruhr:
n Sie das zum Andenken!' — 'Lieber Herr Pastor,
denken nehme ich schon an, nur nicht ein so kostbares!'
ir bitten inständigst. Es ist kein Gedanke von heute.
ben schon lange daran gedacht, meine Frau und ich,
ein Zeichen unserer Liebe und Verehrung zu geben.'

---

uf allen diesen Fahrten war Rudolf mein treuer Be-
die folgenden machte ich ohne ihn.
. April Fahrt nach Hohenfelde zu Otto Wien, Schnelle's
. Große Gesellschaft: drei Geistliche, darunter Pastor
Wien's Verwandter, dann die Nachbaren, Mitglieder der
: Pogge und Christian Klockmann. Ein heiteres Fest-
as mir mehr als Ehre, das mir die Liebe trefflicher
en einbrachte und eine freundliche Erinnerung blieb.
on Kölzow sendete mir einige Tage später Adolf Fuchs
dicht zu, gleichsam eine Verherrlichung des 19. Aprils:

n, o Hoffmann, da ich aus Deinem eigenen Munde
Deine Lieder gehört, und Dein begeistertes Wort,
ibt mich's, Dir in ungeschminkter Sprache des Herzens
Zu gestehen, was ich bei Dir und durch Dich empfand.
merz, das war es zuerst, und Haß, daß man Dich verstoßen.
Aber der Haß wie der Schmerz, beide vermischten sich bald
t der Freude, ja, mit der Freude, da ich erkannte
Wie Du, ein tapferer Mann, Deine Verbannung ertrugst.
ilich, dacht' ich, Er ist's ja, der da singet: 'Dein Frühling
Kann nicht schwinden! — Es bleibt ewiglich gleich Dein Geschick! —
lichen Augenblick noch kannst Du ihn finden, den Frühling!'
Und dann sah ich ja Dich, Dich, den Verstoß'nen geehrt!
s Du prophetisch einst von den Heimatlosen gesungen
In dem 'verwüsteten Dorf', siehe, das war nun geschehn:
Dein Hab' und Gut war 'des Feindes Beute' geworden;
Doch, 'der den Armen giebt', 'der die Verstoßenen liebt';

Hatte Dir Freunde erweckt, die unter ihr ſchützendes Obdach
Dich geleitet, die Dich freundlich mit Speiſe gelabt,
Und an ihrem Heerd Dich erwärmt.....
Alſo, dacht' ich, und ſchaute Dir in Dein leuchtendes Antlitz.
Doch, o Hoffmann, ich bin arm, wie Du ſelber es biſt.
Pflegen kann ich Dich nicht, wie die Reichen unter den Deinen,
Aber ſo feurig, wie ich jemals die Freiheit geliebt,
Alſo Dich zu lieben, das hab' ich ſtill mir geſchworen:
Sieh, ich dachte mir Dich, da ich ins Auge Dir ſah,
Als den Mann, der nicht allein zu reden gelernt hat
Von der Freiheit. Sieh, Höheres ſah ich in Dir:
Den Wahrhaftig-Freien! .....
Lebe dann wohl, o Mann! Was Dich auch treffe, leb' wohl!
Ewig bin ich mit Dir in der reinen Liebe der Freiheit,
Ewig in Wort und That, Leben und Tode vereint.

20. April mit Otto Wien nach Scharpzow zu Karl Müller, Rudolfs Bruder. Ich lernte ihn jetzt erſt näher kennen. Ein offener, biederer Charakter, ein Freund heiteren, geſelligen Verkehrs, übte er nach edler mecklenburger Art die liebenswürdigſte Gaſtfreundſchaft. Schon unterwegs hatten wir erfahren, daß Karl Nauwerck zum Beſuche dort ſei. Wir feierten ein fröhliches Wiederſehen im Kreiſe gleichgeſinnter Männer. Nauwerck hatte ſeine 'Berliner Blätter' mitgebracht, worin er allerlei Zeitfragen behandelt. Er las uns mehreres daraus vor und vermehrte ſomit den Stoff zu intereſſanter Unterhaltung. Von dieſen Blättern erſchienen damals 6 Nummern bei Julius Springer in Berlin; ſie ſind nachher wie ſo viele Blätter und Blüthen von dem Herbſtſturme der Reaction verweht worden. — Den zweiten Abend fand ſich Fritz Reuter ein. Er erzählte uns ſtundenlang von ſeinem ſiebenjährigen Gefängnißleben ſo lebendig, ſo humoriſtiſch, daß wir uns gar nicht ſatt hören konnten. Ich bat ihn mehrmals dringend, Alles aufzuzeichnen und gerade ſo, wie er es eben erzählt hatte. Ich verſprach

mir den größten Erfolg davon. — Den Tag darauf noch recht vergnügt mit Nauwerck in Hohenfelde.

23. April mit Wien zu Herrn Pogge auf Roggow. Große Gesellschaft. Bei Tische bringe ich ein Hoch auf die deutschen Frauen aus, es waren mehrere Frauen und Fräulein zugegen. Es ging sehr heiter zu. Ich sang mehrere meiner neuesten Lieder. Erst Abends spät fuhren wir heim.

Zu diesen mancherlei Beweisen der Theilnahme in Meklenburg kamen während meines dortigen Aufenthalts auch noch zwei von auswärts.

Die 'Germania' in Christiania sendete mir durch Vermittelung Itzstein's eine mein Streben anerkennende Zuschrift mit einem Wechsel von 204 Mark Banco. An dieser Summe hatten sich nicht allein die Mitglieder des Vereins, meist deutsche Handwerker betheiligt, sondern auch einige in Bergen, Malmö und Lund wohnende deutsche und nichtdeutsche Volksfreunde. In Betreff der Geldsammlung sagt die Zuschrift:

'Wie soll auch die strebende Jugend angefeuert werden, sich der heiligen Sache des Rechts und der bürgerlichen Freiheit mit voller Lust und Liebe zu weihen, wenn ein Volk von 40 Millionen Köpfen den im Kampfe für jene höchsten Güter bewährten Männern der That nicht einmal eine sorgenfreie Lage gewährleistet? Mit bloßen Lebehochs und dem leeren Klingklang der Gläser ist wenig geholfen.'

Dann wird erwähnt, daß meine Lieder in der Ursprache mit großem Beifall gelesen würden und daß der Staatsarchivar

Wergeland, der reichbegabteſte unter den norwegiſchen Dichtern einige ins Norwegiſche überſetzt habe.*)

'Auf ſolche Weiſe, heißt es dann weiter, knüpft ſich, wie wir hoffen, zwiſchen den Freigeſinnten zweier ſtammverwandten Völker ein immer kräftigeres Band, wovon uns der jüngſt vergangene Abend des 2. April, an dem wir in außerordentlicher Verſammlung Ihren 46ten Geburtstag feierten, neuerdings überzeugte; denn auch zu dieſem Gedächtnißfeſte, das in einfachſter Weiſe mit einem Vortrage**) über die deutſchen Dichter der Gegenwart begangen wurde, hatte ſich eine nicht geringe Zahl theilnehmender Norweger und Dänen eingefunden.'

---

*) Als Probe lag bei: Drammens Adresse Nr. 19. 'Frei und unerſchütterlich' ꝛc. ꝛc. mit deutſchem und norwegiſchem Texte. Der letzte lautet alſo:

Forbundstegn.

Vore Egetræer gro

Den 3. Juni wurde ich überraſcht durch ein ſchönes Ge-
nk: die 'Lätitia' in Breslau ſendete mir einen ſilbernen
cher, woran in Emaille das Bild der hübſchen Jungfrau
itia, und rings umher die Namen der Ehren-, auswärtigen
d einheimiſchen Mitglieder. Die beiliegende Zuſchrift lautet
o:

Lieber Herr Profeſſor!

Die Lätitia ſendet Ihnen die freundlichſten Grüße und zu-
ich dieſen Reiſebecher, auf dem Sie unſere Namen um das
ld der Schutzpatronin eingegraben finden. Nehmen Sie ihn
einen kleinen Beweis unſerer unveränderlichen Theilnahme an
em Leben und Wirken, als ein Zeichen unſerer Liebe für die
he, der Sie, gleich den Beſten der Zeit, Kopf und Herz
meten, der Sache des deutſchen Vaterlandes. Wie einſt denen,
he ſich dieſer Sache mit Überzeugung und wahrem Streben
eben, die Anerkennung ihrer Mitbürger nicht fehlen wird, ſo
) namentlich der Dichter des Volkes im Herzen dieſes Volkes
: Stätte finden.

Wir, die wir auch in der Ferne das Streben des deutſchen
)ters mit Liebe und Freude begleiten, werden der Zeiten nicht
eſſen, als Sie unter uns ſaßen und Ihre Lieder in unſeren
zen das erſte Echo fanden — dem dann ein weithallenderes
te. Und ſo ſoll der Becher, den wir bei unſerem geſtrigen
feſte mit einem Hoch auf Sie und den Frühling einweihten,
) ein Symbol deſſen ſein, was Ihre Lieder für uns und die
tia geweſen ſind, ein Symbol der Hoffnung auf Deutſchlands
unft!

Leben Sie recht wohl!

Breslau, d. 5. Mai 1844. Die Lätitia.

In Holland hatte ich viele Lieder gedichtet, die ich dann bei verschiedenen Gelegenheiten hie und da sang. Da sie sehr beifällig aufgenommen wurden, so wollte ich sie gerne meinen Freunden und Bekannten als Andenken zurücklassen. Das konnte nur durch den Druck ausgeführt werden. Aber wo drucken lassen? Der größte Theil der Lieder wäre von der Censur gestrichen. Es blieb also nur Ein Weg übrig: sie ohne Censur drucken zu lassen. Ein Freund war bereit, die Sache auszuführen. Eines schönen Maitages, den 24. war mein Manuscript in seinen Händen, und bald darauf erschien ein Heft in 16°, 52 Seiten mit 31 Liedern und den Melodien in Steindruck:

Maitrank. Neue Lieder von Hoffmann von Fallersleben. (Mit Melodien.) Paris. Verlag von Renardier. 1844.

Drucker und Verleger wurden nie, auch mir nicht einmal, bekannt. Es waren übrigens nicht lauter politische, sondern auch Kinderlieder darunter: Habt ihr ihn noch nicht vernommen?

Rheinsberg nach Wentow zu Herrn Brandes, einem Freunde Rudolf Müller's. Ich verweilte einige Tage um noch einmal Rudolf zu sprechen, der dann auch mit einigen Verwandten eintraf.

Den 18. Juni nach Oranienburg. Einige Tage mit meinen Freunden zusammen. Rutenberg kam zu mir auf einen Tag von Berlin herüber. Den 23. fuhr mich Karl Pilarik bis vor's Oranienburger Thor. Ich bestieg dort eine Droschke und kutschierte um Berlin herum. Rutenberg erwartete mich schon. Nauwerck und Sander fanden sich bei uns ein. Letzterer erzählte, Bettina sei um eine Pension für mich beim Könige eingekommen! Denselben Tag noch nach Köthen zu Alfred von Behr.

25—29. Juni in Leipzig.

Den ersten Abend noch mit Robert Blum im Litteratenverein. Eines Tages mit ihm bei Diezmann zum Mittagsessen. — In einigen vornehmen Buchhändlerkreisen nimmt man entschieden Partei für die Grimm's. Ich thue nichts dagegen, als daß ich das Thatsächliche vom 24. Februar erzähle. Mit Engelmann abgeschlossen wegen der 'Spenden' und Pars VII. der Horae belgicae.

Den Abend vor meiner Abreise brachten mir die Studenten ein Ständchen vor dem Hôtel de Bavière unter großer Betheiligung des Publicums. Es schien dazu keine polizeiliche Erlaubniß gegeben, auch wol keine erbeten zu sein. Als der Gesang gesungen und ein Hoch ausgebracht war und ich gedankt hatte, war Alles wie verflogen. Ein Polizist erschien darauf und fragte den Portier: 'Wer ist denn das, dem sie hier eben ein Ständchen gebracht haben?' — und der Portier fand

nichts darauf zu erwiedern nöthig als: 'Das ist ein deutscher Mann.'

Im Gastzimmer folgte dann noch eine heitere Sitzung. An unserm Tische saß auch ein Graf Schulenburg-Wolfsburg. Er erzählte folgende hübsche Geschichte aus unserer Heimat.

'Eines Tages bin ich auf der Entenjagd. Als ich eben in meinem Jagdanzuge in den hohen Wasserstiefeln, aber beschmutzt von unten bis oben aus dem Busche hervortrete, fährt der Wagen meines Bruders auf mich zu, das Kutschenfenster öffnet sich und es beginnt die Vorstellung: 'Herr Bischof Dräseke — Mein Bruder —' Jener, beide Hände bewegend wie man beim Segenertheilen pflegt, spricht salbungsvoll: 'Ich segne Sie, ich segne Sie!' Denken Sie sich — mich beschmierten Kerl!'

Den 30. Juni traf ich Karl Dresel in Frankfurt und fuhr mit ihm nach Geisenheim. Dort ruhte ich mich etwas aus, und besprach mich mit dem alten Dresel über meine Badereise.

Den 3. Juli reiste ich nach Mannheim. Ich blieb einige Stunden in Mainz. Bei Victor von Zabern traf ich Freiligrath. Ich war nicht eben angenehm überrascht. Die Rhein- und Mosel-Zeitung hatte auf eine mich sehr beleidigende Weise sich über unser Zusammentreffen in Coblenz ausgesprochen. Da von Freiligrath keine Widerlegung erschien, so nahmen meine Freunde an, daß er diesen Artikel verfaßt habe oder doch zu ihm in Beziehung stehe. Er erklärte mir nun, daß beides nicht der Fall sei, und ich würde mich bald von seiner Gesinnung überzeugen, er lasse jetzt Gedichte drucken, wol 20 Bogen, die solle ich abwarten.

Daß ich unter obigen Umständen bis zu diesem Augenblick

uiſch gegen Freiligrath war, iſt erklärlich und verzeihlich.
. Mai noch verfaßte ich in Holdorf ein

Lied eines penſionierten Poeten.*)

Jam et pecuniam accipere docuimus.
Tacitus de Germ. 15.

Mel. 'S Iſt nichts mit den alten Weibern.

Einſt hab' ich auch geſungen
Für's liebe Vaterland,
Und wie war ich doch begeiſtert
Und für Freiheit entbrannt!

Was half mir die Begeiſtrung?
Ich litt dabei nur Noth:
Jubelnd ſang ich Freiheitslieder,
Und ich hatte kein Brot.

Es paßt die Knechtſchaft beſſer
Für den gelehrten Stand:
Kaum gedacht, und es hatte
Gleich das Blatt ſich gewandt.

Drum bin ich jetzt geworden
Ein Dichter mit Penſion.
Alle Kunſt erhält Belohnung
Nur vom Königesthron.

Was brauch' ich jetzt noch Freiheit?
Was brauch' ich's Vaterland?
Hab' ich doch dreihundert Thaler
Gutes preußiſch Courant.

Willkommen, Bruder Geibel!
Und Bruder Freiligrath!
Und Du lieber Bruder Kopiſch!
Ich bin Euer Kamerad.

---

*) Gedruckt im Maitrank Nr. 8.

Nachdem ich zweimal das Dampfſchiff verfehlt hatte, fuhr ich mit einem ſpäteren und kam erſt um 10 in Mannheim an.

Der Zweck dieſer Zwiſchenreiſe war: mir für das zweite Heft meiner Kinderlieder mit Clavierbegleitung einen Verleger zu verſchaffen. Die Baſſermann'ſche Buchhandlung, mit der ich ſchon im Verkehr ſtand, ſchien mir die geeignetſte dafür zu ſein. Als ich die Herren Baſſermann und Mathy nicht fand — ſie waren beide Abgeordnete —, ſo fuhr ich mit des letztern Bruder nach Carlsruhe. Wir gingen in die Kammerſitzung und dann zum Eſſen im holländiſchen Hof. Hier traf ich mit Baſſermann und Mathy zuſammen. Nach kurzer Verhandelung war der Vertrag abgeſchloſſen. Später begrüßte ich noch im Pariſer Hof Itzſtein, Hecker, Buhl, Biſſing u. a. Welcker lud mich ein nach Heidelberg in ſeine neue Wohnung. Um 7 Abends fuhren wir heim.

5. Juli bis 2. Auguſt in Soden.

er Badeort hat, war es doch für mich hier meist angenehm
) mitunter sehr kurzweilig. Obschon Soden eigentlich nur
Frankfurter Bad und Vergnügungsort ist, und von eben
viel Frankfurter Juden wie Christen besucht wird, so finden
) doch auch andere Leute ein, die angelockt durch die schöne
gend und die Leichtigkeit, schnell her- und wegzukommen, eine
lang hier verweilen.

Es war mitunter recht lebhaft: einige Männer besuchten
Frauen, andere ihre Verwandten und Freunde, noch andere
en um diesen oder jenen Badegast kennen zu lernen. Und
machte ich denn manche Bekanntschaft.

Von den Curgästen gehörten zu meinem näheren Umgange
Schauspieler Baison, der Litterat Ebner, der Americaner
lis, der Criminalrichter Genth, der alte Dresel, Frau
olka Hiller, Frau Gutzkow, Frau Mendelssohn, Frau Alt-
s und ihre Tochter Elisabeth. Baison verließ uns schon
den nächsten Tagen und Genth starb am Schlagfluß den
Juli.

Gutzkow war zum Besuche seiner Frau herübergekommen.
traf ihn auf einem Spaziergange in Begleitung von Bai-
, Ebner und Wihl. Ich war eben nicht angenehm über-
ht: er hatte für mich etwas Kaltes, Unheimliches in seinem
ichte. Wir gingen lange neben einander, bis er sich zu
m Gespräche mit mir herabließ. Als einmal die Unterhal-
g angebahnt war, da konnte ich es denn doch nicht unter-
en, ihn wegen seiner Schandartikel gegen mich zur Rede zu
len. 'Sagen Sie, wie kamen Sie eigentlich dazu gegen
h zu schreiben?' — Zögernd kam er dann mit der Ent-
ldigung heraus: 'Campe wünschte es, ich möchte gegen Sie
eiben.' — Also darum! jede andere Erklärung wäre mir

lieber gewesen als dies Geständniß eigener Erbärmlichkeit. – Nachher saßen wir bei Baison in der Laube; Gutzkow war gesprächiger, als er merkte, daß ich nicht wieder auf seine Telegraphendienste für Campe zurückkommen mochte. Seine Frau war zugegen und wie immer so jetzt vor ihrer bevorstehenden Abreise recht freundlich: 'Sie sind so oft in Frankfurt gewesen und uns immer vorbeigegangen, jetzt dürfen wir doch wol hoffen, daß Sie uns besuchen!' —

Obschon damals Gutzkow einen Theil der Tagespresse beherrschte und für seine Zwecke auszubeuten verstand, so gab es doch noch immer selbstständige Männer, die für sich und ihre Gesinnungsgenossen auftraten, wenn es galt, die Ehrenhaftigkeit ihres politischen Lebens und Strebens gegen Verdächtigungen und Verunglimpfungen zu vertheidigen. So hatten die 'Rheinischen Blätter' (Beilage zur Mannh. Abendzeitung) vom 6. Juli 1844 folgenden merkwürdigen Artikel:

* Des Herrn K. Gutzkow

politische Prätensionen, die sich in neuester Zeit zu Gunsten des jungen Deutschlands gegen die hegelisch-politischen Bestrebungen ausgesprochen, haben wir neulich in der Aachener Zeitung mit einigen Worten in ihrer wahren Bedeutung zu bezeichnen gesucht, so weit es an jenem Orte thunlich war. Herr Gutzkow hatte der Dame Politik blos als Dilettant mitunter einen Besuch abstattet, um ihr zu zeigen, daß er sie hinter den Theaterkoulissen nicht ganz aus dem Auge verloren; er ist bei seinen Besuchen aber ungalant genug, die Dame durch Herabsetzung ihrer treuen Anhänger, die ihr Leib und Seele gewidmet haben, vor den Kopf zu stoßen, während er mit der Seltenheit seiner Dilettantenbesuche auch die Bescheidenheit des Dilettanten verbinden sollte. Eine wie große Autorität Herr Gutzkow auf die früher bezeichnete

ise auch geworden ist, so hat er es doch noch nicht so weit racht, daß man gleich den Hut abzieht, wo er sich nur blicken t, und wenn er keinen Anstand nahm, den Aristarchen über Wirken von Leuten zu spielen, die zehnmal mehr politisches rdienst haben als Herr Gutzkow poetisches, so blieb uns zur klärung eines so auffallenden Auftretens nur die Annahme istischer Motive übrig, nicht etwa die günstige Präsumtion, er lle mit einer ernsten Theilnahme sich nunmehr dem politischen en zuwenden. Die Leute der Politik scheinen den Hrn. Gutzkow erhaupt sehr zu geniren. Schon früher hat er in Versen seinem rückten Herzen gegen die „Zeitungshelden“ Luft gemacht, viel- ht weil die Verwegenen sich unterstehen, der Welt noch Inter- : für andere Dinge zuzumuthen, als für die Dramen des n. Gutzkow. Wir unserseits gestehen, daß wir einem Zeitungs- den, der im Stillen dann und wann einen stärkenden Tropfen :licher Gesinnung in das Meer der öffentlichen Meinung gießt, t weit größeres Verdienst zuschreiben, als einem poetisch-politi- en Dilettanten, der in einer Zeit wie die unsrige beifallslüstern r hinter dem Thespiskarren herrennt. Wäre Herr Gutzkow irklich der Mann, für den er sich zu halten scheint, so würde einigermaßen zu entschuldigen sein, wenn er von der Theilnahme, e sich der Politik und andern Dingen zuwendet, eine größere ortion für seine Bestrebungen in Anspruch nähme. Aber er hat it der Zeit die Illusionen, die sein Bild früher als eine glän- nde Erscheinung emporgehoben, so ziemlich zerstört, und weder ie Vorurtheile, die über sein Gesinnungsstreben, noch diejenigen, die ber seine Begabung bestanden, gerechtfertigt. Bei der Betrach- tung seiner Wirksamkeit drängt sich die Wahrnehmung auf, daß r es nicht über eine gewisse Linie hinausbringt, daß sein Geist, wie seine Gesinnung ausgewachsen ist. Ein Riese ist aber nicht daraus geworden. Die Bahn eines hübschen Talents wird er nicht verlassen, aber ebensowenig wird er sich auf einen genialen

Berg verſteigen, eben weil er ein Talent, ein gewandtes, flinkes, routinirtes Talent, aber keineswegs ein Genie iſt, wenn er auch die Prätenſion des Genie's in reichlichem Maße beſitzt. Was er ſchreibt, iſt immer nett und berechnet, auch mitunter fein, auch mitunter geiſtreich, aber es hält ſich immer auf einer gewiſſen Linie und wird hierdurch im ganzen ſogar monoton, es hat die Gleichförmigkeit der Fabrikarbeit. Das Einzige, wodurch er die Monotonie zerſtören könnte, wäre mitunter eine Kühnheit, wie er ſie früher wohl auf anderm Gebiet verſucht hat, aber Hr. Gutzkow iſt zahm geworden, ſehr zahm, ſo daß man an ſeinen ſlaviſchen Stammbaum erinnert wird, und er bleibt lieber monoton, als daß er auch nur an das Obercenſurgericht appellirte. Vielleicht hofft er ein Gegenmittel gegen die Eintönigkeit in ſeiner gerühmten Fruchtbarkeit zu finden, und durch die große Zahl ſeiner literariſchen Familie den Eindruck aufzuheben, den die ſtereotype Gleichheit ihrer Geſichter macht. Gutzkow mag ein Buch ſchreiben, worüber er wolle, man wird immer ſchon vorher wiſſen, wie hoch und in welchem Schlag das Product wachſen wird. Er wird ein ganz nettes, geſundes, gleichgemachtes und

ganze Gebiet der Literatur zu kultiviren gesucht hat, kann nur auf Rechnung seiner überall hervortretenden Eitelkeit geschrieben werden. Er möchte sich gern ein Universalgenie tituliren lassen, und bringt es doch nur zu einem Universalschreiber. Er bildet sich ein, nicht blos Kritiker, sondern auch Publicist, nicht blos Publicist, sondern auch Philosoph, nicht blos Philosoph, sondern auch Poet zu sein. Und gerade durch das, was er nicht ist, ruinirt er sich. Wenn man so die Richtschnur seiner natürlichen Anlage verloren hat, wie Gutzkow, dann muß allerdings ein abnormer Zustand, eine Störung des geistigen Organismus eingetreten sein und diesen Zustand und die Störung wissen wir eben nur der Eitelkeit und einem weichlichen, bis zur Krankhaftigkeit gesteigerten Ehrgeiz zuzuschreiben, der Herrn Gutzkow vielleicht noch üble Streiche spielen wird. Wir wundern uns, daß er noch nicht eben so als Philologe, Historiker, Botaniker, Mineraloge ꝛc. aufgetreten ist, wie als Poet. Wenn Herr Gutzkow sich nicht durch die Eitelkeit hätte verleiten lassen, sein zu wollen, was er nicht ist, sondern sein Talent auf dem Posten gelassen hätte, worauf die Natur und die Zeit es hingewiesen, nämlich auf dem Posten der Kritik und der Publicistik, dann würde er es zu einem ganz andern literarischen Charakter gebracht und eine ganz andere Befriedigung erlangt haben, als auf dem bisherigen Wege. Es würde eine Einheit in sein Streben gekommen sein, wenn er es der Gesammtheit gewidmet hätte, und er würde eine andere Theilnahme gefunden haben, als die flüchtige Theilnahme der Theaterabende, auf die sich das Goethe'sche Wort anwenden läßt:

> Ich stürme von Begierde zum Genuß
> Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde.

Herr Gutzkow möchte die Zeit in sein Theater treiben und zur perpetuellen Abonnentin machen. Aber die Zeit hat andere Dinge zu thun, als dem Herrn Gutzkow die Stangen seines

Nahmens=Zugs nachzutragen und ſie wird ihn laufen laſſen, wenn er nicht mit ihr gehen will. Der Clavierſpieler Liſzt hat ein Wort geſprochen, das wir ihm höher anrechnen, als ſeine ganze Virtuoſität. Er ſagt: „das Talent verpflichtet!“ Herrn Gutzkow's Wahlſpruch dagegen ſcheint zu ſein: das Talent verlangt! Sein Talent iſt ein Vielfraß. Als Kritiker und Publiciſt hätte er, trotz der Ungunſt der Verhältniſſe, hundertfache Gelegenheit gehabt, die Pflichten ſeines Talents zu erfüllen, aber er zog die unangenehmere Partie vor, als Poet Bühnenkomplimente und Schauſpielerapplaus einzukaſſiren. Der Kritiker genügte ihm nicht und der Publiciſt forderte vielleicht zu viel Character oder zu viel Opfer durch Selbſtverläugnung, die allerdings keine Kinder der Eitelkeit ſind. Gutzkow'ſche Eitelkeit und Publiciſtik kann man in unſerer Zeit nur vereinigen, wenn man ſich verkauft, und dazu wird er ſich wenigſtens ſchämen.

Nun ſucht er den Erſatz in andern Gebieten, und die hat er zu beackern gewußt. Es fehlt ihm jetzt blos noch ein Wagen mit vier Pferden, worin er mit äſthetiſch-ariſtokratiſchem Air, als Repräſentant des jungen Deutſchlands, ſeinem Theaterruf durch

und der Großen zu meſſen, als Herr Gutzkow.
:orben ſind, dann wächſt über das Grab des Einen
Gras der Vergeſſenheit, als über das Grab des
die paar Blümchen, die der Eine vor dem Andern
ſind im Sturm der Jahre bald verſchwunden.
n wir die Berechtigung nicht nach der Menge von
:n, die Einer mehr als der Andere im Garten
ſich groß zieht, ſondern nach dem Willen und der
etwas Andres zu ſtreben und zu leben, als für die
lichkeit. Die Anwendung eines ſolchen Maßſtabs
n rechtſchaffenen „Zeitungshelden“ mit Hrn. Gutzkow
t gleich, ſelbſt wenn er nächſtens Hofrath werden
alten es für gut gethan, daß man ſich mit ſolchen
en bei Zeiten verſtändigt, damit die oscillirenden
wenigſtens nicht den Triumph haben, über ihr
die Welt lange in Zweifel zu halten.

K. H.

ſohn war zum Beſuche ſeiner Frau eingetroffen.
aus England, wo er ein großes Concert geleitet
beſuchte ihn und war ſehr erfreut: dieſe feine,
dung, dies milde, liebenswürdige, dies beſcheidene
chgefeierten Künſtlers — eine ſeltene Erſcheinung
nſtlerwelt! Wir ſprachen über Breslau und das
rten- und Künſtlertreiben, über deutſche Litteratur,
Choräle u. dgl. Er dankte mir herzlich für die
en, die ich ihm durch meine Lieder bereitet hätte.
daß der ‘Blümlein Tanz’ (‘Maiglöckchen läutet in
mit engliſcher Überſetzung in London von ihm her-
i mit noch 5 anderen Liedern von mir.

Eines Tages ſpazierten wir gegen Abend die Anhöhe hinauf 'zu den drei Linden.' Als wir dort angelangt waren, ſetzte ſich Mendelsſohn in eine Vertiefung, holte ſeine Mappe hervor und zeichnete eine jener zwei Linden, die dritte iſt nämlich nicht mehr vorhanden. Unterdeſſen pflückte ich Blumen und wand ein Sträußchen, das ich auf die Bank legte.

Ich ging dann wieder nach Blumen zu einem zweiten Sträußchen. Wie ich damit fertig und mein erſtes wiederholen wollte, konnte ich es nicht finden. Ein Frankfurter Madamchen auf der Bank reichte es mir: 'Iß des das Ihnen Ihrige?' Mein Sträußchen war zu ſchön für dieſe Frankfurter Schönheit, ich nahm es als mein Eigenthum zurück.

Es iſt meine alte Liebhaberei, Blumenſträuße zu winden und beſonders ganz kleine. Ich wetteiferte darin mit Frau Mendelsſohn, die aber dabei auf eine andere Art verfuhr ſowol in der Form der Sträußchen als in der Wahl und Zuſammenſtellung der Farben.

Später machte ich mit Mendelsſohn einen weiteren Ausflug. Wir holten Freiligrath von Kronthal ab, gingen nach Königſtein und beſtiegen dann den Falkenſtein. Uns entzückte die rigiartige Ausſicht. Auf dem Hin- und Rückwege erzählte uns Mendelsſohn viel von den engliſchen Eigenthümlichkeiten und manche ergötzliche Geſchichte.

Eine eben ſo freundliche, liebe Erſcheinung war auch Frau Mendelsſohn. Ich hatte ſie ſchon vor Ankunft ihres Gemals kennen gelernt. Zuletzt wurde ich noch zu Mittag eingeladen und verlebte mit ihnen einige recht heitere Stunden.

In der erſten Hälfte Julis war auch Ferdinand Hiller einige Male in Soden. Ich war zweimal ſein Tiſchgaſt. Hiller war meiſt ernſt und ſtill, mehr mit ſich als anderen

häftigt. Während Mendelssohn ein Centrum war, das seine rahlen ausströmte, schien mir Hiller eins, das alle in sich fing; was sich ihm näherte, schien nur um seinetwillen da sein. Er kam mir vor wie sein großes Album mit den len gefeierten Namen, das er mehr zu seiner, als ihrer Verrlichung zu zeigen schien.

Noch muß ich eines Mannes erwähnen, mit dem ich viel gern verkehrte: Hermann Friedrich Georg Ebner. Er gete zu den Frankfurtern, die das 'Handels- und Gewerbsreßbuch nach ihrem bürgerlichen Stande oder Geschäfte' unter eraten aufführt. Er war ein fleißiger und gewandter Miteiter an vielen Zeitschriften und hatte sich nach und nach viel Vermögen erworben, daß er ein eigenes Haus bewohnen sorgenfrei leben konnte.

Außerdem lernte ich noch kennen Dr. Creizenach, Dr. Friedn, Dr. Wagner, Gründer und Herausgeber der Didaskalia, den Candidaten Friedrich Ludwig, der eigens von Frankfurt meinetwillen herüber gekommen und mir seine Maria Magena verehrte.

Von Soden aus machte ich einige weitere Ausflüge.

Den 20. Juni folgte ich einer Einladung zum Feste der ainzer Liedertafel im Hôtel Barth in Castel. Mittags war bei Theodor von Zabern zu Gaste und lernte seinen Schwievater, den Geh. Staatsrath Jaup kennen. Nachher traf ich t Esser, dem Director der Liedertafel zusammen. — Abends 2 begann das Fest. Der alte Schott führte mich zu Tische. wurde gut gesungen, gut gegessen und getrunken. Schott chte ein Hoch auf mich aus. Ich sang zum Danke mein d:

Ja, ihr habt es denn endlich vollendet ꝛc.

Die Stimmung ſchien mir etwas gedrückt, weshalb ich denn auch nicht zu bewegen war, noch etwas vorzutragen. Erſt ſpäter erfuhr ich, woher dieſe Stimmung: das heutige Feſt war der deutſchen Advocaten-Verſammlung beſtimmt geweſen, die bekanntlich nicht zu Stande kam. Ein Bericht über das Feſt im Rheiniſchen Telegraphen von Ch. Ries' Nr. 59 gedachte auch meiner:

'Es war ihm wohl bei dieſem Feſte, und ſeine Nähe wirkte wohlthuend, und der alte Rhein muß gejubelt haben, wie er brauſenden den jubelnden Gruß der Liedertafel an Hoffmann vernahm. Wer hätte auch nicht mit einſtimmen mögen in das „Hoch" für Hoffmann? Es iſt eine eigene Ehrfurcht, die einen beim Anblick dieſes kerngeſunden deutſchen Mannes mit der kerngeſunden deutſchen Geſinnung umſchleicht, man fühlt, daß es dieſer Mann gut mit ſeinem Vaterlande meinen muß. Hoffmann von Fallersleben antwortete mit einem ſeiner begeiſternden Lieder, das er vortrug und das ſich einer ohne ſo begeiſternden Melodie aufdrängt.'

Vorstellung beizuwohnen. Den 27. erfüllte ich mein Versprechen. Zu Mittag speisten wir im Schwan, wozu auch Frau Gutzkow und Dr. Wihl eingeladen waren. Den Abend bewunderte ich auf der Bühne Döbler's Nebelbilder, die von ihm erfunden waren. — Döbler war ein stiller, sinniger Mann, in seinem Fache ausgezeichnet, ein wahrer Künstler, dabei sehr leidend in Folge der vielen und großen Anstrengungen. Seine Frau dagegen, eine geborene Hamburgerin, war munter und gesund, immer heiter und gesprächig.

Freiligrath wohnte mit seiner Frau in Kronthal, einer kleinen stillen Badeanstalt in einem waldigen Thale, die erst vor 10 Jahren ins Leben trat. Wir besuchten uns wechselseitig, doch war ich öfter in Kronthal als er in Soden. Die letzten Tage vor meiner Abreise war unser Verkehr besonders lebhaft. Wir sahen uns täglich. Den 29. Juli las ich ihm die 'Hoffmannschen Tropfen' vor, die erst im September gedruckt wurden. Den 31. Juli fuhren wir nach Frankfurt und speisten bei Ebner zu Mittag. Obschon es seinerseits keiner Erklärung mehr bedurfte, daß er ganz zu unserer Partei gehörte, so hielt ich es doch nicht für überflüssig, ihn als einen Gleichgesinnten zu begrüßen, zumal ich voreiliger Weise mein Mißtrauen früher in einem Liede ausgesprochen hatte. Den 1. August traf ich ihn nicht in Kronthal, er war nach Homburg gegangen. Den 2. kam er mit seiner Frau nach Soden herüber und ich sang ihm zum Abschiede dieses Lied:

Willkommen im Freien!

Sie hatten den Käfich versilbert,
Sie lockten Dich hinein,
Du trautest dem trüglichen Scheine,
Und mußtest gefangen sein.

Da bist Du inne worden,
Daß Du was Beſſeres biſt,
Daß auch für Dich ohne Freiheit
Kein Leben hienieden iſt.

Da biſt Du hinaus geflogen,
Hinaus in die friſche Luft,
Hinaus in das freie Leben
Zu Blumen- und Laubesduft.

Entwöhnt der Käfichsnahrung
Singſt Du durch Wald und Flur,
Willſt leben wie Deine Genoſſen
Von Gottes Gnaden nur.

Sing fort, o freier Vogel,
Dein Lied im Freiheitston!
Der ſtumme Dank des Volkes
Iſt mehr als Königslohn!

Wir nahmen von einander Abſchied ohne die tröſtende Hoffnung, uns bald wiederzuſehen. Der Druck ſeiner neueſten

gehörte, in vielfacher Weise schmerzlich enttäuscht, und sie ist es vornämlich, welcher die Mehrzahl der in der zweiten Abtheilung dieses Buches mitgetheilten Gedichte ihre Entstehung verdankt. Keines derselben, kann ich mit Ruhe versichern, ist gemacht; jedes ist durch die Ereignisse geworden, ein eben so nothwendiges und unabweisliches Resultat ihres Zusammenstoßes mit meinem Rechtsgefühl und meiner Uberzeugung, als der gleichzeitig gefaßte und zur Ausführung gebrachte Entschluß, meine vielbesprochene kleine Pension in die Hände des Königs zurückzulegen. Um Neujahr 1842 wurde ich durch ihre Verleihung überrascht; seit Neujahr 1844 hab' ich aufgehört, sie zu erheben.

Indem ich mich solchergestalt, durch Wort und That, offen und entschieden zur Opposition bekenne, schicke ich gleichwohl der zweiten Abtheilung die erste, schicke ich den unzweideutigen Stimmen einer ausgebildeten und in sich gefesteten politischen Meinung die minder sicheren und bewußten einer erst werdenden und sich gestaltenden voraus. Ich kann nicht anders! Wer am Ziele steht, soll auch den Umweg nicht verläugnen, auf welchem er es erreicht hat! Dies mein Glaube, und dies der einzige Grund, der mich gerade bei dieser Gelegenheit zur Wiederveröffentlichung jener älteren Gedichte bestimmt. Andere Motive, vollends solche des Hasses und des Neides, wie man sie einst bei meinem Liede gegen Herwegh vorausgesetzt hat, sind mir jetzt so fremd, wie sie es damals waren, und ich stelle sie hiermit auf's Entschiedenste in Abrede. Es ist mir hauptsächlich darum zu thun, eine nunmehr hinter mir liegende Übergangsepoche meiner poetischen und politischen Bildung auch sichtbar für mich und Andere zum Abschluß zu bringen.

Und so leg' ich denn diese Sammlung, Älteres und Neuestes, vertrauensvoll an das Herz des deutschen Volkes! Die Besonnenen und ruhig Prüfenden, hoff' ich, werden die zahlreichen Fäden

leicht entdecken, welche aus der ersten Abtheilung des Buches in die zweite herüberführen. Sie werden es erkennen, hoff' ich, daß hier nur von einem Fortschreiten und einer Entwicklung die Rede sein kann, nicht aber von einem Übertritt, nicht von einem kahlerischen Fahnentausch, nicht von einem leichtfertigen Haschen nach etwas so Heiligem, wie die Liebe und die Achtung eines Volkes es sind. Sie werden es vielleicht um so eher, wenn sie gleichzeitig erwägen, daß die ganze Schule, die ich so eben als Individuum vor den Augen der Nation durchgemacht habe, doch am Ende nur die nämliche ist, welche die Nation in ihrem Ringen nach politischem Bewußtsein und nach politischer Durchbildung, als Gesammtheit selbst durchlaufen mußte und zum Theil noch durchläuft; — und das Ärgste, was sie mir vorzuwerfen haben, wird sich zuletzt vielleicht auf das Eine beschränken: daß ich nun auch von jener „höheren Warte“ auf die „Zinnen der Partei“ herabgestiegen bin. Und darin muß ich ihnen allerdings Recht geben. Fest und unerschütterlich trete ich auf die Seite Derer, die mit Stirn und Brust der Reaction sich entgegenstemmen! Kein Leben mehr für mich ohne Freiheit! Wie die Loose dieses Büchleins und meine eigenen auch fallen mögen: — so lange der Druck währt, unter dem ich mein Vaterland seufzen sehe, wird mein Herz bluten und sich empören, sollen mein Mund und mein Arm nicht müde werden, zur Erringung besserer Tage nach Kräften das Ihrige mitzuwirken! Dazu helfe mir, nächst Gott, das Vertrauen meines Volkes! Mein Gesicht ist der Zukunft zugewandt.

Ferdinand Freiligrath.

Nach dieser rückhaltlosen Erklärung durfte sich die Presse gar nicht erst den Kopf zerbrechen, warum und wie Freiligrath in den Freisinn hinein gerathen war. Das Ereigniß war aber zu bedeutend und mußte besprochen werden, und da dies nur in regierungsfreundlichem Sinne geschehen konnte, so waren die Stimmen natürlich mehr wider ihn als für ihn. Die Allge-

meine Zeitung stellte am 10. Oct. in ihrer 284. Nr. mehrere Urtheile zusammen. Zur Probe:

* † **Vom Main,** 6. Oct. Ueber Ferdinand Freiligraths „ein Glaubensbekenntniß" haben sich bereits vielfache Stimmen vernehmen lassen; es wurde dem Dichter zujauchzendes Lob und bitterer Tadel. Nachdem Freiligrath auf die „Zinnen der Partei" von seiner „höhern Warte" getreten, wird er auch parteiisch beurtheilt, und es ist Pflicht eines jeden, der es redlich mit Freiligraths ausgezeichnetem Dichtertalent meint, vermittelnd zwischen seinem Berufe und seinem Irrthum aufzutreten, so wie es damals geschah, als er von dem politischen Zelotismus, dem er nun huldigen will, angefallen wurde. Freiligrath ist weder durch den innern Drang, noch durch die äußern Verhältnisse zum politischen Dichter berufen oder gar gemacht worden und nur die falsche Stellung, in welche er durch seine frühern Gedichte „aus Spanien" und „ein Brief," vielleicht auch durch die ihm verliehene Pension oder vielmehr durch die darüber laut gewordenen Urtheile gerathen, machte ihn irre an seinem wahrhaften Dichterberuf. Aber unter welchen Umständen sind jene Gedichte entstanden, und unter welcher Berücksichtigung und Hinweisung wurde ihm die Pension? Das Gedicht „aus Spanien" verfaßte Freiligrath, als ihn ein Frankfurter Freund dringend aufforderte, für den Vortrag im Museum ein Gedicht einzusenden. Er hatte kein passendes liegen, und ergriff mit seiner glühenden Einbildung den Tod Diego Leons zum Gegenstand seines zugesagten Gedichts. Freiligrath lebte damals noch in politischer Unschuld, und es verletzte ihn nicht einmal, wie ihm Herwegh in den „Vaterlandsblättern" und Friedr. Funk im „Morgenblatt" geantwortet. Herwegh schrieb darauf noch einige freundliche Worte aus der Schweiz an Freiligrath, und forderte ihn auf zur liberalen Partei überzutreten. Freiligrath ließ die Aufforderung unbeachtet. Als er aus dem einsamen St. Goar seinen „Brief" gegen Herwegh geschleudert,

da glaubte Herwegh einen unversöhnlichen Feind in Freiligrath erkennen zu müssen, und er verfolgte ihn mit wahrem Hasse. Und doch war es nur die Schicklichkeit, welche Freiligrath in Herwegh's Brief verletzt glaubte. Eine politische Gesinnung wollte Freiligrath gegen den excentrischen Poeten nicht geltend machen, denn er war von Grund seiner Seele liberal. Die Verleihung der Pension spricht dem nicht entgegen. Freiligrath erhielt sie unerwartet, als dem König von Preußen vorgestellt worden, daß der Zweck, der den Dichter nach Darmstadt gerufen, die Herausgabe der englischen Zeitschrift, vereitelt worden. In dem betreffenden Rescripte wurde bemerkt, daß die Pension von dem Könige so lange Freiligrath verliehen werde, bis man eine für ihn geeignete Anstellung aufgefunden. Irgend eine Bedingung war an die Pensionsverleihung nicht geknüpft, und Freiligrath konnte nach wie vor seine unabhängige Gesinnung bewahren. So unbedeutend die Pension von 300 Thlr. war, so erweckte sie doch den Neid anderer, und diese verfolgten Freiligrath mit Angriffen und auch mit falschen freundlichen Vorstellungen so lange, bis er die königliche Auszeichnung als eine drückende Last erkannte. Er konnte aber immerhin dem König die Pension zurückgeben, er brauchte deshalb nicht ein offener Feind des Königs zu werden. War Freiligrath mit dem Gange der Dinge in Preußen, seinem neuen Vaterlande, nicht zufrieden, konnte er sich — fühlte er sich dazu berufen — in männlicher freier Sprache darüber aussprechen. Die Nation forderte ihn aber nicht dazu auf, sondern nur die Partei. Die deutsche Nation macht andere Ansprüche an Freiligrath als Dichter, und die vielen Auflagen seiner Gedichte beweisen, daß sie noch mehr von seinem Dichtergenius erhofft. Freiligrath möge von dem welschen Boden, auf den ihn ein Irrlicht geführt, ins deutsche Vaterland zurückkehren, und die deutsche Nation bald mit dem schon vorbereiteten zweiten Theile seiner Gedichte beschenken. Sind es doch gerade auch seine hervorra-

genden Eigenschaften als Dichter, welche seine Zeitgedichte werthvoll machen. In politischer Beziehung mögen sie als die augenblickliche Verirrung eines edeln Geistes gelten. Auch Freiligrath hat nun seine Wallyperiode und er wird einst lächelnd auf sie zurückblicken.

Die Aachener Ztg. vom 1. Oct. sagt: „Es gibt zweierlei Dichter: den plastischen, welcher conservativ sein muß, weil nur das fest Bestehende seinen bildenden Händen Stand hält, und den, welcher in und von der Zeit lebt, welcher sich in den Strom der Gegenwart stürzt und von ihm sich tragen läßt. Unsere Zeit ist so mit sich beschäftigt — und gut, daß es so ist — daß sie nur Sinn für sich hat; ihr Schaffen, ihr Sein und Werden, darum drehen sich alle ihre Interessen. Nur der Dichter ist ihr Dichter, welcher ihre Bestrebungen, ihre Verwandlungen, ihre Hoffnungen zu treffen weiß. Für den Genius, welcher außer ihr leben wollte, könnte sie Achtung, nicht Liebe empfinden, und welcher Genius will gern außer seiner Zeit stehen? Freiligrath konnte es am wenigsten, er hat nicht die Kraft, für alle Zeit zu dichten, und glücklich genug, wenn er seiner Zeit genügte. Er fand eine Saite, die widerklang in der Phantasie seiner Zeitgenossen; darauf wurde die Zeit eine politische, und Freiligrath schleuderte seinen Stein gegen Herwegh, aber die Hand zitterte ihm und der Stein fiel auf ihn zurück. Man sagte ihm, er sei nicht, wie David, von Gott begeistert, seine Schleuder sei eine bezahlte gewesen. Man hatte Unrecht. Es war nicht Feilheit, es war nur menschliche Schwäche, welche den Dichter irre führte. Das Gemüth war gut, aber der politische Verstand war schwach, der Schwärmer war dem Politiker über den Kopf gewachsen. Wer wollte deshalb den Stab über ihn brechen? Nur der kann es, der nie geglaubt hat, und wir beneiden den nicht, der immer gezweifelt. Der Enthusiasmus hat jetzt den Dichter verlassen, oder vielmehr er ist zurückgeschlagen, und bricht sich jetzt nach

anderer Seite durch. Er ist wieder frei geworden und blickt hell um sich. Immer ist eine solche Umwandlung interessant, um so mehr, wenn sie offen eingestanden wird. Freiligrath thut dies in seinem neuesten Gedichtband, den er mit Recht „ein Glaubensbekenntniß“ nennt.“

Man ging aber noch weiter: man trauete Freiligrath so wenig Selbstständigkeit zu, daß man ihn als einen zu seiner neuen politischen Richtung von mir Verführten hinstellte, und diese Albernheiten gingen dann später in die Geschichten der neuesten deutschen Litteratur über.

Das Unangenehmste dabei für Freiligrath und mich war unstreitig, daß seine Verwandten und viele seiner Freunde ihn als den Verführten und mich als den Verführer ansahen. In ihrer philisterhaften Lebensanschauung hielten sie es für ein Unglück, daß Freiligrath eine Pension von 300 Thlrn. aufgab, wodurch er zu nichts verpflichtet gewesen war; so etwas konnte nach ihrer Ansicht nicht aus eigenem Antriebe kommen, das mußte durch fremden Einfluß bewirkt sein. Freiligrath ahndete das, und sendete einem Freunde schon den 18. August von Mainz aus sein ‘Glaubensbekenntniß’ mit einigen Zeilen. Es ist mir lieb, daß ich dieselben in der Urschrift besitze — der Mann, an den sie gerichtet sind, hat sie mir verehrt. Ich theile sie mit, um das zu bestätigen, was Freiligrath wollte, und daß es ihm nie eingefallen ist, einem andern die Verantwortlichkeit seiner Schritte zuzuschieben.

Verehrter Herr!

Nehmen Sie gütigst das beikommende Buch als späte, wenn auch hoffentlich nicht zu späte, Antwort auf den freundlichen Brief an, den Sie mir vor zwei Jahren zu schreiben die Gewogenheit hatten. Ich denke, daß er sich seinem ganzen Inhalte

nach durch das „Glaubensbekenntniß“ erledigt findet, und unterlasse drum alle weiteren Auseinandersetzungen und Commentare. Ich denke, wir verstehen uns!

Eine Bitte hab' ich Ihnen aber noch vorzutragen. Die nämlich, daß Sie sich veranlaßt finden möchten, meiner guten Schwiegermutter*) einige Worte der Erläuterung und des Trostes zu sagen, wenn sie sich, wie ich vermuthe, über diese meine jüngsten Gedichte mehr oder weniger entsetzen sollte. Suchen Sie ihr die Uberzeugung mitzutheilen, daß das Volk mehr zu bedeuten hat, als die Fürsten; daß „das Glaubensbekenntniß“ ein aus innerem Drange hervorgegangenes Werk, daß es eine Nothwendigkeit ist, der ich ohne Widerstreben folgen mußte. Ein klares, verständiges Wort eines dritten wird hier mehr und besser wirken, als alle directe schriftliche Auseinandersetzung von meiner eigenen Hand. Ich verlasse mich darum vertrauensvoll auf Ihre Güte, und danke Ihnen im Voraus herzlich für Alles!

Mit den freundschaftlichsten Grüßen, auch von meiner Frau,

treu ergeben

Mainz, 18. Aug. 1844. F. Freiligrath.

Den 3. August verließ ich Soden. Ich folgte einer Einladung Karl Dresel's nach Geisenheim. Von Mainz fuhr ich des Nachmittags mit dem Dampfschiff ab. Als ich in Geisenheim ausstieg, begegnete mir Karl mit seiner Frau und mehreren Verwandten von Köthen: 'Gut, daß Sie kommen, Sie müssen mit, wir reisen alle fort.' Es blieb mir keine Wahl, ich bestieg mit ihnen wieder ein Dampfschiff, und war um $9\frac{1}{2}$ Abends wieder in Mainz. Wir waren ganz vergnügt im Hôtel Barth.

---

*) Frau Prof. Melos zu Weimar. H.

Den andern Tag fuhren wir zum Schützenfeſte nach Freiweinheim. Es ſtürmte und regnete. Während die Anderen nach der Scheibe ſchoſſen, ſaßen wir im Zelte und ſpielten Whiſt. Auch ein Vergnügen. Bei Tiſche ging es ſehr lärmend zu. Obſchon wir zu gemüthlicher Heiterkeit nicht gelangten, ſo blieben wir doch lange beiſammen und kamen erſt ſpät heim nach Geiſenheim.

Sehr angenehm lebte ich vier Wochen in dem mir ſo lieb gewordenen Rheingau. Ich benutzte jede Zeit zum Arbeiten oder Spazierengehen, wenn ich nicht geſellig in Anſpruch genommen wurde. Freilich gab es der Zerſtreuungen ſehr viele: Fremde, Freunde, Verwandte kamen und gingen, hierhin, dorthin ward ein Ausflug unternommen, dieſer und jener benachbarte Freund beſucht, auch fehlte es nicht an größeren Abend- oder Mittagseſſen bei uns oder anderen, bei Itzſtein in Hallgarten, Schultz und Auguſt Reuter in Rüdesheim. Eines Tages fuhren wir im Omnibus nach Kreuznach und blieben dort

nnte. Als ich den alten Hofmann von Langenwinkel be-
e, gehe ich auf ihn zu: 'Na, Vetter! nun sehen wir uns
ch noch früher wieder!' Das bezog sich auf die Worte,
er mir bei meinem letzten Besuche scherzhaft nachrief, als
en mit dem Lichte stand und ich die Treppe hinabging:
Vetter, wo sehen wir uns denn wieder? Wol, wie der
s sagte, beim Kürschner auf der Stange!' — Um $^1/_2$2
Tische. Itzstein, ihm zur Rechten der alte Hofmann, zur
n ich, ihm gegenüber Dupré von Mainz; neben mir zur
n der alte Dresel, vor mir der Grafschafts-Besitzer Tenge
Barkhausen, Karl Dresel's Schwiegervater. Tischmusik,
s Essen und 42er. Nach dem dritten Gerichte bewillkomm-
Klein von Bingen die Gäste. Leisler bringt ein Hoch aus
die zweite badische Kammer und Itzstein. Der alte Hof-
n spricht mit jugendlichem Feuer über das was war und
und wie es heute billig sein sollte. Dann folgt ein Hoch
Brunck und auf mich. Darauf wird mein Itzstein-Lied
eilt und mit Begeisterung gesungen:

Willkommen, Vater Itzstein!

Mel. Noch ist Polen nicht verloren.

Füllt die Gläser bis zum Rande!
Brüder, stoßet an!
Denn es gilt dem Vaterlande,
Gilt dem bravsten Mann.

Vaterland, freue dich!
Deine Nacht wird immer heller:
Itzstein, unser Stern,
Leuchtet nah und fern.

Beide sind ja ungetrennet:
Wo man's deutsche Land

Irgendwo auf Erden nennet,
Iſt auch Er genannt.
Vaterland, freue dich! ꝛc. ꝛc.

Laßt uns ſtreben, laßt uns ſtreiten
Auf der Freiheit Bahn,
Fortgeh'n mit dem Geiſt der Zeiten,
So wie Er's gethan!
Vaterland, freue dich! ꝛc. ꝛc.

Laßt uns ohne Furcht und Bangen
Trotz der Willkür Macht
Treu an Recht und Wahrheit hangen,
So wie Er's gemacht!
Vaterland, freue dich! ꝛc. ꝛc.

Laßt uns öffentlich beſprechen
Voller Männermuth
Unſre Leiden und Gebrechen,
So wie Er es thut!
Vaterland, freue dich! ꝛc. ꝛc.

Laßt uns ſein in ſchlimmen Tagen
Ehrenwerth wie Er,
Einig ſein und nicht verzagen,
Standhaft ſein wie Er!
Vaterland, freue dich! ꝛc. ꝛc.

Füllt die Gläſer bis zum Rande!
Brüder, ſtoßet an!
Denn es gilt dem Vaterlande,
Gilt dem bravſten Mann.

Vaterland, freue dich!
Deine Nacht wird immer heller:
Itzſtein, unſer Stern,
Leuchtet nah und fern.

Darauf folgen noch einige Trinkſprüche und Reden. alte Hofmann ſpricht gegen die Pfaffen, Hergenhahn über

und guten Druck, und ich ſinge das Lied vom deutſchen
:r. In allgemeiner Heiterkeit endet das Feſt, jeder kehrt
gt heim.

:em Grafſchaftsbeſitzer hatte mein friſches, munteres We-
fallen, er glaubte in mir einen angenehmen Begleiter
ieſellſchafter zu finden für ſeine Vergnügungsreiſe, die er
Tage antreten wollte. Selbſt wagte er jedoch nicht, mir
Antrag zu machen; er beauftragte demnach ſeinen Schwie-
ı, mich zu fragen, ob ich wol geneigt wäre ihn zu be-
. Karl kam lächelnd an mich heran: 'Du, mein Schwie-
:r möchte gern mit Dir eine Reiſe nach Italien machen.'
:o? fragte ich ganz bedenklich — das iſt weit hin, und
ı auch nicht im Mindeſten dazu vorbereitet.' — 'O,
er, das wird ſich ſchon machen — komm nur, ſprich
nit ihm!'

)err Tenge wiederholte was Karl mir geſagt hatte. Ich
allerlei Einwendungen. Ich wußte recht gut, wie mißı
iſt, mit jemandem den man nicht weiter kennt eine ſo
Reiſe zu machen, daß eines reichen Mannes Neigungen
)edürfniſſe von den meinen gar zu verſchieden ſein könnaß vielleicht ſeine etwaigen Launen mir jeden Genuß ver-
möchten u. dgl. Doch dachte ich dann wieder: du biſt
:eier Mann, darfſt niemanden um Urlaub bitten, ver-
: nichts und lernſt mit guter Gelegenheit ein fremdes
kennen, eine gemeinſchaftliche Reiſe iſt immer ein Wag-
alſo wag' es nur! Und ich wagte es: ich ging auf das
liche Anerbieten ein.

Da die Reiſe in den nächſten Tagen vor ſich gehen ſollte,
hm ich den folgenden Tag, den 2. Sept. Abſchied von
heim und ging nach Frankfurt, um mir Paß und Kleidung

zu besorgen. Mit Soiron fuhr ich auf dem Dampfschiffe bis Mainz. Wir trafen angenehme Gesellschaft: Abraham Bos und den Grafen Haslingen mit Gemalin.

Als ich in Mainz ans Land stieg, rief ein Packenträger mir freundlich zu: 'Gute Tag, Herr Hoffmann von Fallerslebe!' Da fragt ihn ein anderer: 'Wer ist denn des?' — 'Viech, des weist du nit? Des ist der erste Dichter, wo mer alleweil hott!' — Was würde ein Gervinus sagen, wenn ein Rheinschnake seine Litteraturgeschichte fortsetzte!

Am Abend auf der Taunusbahn nach Frankfurt. Ich treffe mit Heinrich Hoff zusammen im Pariser Hof, wir wohnen auf Einem Zimmer.

Den folgenden Tag kaufe ich mir einen Reiseanzug und schicke meinen Paß an den österreichischen und den preußischen Gesandten zum Visieren ins Ausland. Der letztere weigert sich, er nimmt Ausland für deutsche Bundesstaaten, ich muß selbst hingehen und erklären, daß ich nicht in das inländische, sondern ausländische Ausland reisen will.

Um Mittag komme ich nach Wiesbaden und kehre in die '4 Jahreszeiten' ein. Tenge ist auch noch den nächsten Tag von Familiengeschäften in Anspruch genommen. Um mir die Zeit zu vertreiben, bin ich meist im Cursaale oder in den Umgebungen. Ich finde mancherlei Bekannte, so auch Karl von Meusebach. Er ist jetzt bei der Regierung in Trier und hat sich als Censor einen nicht eben beneidenswerthen Ruf erworben. Wie oft ergötzte er mich einst, wenn er als kleiner Junge in seines Vaters Stube auf dem Sopha tanzte, daß die Locken ihm um's Haupt flogen und er dazu auf einer Violine herumstrich. Er hieß lange nachher noch 'der Spielmann.' Wie hätte ich ahnden können, daß er es je auf einem andern, einem

verächtlichen Streichinstrumente zur Meisterschaft gebracht haben würde!

Als ich eines Nachmittags im Cursaale allein an einem Tische sitze, setzt sich Herr v. Bauer, Tenge's Schwager zu mir. 'Sie wollen also mit Tenge eine Reise machen?' — 'Ja wol.' — 'Da bedauere ich Sie —' — 'Wie so?' — 'O das ist ein unruhiger Mensch, Pitschaft der unaufhaltsame! Sie werden es erleben!'

5. Sept. Tenge hat seine Geschäfte vollendet und ist reisefertig. Wir steigen in eine Droschke und fahren zur Eisenbahn. Wir kommen zu spät und müssen hinterdrein kutschieren. Guter Anfang. Als wir in Mainz den Dampfschiffahrtsleuten unser Gepäck übergeben, fehlt meine Reisetasche. Ich eile mit dem nächsten Zuge nach Wiesbaden zurück, höre auch sogleich, daß in der Wilhelmsstraße eine Reisetasche gefunden ist, eile zur Polizei, weise mich als Eigenthümer aus, unterschreibe ein Protocoll und fahre sofort mit meiner Tasche zum Bahnhof. Ich habe gerade noch so viel Zeit, den nächsten Zug benutzen zu können. Auf dem Mainzer Bahnhofe treffe ich Jarcke. Ich frage ihn, ob ich wol unangefochten durch die Lombardei reisen könne. Er meint, man würde mir österreichischer Seits nicht hinderlich sein. Mit Karl Dresel besuche ich die beiden Zabern. Victor will mir das Glaubensbekenntniß mitgeben, ich danke aber, ich halte es für gerathener, der österreichischen Mauth und Polizei keinen Genuß zu bereiten.

Wir fahren bis Mannheim. Den Abend bin ich im Pfälzer Hof mit Hecker und Mathy zusammen.

6. Sept. Mit Tenge auf der Eisenbahn bis Oos. Unterwegs ruft mich Adolf Follen an, er will nach Lahr und redet mir zu, ebenfalls dahin zu gehen. Da nun Tenge sich

Baden-Baden anſehen will, ſo verabreden wir, uns in Lahr wieder zu treffen. In Oos ſteige ich ein, als eben der Zug nach Offenburg in Bewegung iſt. Ich ſtürze in den Wagen hinein und komme ſo mit dem Schrecken davon. Follen glaubte, ich ſei zurückgeblieben. In Offenburg ſind wir wieder beiſammen. Der Poſthalter Seger bewirthet uns vortrefflich und kutſchiert uns nach Lahr hinüber.

Frau Hofräthin Welcker mit ihren Kindern reiſt eben dahin. Sie erzählt mir von einer Volksliederſammlung, die ein junger Mann gemacht und nun niemand drucken wollt. (Ich habe ſie nachher zur Benutzung erhalten, aber wenig damit anfangen können.) Der Sammler iſt der Muſiker Föppel in Freiburg.

Den Abend iſt große Bürgerverſammlung im Rappen. Muſik, Lieder und Trinkſprüche. Follen ſehr überraſcht.

7. Sept. Die Bürger geben mir zu Ehren ein Mittagseſſen. Follen reiſt weiter. Als wir in ſchönſter Heiterkeit ſind, kommt Tenge dazu und freut ſich, mit vergnügt ſein zu können. — Am Nachmittag mit der Poſt weiter über Dinglingen nach Freiburg. Im Engel treffe ich wieder mit Follen zuſammen.

8. Sept. Nachdem wir den Freiburger Münſter mit ſeinem ſtattlichen Thurme, dem reichverzierten Hauptportale und den ſchönen Glasmalereien bewundert haben, ſetzen wir unſere Reiſe im Einſpänner fort. Durch's Höllenthal zu Fuß. Großartige Natur, beſonders der oft abgebildete Hirſchſprung. Im Gaſthauſe zum Rößli ſpeiſen wir zu Mittag. Das Eſſen ausgezeichnet und billig, die Gerichte nehmen kein Ende. Wir wundern uns über die vielen Gäſte. Die Männer ſind ganz ſtädtiſch, die Frauen bäuerlich gekleidet, aber in den koſtbarſten ſeidenen Stoffen. Wir erfahren, daß es Uhrenhändler aus dem

benachbarten Lenzkirch sind, deren Geschäfte von dort aus sich über die ganze Welt erstrecken. Heute zum Sonntag haben sie sich zu einem gemeinschaftlichen Schmause hier eingefunden. — Wir kommen am Titisee vorbei, dann durch Lenzkirch und erreichen des Abends Bonndorf.

9. Sept. Im Einspänner weiter nach Schaffhausen. Um 12 im Hôtel Weber. Prachtvolle Aussicht auf den Rheinfall. Um 1 Gasttafel. Neben mir ein wohlbeleibter Herr im schwarzen Frack mit dem rothen Adlerorden: der Hofprediger Strauß. Wir kommen mit ihm ins Gespräch, und Tenge bemerkt, daß wir zu den Naturforschern nach Mailand gehen. Ich kann das Lachen nicht lassen. Allerdings war Tenge ein Naturforscher geworden, er hatte sich den ganzen Weg mit der Natur unsers armen Gauls beschäftigt, der doch die Möglichkeit leistete.

Gegen 3 Uhr fahren wir nach Schaffhausen, treffen aber für die Post zu spät ein, sie ist ganz besetzt und wir müssen mit einem Verdeckplatz vorlieb nehmen. Der Sitz bequem und die Aussicht recht frei. Leider kommen uns drei Gewitter entgegen und wir werden sehr naß. Auf der letzten Station hört es auf zu regnen, und da will ein Engländer mit mir den Platz tauschen. Welche Großmuth! Wir freuen uns nun an der herrlichen Aussicht auf die Glarner Alpen, die von der Abendsonne beleuchtet vor uns liegen. Naß, aber mit Humor erreichen wir Zürich. Das Hôtel Baur ist besetzt, wir finden ein Unterkommen im Hôtel du Lac.

10. Sept. Um 8 Uhr auf dem Dampfer den Zürichsee entlang. Trübes Wetter, aber rechts und links Alles sichtbar. Zu Uznach steigen wir aus und fahren nun mit noch 11 in einem engen Omnibus bis nach Wesen, besteigen wieder ein Dampfschiff und landen zu Ende des Wallensees in Wallenstedt.

Von da mit dem Poſtwagen nach Chur. Wir kommen durch Sargans und Ragaz. Während ich die hohen Berge bewundre und mich über das ganze Thal freue, erſtaunt und ärgert ſich Tenge über die vielen verſumpften Wieſen. Abends ſpät im Poſthorn zu Chur.

11. Sept. Des Morgens mit der Poſt weiter an Felsberg vorbei nach Reichenau am Zuſammenfluß des Vorder- und Hinterrheins, und dann nach dem Marktflecken Thuſis. Wenige Minuten jenſeits beginnt die merkwürdige Felsſchluchtſtraße, die unter dem Namen Via mala weltbekannt iſt. Wo ſie endet, öffnet ſich das freundliche Schamſerthal mit dem Hauptorte Andeer. Der Weg bietet dann noch viel Sehenswerthes dar bis Splügen, das bereits 4034′ ü. d. M. liegt. Wir ſpeiſen hier zu Mittag. Zum erſten Male Wein als Gemeingut bei Tiſche. Die Straße nimmt von hier aus eine immer höhere Steigung und erreicht auf dem Gipfel des Splügenpaſſes eine Höhe von 6500′ ü. d. M. Oben wenig Vegetation,

neben sich in einen Abgrund von oft 2000′ hinabsieht. Die Postillone fahren immer im starken Trabe hinab, selbst da wo sie wenden müssen. Die Pferde gehen freilich mit merkwürdiger Sicherheit. — Wir sehen dann noch den herrlichen Wasserfall des Madesimo, der nicht weit von der Straße 700′ herabstürzt. Darauf kommen wir nach dem Dorfe Pianazzo und überschreiten den Madesimo. Von hier ab senkt sich die Straße. Als wir jenseit Campo dolcino sind, wird es leider dunkel, wir bemerken nur noch in der Nähe die hohen Kastanienbäume und hören das Rauschen der Gießbäche. Unheimlich tönt der Schrei der Hirten, wenn sie mit ihren Heerden uns entgegen kommen.

Um 9 Uhr Abends treffen wir in Chiavenna ein. Es regnet und nebelt immerfort. Ein alter Fisch und Gemsencotelett ist unser Abendessen, wir hätten wol etwas Besseres verdient.

12. Sept. Mit der Post an den Comer-See. Wir sitzen im Cabriolet und hätten die schönste Aussicht vor uns haben müssen, der Regen aber dauert fort. Stark strömende Bergwasser ergießen sich hie und da über die Straße. An einer Stelle ist es so arg, daß der Postillon absteigen und die Pferde hindurchleiten muß. Bald nach uns hat kein Wagen mehr durchkommen können. Wir fahren am Lago Mezzola vorüber, dann durch zwei Felsengallerien. Hie und da Wiesen, Weidenbäume, Pappeln, Mais. Die Einfassung der Straßen sehr schön. Hier die ersten echten Italiener, braune Gesichter, barfüßig und barbeinig, mit Sandalen, spitzen Hüten, Regenmänteln und Schirmen.

Nach unserer Ankunft in Colico eilen wir sofort in vollem Regen auf's Dampfschiff. Wir fahren quer über den See nach

Gravedona. Der Deutſchitaliener Paolo Ciappa, Kunſthändler in Halle an der Saale, empfiehlt uns eine Oſteria. Wir müſſen durch eine lange enge Gaſſe, in der Mitte der Rinnſtein, und eben darein ergießen ſich die Traufen, nirgend Dachrinnen, und ſo zu guter Letzt noch recht von unten und oben durchnäßt erreichen wir das empfohlene Gaſthaus. Sein Schild das gewöhnliche Zeichen, ein friſcher Kaſtanienzweig, und der Wirth ſehr zuthulich und geſchäftig. Wir bekommen ein großes Zimmer, worin nichts als vier Betten und ein kleiner Waſchtiſch. Wir beſtellen ein Mittagseſſen, und nach einiger Zeit wird ein echt italieniſches aufgetragen: erſtlich nicht tutti frutti, ſondern tutti carni, ein Fleiſchmiſchmaſch, worin ſogar Hahnenkämme, dann Fiſche in Öl geröſtet. Tenge macht ein bedenkliches Geſicht, er verſchmäht dieſe italieniſchen Leckerbiſſen und ſtillt ſeinen Hunger mit Brot, während ich mit meiner deutſchen Natur, die alles Eigenthümliche kennen lernen will, nicht davor zurückſchrecke. — Nach Tiſche klärt ſich das Wetter auf und wir machen einen Spaziergang auf eine Anhöhe. Dort iſt gerade Jahrmarkt (mercato in fiera). Die Krämer ſind beſchäftigt, ihre Kiſten und Kaſten, die in der Kirche ſtehen, auszupacken. Traufen ſind ſchon allerlei Waaren, Geräthſchaften und Lebensmittel zum Kauf ausgelegt. Das merkwürdigſte iſt mir ein Schaffellſchlauch mit Öl. — Hinter einer Mauer ſind mehrere Männer verſammelt, die eifrig einem Stegreifdichter zuhören, der mit einem einſaitigen Inſtrumente ſeine Verſe begleitet. Wir treten unter ſie: einer der franzöſiſch kann und ſich als einen Napoleoniſchen Krieger in Rußland darſtellt, ſucht uns auszukundſchaften, und als er glaubt, genug über uns erfahren zu haben, theilt er es ſeinen neugierigen Kameraden mit. Es dauert auch nicht lange und der Improviſatore beſingt uns; ſo

el ich verſtehen kann, ſagt er: Das ſind vornehme Signori, e kommen aus dem hohen Norden und wollen unſer ſchönes talien kennen lernen ꝛc. — Wir ſteigen höher hinauf und rden durch eine wunderſchöne Ausſicht belohnt. Um uns aulbeerbäume, Weinreben, laubenartig gezogen, darunter und neben Mais, höher hinauf Kaſtanien. Wir ſpazieren hinab ch der Seeſeite und beſehen eine Schule. Der Lehrer allein rin, er zeigt uns mit Wohlbehagen die Liſte ſeiner Schüler, hat deren 74. Dann zum Palazzo, den zu Ende des 16. ahrhunderts ein Cardinal Galli bauen ließ. Armuth und delſinn: große Zimmer und nichts Ordentliches darin. — ir beſuchen abermals den Jahrmarkt. Viele Geiſtliche mit ren Köchinnen wandeln ganz traulich unter dem harmloſen andvolk umher.

13. Sept. Wir beſehen eine Seidenſpinnerei in der Nähe ravedona's, eine großartige Anlage. Tauſende und aber tauſende einzelne Fäden werden hier je zu zweien oder mehreren erbunden. Das Ganze wird von zwei Mühlrädern in Bewegung geſetzt.

Wir müſſen lange am Ufer warten, bis uns der Nachen as Dampfſchiff bringt. Wir fahren den See entlang bis omo. Die Ufer der Südſeite ſind ſehr reizend: zwiſchen den aſtanien, Maulbeer- und Obſtbäumen und Weinſtöcken überall illen, hie und da Cypreſſen, Feigen- und Olivenbäume. Sehr übſch liegt die Villa Sommariva, nach ihrer jetzigen Beſitzerin, er Prinzeß Charlotte Marianne, Villa Carlotta genannt.

Als wir anlanden, eröffnet ſich uns ein Bild des echten olce far niente: eine Geſellſchaft junger Männer ſitzt, zum heil das Haupt geſtützt, auf der Mauer unbeweglich und blickt großer Selbſtbehaglichkeit in die Welt hinein. Tenge außer

sich, daß die Kerle so faul da sitzen, er kann sich nicht genug wundern. 'Nun, sage ich, glauben Sie nicht, daß die Kerle sich noch mehr über Sie wundern würden, wenn sie erführen, daß Sie ein Grafschaftsbesitzer sind, der sich so viele Sorgen macht und sich mitunter so sehr plagt?'

In Como weilen wir zu Mittag und fahren mit dem Corriere nach Mailand. Wir sitzen oben im Imperial. Es ist sehr unbequem hinauf und hinunter zu kommen. Tenge achtet diese Unbequemlichkeit nicht, wo angehalten wird, eilt er seinen Durst zu löschen, in die erste beste Osteria. So auch in Carfanigo. Da es nicht ersichtlich ist, ob es weiter geht oder umgespannt wird, so bitte ich ihn, sitzen zu bleiben. Er aber will durchaus den Vino versuchen, steigt hinab und kehrt ein. Nach einiger Zeit folge ich ihm und bitte ihn dringend, sich zu beeilen. Unterdessen sehe ich, wie sich eben der Kutscher zur Weiterfahrt anschickt. Ich auf meinen Platz, und wie jener seine Peitsche schwingt und die Pferde antreibt, schreie ich so laut ich kann: 'Halt! halt!' Das eine Vorderpferd dreht sich um und bringt den ganzen Zug in Verwirrung und zum Stehen. Der Kutscher flucht: 'Bestia tedesca' u. dgl. Unterdessen kommt Tenge und nimmt gelassen seinen Sitz ein. Der gehorsame Gaul hatte unter den Österreichern gedient und deutsch gelernt. Wir lachen aus Leibeskräften und mein Nachbar, der Dr. Treer von Hamburg, lacht herzlich mit.

Wir kommen nun in die lombardische Ebene. An den Straßen junge Maulbeerbäume, rechts und links Mais- und Reisfelder. Es ist einem oft, als ob man durch eine fruchtbare Gegend Norddeutschlands reist. Wir erreichen erst spät Mailand und steigen im Hôtel Reichmann ab.

14. Sept. Unser erster Gang in den Dom und auf den

l. Das Maſſenartige des gewaltigen Baues von lauter end weißem Marmor macht großen Eindruck. Die viele tarbeit aus verſchiedenen Jahrhunderten iſt bewunderns-). Der Bau ward 1386 begonnen, im 16. Jahrhundert r fortgeführt, ruhte dann lange, bis er endlich unter Na- n und Franz I. vollendet wurde. Schon nach dieſer kurzen ichte läßt ſich keine Einheit des Stils erwarten, und ſie nn auch wirklich nicht vorhanden. Überhaupt ſcheint mir Anfang an ein Mißverſtehen der deutſchen Baukunſt obzu- n; ſpäter hat man dieſe noch durch franzöſiſche Einfügſel nzt: die Vorderſeite mit ihren neufranzöſiſchen Fenſtern Thüren hat für ein deutſches Auge etwas Störendes, ja digendes.

Von hier zum Arco della Pace. Er iſt urſprünglich ndet von Napoleon I. zur Verherrlichung der franzöſiſchen e in Italien, dann 1814 ins Öſterreichiſche überſetzt und Friedensbogen gemacht. — Darauf beſehen wir die Ge- eſammlung im Palazzo del Duca Litta und die Kunſt- ellung in der Brera. Um 4 Uhr erſt zu Hauſe, von allem deln und Sehen völlig erſchöpft. — Nach Tiſche im Garten den Malern Haſenclever und Julius Hübner, wir unter- n uns über deutſche und italieniſche Kunſt. — Nachdem nit Tenge dann noch einen Abendſpaziergang gemacht, gehen zu Bette. Er iſt noch immer nicht müde und wir unter- n uns über ſein Lieblingscapitel, über Gemeindeordnungen.

15. Sept. Am Morgen zur Polizei. Viel Gedränge. dreimaligem Verſuche, unſere Päſſe zurückzuerhalten, gehen fort. Wir beſuchen wieder die Brera, ſpazieren durch die t und ſpeiſen um 3 Uhr zu Mittag.

Um 5 Uhr zur Arena. Dies umfangreiche Amphitheater,

das sonst nur zu Pferde- und Wettrennen dient, ist heute unter Wasser gesetzt. Zwei stattlich ausgerüstete Schiffe mit mittelalterlich gekleideten Kriegern, Sängern und Musikchören bewegen sich in feierlicher Unbeholfenheit auf dem kleinen Wasserspiegel. Darauf folgt das Wettschiffen junger Männer, dann junger Mädchen. Sie sind alle vom Comersee, aber nicht in ihrer Volkstracht, sondern ziemlich phantastisch aufgeputzt. Alle Plätze sind besetzt, so daß wir es nur zu einem Stehplatze bringen konnten. Ergötzlich ist es, wie die vielen tausend Frauen in Einem fort mit ihren Fächern sich Luft zuwedeln. Das Feuerwerk, womit die ganze Festlichkeit schließt, läßt viel zu wünschen übrig. Mein lieber Tenge ist mir wie unter den Händen verschwunden. Glücklich erreiche ich noch einen Omnibus, der zur Piazza del Duomo fährt. Um 11 Uhr findet sich mein Reisegefährte wieder ein, er ist noch im Theater della Scala gewesen.

16. Sept. Um 1 Uhr mit der Courierpost nach Genua. Unerquickliche Reisegesellschaft: ein Grieche aus Smyrna, ein Pfaffe, ein stummer Engländer und drei geschwätzige Italiener. Der weite Weg bietet nichts Sehenswerthes: ebene Flächen mit Weiden, Maulbeerbäumen, und hier und da Mais und Reben. In der Nacht kommen wir ins Gebirge.

17. Sept. Morgens um 8 Uhr in Genua. Wir spazieren in der Stadt umher. Die Straßen meist eng und dunkel, steil und schmutzig. Im Palazzo d'Andrea Doria schöne Aussicht.

18. Sept. Wir setzen unsere Spaziergänge fort. Während ich nach Tische in einem Kaffeehause mit Landsleuten ruhig plaudere, findet Tenge nirgend Ruhe: er will einen Berg besteigen, gerath in die Festungswerke, wird von dem Wachtposten

zurückgewiesen und tritt schweißtriefend und unbefriedigt den Rückweg an. Unsere Abreise ist beschlossen. Für das Visieren unserer Pässe müssen wir 32 Francs bezahlen. Ich singe: 'Und es lohnt sich ein Deutscher zu sein!'

Wir fahren gegen Abend mit dem Lombardo, einem neapolitanischen Dampfschiffe, nach Livorno. Genua, das sich am Abhange des Gebirges ausdehnt, gewährt von der Seeseite einen herrlichen Anblick. Wir machen Bekanntschaft mit Anton Fahne und seiner Frau. Er ist ein Alterthumsforscher und Kunstfreund und Kenner. Sein Reisezweck stimmt zu dem unsrigen; wir finden es bald wechselseitig passend und angenehm, die Reise gemeinschaftlich fortzusetzen. Bei Tenge's Unruhe und Hast, so schnell als möglich Alles zu sehen und so schnell als möglich weiter zu kommen, ist es mir ganz lieb, daß er sich künftig in seiner Selbstherrschaft beschränken wird und die Wünsche Anderer zu den seinigen macht. — Um 8 Uhr essen wir zu Nacht und um 10 Uhr gehen wir zu Bette.

19. Sept. Um 8 Uhr Morgens wohl und munter in Livorno. Wir lassen uns durch den Freihafen fahren und gehen dann nach Pisa.

Wir besuchen den Dom, das Battisterio, Campo santo, einige Kirchen und öffentliche Plätze. Im Battisterio wurden wir auf eine wunderliche Weise erschreckt. Der Custode macht uns eben aufmerksam auf den schönen Wiederhall und begleitet in theatralischer Stellung mit einer zierlichen Handbewegung seine Stimme. Wir blicken nach oben und lauschen. In demselben Augenblicke klappert es sehr stark mit einer Blechbüchse hinter uns. Wir sehen uns um, Tenge schreit: 'Das ist der Teufel!' Ein Büßer in schwarzem Gewande mit einer Capuze über dem Kopfe, worin nur zwei Öffnungen für die Augen,

bettelt uns an. Schrecken, Staunen und Gelächter bewillkommnen den ungebetenen Gaſt.

Um 5 Nachmittags auf dem Dampfſchiffe Ercolano nach Civita-Vecchia. Das Meer ſtark bewegt. Beim Nachteſſen fehlen ſchon viele Reiſende. Ich gehe zu Bette, kann aber nicht ſchlafen. Es ſtürmt gewaltig, beſonders als wir zwiſchen Elba und dem Feſtlande ſind. Das Schiff ſchwankt ſehr, die Kanonen rollen hin und her, die Wellen ſchlagen oft auf das Verdeck. Es iſt Mitternacht. Ich werde ſeekrank und muß viel leiden. Das dauert bis der Tag anbricht. Tenge iſt verſchont geblieben.

20. Sept. Am Morgen in Civita-Vecchia. Als ich ans Land ſteige, fühle ich erſt recht, wie elend ich bin. Nachdem wir die Plackerei mit der Paßpolizei und der Dogana überwunden haben, nehmen wir mit Fahne einen Vetturino bis Rom. Bei Sonnenuntergang erreichen wir die traurige Romagna. In Palo halten wir an und kehren ein. Es iſt eine ſchauderhafte Kneipe. Unter den unheimlichen Gäſten wird es uns ganz unheimlich. Nach dem langen Faſten verſpüre ich etwas Eßluſt. Ich beſtelle mir Salat. Der Wirth bringt mir Lattichſtengel und begießt ſie mit dem Öle der brennenden Lampe. Da fehlt nicht viel und ich werde wieder ſeekrank. Nachher haben wir mit dem Wirthe noch einen tüchtigen Zank, er will das uns gebührende Geld nicht wieder herausgeben. Wäre ich nur etwas wohler geweſen, ich hätte gewiß das Lied angeſtimmt vom Rinaldini:

'In des Waldes finſtern Gründen,
In der Höhle tief verſteckt.'

21. Sept. Um 10 Uhr Morgens in Rom. Obſ[illegible] unſere Koffer plombiert ſind, ſo müſſen wir doch noch

ogana, damit wir ja nicht auf den Gedanken gerathen, man nte zum Vergnügen in Italien reisen. Eine Stunde später t im Hôtel d'Allemagne bei Franz (Rösler) in der Via ' Condotti.

Wir besprechen, was wir Alles sehen müssen, und wenn s Zeit und Lust übrig bleibt, sehen wollen. Fahne ist mit ir der Meinung, daß wir nicht sehen wollen um zu sehen, ndern um sehend zu genießen, und uns dieses Genusses noch der Erinnerung zu erfreuen.

Wir gehen in den Caffe greco. Wir finden dort Andreas chenbach und spazieren mit ihm. Dann treffe ich Maler iegert von Breslau und Prof. Karl Witte. Jener ist erst s Sicilien zurückgekehrt und bleibt den Winter hier, dieser ht schon heute nach Deutschland. Witte wie immer der über- wängliche Italiener. Er erzählte, er habe von Capris Myr- en eine Ruthe für seine Kinder gewunden.

Nach Tische mit Achenbach und von Rothen auf dem lonte pincio. Später beim Eisessen sehe ich Kuranda. Ich hle mich wieder recht wohl, die Seekrankheit hat mich gesund macht, freilich eine Pferdecur.

22. Sept. Wir besuchen die Peterskirche. Ein Colossal- nd Prachtbau. Wer an einem Bauwerke großartige Verhält- sse und unermeßliche Räume bewundert, kommt hier aus der ewunderung gar nicht heraus. Wir gehen auf und ab, ich re gar nicht, daß jemand von uns den gewaltigen Eindruck ürt, von welchem unsere Schriftgelehrten so voll sind.

Die andachtsvollen Gläubigen küssen den Fuß des ehernen trusbildes. Jeder aber wischt vorher die Stelle ab, ehe er en Kuß anbringt. Die einen halben Zoll dicke Sandale und große Zehe sind schon weggeküßt. Man entschuldigt das

deutige Statuenküssen damit, daß es auch im alten Rom schon gewesen sei (s. Lucretius I, 317). Übrigens soll dies heil. Petrusbild nach dem Urtheile der Archäologen das Bild eines römischen Senators sein. — Die Mosaiken fesseln lange unsere Aufmerksamkeit. — In den großen Räumen ist eine angenehme Luft, während draußen der Scirocco weht.

Wir setzen zu Wagen unsere Denkmalschau fort: wir besuchen das Colosseum, die Triumphbogen, das Pantheon (Rotunda).

Unterwegs ist Tenge mit einem westfälischen Landsmann bekannt geworden, einem Bückeburger, der in Rom die deutschen Pilger umherführt und sonst heilige Geschäfte macht. Tenge kauft ihm einige geweihte Rosenkränze ab. Der Mann ist sicher ein römischer Bummler als Bückeburger Handwerker, der sich redlich für Frau und Kinder sorgen müßte.

Um 5 Uhr zum Quirinal. Die Schweizer in ihrer alten bunterhabten Landsknechtstracht und mit ihren Hellebarden umstehen den Hof. Eine Procession kommt langsam herangeschritten und macht in der Mitte Halt. Der Papst erscheint auf dem Balcon, umgeben von einigen Cardinälen, und ertheilt der Menge Segen. Einem glücklichen Zufalle verdankten wir das seltene Ereigniß.

Wollte man alle römischen kirchlichen Feiern und alle Volksfeste sehen, so müßte man wenigstens ein Jahr in Rom bleiben, wie es der französische Maler Antoine Jean Baptiste Thomas machte, der Alles der Art recht hübsch dargestellt hat.*)

Auf dem Wege nach dem Caffe greco bekommen wir

*) Un an à Rome et dans ses environs. Recueil de dessins lithographiés, dessiné et publié par Thomas. Paris 1823. fol.

Corso-Spazierfahrten zu sehen, aber kein wirklich hübsches
:sicht.

Der Hunger treibt uns nun in den Lepre, eine echt
nische Osteria, mehr malerisch als reinlich. Man reicht uns
n Speisezettel: es ist ein ganzer auf einer Seite bedruckter
liobogen. Danach sind in der Trattoria del Lepre in
a Condotti num. 9. e 10. zu haben: Zuppe 62, Bolliti 52,
itti 69, Umidi 141, Erbe 69, Rosti 89, Rifreddi 7,
sticceria 60, Credenza 25, Frutti 28. Vini 25, Acque
zose, also Salate und Früchte mit eingerechnet 602 Gerichte,
ilich sind darunter viele detto, detta, dette, detti mit
nen Verschiedenheiten, auch ist nicht Alles zu gleicher Zeit
haben, aber doch jedesmal Auswahl genug, und dennoch
ten wir unsere liebe Noth, etwas zu finden das uns schmeckte.

23. Sept. Am Morgen zur Kirche San Giovanni in
terano, nach der Inschrift Ecclesia Lateranensis vrbis
orbis caput, die Cathedrale des Papstes. Viel Sehens-
rthes, besonders die alten Mosaiken. Daneben Überreste
es Klosterhofs mit einem Bogengange von theils gewundenen,
eils schlichten Säulen mit verzierten Knäufen. Die italienischen
lterthumsforscher sprechen von diesem Werke altdeutschen Stils
r nicht, die Deutschen nur beiläufig.*)

Von hier zu den Thermen des Caracalla.

Am Nachmittag ins Capitol. Links die antiken Bildwerke
d Mosaiken, rechts zwei Säle mit Gemälden. Die italieni-
e Walhalla mit Büsten berühmter Künstler und Gelehrten,
eist auf Canova's Kosten.

Abends mit Achenbach Cyperwein getrunken.

*) Platner in der Beschreib. der Stadt Rom 3. Bd. 1. Abth. (Stuttg.
37.) S. 545.

24. Sept. Fahne kommt zu uns. Wir entwerfen eine Tagesordnung, die denn auch bald in Vollzug gesetzt wird. Um 10 zum Palazzo Borghese: Gemäldesammlung. Um 12 zum Forum romanum. Wir umgehen und besehen es von allen Seiten. In glühender Hitze besteigen wir dann die Paläste der Kaiser. Gewaltige Trümmer. Oben Weinstöcke und Granaten mit reifen Früchten, Öl- und Feigenbäume. Tenge hat noch gar nicht genug gesehen, er will noch zur Cloaca maxima. Wir haben nicht die mindeste Lust dahin, der Weg ist weit und die Hitze unerträglich, doch müssen wir ihm schon den Gefallen thun, er hat ja noch einen practischen Zweck dabei, er will danach auf seinen Gütern etwas Ähnliches anlegen. Wir bequemen uns also, und nachdem wir die rechte Richtung eingeschlagen, erreichen wir endlich durch Fragen unser Ziel. Und was finden wir? Ein hohes nach der Stadtmauer hin offenes Gewölbe, unten spärliches Wasser und ein Weib, das eben daran mit Waschen beschäftigt ist. Tenge steht sehr überrascht da und muß selbst lachen, als ich ihm zurufe: 'Du hast's erreicht, Ottavio!'

Nach Tische zur Villa Borghese: spärliches Grün, dünne Bäume, Akazien, Platanen, Cypressen, umsonst suchen wir Schatten.

Abends mit Fahne im Caffe greco. Wir unterhalten uns über Kunstrichtungen und Italien. Um 9 befriedigt heim, während Tenge noch erst Befriedigung in der Oper sucht.

25. Sept. Wir haben uns einen Wagen auf mehrere Tage gemiethet, um uns das Sehen zu erleichtern. Wir fahren zum Vatican. Hoher Genuß in der Gemäldesammlung: wir verweilen am längsten vor Rafael's Werken. Nachher lassen wir uns die Zimmer des Papstes zeigen.

Darauf zum Monte testacceo. Wir eſſen Kaſtanien und ten Falcone, der friſch aus den kühlen Kellern kommt. Oben dem Scherbenberge eine weite Ausſicht.

Nach Tiſche zu den Bädern des Titus. Durch die alten ſten ward einſt Rafael angeregt, Ähnliches zu malen. Wir en uns nicht lange auf. Die Ausdünſtung der Erde iſt Sonnenuntergang ſehr unangenehm. Eine Merkwürdigkeit ich noch erwähnen. An einer Wand, etwa drei Fuß über Boden, ſteht angeſchrieben: QVI HIC MINXERIT AVT ARIT DEOS IRATOS HABEAT. Alſo auch Warſeinſchriften im alten Rom!

Zur Belohnung für unſere Anſtrengungen gewähren wir noch einen erquickenden Genuß: wir eſſen Eis, das in Rom ich ganz vortrefflich iſt. Auch mehrere Künſtler und Kua haben ſich zu demſelben Zwecke eingefunden.

26. Sept. Am Morgen wieder zum Vatican: wir widmen e Stunden der Sammlung der herrlichen Bildwerke. — 12 in der Umgegend einige Grabmäler beſucht.

Nach Tiſche in der Villa Albani, die mich lebhaft an ckelmann erinnert. Wir freuen uns der Kunſtwerke, aber der Gartenanlagen: die regelmäßig beſchnittenen Baume haben für mich etwas Unerquickliches; es iſt ein Ver:n aller lebendigen Natur, wenn Bäume, Sträuche und men verwendet werden, um mit den Gebäuden ein architekches Ganzes zu bilden. Erklären läßt ſich am Ende Alles, darum noch nicht rechtfertigen. So ſagt Urlichs*): 'Die mwände ſollen nichts Anderes ſein als Wände, zu deren

*) Beſchreibung der Stadt Rom 3. Bd. 2. Abth. S. 457.

Materiale man ſich anſtatt der Steine und des Mörtels der lebendigen Bäume und Sträuche bedient.'

27. Sept. Abermals zum Vatican. Wir beſehen die etruskiſchen Sammlungen. Von da zur vaticaniſchen Bibliothek. Der Cuſtode zeigt die alten Heidelberger Kataloge. Er thut ſehr ängſtlich. Ein Bibliotheks-Diener legt uns einige alte Handſchriften mit Miniaturen vor. Wir ſpazieren durch mehrere Säle: alte Fresken, altitalieniſche Malereien ꝛc.

Nach Tiſche fahren wir auf den Monte ianiculo, dann in die Villa Pamfili: geſchmackloſe Anlagen.

28. Sept. Tengen wird es nachgerade langweilig: er will immer ſehen, Tag und Nacht ſehen, ſeine Neugier iſt unerſättlich, bei unſeren Wanderungen in der Stadt rennt er in jede Kirche, die ſich in der Nähe zeigt. Um ihn zu beſchäftigen, ziehen wir den Förſter zu Rathe, und wenn uns noch etwas Sehenswerthes begegnet, ſo empfehlen wir es unſerm ſehluſtigen Freunde, und er eilt von hinnen und ſieht es ſich an.

Ich bleibe den Morgen zu Hauſe und dichte. Ich bin froh, daß ich den großen Schatz des Geſchenen nicht noch mehr anhäufen und einen Eindruck mit dem anderen beſeitigen muß.

Erſt nach Tiſche unternehmen wir eine gemeinſchaftliche Wanderung. Wir beſuchen eine Villa, die Förſter ſehr reizend findet, wir finden das gar nicht. Wir durchſchreiten aber doch einige Gänge mit den hohen ſteifen beſchorenen Hecken, und ſind, weil wir nichts erwarteten, auch nicht enttäuſcht und kehren vergnügt zur Stadt zurück.

29. Sept. Es iſt Sonntag. Wir fahren um 8 Uhr nach Albano. Von der alten Via Appia ſahen wir neulich ein Stück, wie es erſt vor kurzer Zeit zum Vorſchein gebracht war, es hatte 15 Fuß unter dem Schutt gelegen. Dieſer alte

Weg ist sehr schmal gewesen und das Pflaster aus Polygonen zusammengefügt. Die neue Via Appia, auf der wir jetzt fahren, ist breit und schön gepflastert, aber welch ein trauriger Weg! Die Gegend öde, kein Baum, keine Bank, kein Haus am Wege, nur eine einzige erbärmliche Hütte für Fuhrleute und Eselstreiber. Die Felder verwildert, hie und da Wiesen und gepflügtes Land, worauf aber hohes Unkraut. Tenge ärgerlich über die schlechte Landwirthschaft; er meint, ein einziger Morgen könnte bei guter Bearbeitung so viel geben als jetzt zehn. Am Abhange des Gebirges Reben, Ölbäume und Rohr. Albano ein freundliches Städtchen. Wir kehren ein in's Hôtel d'Angleterre. Hinter dem Hause ein hübscher Garten, der hübscheste den ich bis jetzt in Italien sah: Terrassen mit Blumen und Bäumen und freundlicher Aussicht. Es ist Kirchweih. Das ganze Landvolk ist auf Eseln ins Städtchen gekommen. Gewöhnlich sitzen Mann und Frau auf einem Thiere und die Esel sind trotzdem eben so munter wie ihr Kirchweihpärchen.

Um 2 nach Frascati durch die sogenannte Gallerie. Das ist ein vielgerühmter Weg, an dessen beiden Seiten alte Rüstern stehen, die aber eben nicht stattlich aussehn, sie sind oft mit Steinschaften gestützt oder untermauert. Unterwegs ein Wäldchen. Ich bemerke keinen graden Baum, und unter den Weibern, die noch nach Albano ziehen, auch nicht ein einzig hübsches Gesicht. Von Frascati sieht man in eine öde Gegend, durch die wir dann nach Rom zurückkehren.

29. Sept. Am Morgen mit dem Pilgerführer ins Kloster Filippo Neri zu Dr. Augustin Theiner, Mitglied dieser Congregation. Er ist sehr erfreut mich wiederzusehen. Wir unterhalten uns viel über Breslau. Er ist daselbst auf dem Hinter-Dome den 11. April 1804 geboren und hat dort seine Schul-

und Universitätsstudien vollendet. Anfangs studierte er nur katholische Theologie, dann ging er zur juristischen Facultät über und beschäftigte sich besonders mit Kirchengeschichte und canonischem Recht. Er war vier Jahre lang Amanuensis an unserer Bibliothek und stöberte für sich und seinen Bruder alle Bücher durch, worin sich irgend Ausbeute für ihre Zwecke erwarten ließ. Er schleppte oft so viel Bücher fort, daß ich mich sehr unzufrieden darüber äußern mußte, zumal ich nicht wußte wozu das Alles. Endlich kam denn das dreibändige Werk von ihm und seinem Bruder zum Vorschein: 'Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen und ihre Folgen' (Altenburg 1828). 1829 ging er nach Halle und wurde dort Dr. juris. Das geistliche Ministerium bewilligte ihm eine Unterstützung zu einer wissenschaftlichen Reise für das Quellenstudium des canonischen Rechts. Im December desselben Jahres ging er nach Wien und blieb dort eine Zeitlang. Ich hatte nie geglaubt, daß er etwas Bedeutendes auf wissenschaftlichem Gebiete leisten würde. In Breslau war er allerdings recht fleißig, aber flüchtig und wühlig, so daß ich auf ihn das schlesische Wort 'Schußbartel' anwenden konnte. In Wien verfolgte er noch eine freisinnige Richtung in seiner Wissenschaft und war noch sehr fern von einem Geistlichen. Kopitar erzählte mir, daß Theiner eines Tages, wie er eben von der Hofbibliothek kam, auf dem Josephsplatze eine Musikbande fand. 'Wollt Ihr mich nach Hause spielen?' — 'O ja, lieber Herr!' — Und die Kerle spielten ihn durch alle Straßen und er schritt stattlich hinterdrein wie ein Triumphator. — In Paris begann dann seine Bekehrung, Anfang der 30er Jahre, und er ward ein eifriger Schreiber im Interesse der römischen Kirche und ihres Oberhauptes.

Theiner ladet mich ein, mit ihm einen Ausflug nach Tivoli machen. Ich kann nicht darauf eingehen, wir haben bereits ere Abreiſe beſchloſſen.

1. October. Des Morgens um 6 Uhr mit dem Vettu- o aus Rom. Selten wol hat jemand in ſo kurzer Zeit ſo geſehen, wir können in dieſer Beziehung ſehr zufrieden ſein. nn ich aber an dieſe Tage des freilich unruhigen, aber doch ßen Genuſſes zurückdenke, ſo kann ich einer Stimmung nicht rwähnt laſſen, die ich in Rom nie zu bewältigen vermochte. einer Stadt immer unter Trümmern alter Herrlichkeit wan- n, bei jedem Genuſſe, den die Gegenwart beut, ſich nie des dankens an die Hinfälligkeit aller irdiſchen Dinge erwehren nen, hat für mich auf die Dauer etwas Drückendes, Pein- es, das bei allen herrlichen Schätzen des Alterthums wol ildert, aber nie beſeitigt wird. Die Gegenwart begnügt ſich ht mit dem was war, ihr Streben und Ringen will etwas affen, ihr Gebiet iſt die Zukunft, darin ruht ihre Hoffnung, Troſt und der Lohn für all ihr Trachten und Dichten.

Der Weg bietet nichts Belangreiches dar. Um 5 Abends d wir bereits in Civita-Caſtellana. Erſtes gutes italieniſches ſthaus. Die Gegend im Abendrothſcheine reizend: ſo müſſen lieniſche Landſchaften gemalt werden.

2. Oct. Um 3 Uhr Morgens Kaffee getrunken, um 4 gefahren. Dicker Nebel, der erſt ſchwindet als wir uns n Gebirge nähern. Narni ein freundliches Städtchen. Die gend ſehr gebirgig, der Weg mitunter beſchwerlich. Wir en eine weite Strecke durch einen Wald. Es begegnen uns le Menſchen, die uns alle anbetteln. Da ich weit voran e, ſo verweiſe ich ſie an meine Nachfolger, die aber ebenfalls einem via, va via, via via die unheimlichen Gäſte ab-

ſpeiſen. Da ſagt denn einer mit mitleidiger Miene: 'Die armen Signori, ſie haben nichts für uns als ein Via.' — Spät Abends in Spoleto.

3. Oct. Um 5 ausgefahren. In Foligno wird angehalten. Wir frühſtücken in der Poſt. Im Speiſeſaale auf dem Tiſche vor dem Spiegel ſteht ein ausgeſtopfter zweibeiniger Eſel. Wir machen einen Spaziergang in die Stadt. An der Hauptkirche bemerken wir ſchon von fern angeklebte Papierbogen, je bedruckt mit einem ſchwarzen Todtenkopfe, ein Zeichen, daß in der Kirche ein Todtenamt gehalten wird. Wir treten ein. Nicht weit vom Eingange liegt eine Leiche wie auf einem Paradebette, ein Edelfräulein in weißem Kleide mit weißſeidenen Schuhen. Vorn an einer Bank betet ein Franciscaner, ſonſt niemand in der Kirche. Lenge kann ſich jedoch nicht überzeugen, daß es eine Leiche iſt, tritt nahe an ſie heran und behauptet dann doch noch: 'Es iſt eine Puppe!'

Dem Eſel von Foligno widmete ich folgende Verſe:

Viel' Eſel auf den Straßen,
Und Eſel hier und da!
Fürwahr, das Land der Eſel,
Das iſt Italia.

Vierbeinig waren alle,
Und niemals fiel mir ein,
Daß auch ein Eſel jemals
Zweibeinig könnte ſein.

Ins Poſthaus zu Foligno
Vergeßt ja nicht zu gehn,
Da iſt ein Ausgeſtopfter
Mit Haut und Haar zu ſehn.

Nun nehm' ich's auch in Deutſchland
Für gar kein Wunder an,
Wie's Eſel mit zwei Beinen
Bei uns auch geben kann.

Zu der vorletzten Strophe fügte ich diese Anmerkung hinzu: eies können zu Nutz und Frommen deutscher Naturforscher ne Reisegefährten bestätigen. Besagter Esel steht im Speise- e auf dem Tische vor dem Spiegel; er fehlt noch in allen schandbüchern über Italien, denn er ist jünger als Neige- r, Kewald, W. v. Lüdemann und Ernst Förster.'

Unterwegs herrliche Aussicht nach Assisi. Wir kommen) so zeitig nach Perugia, daß wir einen Spaziergang machen ien. Nachdem wir uns etwas erquickt, gehen wir in die demie der schönen Künste: eine sehenswerthe Sammlung skischer Alterthümer und altitalienischer Bilder.

Auch unser Wirth hat eine Kunstsammlung oder eigentlich n Kunsthandel. Wir sehen sie an: lauter zusammengeraff- Kram. Fahne kauft ein etruskisches Rauchgefäß, von dessen chtheit er sich erst später überzeugt. Während er mit dem rthe handelt, hält dessen Frau das Gefäß in den Händen. s langweilt Tengen und er schreit ihr zu: 'Alter Drache, doch das Ding endlich hin!' Sie erwiedert ganz freundlich dem Kopfe nickend: 'Si, Signore, si, si!' und wir lachen t auf.

Der Gasthof ist gut und mochte wol der erste Perugias . Der Wirth hatte oben an der Treppendecke alle Wappen einigen Potentaten in Fresko abmalen lassen, welche er die : hatte zu beherbergen — eine eigenthümliche Dankbarkeit.

4. Oct. Um 4 Uhr Morgens nach Arezzo. Der Tra- ner See, jetzt Lago di Perugia, in Morgenbeleuchtung, grün, die Anhöhen blau mit rosigem Anfluge. Zu Mittag Camuscia. Angenehmer Weg, auf den Kornfeldern Ulmen Reben. Allmählich hört dann der Weinbau auf.

5. Oct. Erst um 6 Uhr aufgebrochen. Mittags in Ju-

cisa. Weinlese an den Wegen. Wir kaufen Trauben. Abends um 7 in Florenz. Wir wohnen Hôtel la Fontana.

6. Oct. Der Dom großartig, aber geschmacklos. Im Battisterio besehen wir die berühmten ehernen Thüren und die Fresken. Nach Tische im Garten des Palazzo Pitti, das Schönste daran die Aussicht auf Florenz. In der Arena Ballspiel und athletische Künste. In einem Kaffeehause zu Nacht gegessen und am Dom Eis. Ermüdet zu Bette.

7. Oct. Den Vormittag in den Sammlungen des Palazzo degli uffizi und des P. Pitti. Der Himmel ist bewölkt und die Luft unerträglich. Abends starkes Gewitter mit Sturm.

8. Oct. Viel spaziert. Wir besuchen eine Werkstatt, worin die Florentiner Mosaiken gemacht werden. Wir wollen Strohhüte kaufen, sie sind uns aber doch zu theuer.

Den folgenden Tag setzen wir unsere Reise fort mit dem Vetturino über Pisa nach Livorno, von da mit dem Vesuvio nach Genua und dann, 11. Oct., mit dem Corriere nach Mailand. Weil wir alle sehr angegriffen sind, so bleiben wir noch den folgenden Tag.

13. Oct. Um 4 aufgestanden. Mit der Post nach Sesto Calende. Zwei Carabiniers begleiten uns, als ob wir Staatsgefangene wären. Wenn uns ja Räuber anfallen sollten, so sind gewiß unsere Schutzmänner die ersten, die Reißaus nehmen. — Nachmittags von 1—6 Uhr auf dem Lago maggiore. Wir landen in Magadino und fahren sofort weiter nach Bellinzona.

14. Oct. Mit einem Vetturino nach Airolo. Von Faido ab wird die Gegend wilder und unfruchtbar, und der Ticino braust in einem sehr engen Felsenbette. Bald sind wir in einer großartigen Alpenwelt. Wir fahren auf der neuen Straße.

s mir im Wagen unbehaglich wird, so gehe ich eine Strecke
ß, erst hinter dem Wagen. Das halte ich aber nicht
aus, die Straße ist frisch mit kleinen eckigen Steinen
:tet. Ich versuche es nun auf dem Fußpfade. Der führt
u nahe am Abgrunde her und ich werde schwindelig. Ich
also unter drei Uebeln das kleinste wählen, und steige
in den Wagen.

Lenge, der schon seit einigen Tagen unwohl war, ist krank
in Wunder! er reist als Courier und weiß mit seinen
n nicht Haus zu halten; ein solches Travellern ist mir
nie vorgekommen. Sein Schwager v. Bauer hat Recht
. Wir sind besorgt um ihn und sehr verstimmt; als
n aber an seinem Bette besuchen und aus seinem Munde
daß ihm besser ist, da sind wir wieder vergnügt, wir
ihn Camillen trinken und nehmen mit Champagner vorlieb.

.5. Oct. Wir fahren zeitig aus im dichten Nebel, der
anhält, und kommen um Mittag oben auf dem Gotthard
Im Hospiz (6750′ ü. d. M.) freuen wir uns wieder
zu hören. Das Wetter wird etwas besser. Wunder-
Thal der Reuß. Als wir zur Teufelsbrücke kommen,
wir aus und gehen hinüber. Es ist mir nicht möglich,
Brückeneinfassung zu treten, um hinabzuschauen, ich muß
triechen, und selbst dann noch wird mir so eigen zu
:, als ich den tiefen Abgrund mit der tobenden Reuß vor
blicke.

Im 5 sind wir in Flüelen und eine Stunde nachher be-
wir das Dampfschiff, das uns nach Luzern fährt. Lei-
)en wir nichts vom Vierwaldstädter See, es ist dunkel,
berdem regnet es und stürmt sehr stark. Um 9^1_2 Uhr
n wir in Luzern an und kehren in die Wage ein.

Den anderen Tag nehme ich Abſchied von meinen Reiſegefährten. Tenge und Fahne mit Frau gehen nach Baſel, ich nach Zürich.

---

16. Oct. bis 10. Nov. in Zürich.

Ich kehrte wieder in Sonneck bei Adolf Follen ein. Er führte mich in das früher von mir bewohnte hübſche Zimmer, und übte auf die liebenswürdigſte Weiſe ſeine edle Gaſtfreundſchaft. Ich fand ihn heiterer wie früher und theilnehmender für das politiſche Leben in Deutſchland. Dieſe Theilnahme ſchien in dem Grade zu wachſen als ſeine Hoffnung auf beſſere, ſeinen Wünſchen entſprechende Zuſtände in der Schweiz immer geringer ward. Eben darum hielt er ſich auch immer noch fern dem geſelligen Leben der Züricher. Gewohnheit und Bequemlichkeit mochten mit dazu beitragen. Übrigens fand er jetzt geiſtige Anregung und Unterhaltung zu Hauſe genug in ſeiner neuen litterariſchen Erwerbsthätigkeit, er hatte ſich nämlich bei

ere meiner italieniſchen Lieder mitzutheilen.' Follen war ſehr
eut darüber und meinte, das gäbe einen hübſchen Beitrag
dem 'Deutſchen Taſchenbuche', das ſie herauszugeben beab-
igten. Da mir nun auch noch von Anderen zugeredet
de, dieſe Gedichte zu veröffentlichen, ſo dichtete ich noch einige
a. Als nun meine Sammlung ſich von 18 auf 40 Gedichte
mehrt hatte, ordnete ich ſie und legte ſie Fröbel und Follen
. Wir verſahen ſie nun mit Überſchriften und lachten bei
em Geſchäfte dermaßen, daß einmal Follen von der Anſtren-
g Seitenſtiche bekam. Der Titel Diavolini, den ich vorge-
gen hatte, fand Beifall. Diavolini, kleine Teufelchen, ſind
pürzplätzchen, womit ſich beſonders beim Carneval die Mas-
zu werfen pflegen.*) Nach einigen Tagen waren meine
volini gedruckt. Sie erſchienen in dem 'Deutſchen Taſchen-
e.'

Die Morgenſtunden war ich zu Hauſe und arbeitete. Die
nperatur im Zimmer war eine ſehr angenehme. Follen hatte
ch alle Zimmer Zinkröhren legen laſſen, die durch heißes
ſſer erwärmt wurden. Ob dieſe Art von Stubenheizung
großer Kälte draußen hinlängliche Wärme gewährte, ſchien
fraglich. Wenn das Waſſer in die Röhren gelaſſen wurde,
es immer ein bauchredneriſches Getöſe. — Nachmittags
g ich mit einigen Bekannten ſpazieren, am See oder auf
Anhöhen. Das Wetter war mitunter noch ſehr angenehm.
hrere Abende war ich hie und da zum Eſſen eingeladen, und
ſ dann dieſen oder jenen meiner Bekannten. Wir waren

*) Valentini giebt folgende Erklärung: Spezie di zuccherini, di
re acutissimo, composti principalmente collo spirito di canella,
fano e simili detti diavolini.

immer sehr heiter. — Mein Verkehr beschränkte sich auf einige Professoren der Universität: Oken, Eduard Bobrik, C. J. Löwig, Müller, Hodes, v. Orelli, Sauppe; ferner Wilhelm Schulz, Lüning und F. C. Pipitz.

Eines Abends versammelten sich auf der Platte mir zu Ehren einige Deutsche und Schweizer. Krauskopf's Harmonie, ein Singverein, sang mehrere meiner Lieder. Ein Schweizer brachte mir ein Hoch aus. Nachdem ich mit Liedern gedankt, nahm Wilh. Schulz das Wort und sprach ganz vortrefflich.

Einige Tage später war ich wieder auf die Platte eingeladen. Franz Abt, Musikdirector am Theater, ließ seine Compositionen meiner Lieder vortragen. 'So viel Stern' am Himmel stehen' gefiel mir am besten.

Den 4. November lud mich der 'Deutsche Handwerkerverein zur Eintracht' ein. Es ward ein Lied gesungen, das der Maschinist Anton, Vereinder des Vereins, mir zu Ehren verfaßt und vierstimmig gesetzt hatte. Ich dankte mit einigen Worten und brachte ein Hoch dem 'freien Worte.'

Gustav Anton war ein tüchtiger, strebsamer Fabrikarbeiter. Er hatte mir von seinem Leben erzählt und von seinen Neigungen, und wie lange er mit sich gekämpft habe, ob er nicht seinen bisherigen Lebensberuf mit einem anderen, ihm mehr zusagenden vertauschen solle. Endlich habe er sich in seinem Herzenskummer an Uhland gewendet. Die Worte eines solchen bewährten Volksfreundes hätten sehr wohlthätig auf ihn gewirkt, so daß er seitdem treu seinem jetzigen Berufe Poesie und Musik nur als angenehme Nebenbeschäftigung treibe, und sich und Anderen damit schon manche Freude bereitet habe. Er theilte mir den Brief Uhland's mit. Obschon ich denselben schon anders-

habe drucken lassen, so findet er doch hier eine noch pas-
re Stelle:

Tübingen, den 27. Nov. 1842.

Geehrteſter Herr!

Sie wünſchen in dem Zwieſpalt, worein Ihre Neigung zu
k und Poeſie mit Ihrer äußeren Stellung gekommen iſt,
:n Rath zu vernehmen. Wie ſchwierig es aber iſt, über
ältniſſe, die man nicht aus eigener, näherer Beobachtung
, Andere zu berathen, werden Sie bei genauerer Erwägung
ermeſſen. Über Ihre Kenntniſſe in der Mechanik kann ich
urtheilen, über Ihr muſikaliſches Talent ebenſo wenig, und
das poetiſche nur nach den Proben, die Ihrem Schreiben
egt ſind. Die Poeſie auch äußerlich zum Lebensberufe zu
en, würde ich ſelbſt dem entſchiedenſten Dichtertalente niemals
hen, auch dieſem iſt, nach meiner Anſicht, ein Widerhalt in
wärtiger Berufsthätigkeit nöthig und heilſam. Sodann iſt
ſondre das Feld der lyriſchen Dichtkunſt ſo reichlich und
igfach angebaut, daß nur eine ausgezeichnete poetiſche Eigen-
ichkeit hier noch auf Erfolg rechnen darf. Eine ſolche ver-
ich aber in den mitgetheilten Verſuchen nicht zu erkennen.
Inhalte nach ſcheinen mir die Anforderungen an eine wahr-
poetiſche Leiſtung, nach Idee und Ausführung, nicht gehörig
ien zu ſeyn, und was die Form betrifft, ſo iſt die Hand-
ıg der Sprache und des Versbaues ſehr unſicher. Damit
ich nicht den Werth ſchmälern, den Ihnen die Beſchäftigung
ver Poeſie als erheiternde und geiſterhebende Beigabe zu den
:ngungen und Beſchwerden des täglichen Lebens hat. Für
Berufswahl aber würde ich, ſoweit ich unter den bemerkten
ıänden überhaupt urtheilen kann, für das Rathſamſte halten,
Sie, nachdem Ihr bisheriges Verhältniß ſich gelöſt hat, ſich

*) Weimariſches Jahrbuch 3. Bd. S. 215. 216.

eine andre Anstellung suchen, bei der Sie die bereits erlangten Kenntnisse und Fertigkeiten in der Mechanik, welche Sie ja selbst hoch stellen und die jetzt so bedeutend in das Leben eingreift, so viele Kräfte in Anspruch nimmt, weiter ausbilden und sich eben in diesem Fach eine bessere Zukunft bereiten können. Sie haben selbst in Ihren Liedern über die nothwendige Thatkraft in den Kämpfen des Lebens, über die emsige Treue in nützlichem Wirken und über das Vertrauen auf eine höhere Leitung der menschlichen Geschicke sich Wahres und Gutes zugerufen, möge dieser ernste, männliche Sinn auch in der Ungunst Ihrer gegenwärtigen Lage sich nachhaltig bewähren.

Nehmen Sie freundlich auf, was aufrichtig und wohlmeinend geschrieben ist.

Ihr ergebenster

L. Uhland.

Der October war zu Ende gegangen. Da ich nun ernstlich daran dachte, die Schweiz zu verlassen, so wollte ich doch zuvor noch nach Winterthur, um mit dem Lit. Comptoir abzurechnen. Fröbel hatte mich zu dem Zwecke schon früher eingeladen.

Den 30. Oct. fuhr ich hinüber. Es war uns beiden lieb, daß wir zusammen kamen, um das Geschäftliche zwischen uns abzumachen und Manches für die Zukunft zu besprechen.

Fröbel gab mir folgende Auskunft:

Im Januar 1844 verließen die Salonlieder die Presse, wurden nur auf Verlangen versandt 3000

Im Sept. dess. Jahrs wurde ein neuer Abdruck veranstaltet, ebenfalls nur auf Verlangen 2000

Hievon wurden in Blumenfeld 500 confiscirt und am 25. Oct. 645 auf Verlangen an Buchhändler expedirt.

Im Sept. 1844 erschienen die Hoffmann'schen Tropfen 3000

bedeckten Alpen. Den Abend waren bei uns der Lehrer Flögler mit Frau und die Musiker Methfessel und Kirchner. Wir sprachen viel über das Aristokratische in deutscher Kunst und Wissenschaft, über Italien, deutsche Gelehrsamkeit u. dgl. Den andern Tag, 4. Nov., kehrte ich nach Zürich zurück.

Follen war die letzten Tage, die wir noch beisammen waren, sehr ernst und mitunter recht verstimmt, er sah für sich kein Heil mehr in der Schweiz, und das, was er hier erlebt hatte und noch zu erleben fürchtete, wirkte dermaßen auf sein Gemüth, daß er sich mit Bitterkeit über die Schweiz aussprach. Den Tag vor meiner Abreise überreichte er mir

Auch ein Schweizer-Heimweh.

Festgebannt ans Land der Prose
Wo mir jede Hoffnung welkt
Und die Zeit aus dürrem Schoße
Langeweile nur mir melkt —

Festgebannt ans Land der Prose
Wie ans warme Bett der Floh
Wo die Poesie, die Rose
Scheu zu kahlen Alpen floh —

Wo sie langsam, wie die Schnecken
Mit dem Haus spazieren gehn
Und die Hörner gleich verstecken,
Wenn sie eine Mücke sehn —

Wo die Freiheit in der Tasche
Stets ihr grimmig Fäustchen hält,
Zitternd schon wenn eine Masche
An dem Staatenstrumpfe fällt —

'Es ist wahrhaft schandbar, wie es uns mit diesen Schriften geht. Sie stellen sich, als ob viele unserer Artikel noch nicht abgesetzt seien, remittieren dieselben nicht, sondern behalten sie „zur Disposition" um nicht zahlen zu müssen. So ist unsere Einnahme nicht den dritten Theil so groß als wir vorausgesetzt haben, da noch viele Handlungen hinzukommen, die gar nicht gezahlt haben. Wir haben ungeheuer viel gedruckt in diesen Jahre, es sind wenigstens 20 Ballen seit meiner Rückkehr versandt worden und noch sind sehr wichtige Sachen unter der Presse. Da haben wir nun unsere Kräfte überspannt und wissen nicht, woher wir Geld bekommen sollen, um fällige Honorare und Druckerrechnungen zu bezahlen. Es ist des Teufels zu werden, daß man nicht reich ist, wenn man weiß, daß man das Geld wirklich gut anwenden würde.'

Das Geschäft hätte einen glücklicheren Verlauf nehmen müssen, wenn es mit mehr Geschäftskenntniß und Vorsicht geführt worden wäre. Von Anfang an schadete das Zuviel, es wurden zu viel und zu umfangreiche Werke in Verlag genommen und zu große Auflagen gemacht. Es kann mitunter für den Verleger von großem Nutzen sein, eine große Auflage auf den Markt zu bringen, buchhändlerisch ist es immer gewagt, selbst wenn die Bücher nur von geringem Umfange sind: von meinen Gassenliedern waren 10,000 gedruckt! Schon den 2. Dec. 43 bestätigte Fröbel was ich gefürchtet hatte: 'Der Versuch, nur auf feste Bestellung abzugeben, ist mißglückt, denn es sind bis jetzt nur 1200 Ex. abgegangen.'

Unser Geschäft war bald abgemacht und wir gingen zu angenehmerer Unterhaltung über. Ich verlebte einige recht frohe Tage in Fröbel's Hause. Eines Nachmittags machten wir einen Spaziergang auf die Höhen: vor uns lag ein liebliches Thal im Sonnenscheine und aus der Ferne blickten die schnee-

Alpen. Den Abend waren bei uns der Lehrer Flögler
und die Muſiker Methfeſſel und Kirchner. Wir ſpra-
über das Ariſtokratiſche in deutſcher Kunſt und Wiſ-
über Italien, deutſche Gelehrſamkeit u. dgl. Den
ag, 4. Nov., kehrte ich nach Zürich zurück.

---

en war die letzten Tage, die wir noch beiſammen wa-
ernſt und mitunter recht verſtimmt, er ſah für ſich
mehr in der Schweiz, und das, was er hier erlebt
noch zu erleben fürchtete, wirkte dermaßen auf ſein
daß er ſich mit Bitterkeit über die Schweiz ausſprach.
vor meiner Abreiſe überreichte er mir

Auch ein Schweizer-Heimweh.

Feſtgebannt ans Land der Proſe
Wo mir jede Hoffnung welkt
Und die Zeit aus dürrem Schoße
Langeweile nur mir melkt —

Feſtgebannt ans Land der Proſe
Wie ans warme Bett der Floh
Wo die Poeſie, die Roſe
Scheu zu kahlen Alpen floh —

Wo ſie langſam, wie die Schnecken
Mit dem Haus ſpazieren gehn
Und die Hörner gleich verſtecken,
Wenn ſie eine Mücke ſehn —

Wo die Freiheit in der Taſche
Stets ihr grimmig Fäuſtchen hält,
Zitternd ſchon wenn eine Maſche
An dem Staatenſtrumpfe fällt —

Wo der Muth der Freiheitsknechte
Heimlich Schlachtparole gab:
Daß man für die Freiheit fechte
Tapfer — mit dem Bettelſtab —:

Hier, ach hier nun ſoll ich bleiben
In dem abgeſtandnen Land,
Hier die kalten Hände reiben
Harrend auf des Geiſtes Brand?!

Herz, mein Herz, mit Recht ſehr traurig!
Nach den Menſchen ſteht mein Sinn;
Hier verkäſ' ich, hier verbaur' ich
Bis ich ſelber Made bin.

Sonneck, bei Zürich, 10. Novbr. 1844. A. A. L. Follen.

Den 11. November reiſte ich über Baſel, St. Louis, Mühlhauſen und Straßburg nach Offenburg, wo ich den folgenden Abend um 8 ankam.

Den 13. fuhr ich mit Seeger nach Oberkirch. Ich verweilte zwei Tage, die reich waren an Beweiſen inniger Theilnahme. Ein Bericht ſagt darüber:

'Jeder Abend vereinte eine ſo große Anzahl ſeiner Verehrer um ihn, als die geräumigen Hallen faſſen konnten. Den größten Theil der Zeit füllte Geſang ſeiner Lieder. Die Wirkung der von Hoffmann ſelbſt vorgetragenen war bald allgemeine Begeiſterung, bald ſtürmiſcher Beifall, bald ſtille Wehmuth, je nach dem Texte der Gedichte.'

Als ich den 15. nach Offenburg zurückgekehrt war, trafen Abgeordnete von Lahr ein, die mich dahin abholen wollten. Die vorhergegangenen ſchriftlichen Einladungen waren mir nicht zu Handen gekommen. Ehe wir die Wagen beſtiegen, ſollte

noch zu Gemüth geführt werden, daß ich mich wieder in
:ſchland befände. Der Herr Oberamtmann hatte drei Gen-
ten in den Gaſthof geſchickt, zwei blieben draußen vor der
·, der eine trat in den Speiſeſaal um zu unterſuchen, ob
Paß in Ordnung wäre. 'O, der iſt immer in Ordnung!'
höhniſch Seeger dem Sicherheitscommiſſarius zu. Und er
es auch, ich hatte ihn zur Vorſicht noch in Straßburg
·en laſſen. Der Gendarm überzeugte ſich von der Richtig-
und wir fuhren mit einem lauten Hurrah zum Hauſe
us.

In Lahr werde ich herzlich bewillkommnet. Man erzählt
in wie gutem Andenken ich ſtehe, wie von Jung und Alt
e Lieder geſungen würden ꝛc. Nachdem wir im Rappen
Zeitlang verweilt, gehen wir in die Sonne zum Abendeſſen.
ze Geſellſchaft. Die Kinder begrüßen mich mit dem Ge-
: meines 'Hohenliedes vom Cenſor.' Der Bürgermeiſter
m bringt ein Hoch auf mich aus. Ich danke mit dem
:: 'Der Bürgermeiſter von Seckenheim,' das ich erſt geſtern
rgen verfaßt habe. Es iſt von großer Wirkung, beſonders
dadurch, daß es auf einer Thatſache beruht. Allgemeine
erkeit, die ſich noch ſteigert, als Anwalt Hofer ſeinen Trink-
ch vorträgt:

Dem geſchätzten Abgeſetzten,
Deſſen Lieder uns entflammen,
Den die Großen von ſich ſtoßen,
Die Cenſoren all' verdammen;

Dem geſchätzten Abgeſetzten,
Der ein Ohr im Volk gefunden,
Das ihn ehret, trotz ihr's wehret,
Die uns ſchon ſo lang geſchunden;

Dem geschätzten Abgesetzten,
Der für Recht und Freiheit streitet,
Der uns alle zu der Halle
Echten Bürgerthumes leitet;

Dem geschätzten Abgesetzten,
Der nicht Güter hat noch Stätte,
Daß er morgen ohne Sorgen
Sich ein eignes Lager bette;

Dem geschätzten Abgesetzten,
Der sich opfert den Bedrückten,
Selbst gedrückt ist, doch beglückt ist
Ueber die durch ihn Beglückten;

Dem geschätzten Abgesetzten!
Ihm sei Glück und Heil und Segen,
Daß er singe und uns bringe
Bald der Freiheit Ziel entgegen!

Viele kommen zu mir, reichen mir die Hand und erklären, ich sollte Bürger werden, nicht Ehrenbürger, sondern activer; wenn ich des Bürgerrechts bedürftig wäre, so sollte es meinerseits nur ein Wort kosten.

Den folgenden Tag ist noch ein großes Gastmal mir zu Ehren im Pflug. Bürger und Bauern nehmen daran Theil. Alles sehr heiter. Zuletzt kommen noch die Kinder und singen den Censor. Ich reiche jedem Obst und ein Glas Champagner.

Hofer, Maurer und der Rathsschreiber Schuhmacher begleiten mich nach Offenburg zurück.

17. Nov. Der Oberamtmann Lichtenauer entschuldigt sich gegen Seeger wegen der Gendarmen. Dieser sagt darauf: 'Die Schmach, die unserm Freunde angethan ist, suchten wir gestern Abend wieder gut zu machen: wir Bürger haben dem Manne unsere Hochachtung zu bezeigen gesucht. Wenn Sie übrigens

Sonneck, 29. Novbr. Morgens.

Lieber Freund! Dein Brief mit ſeinem reichen Inhalt hat eine ſehr belebende, wohlthätige Wärme über Bruſt und Nieren bei mir verbreitet. Deine Erfolge ſind mir immer die erfreulichſten, weil ſie in einer Schicht der vaterländiſchen Luft ſich ereignen, welche den Meiſten, ja Allen Freunden des Vaterlandes keine Lebensluft zum Daſein gewährt und das längere Verweilen unmöglich macht. Andere populäre Schriftſteller waren es dadurch daß ſie ſich nicht ſowohl zum Volk herabließen, als vielmehr ſich unter daſſelbe ſtellten und es noch mehr erniedrigten, indem ſie die gemeine Seite deſſelben mit Schuhwichſe und Firniß glänzend machten. Du gehſt den entgegengeſetzten Weg: Alles was Edles und Reinmenſchliches im Volke lebt, weißt Du anzugreifen und an dieſer Stelle hebſt Du es empor, durch welche Operation dann natürlich eben dieſe noblere Seite deſſelben obenauf und zur Herrſchaft kommt. — Schreib doch, eh Du von G. verreiſt, ob man — verſteht ſich, detractis deducendis — in der Basler Nazionalzeitung etwas von Deiner Reiſe im Badiſchen, wo jenes Blatt geleſen wird, und z. B. das prächtige Impromptü von Hofer, mittheilen ſoll?

Ebenſo erfreulich waren mir Deine Berichte wegen der Unterſtützungskaſſe; meine Freunde hier, die Deinen Brief, im bekannten Lokal, ebenfalls mit freudigem Intereſſe geleſen haben, wollen ebenfalls Theil nehmen. Es kann, muß und wird auf dieſem Wege gerathen! Sofern man die Gelder, wegen Umſtände, in D. nicht ganz ſicher glaubte, würde ich und unſere Freunde gern behülflich ſein; ein Comitté von dortigen und hieſigen, könnte dann die Unterſtützungsquoten beſtimmen.

. . . . . .

Grüße mir Deine lieben Wirthe im ſchönen Geiſenheim, welches mir ſtets im ſchönſten Reflex vor dem Erinnerungsauge ſteht.

'Man muß Hoffmann ſeine Gedichte ſelbſt ſingen hören, man muß ſelbſt den Eindruck beobachten können, den die göttliche Gabe des Sängers, ſeine Lebendigkeit, ſein Vortrag, die Kraft ſeiner Begeiſterung, die Schärfe ſeines Spottes und Hohnes auf die Zuhörer macht, dies Alles muß man ſelbſt mitgemacht haben, um ein vollſtändiges Bild von dem Dichter ſich entwerfen zu können.' Der Artikel enthält trotz der Cenſurluft des Lobes noch mehr, unter anderem 'wahrhaftig, ein Lied von Hoffmann wirkt mehr als hundert Zeitungsartikel.'

Kein Wunder, daß ſo etwas von Seiten der Regierung nicht unbeachtet blieb. Schon den 26. Nov. erfolgte ein Miniſterial-Erlaß, 'wonach dem Prof. Hoffmann auf den Grund ſeiner Reden (?) und Gedichte aufregenden und verdächtigenden Inhalts das Gaſtrecht im Großherzogthum gekündigt werden ſoll.' Die Ausführung dieſes Beſchluſſes unterblieb natürlich, weil ich damals ſchon nicht mehr in Baden war.

Von Heidelberg ging ich nach Mannheim und dann mit dem Dampfſchiffe nach Geiſenheim und blieb dort

22. Nov. bis 6. December.

Ich wohnte wieder bei Karl Dreſel. Ich verlebte einige ſtille Tage, da ich mich wenig an den geſelligen Vergnügungen der Familie betheiligte, auch oft ſehr unwohl war. Ich ſaß meiſt auf meinem Zimmer, ſchrieb Briefe, las, dichtete und vollendete eine neue Sammlung Lieder, der ich den Titel gab 'Geräuſchloſe Zündhölzer.' Ich ſchickte ſie an Follen.

Den 1. December erhielt ich ſchon Antwort.

Sonneck, 29. Novbr. Morgens.

Lieber Freund! Dein Brief mit ſeinem reichen Inhalt hat ſehr belebende, wohlthätige Wärme über Bruſt und Nieren mir verbreitet. Deine Erfolge ſind mir immer die erfreulich- weil ſie in einer Schicht der vaterländiſchen Luft ſich er- n, welche den Meiſten, ja Allen Freunden des Vaterlandes Lebensluft zum Daſein gewährt und das längere Verweilen öglich macht. Andere populäre Schriftſteller waren es dadurch ſie ſich nicht ſowohl zum Volk herabließen, als vielmehr ſich r daſſelbe ſtellten und es noch mehr erniedrigten, indem ſie ;emeine Seite deſſelben mit Schuhwichſe und Firniß glänzend ten. Du gehſt den entgegengeſetzten Weg: Alles was Edles Reinmenſchliches im Volke lebt, weißt Du anzugreifen und ieier Stelle hebſt Du es empor, durch welche Operation dann rlich eben dieſe noblere Seite deſſelben obenauf und zur ſchaft kommt. — Schreib doch, eh Du von G. verreiſt, ob — verſteht ſich, detractis deducendis — in der Basler onalzeitung etwas von Deiner Reiſe im Badiſchen, wo jenes :t geleſen wird, und z. B. das prächtige Impromptü von r, mittheilen ſoll?

Ebenſo erfreulich waren mir Deine Berichte wegen der :rſtützungskaſſe; meine Freunde hier, die Deinen Brief, im nnten Lokal, ebenfalls mit freudigem Intereſſe geleſen haben, en ebenfalls Theil nehmen. Es kann, muß und wird auf m Wege gerathen! Sofern man die Gelder, wegen Umſtände, t. nicht ganz ſicher glaubte, würde ich und unſere Freunde behülflich ſein; ein Comitté von dortigen und hieſigen, ıte dann die Unterſtützungsquoten beſtimmen.

. . . . . .

Grüße mir Deine lieben Wirthe im ſchönen Geiſenheim, wel- mir ſtets im ſchönſten Reflex vor dem Erinnerungsauge ſteht.

In den letzten Tagen kam noch zu uns ein Gast, Dr. Groſſe, ein geborener Oſteroder, jetzt Züricher Bürger. Der Mann iſt in einer traurigen Lage; während ſein Schickſal meine Theilnahme in Anſpruch nimmt, verleidet mir ſein wunderliches, zerfahrenes und heftiges Weſen allen Verkehr mit ihm.

7. Dec. nach Frankfurt mit Karl Dreſel, ſeiner Frau und Dr. Groſſe. Den Abend bin ich bei Gutzkow, den andern Tag bei Ebner. Abends ſind Groſſe's Sachen angekommen. Er lieſt uns einige ſeiner Poeſien vor, die mich aber eben ſo wenig anſprechen wie ihr Verfaſſer.

9. Dec. mit der Schnellpoſt in unangenehmer Reiſegeſellſchaft den langen Weg nach Leipzig. Mein erſter Gang zu Engelmann. Er überreicht mir die erſt vor einiger Zeit fertig gewordenen

Spenden zur deutſchen Litteraturgeſchichte von Hoffmann von Fallersleben. Erſtes Bändchen: Aphorismen und Sprichwörter aus dem

enſtimmen haben in der einbrechenden Dämmerung ſich bereits
hzend vernehmen laſſen. — Meine einzige, aber ſchwache
fnung ſteht noch auf der heute nach Burgdorf ausgeſchriebenen
ksverſammlung, deren Führer wahrſcheinlich einen bewaffneten
fall in Luzern beabſichtigen, um dem verfaſſungsbrüchigen Blut-
nent der Jeſuiten in der Schweiz den Gnadenſtoß zu geben.
u ſpende Gott ſeinen Segen!

Um das Unheil zu komplettieren, erhalten wir heute die
hricht, daß uns ein großer und ſehr werthvoller Bücherballen,
längſt viſiert die Gränze paſſiert hatte, in Leipzig ſäſiert
den iſt. Das war bisher unerhört und unſer Kommiſſionär,
bemerkt, daß dieſes Verfahren Aufſehn errege, räth uns, einen
okaten zu beſtellen. — Ich fürchte, daß Fr. aus Konnivenz
is Fremdes mit verſandt hat, was Du erräthſt und gegen
n Berührung ich mich ſtets geſträubt hatte. Dann, fürchte
ſteht unſere Sache übel und ein Verbot in genere iſt uns
Ausſicht. Dieß wäre ökonomiſch für mich, der ich über
30,000 zur Rettung und Aufrechthaltung dieſer einzig für
große, liebe Deutſchland arbeitenden freien Preſſe aufgeboten,
erwindbar! wenn dieſen Menſchen, die die großen Worte
hen, irgend es Ernſt iſt, nicht wie Schufte in ihrem Maul-
n zu erſaufen, ſo ſollen ſie ſich jetzt rühren und uns aufrecht
lten! wenn wir nicht ſchleunig und nachhaltig unterſtützt wer-
, ſo iſt es zu ſpät.

Sieh was Du wirken kannſt; ich kann nicht weiter. — Es
t unnütz, über fernere Unternehmungen unter ſolchen Auſpizien
verhandeln.

Möge es Dir wohlergehn! meine Familie grüßt Dich freund-
und die Kleinen danken für die ſchönen Lieder. Mit Treue
n Freund

A. A. L. F.

Sonneck, 11. Dzbr. 1844.

nach der Zeche. Er will durchaus nichts nehmen, und ich muß, wie ſo oft und ſo Mancher außer mir mit dem Danke meine Schuld bezahlen.

Den Tag vor Weihnachten kommen die Holdorfer. Freudiges Wiederſehen und frohe Feiertage. Den 29. fahren wir nach Holdorf. Den 30. beſuche ich die Buchholzer. Am Silveſter-Tage bin ich wieder in Holdorf. Hier begrüßen wir in heiterſter Stimmung das Neue Jahr mit meinem Liede:

So ſingen wir, ſo trinken wir
Uns froh hinein ins Neue Jahr!

Daß ich als Preuße ſehr leicht in einen Preßprozeß verwickelt und der Majeſtätsbeleidigung angeklagt und verurtheilt werden könnte — dieſe Beſorgniß quälte mich ſehr und trieb mich, Alles aufzubieten, um ſo bald als möglich mein preußiſches Heimats- und Staatsbürgerrecht mit einem andern zu

Ich wende mich an Sie, weil Ihre Theilnahme mir den Weg zu diesem Schritte zuerst gezeigt hat und es Ihnen zunächst zukommt, den braven Bürgern Lahrs meinen Wunsch vorzutragen.

Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr

H. v. F.

Den 27. Januar 45. antwortete Baum. Gemeinderath und Bürgerausschuß hatten die Zusicherung ertheilt, mich als Bürger aufzunehmen. 'Es unterliegt diesemnach durchaus keinem Zweifel, daß wir Ihnen das Bürgerrecht ertheilen, jedoch sind noch einige Bedenken darüber vorhanden, ob dieses Bürgerrecht in Kraft treten kann d. h. das Indigenat ertheilen wird.' — Obschon ich die Bedingungen, unter welchen das Lahrer Bürgerrecht verliehen wird, leicht erfüllen konnte, so betrachtete ich doch die Ablehnung der Indigenatsertheilung von Seiten der badischen Regierung für gewiß, und verfolgte nicht weiter die Sache.

Ich war nun wieder auf Meklenburg angewiesen. An die drei Städte Güstrow, Rostock und Wismar hatte ich wol gedacht, die Bedingungen zum Bürgerwerden waren aber meinerseits schwer zu erfüllen, und die nachherigen Gemeindesteuern standen mit dem was ich zu erreichen suchte in gar keinem Verhältnisse. Ich versuchte es nun mit unserm nächsten Städtchen Brüel. Durch Vermittelung unsers freundlichen Nachbars, des Pastors Zarncke in Zahrenstorf verhandelte ich mit dem Bürgermeister Born. Alles ging gut. Als ich aber eine günstige Entscheidung erhalten sollte, erfolgte folgender Bescheid mit einem Ochsenkopf-Stempel von 2 Schillingen:

Unter Remission der Anlagen des Vortrags vom 18. d. M.

[illegible] in Beihalt*) bestehender [illegible] befanden. Ihnen [illegible] zu Theil werden zu [illegible]

[illegible] April 18[illegible].

[illegible] und Rath
[illegible]

[illegible] Am 18. hatte ich mit [illegible] den Herrn Bürgermeister besucht und ihm mein [illegible] Ordnung, lud uns [illegible] sehr vergnügt und kehrten [illegible] heim. Herr [illegible] auf dreimalige Anfragen, [illegible] erklärt: "Nein! Unbe-[illegible]" [illegible] Herr Bürgermeister war in Schwerin ge-[illegible] Herrn Schwager, einem Manne

ch wende mich an Sie, weil Ihre Theilnahme mir den u dieſem Schritte zuerſt gezeigt hat und es Ihnen zu- zukommt, den braven Bürgern Lahrs meinen Wunſch vorzu-

Mit den herzlichſten Grüßen

Ihr

H. v. F.

en 27. Januar 45. antwortete Baum. Gemeinderath ürgerausſchuß hatten die Zuſicherung ertheilt, mich als r aufzunehmen. 'Es unterliegt dieſemnach durchaus Zweifel, daß wir Ihnen das Bürgerrecht ertheilen, ſind noch einige Bedenken darüber vorhanden, ob dieſes recht in Kraft treten kann d. h. das Indigenat ertheilen — Obſchon ich die Bedingungen, unter welchen das Bürgerrecht verliehen wird, leicht erfüllen konnte, ſo be- e ich doch die Ablehnung der Indigenatsertheilung von der badiſchen Regierung für gewiß, und verfolgte nicht die Sache.

ch war nun wieder auf Meklenburg angewieſen. An die tädte Güſtrow, Roſtock und Wismar hatte ich wol ge- die Bedingungen zum Bürgerwerden waren aber meiner- hwer zu erfüllen, und die nachherigen Gemeindeſteuern mit dem was ich zu erreichen ſuchte in gar keinem tniſſe. Ich verſuchte es nun mit unſerm nächſten Städt- rüel. Durch Vermittelung unſers freundlichen Nachbars, iſtors Zarncke in Zahrenſtorf verhandelte ich mit dem meiſter Born. Alles ging gut. Als ich aber eine e Entſcheidung erhalten ſollte, erfolgte folgender Beſcheid iem Ochſenkopf-Stempel von 2 Schillingen:

nter Remiſſion der Anlagen des Vortrags vom 18. d. M.

erwidern wir Ihnen: daß wir uns, in Beyhalt*) bestehender gesetzlicher Vorschriften, de jure außer Stande befinden, Ihnen das gewünschte Bürgerrecht hiesiger Stadt zu Theil werden zu lassen.

Bruel den 27. April 1845.

Bürgermeister und Rath
Born.

Wir waren sehr überrascht. Am 18. hatte ich mit Rudolf Müller den Herrn Bürgermeister besucht und ihm meine Eingabe überreicht; er fand Alles in bester Ordnung, lud uns zum Abendessen ein und wir waren sehr vergnügt und kehrten des Erfolgs sicher im herrlichen Mondenschein heim. Herr Born hatte dem Herrn Pastor Zarncke auf dreimalige Anfragen, ob nichts dem Antrage entgegen stehe, erklärt: 'Nein! Unbedenklich!' Aber der Herr Bürgermeister war in Schwerin gewesen und hatte von seinem Herrn Schwager, einem Manne der Regierung, die Mahnung erhalten: 'Wenn er einen solchen Menschen zum Brüeler Bürger mache, so würde er sich das Allerhöchste Mißfallen zuziehen.'

Die Sache machte etwas Aufsehen, aber dabei blieb es. Es hätte übrigens gar nicht so vieler Umstände bedurft, um mich zum Ziele gelangen zu lassen. Ein eigentliches meklenburgisches Staatsbürgerrecht gab es nicht, aber jede Stadt und jedes Domanium oder jeder Ritter hatte das Recht, jemandem das Heimatsrecht zu ertheilen. Nachdem dies meinen Freunden klar geworden, war die Angelegenheit schnell erledigt. Dr. Samuel Schnelle, der mir erst einen Wohnungsschein ertheilt hatte, nahm mich bald darauf als Insassen seines Gutes auf:

*) Fehlt in Grimm's Wörterbuch. H.

Weisen mit einer entsprechenden Begleitung zu versehen. Da war mir denn der Organist Theodor Friese in Wismar empfohlen, ein tüchtiger Musiker, der sich dieser Arbeit gern unterziehen und Alles zu meiner Zufriedenheit ausführen würde. Ich schickte ihm mehrere Texte und Melodien, und schrieb ihm, nächstens würde ich selbst kommen und Alles mit ihm besprechen.

Das geschah bald, denn nach einigen Tagen fuhr ich im Glaswagen, mit vier stattlichen Pferden bespannt, nach Wismar hinüber. Dr. Birckenstädt hatte mich zu sich eingeladen. Bald nach meiner Ankunft fanden sich viele Gäste zum Mittagsessen ein. Kaum saßen wir bei Tische, so begann auch eine recht heitere Unterhaltung. Ich wurde sehr lustig, kein Wunder: zwei liebenswürdige Mädchen waren meine Nachbarinnen. Fräulein Mathilde entzückte mich durch ihr liebliches Wesen und ihre jugendliche Schönheit.

Ich verweilte noch einige Tage in Wismar, machte einige neue Bekanntschaften: Dr. Haupt, Dr. Stahmer, Dr. Nölting, Dr. Gerds, sah noch einige Male Mathilde, besprach mich mit Friese wegen der Kinderlieder, und war viel in Gesellschaft.

Den Abend vor meiner Abreise nahm ich noch Theil an einer Sitzung des wissenschaftlich geselligen Vereins. Rector Crain hielt einen Vortrag: 'Wismar vor 30 Jahren.' Nachher folgte ein gemeinschaftliches Abendessen.

Ich kehrte den 6. Februar nach Holdorf zurück. Von allem Lieben und Schönen was ich erlebt, war mir die lieblichste Erinnerung Mathilde, und es war natürlich, daß sich diese Erinnerung in Sehnsucht verwandelte, und so entstand denn denselben Tag noch ein Lied, das nachher Hellmuth Wöhler sehr hübsch in Musik setzte.

Das mochte Glaßbrenner zu Ohren gekommen ſein und er verſah es mit einer andern Pointe in ſeinem Büchlein: '1845 im Berliner Guckkaſten'*):

Guckkäſtner. Nann weiter! Rrrrr, ein andres Bild: Hür, meine Herrſchaften, präſentiert ſich Ihnen der wendiſche Kuhhirte Hoffmann von Fallersleben, wie er eben uf Doctor Schnelle's Jut bläſt, deß es in Meklenburg Morgen wird.

Bücke. Wenn Sie entſchuldigen wollen, ich denke — —

Guckkäſtner. Ja, ich dhu' des, aber überall wird des nich entſchuldigt.

Bücke. Ich wollte ſagen: ich denke, Hoffmann von Fallersleben is en deutſcher Dichter?

Guckkäſtner. Ja, aber um in Deutſchland bleiben zu können, is er Kuhhirte jeworden.

Erſter Junge. Na, aber verſteht er denn des aber ooch?

Guckkäſtner. O ja, er hat ſchon früher des Rindvieh recht

eisen mit einer entsprechenden Begleitung zu versehen. Da r mir denn der Organist Theodor Friese in Wismar em- hlen, ein tüchtiger Musiker, der sich dieser Arbeit gern unter- hen und Alles zu meiner Zufriedenheit ausführen würde. h schickte ihm mehrere Texte und Melodien, und schrieb ihm, chstens würde ich selbst kommen und Alles mit ihm be- echen.

Das geschah bald, denn nach einigen Tagen fuhr ich im aswagen, mit vier stattlichen Pferden bespannt, nach Wismar über. Dr. Birckenstädt hatte mich zu sich eingeladen. Bald ch meiner Ankunft fanden sich viele Gäste zum Mittagsessen . Kaum saßen wir bei Tische, so begann auch eine recht tere Unterhaltung. Ich wurde sehr lustig, kein Wunder: i liebenswürdige Mädchen waren meine Nachbarinnen. Fräu- n Mathilde entzückte mich durch ihr liebliches Wesen und ihre endliche Schönheit.

Ich verweilte noch einige Tage in Wismar, machte einige ue Bekanntschaften: Dr. Haupt, Dr. Stahmer, Dr. Nölting, . Gerds, sah noch einige Male Mathilde, besprach mich mit iese wegen der Kinderlieder, und war viel in Gesellschaft.

Den Abend vor meiner Abreise nahm ich noch Theil an er Sitzung des wissenschaftlich geselligen Vereins. Rector ain hielt einen Vortrag: 'Wismar vor 30 Jahren.' Nach- folgte ein gemeinschaftliches Abendessen.

Ich kehrte den 6. Februar nach Holdorf zurück. Von em Lieben und Schönen was ich erlebt, war mir die lieb- ste Erinnerung Mathilde, und es war natürlich, daß sich ie Erinnerung in Sehnsucht verwandelte, und so entstand denn selben Tag noch ein Lied, das nachher Hellmuth Wöhler sehr ich in Musik setzte.

Ich ſah wol ein liebliches Blümlein —
Und Frühling ward es um mich.
O weh! und da war es verſchwunden,
O weh! und mein Frühling wich.

Und wenn ich des Frühlings gedenke,
Erſtirbt auf den Lippen das Lied.
Es blühte ſo wunderbar lieblich!
Ich weiß nicht, wie mir geſchieht.

O lächle, o lächle noch Einmal
Mir in mein Leben hinein!
O laß es für mich, o du Blümlein,
Einmal doch noch Frühling ſein!

Den 7. Februar waren wir zur Geburtstagsfeier in Gerdshagen. Als wir zurückkamen, war unterdeſſen Herr Friche bei uns eingekehrt. Er ſpielte uns ſeine Compoſitionen meiner Kinderlieder vor, und wir waren über die meiſten ſehr erfreut. Er ſpielte uns dann auch die Begleitungen zu einigen Volks-

it ihn Rudolf zugleich bewirthete, gefiel ihm unſer Landleben es war doch etwas anderes als Orgel ſpielen und Stunden n müſſen.

Um dieſe Zeit war Advocat W. Raabe in Buchholz zum ch. Er kam eines Tages zu mir herüber und bat mich um räge zu ſeinem 'Meklenburgiſchen Volksbuch.' Ich hatte s vorräthig, verſprach aber beizuſteuern was ich dafür Ge- tes verfaßte. Raabe war damals eifrig bemüht, das poli- Leben durch Wort und Schrift zu wecken. Er gab die wigsluſter Blätter' heraus, die freilich eines beſſeren Lenzes h waren, als ſolcher zur Zeit in Meklenburg zu ſein te.

Nach Buchholz wanderte ich oft und gern hinüber, zu en, zu Roß, zu Fuß. Es war für mich eine angenehme ſtreuung und Anregung. Wenn ich mich mit Schnelle über Tagesbegebenheiten und Zeitfragen genug unterhalten hatte, n eilte ich zu den Kindern, ſcherzte, ſpielte und ſang mit n.

Eines Tages war ich zum Mittagseſſen geladen und traf r den Gäſten auch Otto Wien und Stever. Wir beſprachen e künftigen Reiſen. Da ward denn beſchloſſen, zunächſt ſollte nach Hohenfelde zu Wien, dann den 9. März nach Wuſtrow Stever kommen.

Den folgenden Tag, 19. Febr., holte mich Wien ab, und ziemlicher Kälte und ſcharfem Winde fuhren wir im offenen gen über Güſtrow und kamen friſch und munter in Hohen- an.

Wien gehört zu jenen nicht zu häufigen Menſchen, welche Güte und das Wohlwollen ſelbſt ſind, in einem angeborenen ühle für das Gute und Edle immer den rechten Pfad zu

ßte, ſo konnte er doch auch mitunter recht platt und gewöhnh werden.

Es war mir unvergeßlich geblieben, wie im vorigen Jahre lockmann ſo maßlos auf den Zollverein ſchimpfte. Das hatte ich nun neulich zu einem Liede*) veranlaßt. Jetzt traf es h prächtig es zum Beſten zu geben. Es kamen darin ſeine jenen Worte vor:

Ihr ſeid nur arme Schlucker,
Verſteuert hoch den Zucker,
Kaffee, Taback und Wein.
Wenn wir zu Wurſt und Schinken
Den beſten Rothſpon trinken,
Schmachtet ihr im Zollverein.
Hali halo! hali halo!
Bei uns geht's immer ſo ꝛc.

Die ganze Geſellſchaft lachte ſehr, und ich ſang nun gleich tterdrein 'Old-Mecklenburg for ever!'**) nach der Mel. om hoh'n Olymp herab.'

Wir Meklenburger ſind nur Herr'n und Knechte,
Nichts als die Luſt iſt uns gemein.
Gleich ſollten ſein die Pflichten und die Rechte,
Wir ſollten freie Bürger ſein!

Chor.

Dat ginge wol Alles, doch gèt et man nich,
Dat litt ja, dat litt ja de Ridderſchaft nich.

*) 'Eine ritterſchaftliche Stimme beim Rothſpon', gedruckt im Mekl. Volksbuch für 1846. S. 3.

**) Mekl. Volksb. S. 1.

Beide Lieder fanden ſo großen Beifall, daß ich nur
einen paſſenden Stoff wartete, um meinem Liederpaare noch
meklenburgiſches Lied hinzuzufügen. Der Stoff fand ſich. Po
erzählte mir den Rangſtreit der neulichen Wegebeſichtigun
Commiſſion und beſchrieb mir die drei dabei betheiligten Perſon
Schon den folgenden Tag war mein Lied fertig, und ſo oft
es vortrug, war es immer von erheiternder Wirkung:*)

Eine Hundegeſchichte.

Und endlich kommt der Landtag
Zu einem feſten Beſchluß,
Daß man auch Wege bauen
Und im Stande halten muß.

Der Großherr ſendet den Pudel
Mit fürſtlichem Rang und Sitz,
Die Ritterſchaft ſendet den Bulldogg,
Die Landſchaft ihren Spitz.

Die ſollen als Wegcommiſſäre
Sich Alles genau beſehn,
Die Dämme, die Gräben und Brücken,
Landſtraßen und Chauſſeen.

Sie kommen zu Fuß zuſammen
Bei einer Frohnerei,
Der Pudel und der Bulldogg,
Der Spitz iſt auch dabei.

Doch weil das Wetter ſo ſchlecht iſt,
Weil's ſtürmt und regnet zur Zeit,
Da nehmen ſie eine Carroſſe
Zu größ'rer Bequemlichkeit.

Der Kutſcher hat vorgefahren,
Der Pudel ſteiget ein,

*) Meklenb. Volksbuch S. 172—174.

Und von den anderen beiden
Will keiner der letzte ſein.

Der Pudel ſitzt gemüthlich
Wol auf dem Vorderſitz,
Und neben ihn ſetzt ſich zur Seite
Gar eilig der kleine Spitz.

Da bellet grimmig der Bulldogg:
'O Spitz, was macheſt Du?
Der nächſte Sitz nach dem Pudel,
Der kommt ja mir nur zu!'

Der Spitz bleibt ruhig ſitzen
Und ſieht ihn an und lacht:
'Wo ſteht denn das geſchrieben?
Das iſt noch nicht ausgemacht.'

Das kränket zu ſehr den Bulldogg
In ſeinem rothen Rock,
Er ſpringt voll Wuth aus dem Wagen
Und ſetzt ſich auf den Bock.

Der Bulldogg führet Beſchwerde
Und thut es dem Ausſchuß kund,
Er ſei von Geburt was Beßres
Als jeder andere Hund.

Ein Landtag wird gehalten:
Da ſtreitet man Tag und Nacht,
Doch iſt nach mancher Sitzung
Noch immer nicht ausgemacht:

Wer haben ſoll von beiden —
Der Bulldogg oder der Spitz —
Für alle und ewige Zeiten
Im Wagen den Vorderſitz.

ch der Frau Wien mein Scherzgedicht vorgeleſen hatte,
uz entzückt darüber und bat mich um eine Abſchrift.
gerne, aber — fügte ich ſcherzhaft hinzu — was iſt

denn mein Honorar? Wenn ich noch einen neuen Rock bekäme!' — Sie ging auf den Handel ein: ſie erhielt eine Abſchrift und ich einen neuen Rock, für eine Hundegeſchichte immer ein anſtändigeres Honorar als die ſeidene Weſte, welche Klopſtock für ſeinen Meſſias erhielt.

Unter den Frauen, mit denen ich in Geſellſchaft war, nahm am meiſten meine Theilnahme in Anſpruch Frau Auguſte Pogge, die zweite Gattin des Zierſtorfer Pogge, deſſen Weſen und Wirken noch in dankbarem Andenken fortlebt. Frau Pogge war bei tiefem Gemüthe und hellem Verſtande fein gebildet, freiſinnig, opferwillig, und von inniger Theilnahme beſeelt an dem Entwickelungskampfe des Vaterlandes und den großen Ideen der Zeit. Es ſchien ihr ein Bedürfniß, ſich über religiöſe und politiſche Dinge zu unterhalten und auszuſprechen, und ich muß geſtehen, daß ich mich jedesmal freute über dies ſchöne Streben ſich und Anderen klar zu werden, und daß jedesmal meine Verehrung für ſie zunahm, wie ich es denn auch meinen Freunden nicht verhehlte und ihr ſelbſt auf mancherlei Weiſe zu erkennen gab. — Als wir am Geburtstagsfeſte ihrer Schwägerin uns viel über Religion und Freiheit unterhielten, wurden wir unterbrochen, und ſie fragte nur noch: 'Was verſtehen Sie denn unter Freiheit?' Ich blieb die Antwort nicht ſchuldig, den andern Tag überreichte ich ihr dies Lied:

Freiheit! Freiheit!
Das iſt der alte ew'ge Klang,
Der durch die Weltgeſchichte dringt,
Und Hoffnung uns in Sag' und Sang
Auf eine ſchön're Zukunft bringt!

Freiheit! Freiheit
Von aller Vorurtheile Nacht,
Von Lehr- und von Gewiſſenszwang,

Von jeder Willkür Übermacht,
Von Zunft und Innung, Stand und Rang!

Freiheit! Freiheit
Für jede edle Geisteskraft
In Wort und Schrift, in Rath und That,
Für jede Kunst und Wissenschaft,
Für Volksgedeih'n in Kirch' und Staat!

Freiheit! Freiheit!
Ich sing' es hell und ruf' es laut,
Es halle fort von Ort zu Ort,
Es sei des Kindes erster Laut,
Es sei des Greises letztes Wort!

Freiheit! Freiheit!
Willkommen alter ew'ger Klang,
Der durch die Weltgeschichte dringt,
Und Hoffnung uns in Sag' und Sang
Auf eine schön're Zukunft bringt!

Ende Februars verließ ich Hohenfelde. Der Winter war ziemlich strenge. Überall lag Schnee. Nur auf den straßen war die Schlittenbahn oft unterbrochen und darum ete mich der junge Wien auch im Wagen. Als wir aber Landwege kamen, ward das Fahren sehr beschwerlich und vor Holdorf blieben wir in einem zugeschneiten Hohlweg , mußten aussteigen und zu Fuß bis an unser Ziel rn.

Vorläufig blieb ich in Holdorf. Bis zu meiner nächsten waren nur noch acht Tage, und um bis dahin in der zu bleiben, kutschierte ich fast jeden Tag in die Nachbarschaft.

Am 9. März fuhr ich in Schnelle's Kutsche über Wismar Bustrow. Es ging im Schnee zwar langsam, aber sanft,

denn dieſer Wagen, den ich den 'Schnelle'ſchen Geſundheitswagen' nannte, war ſonſt ſehr freigebig in erſchütternden Stößen.

Den Mittag war ich in Wismar und noch vor Sonnenuntergang in Wuſtrow. Das Gut liegt auf einer Inſel, die nur durch einen ſchmalen Streifen mit dem Lande verbunden iſt. Der Anblick der See war mir wieder neu, aber wie immer entzückend. Stever empfing mich recht freundlich, herzlich zu ſein war nicht ſeine Sache. Er hatte ſelbſt ſeinen Freunden gegenüber etwas Vornehmes, Kaltes, und gehörte in dieſer Beziehung und durch Neigungen und früheren Verkehr mehr zu den adelichen als bürgerlichen Rittern. Er galt für freiſinnig und fortſchrittlich, weil er neben und mit Schnelle bemüht war, dafür zu wirken, daß die bürgerlichen Mitglieder der Ritterſchaft dieſelben Rechte erlangten, welche den adelichen zuſtanden. Er hatte ſich vertraut gemacht mit der meklenburgiſchen Verfaſſung, und kannte die Rechte und Pflichten des Landesherrn, der Ritter-

: Freund wie in Bonn. — Abends großes Gastmal in der ıne: mehrere bürgerliche Ritter und ihre Rostocker Gesin- gsgenossen. Eine lange, aber kurzweilige Sitzung. Erst :n Morgen zu Bette.

Den vierten Tag Mittagsmal bei Türck: Schnelle, Wien, :ver, die Professoren Willbrand und Wunderlich ꝛc. Große terkeit. Ich erzählte wol an die hundert Geschichten und te ein beifälliges Publicum, der Oberappellations-Rath Acker- nn, mein Nachbar, kam gar nicht aus dem Lachen heraus.

Den 12. März mit Stever nach Wustrow zurück. Bei mmenuntergang dort. Die See hatte einen blauen Schimmer, ob das Eis Wasser wäre.

In den nächsten Tagen stieg die Kälte auf 12°. Wir lten uns zu Hause zu unterhalten. Nur den vorletzten Tag meiner Abreise machten wir noch einen Ausflug nach Mechel- f zu Herrn Bencard.

Den 17—25. März bei Dr. Birckenstädt in Wismar. ı ersten Abend im 'wissenschaftlich geselligen Verein', der zweijähriges Stiftungsfest feierte. Dr. Sievers hielt einen :trag über die neuesten deutschen Lyriker. Er sprach auch r mich und wußte nicht, daß ich unter den Zuhörern war. Großes Abendessen. Einige hübsche Mädchen überreichten einen Lorbeerkranz und baten mich, ein Lied zu singen. ı hatte mich lange dagegen gewehrt, endlich mußte ich ihren :ten nachgeben, ich sang. Da nahm mich Haupt in ein benzimmer, um mich vor allen weiteren Aufforderungen zum ngen zu schützen. Half nichts, auch dort wußten mich Frauen ı Mädchen zu finden und zu bitten, und ich sang. — Um Uhr Morgens erst nach Haus.

In den folgenden Tagen machte ich noch viele Bekannt-

[illegible] und war gesellig sehr in Anspruch genommen. Es [illegible] nicht an anregender, lehrreicher Unterhaltung, die ich be[illegible] der freundlichen Aufmerksamkeit meines Wirthes, des Dr. [illegible] und Dr. Haupt zu danken hatte.

Es war nach dem Kalender Frühlingsanfang, aber fußhoher Schnee gefallen. So war es denn auch mit meinem Frühlinge [illegible], den Mathilde bringen sollte. Mein letztes Lied an sie begann:

> Schließt euch, Augen, schließt euch wieder!
> Habt zu früh den Lenz gesehn,
> Und ihr, meines Herzens Lieder,
> Möget wieder schlafen gehn!

Ich blieb noch die Osterfeiertage in Wismar, dann holte mich ein Wagen nach Holdorf ab.

Ich sehnte mich nach ruhigen Tagen und ich fand sie jetzt. Hatte in der Winterzeit mein Herz am liebsten in der Kinderwelt gelebt und für sie gedichtet, so sollte jetzt mein Geist für die Männerwelt etwas schaffen, das gute Früchte in schlechter Zeit trüge. Ich wollte ein Buch verfassen, das eine Zeugniß-Sammlung aus der Vergangenheit für die Gegenwart enthalten sollte: „Unsere Zeitfragen, besprochen von den deutschen Schriftstellern 1750—1850." Ich hatte bereits damit im vorigen Sommer begonnen. Von Geisenheim aus schrieb ich den 27. August an Rudolf Müller:

Vorläufig habe ich hier genug zu thun, und ich bin auch ziemlich fleißig. Seit vielen Jahren hat mich ein Plan beschäftigt, der mir jetzt immer klarer geworden ist, so daß ich jetzt endlich an seine Ausführung gegangen bin. Ich dächte, ich hätte schon mit Dir darüber gesprochen, es ist eine politische Blumenlese. Ich will das politische Wissen, was uns heute noth thut,

zeitgemäße, zusammenfassen in einer chronologischen Reihe von sprüchen, Ansichten, Meinungen und Überzeugungen, Ergebjen der Erfahrung und des Nachdenkens von Männern in den schiedenartigsten Verhältnissen seit 1740 bis heute. Ich will Fortschritt in der Entwickelung des Staatslebens beweisen, will den Weg zum Wahren, Guten und Rechten zeigen, und Gesinnung dafür kräftigen.

Das Buch muß wirken. Vetter Michel hat einen gewalen Respect vor Autoritäten. Es darf etwas noch so wahr richtig sein, er betrachtet es mit Schüchternheit, wenn es ht aus dem Munde eines hochgestellten oder anerkannt gelehrten annes kommt; der Respect wächst, wenn der Mann längst todt , ihm also kein Ehrgeiz, kein Eigennutz in der heutigen Welt jeschrieben werden kann.

Aus den Bibliotheken meiner Freunde und durch deren rmittelung hatte ich reichen Stoff erhalten. Ich arbeitete ht fleißig, ich las und schrieb aus. So gerne ich bei dieser beit weilte und zu ihr immer wieder zurückkehrte, so war h der Gedanke an die Censur für mich sehr störend, ja derschlagend. Wie willkürlich sie gegen Alles einschritt, welches irgend staatsgefährlich schien, bewies sie täglich, ja stündlich, ıst die Sprüche der heil. Schrift waren ihr nicht heilig — konnte Alles gestrichen werden.

Den 14. Mai war ich wieder unterwegs. Ich fuhr mit dolf zur Thierschau. In der Kühle der Nacht waren bereits ere beiden gemästeten Schweine hingeschafft. Sie erhielten zweiten und dritten Schweinepreis, während dem von Josua ckmann mit süßer Milch gemästeten (es wog 902 Pfd.!) erste zuerkannt wurde. — Gegen Abend fuhr ich mit Wien h Hohenfelde und blieb den folgenden Tag dort. Von der

Kuh- und Stierschau zu Güstrow hätte ich weiter nichts gehabt als was der Psalmist (22, 13) sagt: 'Große Farren haben mich umgeben, fette Ochsen haben mich umringet.'

Den dritten Tag mit Wien zum Wettrennen. Viele Freunde und Bekannte. Das Bauern- und Herrenrennen in Gegenwart des Großherzogs. Um 12 Uhr eilte alles Volk zur Stadt, wir blieben auf dem Walle. Da hieß es: 'Der Großherzog kostet in einer Halle Wurst und Käse.' Ich ging auch hinein. Der Großherzog war im eifrigen Gespräche mit den Preisrichtern. Einige Umstehende fragten mich, ob ich auch Sr. kön. Hoheit vorgestellt sein wolle. Herr Engel, Vorsteher des patriotischen Vereins, stellte mich dem Großherzog vor: 'Es freut mich, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Ich habe es erfahren, Sie sind schon einige Zeit bei uns. Mecklenburg ist ein schönes, ist ein herrliches Land.' — Um doch auch etwas zu sagen, bemerkte ich: 'Es ist sehr erfreulich, daß Ew. kön. Hoheit mit Ihrer Gegenwart diese ländlichen Feste beehren, Sie werden dadurch dem Ganzen einen hohen Aufschwung geben.' Dann kamen wir auf die Wege zu sprechen. Ich meinte, es würde für dieselben sehr gut sein, wenn kön. Hoheit öfter im Lande reisten. — Die Umstehenden hörten sich Alles genau an. Trotzdem erzählte man sich nachher, der Großherzog habe mir den guten Rath ertheilt, ich sollte mich um dergleichen Dinge nicht bekümmern. Der Großherzog war sehr freundlich und heiter, und dachte gar nicht daran, als Oberpolizeigewalt irgend jemandem eine landesväterliche Ermahnung zu ertheilen.

Ich blieb nun noch einige Tage in Hohenfelde. Dann brachte mich Wien nach Malchin, besorgte mir einen Paß, und ich fuhr mit der Post weiter.

Es war am 20. Mai. Zwischen Scharpzow und Staven-

gen waren die grünen Felder weiß von Schlossen und Schnee
o sogar das frische Grün der Bäume und Sträuche war mit
hnee bedeckt.

In Oranienburg kehrte ich bei Hempel ein. Er war so
ig gewesen, meine Bücher zu beherbergen und beherbergte jetzt
ch selbst. Hempel hatte sein Bürgermeisteramt aufgegeben,
wollte nicht länger mehr ein Handlanger der Polizei sein.

Den 22. Mai gab Runge eine große Gesellschaft, die er
n großes Zauberfest' nannte. Es waren zweiundzwanzig
rsonen eingeladen, außer den Herren auch Frauen und Fräu-
n. Auch Glaßbrenner mit Frau, der erst Mittags mit der
relitzer Post angekommen war, nahm Theil. Runge sorgte
ch heute dafür, daß sich keine Langeweile blicken ließ, er wurde
:r in seinem Bestreben, die Gesellschaft geistig anzuregen und
beleben, heute überflügelt durch seinen Strelitzer Gast.
aßbrenner las uns einige Abschnitte aus seinem neuesten
erke: 'Neuer Reineke Fuchs'*). Der Erfolg konnte nicht
inzender sein, unser Genuß war ein großer, ein überraschender,
r waren alle erfreut und gerührt. Als ich mit ihm allein
ır und noch ganz erfüllt von der schönen Wirkung seines Ge-
hts, reichte ich ihm die Hand: 'Lieber Glaßbrenner, ich bin
freudig überrascht, ich weiß nicht wie ich Ihnen meinen Dank
ser kundgeben soll als dadurch, daß ich Ihnen mein Du an-
:te.' Ich sprach mich dann den folgenden Tag noch in einem
riefe an ihn abermals sehr theilnehmend über seinen Reineke aus.

Schon den 25. Mai antwortete er mir aus Berlin, wohin
sich von Oranienburg aus begeben hatte:

---

*) Erichien Leipzig, Lorck 1846, in 2. verb. Aufl, Frankfurt, Mei-
ger u. Sohn und in 4. verb. Leipzig, Keil 1866.

Dank, herzlichſten Dank, mein lieber Bruder in Go
habe geweint über Deine ſchriftliche Anerkennung meine
bei welcher Dich Dein Freiheitsgefühl zu ſo großen Wor
geriſſen. Wie kann ein ſo kindlich reines Herz in ei
langen, bärtigen Körper wohnen! Wohl ſeit fünf Jahre
ich an Dir, Felſen, hinauf, und nun erſt habe ich
Deiner Seele gefunden, die für die Guten duftet, deren
die Böſen treffen. Ach, Hoffmann, Du weißt gar nich
Du mit Deinem Lobe an mir gethan haſt! Aus Deinen
die bei meinem Gedichte floſſen, wird mein Ruhm empo
ein kleines, anmuthiges Blümchen. Schau' mein ganzes
ſches Leben an und glaube, daß ich das ernſt meine.
das Gefühl der Freiheit in den Kopf ſtieg und dann wi
Herz zurückkam, und mir faſt die Bruſt zerſprengte: d
ich mit meinem kleinen Talente und mit meinem noch
Wiſſen den unendlichen Drang nicht bewältigen; ich ſchw
ſchwamm ohne feſtes Ziel, ohne innere Sicherheit, n
Wogen der Zeit mich trieben. Denke an das Meer i
Reineke Fuchs: ich hatte der Urkraft gegenüber den Ge
den bewältigenden, nicht gefunden; mein Witz unterd
Poeſie und dieſe blieb immer ungeſehen zwiſchen den Zei
Noch heut bin ich der Maſſe nichts mehr als ein Luſt
als ein Hofnarr, der der Tyrannei unter der Maske des
bittere Wahrheiten zuruft. Das wäre nun ſchon, gut d
Etwas, aber ich will die Tyrannei nicht beluſtigen, ich
ihr Narr ſein! Deine Lieder kamen, die ſo leicht ſchei
ſie ſo leicht in Kopf und Herz gehen, und ſo ſchwer
wurde es licht in mir, da fand ich den Gedanken für
lent, und:

auf dem geſchnitzelten Splitter
zieht der kecke, tollkühne Ritter

auf und über das Meer dem Lande der Freiheit zu.

ɔchen Lieder; ſie finden Theilnahme bei den Beſſeren, aber
t wirft ſie bei Seite, will das Gute darin gar nicht
oeil es den Luſtigmacher nicht verlieren will. Was iſt
age ich mich und fand bald die Antwort. Lieder ſind
ur noch einzelne Gedanken in Form gebracht: das
l ein Werk haben, ehe es an Dich glaubt. Nun ſchreibe
euſtrelitz, fern von der Welt des Heute den Fuchs. Ich
s Werk ein, weiß aber nicht, daß, ob es ein Werk iſt;
ɔer Hoffnung (wahrhaftig wahr!) reiſe ich und rutſche
ußen, das in der Welt liegt. Auf dem Markte in Ora-
ſehe ich Dich und augenblicks wird es mir klar, daß
immer mit bedeutenderen Menſchen poetiſche Schickſal
Aut — aut! ruft es mir in's Ohr; faßt Dein Ge-
eſen, ſo biſt Du durch, wo nicht, ſo bleibſt Du
ɔher!

ɪke Dir nun, was in meiner Seele in der Zauberküche
dunge, des Dritten im Bunde, vorging. — — — Ich
h!

. . . . . .

ſtern war ich auf dem Berliner Corſo. Trotz des kalten,
en Wetters wohl an 2000 Wagen und eine Unmaſſe
aber ohne Freude, ohne laute Äußerung. Der Zeitgeiſt
ein Schalk! Die Großen, die Reichen finden ſeltner
eiten, ſich ſo recht hohngrinzend der Armuth gegenüber.
Noch iſt dieſe ſtumm — aber doch ſchon ſtumm —
t ſich doch nicht mehr, ſie ruft doch ſchon nicht mehr
über ihre glänzend geſtaltete Thränen. Nur zu! Es iſt
t ſehr dumpf, drückend, ſehr gewitterſchwül hier. Mir
hätt' ich ganz hinten am Horizonte ſchon ein Blitzchen

reiche Dir nochmals meine Hand. Vergiß mein nicht!

Tagen kam, hatte nichts davon erfahren. Wir entwarfen sofort eine Adresse.

Ich war sehr froh, daß ich meine Reise nicht bis Berlin ausgedehnt hatte, man hätte gewiß einen Zusammenhang aufgefunden. Schon am Abend des 23. erhielt ich Briefe von Nauwerck und Rutenberg, worin sie mir meldeten, Itzstein sei im strengsten Incognito in Berlin, oder komme dorthin. Und denselben Tag hatte der neue Bürgermeister von Oranienburg bei Hrn. v. Puttkammer angefragt, ob meine Ausweisung aus Berlin noch in Kraft sei.

Kaum war ich wieder in Holdorf, so lockte mich das schöne Sommerwetter abermals hinaus. Den 12. Juni trat ich eine Rundreise in Meklenburg an: Wismar, Wustrow, Gerdshagen bei Kröpelin, Gerdshagen bei Güstrow, Hohenfelde. Überall die alten Freunde und Bekannten, die alten Wege und die alten Gegenden. Das einzige Neue, welches ich kennen lernte, war diesmal das Bützower Pferderennen und die sogenannte meklenburgische Schweiz, wohin wir von Zierstorf aus einen Ausflug machten. Den 26. wieder in Holdorf.

Um die oft wiederkehrenden rheumatischen Schmerzen zu beseitigen, oder doch wenigstens zu lindern, schien mir ein Seebad am erfolgreichsten zu sein, und so entschloß ich mich endlich dazu, ich wollte es mit Cuxhaven versuchen.

Den 14. Juli reiste ich ab, blieb zwei Tage in Zarrentin und anderthalb in Boizenburg. Hier verlebte ich einen angenehmen Abend. Pastor Schönherr hatte Reinhard und mich zum Abendessen eingeladen. Während wir noch bei Tische saßen, brachte mir die Liedertafel ein Ständchen.

In Hamburg verweilte ich nur wenige Tage und beschränkte

mich in meinem Verkehr meist nur auf Dr. Wille und meinen Vetter Wiede.

Der Besitzer des Alster-Pavillons, Herr Dürst, hatte mich gebeten, für ihn ein Gedicht zu verfassen, womit er Zschokke, der hier jetzt anwesend sei und ihm gegenüber wohne, begrüßen könnte. Ich that ihm den Gefallen. Als ich eines Abends vorbeispazierte, prangte über dem Eingange zum Pavillon ein Transparent, farbig und schön erleuchtet mit meinen Versen:

Du des deutschen Volkes Liebling,
Würdigster Repräsentant
Deutschen Geistes und Gesinnung
In dem fernen Schweizerland.

Sei willkommen, edler Zschokke!
Sei gegrüßt mit Herz und Hand,
Sei willkommen, Elbgeborner!
Hier an unserm Elbestrand.

Wie Du wirktest, wirke lange,
Lange noch für Licht und Recht,
Daß noch lange Dank Dir bringe
Unser heutiges Geschlecht!

Den 22. Juli fuhr ich mit dem Dampfschiffe Henriette nach Cuxhaven. Ich wohnte wieder bei Dölle. Ich benachrichtigte meine Freunde in Otterndorf von meiner Ankunft und ich erhielt sofort Antwort: 'Wir kommen morgen.'

Dr. Johannes Minckwitz besuchte mich. Ich weiß nicht, wie ich zu der Ehre kam, wahrscheinlich langweilte er sich und suchte Unterhaltung. Er hatte eigentlich nach Helgoland gewollt, der neuliche Sturm hielt ihn hier zurück. Ein eigenes Schicksal, daß ich nun wieder mit einem zusammenkam, der eine königl. preußische Pension bezieht. Wie ich das erfuhr, bemerkte scherzhaft: 'Ich bitte Sie um Gotteswillen, geben Sie dies

auf, sonst heißt es wieder, ich sei Schuld daran.' Der
n macht gar nicht den widerwärtigen Eindruck, den er als
Ftsteller zu machen versteht, denn es giebt wol nicht leicht
dem ganzen 'illustrierten neuhochdeutschen Parnaß' einen
chen, der so eingebildet, so anmaßend und einseitig ist wie
Plat(en)ierte Dr. Johannes Minckwitz.

Aus meinem Baden wollte nicht viel werden; nichts gefiel
weder Bad noch Gesellschaft noch Gegend. Bei Tische
mir erst recht unbehaglich, lauter Kinder und alte Weiber,
brach kein Wort. Endlich besuchten mich einige Otternr
r und brachten etwas Leben in mein eintöniges Dasein.
fünften Tag holte mich Christian Schmoldt zu sich ab.

Ich war nun im Lande Hadeln zu Otterndorf-Westerende.
oldt mit seinen Freunden war eifrig bemüht, für Unterng und Zeitvertreib zu sorgen. Er ließ mir am Strande
Bretterbude aufrichten, damit ich bequem baden konnte.
badete denn auch die ersten Tage, das Wetter aber wurde
so schlecht, daß ich alles Baden aufgeben mußte.

Den 29. Juli führte uns eine traurige Veranlassung nach
rndorf. Eduard Hintze, ein vortrefflicher lieber Mensch,
e begraben. Um 7 kam der Leichenzug, die beiden Geistn voran, fast alle Männer des Gefolges in schwarzen Chorteln. Kein Gesang, nur am Grabe ein Vaterunser. So
ch die ganze Feier, so tief ergreifend war sie.

Den folgenden Tag machte ich mit Behrens und August
Seht einen Ausflug nach Bederkesa. Wir fuhren durch
Hadelnsche Sietland. In dem letzten Orte frühstückten
und kamen in ein Sumpfwiesenland, überall von Wasserren durchzogen. Der Weg war nur so breit, daß nur Ein
en fahren konnte. Der Boden bebte unter uns und um

uns, und die kleinen Fische in den Seitengräben sprangen empor. Glücklicherweise begegnete uns kein Fuhrwerk. Eine weite Strecke mußten wir so fahren, bis wir endlich wieder festen Boden gewannen und schneller von hinnen kommen konnten. Zuletzt wurden wir auch noch von einem Regenschauer überrascht. Trotzdem trafen wir in heiterer Stimmung in Bederkesa ein. Böse war eben haushälterisch beschäftigt und saß vor dem Backofen. Wir waren ihm willkommene Gäste. Er bewirthete uns vortrefflich und würzte das Mal mit seinen ergötzlichen Geschichten und selbst gezogenen Kirschen und Himbeeren. Auf einem anderen Wege durch die Geest über Wester- und Oster-Wanna kehrten wir heim, aber erst gegen 12 war ich zu Hause.

Sonntag den 3. August fuhren wir hinüber nach Cuxhaven. Es war der sogenannte goldene Sonntag, weil früher die Hadeler die Spielbank besuchten. Letztere besteht nicht mehr, aber der Besuch des Ortes an diesem Tage dauert fort. Wir trafen viele Freunde und Bekannte, spazierten auf dem dürftigen Jahrmarkte umher, sahen uns die Gaukler und Seiltänzer an und fanden dann das beste Vergnügen in unserer Gesellschaft, als wir zu Nacht speisten.

Den folgenden Tag besuchten wir Joh. Schmoldt im Lande Kedingen. Dieser Theil der Marschen war mir noch unbekannt.

Den 7. August waren wir mit unseren Freunden auf dem Vogelschießen bei Timm. Weil wir glaubten, daß wir beobachtet würden, so zogen wir uns in ein kleines Zimmer zurück, und waren unter uns und ganz vergnügt. Als wir auf den Deichen heimfuhren, äußerte ich mich gegen Schmoldt: 'Es freut mich recht, daß ich gar nicht von der Polizei behelligt bin und nun morgen ruhig abreisen kann.'

Den andern Morgen weckte mich mein Freund und zeigte

mir an, ein Gendarm wollte mich sprechen: 'Nun, so mag er kommen!' — 'Was wünschen Sie?' — 'Ich habe Ihnen im Auftrage der Landdrostei anzuzeigen, daß Sie sofort das Königreich zu verlassen haben.' — 'Wer sind Sie denn?' — 'Das können Sie an meiner Uniform sehen: ich bin der Landgendarm Debör, und das muß Ihnen genügen.' — 'Nun, erwiederte ich, ich werde gleich so frei sein.'

Große Betrübniß im ganzen Hause. Frau und Kinder weinten, ich aber packte ruhig ein und Schmoldt fuhr mich in seinem hübschen Cabriolet zum Lande hinaus.

Hochlöbliche Landdrostei hätte sich ihre gehässige Maßregel sparen können, wenn sie nur noch einige Stunden gewartet. Herr Schöne hatte mich als Gast des Hamburgischen Quartettvereines zum Itzehoer Sängerfeste eingeladen und ich stand eben im Begriffe dieser Einladung zu folgen.

In Cuxhaven wartete ich das Helgolander Dampfschiff ab. Nachdem ich mit meinem Freunde noch gemüthlich gefrühstückt, ihm für seine freundliche Theilnahme innig gedankt und alle hatte herzlich grüßen lassen, nahm mich der Patriot an Bord.

Im Lande Hadeln war man empört über diese landesväterliche Willkür. Schon am 11. August sendeten mir 43 Hadeler, meist Hofbesitzer, eine Adresse und versicherten mich 'der innigsten Theilnahme und der vollkommensten Hochachtung, und daß mein Name stets mit Vertrauen und Stolz unter ihnen genannt werden würde.'

Den 14. August enthielt die Neue Hamburger Zeitung folgenden Artikel:

***** Otterndorf** vom 12. August. Noch immer wird in allen Kreisen die Ausweisung des Prof. Hoffmann von Fallers-

leben lebhaft besprochen. Jeder findet in der Art, wie dieselbe geschah, einen offenbaren Eingriff in die Landesverfassung. Als das Land Hadeln an Hannover fiel, wurden ihm alle seine alten Rechte und Freiheiten verbürgt. Dazu gehörte denn auch die ganze Einrichtung seiner Untergerichte, welchen alle Polizei- und Rechtssachen zustehen. Kein Polizeibeamter darf das Haus eines Einwohners betreten, ohne einen schriftlichen Befehl dazu vom Schultheißen nachzuweisen. Der Landgendarm Debör hatte aber im Hause des Hofbesitzers Christian Schmoldt, dessen Gast Hoffmann war, nichts der Art vorzuzeigen und verlangte, daß seine Worte und seine Uniform zu jeder amtlichen Handlung genügten. Wenn die Regierungen und ihre Freunde immer so sehr auf das **historische Recht**, auf die Ueberlieferung pochen, warum halten sie aber nur **dann** darauf, wenn es **ihnen** eben zweckdienlich scheint? H. konnte bei Aufrechthaltung **unserer** Verfassung nicht so leicht verbannt werden. Unsere Hadeler Gerichtsverfassung ist so wie sie einem Lande geziemt, dessen Bewohner sich von jeher durch Biederkeit und Freisinn auszeichneten, einem Lande, das noch bis heute keinen Adel kennt, also auch keine Patrimonialgerichte. Hadeln hat 12 Unter- oder Kirchspielsgerichte, jedes bestehet aus einem Schultheißen, zwei oder drei Landschöffen und einem Kirchspielsschreiber, jeder muß ein unbescholtener, mit dem Rechte vertrauter Mann sein, juristische Gelehrsamkeit wird nicht dazu erfordert. In den 12 Kirchspielen wird monatlich einmal Gericht gehalten. Zu Grunde liegt das alte Landrecht von 1583 und die Polizeiverordnung von 1597, nebst verschiedenen Landesordnungen und löblichen Gebräuchen und Gewohnheiten. Zu dem Bereich der Untergerichte gehören, wie gesagt, alle Rechtshändel der Einwohner und alle Polizeisachen. Appellation geschieht an das Obergericht, wobei die Unterrichter Beisitzer sind. Es ist ein seltener Fall, daß die Erkenntnisse der Untergerichte dort nicht bestätigt werden. Die Hadeler sind sich der Vorzüge ihrer Ge-

sverfaſſung bewußt, denn es iſt ein Vorzug, daß ſie von
s **Gleichen** gerichtet werden, ferner, daß der Hergang ſchnell
mit wenig Koſten verbunden iſt, daß die Anwälte wenig oder
nichts zu thun haben, weil faſt alle Händel bei den Unter-
hten geſchlichtet werden, und daß es keinen Unterrichter giebt,
von ſeinem Amte leben müßte. Es iſt beklagenswerth, daß
neue Inſtitut der Gensdarmen mit ſeinen geheimen Cabinets-
Landdroſtei-Befehlen, auch die letzten Ueberreſte unſeres alt-
ſchen Volksrechts immer mehr verdrängt.

Auch im übrigen Deutſchland machte die Sache großes
ehn, ein Aufſehn, das zu dem Erfolge, den die Regierung
ſt Auguſts zu erzielen gedachte, in gar keinem Verhältniſſe
d.

Philipp Nathuſius widmete mir

Ein ſchönes unſchuldiges Liedlein
vom Ernſt und vom Scherz
zu ſingen in dieſem Jahr und Mond.

Da war ein luſtiger Geſell,
Man nannt' ihn nur den Scherzen,
Zog ſingend hell durch's deutſche Land
Und lockte viele Herzen.

War gern geſehn wohin er kam:
Welch Deutſcher liebt nicht Scherzen?
Er zieht wohl auch mal 'n ſchief Geſicht,
Doch iſt er brav von Herzen.

Die Kleinen mocht' er gern erfreu'n,
Die Großen gern wohl necken:
Je nun, ihr führt ſo gut den Stock,
So fühlt auch mal den Stecken.

Schiert' ihn nicht viel, ob wen ergötzt,
Ob wen verdroß ſein Pfeifen,
Thät unverſehn's wohl auch ins Reich
Des Ernſts hinüberſtreifen.

1845. Hadeln.

Als deſſen inne ward der Ernſt,
Das thät ihn baß verdrießen;
Gar trüb er ſitzt und reſidiert,
Sein ſtummes Reich zu Füßen.

Der Ernſt, der Ernſt, der liebet nicht
Das Scherzen und das Lachen,
Soll jeder gar ein ſau'r Geſicht
Als wie er ſelber machen.

Am meiſten aber wurmt' es ihn,
Wie man thät munkelieren,
Daß jener gar ihn ſelber ſollt'
In ſeinen Scherzen führen.

Er brummt' in ſeinen weißen Bart:
Wart! ich will Dich kuranzen!
Da horchten auf der Haß und Neid,
Denn das ſind ſeine Schranzen.

Und als ins Land kam wieder Scherz,
Da ſchickten ſie Gensd'armen,
Die brachten ihn auf Schub hinaus:
Iſt das nicht zum Erbarmen?

Dem guten Scherz zu wehren gar
Mit Säbeln und mit Stangen? —
Ach nein, es iſt zum Lachen nur:
Hört nur, wie's weiter gangen.

Der Scherz zog lachend ſeines Wegs,
Zog hin mit Sang und Wippchen,
Und ſchlägt dem Ernſte nach wie vor
Im Stillen manches Schnippchen.

Der Ernſt der ſitzt mit finſterm Sinn
Auf ſeinem Thron und wachet:
Und heimlich durch ſein ganzes Land
Zieht doch der Scherz und lachet.

Auf dem Verdecke ſpaziert ein großer, ſtattlicher Herr mit jugendlichen, heitern Geſichte, umſpielt von braunen Locken. ll ein Hamburger Kaufmann ſein, und das ſcheint mir icht ſo, ich merke doch gar nicht ſo etwas Philiſterhaftes n. Sein freundlicher Blick flößt mir Vertrauen ein, ich es ihn anzureden. Da erfahre ich denn, daß er zum urger Quartett-Verein gehört und ebenfalls zum Sänger- zeht. Er heißt Konrad Wolff, ſtammt aus Crefeld und ufmann in Hamburg.

Alſo zum Sängerfeſte? Ei, bemerke ich, das iſt ja hübſch, nen wir ja die Reiſe zuſammen machen, wenn es Ihnen iſt!' Und es iſt ihm ganz recht. Wir kehren in Glück- ein und nehmen uns Extrapoſt. Auf einem langen offe- örwagen gerüttelt und geſchüttelt, aber doch fortwährend genehmer Unterhaltung, erreichen wir unſer Ziel. Wir in die Stadt Hamburg ein. Wir ſind einen Tag zu kommen und ſuchen uns nun ſo gut als es geht die Zeit rtreiben. Wir ſpazieren überall umher, ſehen uns die ſtungen an, die große Halle u. ſ. w.

9. Auguſt. Mit Dr. Körner, den wir geſtern Abend kennen lernten, nach Amönenhöhe und dem Eichthale. Am nittage warten wir unſern Quartettverein ab. Es treffen Geſangvereine und Hamburger ein, aber nicht die unſrigen. anbrechender Dunkelheit wird die Stadt erleuchtet. Um gen wir in die Feſthalle. Viele Kieler Studenten ſitzen in icher Entfernung von uns und commerſieren. Als ſie von r Anweſenheit hören, eilen ſie zu mir und begrüßen mich einem Hoch. Ich danke ihnen mit einem Liede. Darauf Dr. Lorentzen und Advocat A. F. Schröder von Glück- Es wird mir wieder ein Hoch gebracht und Alles drängt

sich nach unserm Tische zu. Da sage ich zu meinem Reisegefährten: 'Jetzt wird es mir zu bunt — es ist Zeit — wir wollen gehen.' Ein großer Schwarm giebt uns das Geleit zur Stadt Hamburg, bleibt dann draußen im Kreise stehen und bringt mir ein Ständchen.

10. Aug. Am Morgen Proben der Sänger. Eröffnungsrede des Bürgermeisters Rötger im Rathhause. Einfaches Mittagsessen in der Festhalle. Ich bin unterdessen zu Hause und betheilige mich erst an den Festlichkeiten, als die Störfahrt nach der Amönenhöhe beginnt. Die sechs Fahrzeuge werden von Pferden gezogen, uns scheint es bequemer und angenehmer nebenher zu wandern. Auf der Höhe Raum genug für Sänger und Zuhörer, Tische und Bänke im Freien, Hallen und Zelte, Instrumentalmusik und Vorträge einzelner Gesangvereine. Wald und Wetter schön, während das Feuerwerk viel zu wünschen übrig läßt. Gegen Abend heim. Bei unserer Rückkehr finden wir die Festhalle dunkel, und sie bleibt dunkel. So ist denn einer Wiederholung des gestrigen Abends weise vorgebeugt. Wir gehen in die Stadt Hamburg. Auch Andere haben diesen guten Gedanken und kehren dort ein. Es geht sehr laut und lebendig her. Im Vorzimmer spielen und singen einige Harfenmädchen. Unter ihren Liedern ist auch mein 'Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald'. Einiges ist verstümmelt, so sangen sie statt: 'Singe, sprach die Römerin' jedesmal 'Singe, sprach die Böhmerin.'

11. Aug. Geistliches Concert in der Laurentiuskirche. Ich habe die Zeit verschlafen. Um 2 Festzug nach dem Eichthale. Dort wurden viele Lieder vorgetragen. Da die Dichter bei den Sängern und Sängerfesten Nebensache sind und deshalb fast nie genannt werden, so erfahre auch ich nur aus dem Vortrage

erſt, daß eins meiner Lieder unter den ausgewählten iſt, nämlich 'Morgen marſchieren wir'; im Programm ſteht nur: 'Soldatenabſchied, comp. von J. Stern.' — Wolff und ich kehren mit dem Zuge in die Stadt zurück, und fahren gleich darauf zur Stadt hinaus, wir überlaſſen gerne das große Feſteſſen den 650 norddeutſchen Sängern.

Ich war alſo nur von Anfang bis zu Ende ein harmloſer Zuſchauer und Zuhörer geweſen und hatte weder die Gaſtfreundſchaft der Itzehoer in Anſpruch genommen noch irgend eine Aufmerkſamkeit erwartet. Daß ich den erſten Abend begrüßt wurde, hatte ich weder veranlaßt noch gewünſcht. Trotzdem wurde in dem Feſtberichte des Itzehoer Wochenblatts vom 14. Auguſt meiner in einer Weiſe gedacht, woraus ſich nur der Ärger erklärt, daß etwas wider das polizeilich feſtgeſtellte Programm geſchehen konnte. Der Berichterſtatter ſpricht ſich alſo aus:

'Später verſammelte man ſich in der Feſthalle zur freien Unterhaltung, wobei Geſang und Reden mit einander wechſelten. Hier war der bekannte Hoffmann von Fallersleben der Löwe des Abends. Derſelbe trug mehrere ſeiner unpolitiſchen Lieder vor, und wurde von ſeinen Freunden, Dr Karl Lorentzen aus Kiel und Andern, durch Toaſtreden unterſtützt. Man erfuhr aus dieſen, daß Hoffmann kürzlich aus dem Königreich Hannover verwieſen worden, was mit der Wegweiſung der Badiſchen Abgeordneten v. Itzſtein und Hecker aus Berlin in Parallele geſtellt wurde. Übrigens wollten uns die Lieder, welche Hoffmann vortrug, nicht recht paſſend vorkommen. Dieſe politiſchen Fibelverſe (wie wir ſie wohl nennen möchten) mögen dienlich ſein, um das politiſche Bewußtſein zu wecken, wo es noch tief ſchlummert. In Schleswig-Holſtein aber wacht es mit klaren Augen; hier iſt man ſchon zu weit

fortgeschritten, um an solchen Dingen viel Gefallen zu finden; in solcher Masse vorgetragen, wie es geschah, werden die Lieder mit ihren ewigen Refrains von Schimschimschim und Juchjuchhe sogar langweilig. Sie fanden daher auch nur getheilten Beifall, und als man endlich den Herrn Hoffmann nach seiner Wohnung begleitete und ihm dort ein Hoch brachte, schloß sich nur ein Theil der Gesellschaft, meistens wohl aus jungen Studierenden bestehend, dem Zuge an.'

Es war vorauszusehen, daß solche Äußerungen Entgegnungen hervorrufen würden. Das geschah denn auch bald, und das 'kön. privilegierte Itzehoer Wochenblatt' wurde von allen Seiten angegriffen wegen seiner Charakterlosigkeit und Erbärmlichkeit, und hatte am Ende, statt mir zu schaden, nur sich geschadet. Von den vielen Gegenartikeln möge nur der Anfang eines derselben mitgetheilt werden, er dient zur Aufklärung dieser damals viel besprochenen Angelegenheit. Hamb. Neue Zeitung vom 5. Sept.:

Q **Kiel** vom 3. September. Das diesjährige große **norddeutsche** Sängerfest ist hier noch immer der Gegenstand der Besprechung. Wir können uns nicht genug wundern, daß unsere vielen sogenannt freisinnigen Blätter sich bis jetzt mit Auszügen aus dem bekannten Festberichte des 'Itzehoer Wochenblatts' begnügen. Es verdienet aber eine weitere Besprechung, denn unserer Meinung nach bildet gerade **dieses** Sängerfest einen entscheidenden Abschnitt in der Geschichte unserer Sängerfeste: entweder werden diese hinführo der Tummelplatz genußsüchtiger und einseitiger Dilettanten, oder ein Vereinigungspunkt gesinnungsreicher Männer sein, in denen Kunst und Vaterlandsliebe sich verschwistern und zeitgemäß entwickeln. Der Festbericht des „königl. privilegierten Itzehoer Wochenblatts" ist sehr breit, aber sucht absichtlich gewisse Dinge zu verschweigen, deren Kenntniß uns erst in den Stand

n richtiges Urtheil über das ganze Feſt und ſeine Nach-
en zu gewinnen. Der Itzehoer Bürgermeiſter **Rötger,**
ı Titel Juſtizrath, war wegen ſeiner fröhlichen und frei-
Reden in Lübeck zum Präſes des heurigen Feſtes gewählt
Es war für ihn eine ſchwierige Aufgabe, dieſem Ehren-
ıd ſeiner amtlichen Stellung als Polizeibehörde zugleich zu
. Die Vorfälle am erſten Abend, beſonders das Ständ-
as man dem Prof. Hoffmann vor der Stadt Hamburg
hatte den Herrn Bürgermeiſter etwas beſorgt gemacht, es
ich zu viel Politiſches in das Feſt miſchen. Am folgenden
öffnete er die Proben des geiſtlichen Concerts mit einer
oorin er unter anderm ſagte: „Der Zeitgeiſt iſt unſer ge-
ter Feind, der Zeitgeiſt untergräbt, unterwühlt Alles, ihm
ı Mittel gerecht, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen.
Herren, er droht auch unſere harmloſen Sängerfeſte zu
:n." Um aber noch mehr alles Politiſche wegzuſcheuchen,
r endlich die denkwürdigen Worte: „Meine Herren, **die**
iſt ernſt." Den Mittag zeigte ſich dieſes Gegentheil des
ſchen Ausſpruches: Ernſt iſt das Leben, **heiter** iſt die
Das Mittagseſſen in der Feſthalle glich einem Leichen-
ɛ: da ließ ſich keine Muſik hören, kein Lied, keine Rede,
nmal ein Trinkſpruch, und am Abend, als ſich nach dem
ten des ſchleswig-holſteiniſchen Wappens die Sänger in
inkelheit heimbegaben, brannte nur ein kleines Endchen
ıt in der großen Feſthalle und wir hatten weiter keinen
tsort als das Bett, denn — **die Kunſt iſt ernſt,** ſagt

---

ht vergnügte Tage in Hamburg. Mit Konrad Wolff
ıziert, Dr. Wienbarg näher kennen gelernt, und das
heater beſucht.
.nes Nachmittags ſitze ich mit Wolff auf dem Balcon

in London Tavern. Wir freuen uns der schönen Aussicht auf den Spiegel der Elbe, die durch hinauf- und herabsegelnde Schiffe belebt ist. Da hören wir Jubelgeschrei: ein Schiff mit den bunten Flaggen aller seefahrenden Völker wird vom Stapel gelassen und segelt stattlich an uns vorüber. Dann ist es wieder still. Da kommt den Strom herab ein großer Dampfer, die Flagge sieht aus wie eine Trauerflagge, sie ist vom Dampfe so geschwärzt, daß sich kaum eine Farbe erkennen läßt. Auf dem Verdecke sind viele Menschen, sie sitzen ruhig und still — ein Auswandererschiff. Uns kommen die Thränen in die Augen. In wenigen Augenblicken ein solcher Wechsel von Freud' und Leid!

Mein Vetter F. Wiede machte mir den Vorschlag, mit ihm nach Schleswig-Holstein zu reisen; sein Freund Martin Herm. Cords würde sich von Preez ab anschließen. Ich ging darauf ein: wir fuhren auf der Eisenbahn bis Neumünster und dann mit Extrapost zu seinem Schwiegersohn Jacob Schoel.

20. Aug. Ausflug nach Hessenstein. Herrliche Aussicht auf die Ostsee. Zu Mittag in Lütjenburg, Abends wieder in Preez.

21. Aug. Ausflug nach Aschberg. Schöne Aussicht auf den Plöner See.

22. Aug. Nach Kiel. Mit Dr. Lorentzen und Hohlfeld von Löbau nach Düsternbrook. Schöne kommt eben von Kopenhagen zurück und erzählt uns Wunderdinge von den Dänen.

23. Aug. Wunderschöne Fahrt auf Christian VIII. nach Flensburg. Abends in der Stadt Hamburg.

24. Aug. Der Anwalt Wolfshagen holt mich ab. Wir gehen auf die Anhöhen. Hübsche Aussichten. Dann besuchen wir die Harmonie: deutsche und dänische Blätter, unter anderen

orfaren.' Nachmittags Spaziergang in ein benachbartes Holz. ist Sonntag. Musik, viele Menschen, aber kein Leben. nun besuche ich die Schulbibliothek. Ich finde eine Papier-ıdschrift mit dem Flensburger Stadtrecht, ascetischen Werken) Spottliedern auf Luther. — Abends zusammen mit einigen tschgesinnten Flensburgern: 54,46′ nördlicher Breite.

25. Aug. Schleswig. Schönes Wetter. Vor Tische be-ge ich Wilh. Hartwig Beseler. Er wohnt am andern Ende hleswigs, sehr weit von unserm Gasthofe. Ich trete dem anne offen und voll lebendiger Theilnahme an Schleswig-lstein entgegen. Er bleibt mehr als kühl, unsere ganze Un-haltung hat für mich etwas Peinliches. Da ist es mir denn h sehr angenehm, daß ich eben so schnell wieder zurückkom-n kann, wie ich hergekommen bin: ein Gast hatte mir seinen agen geliehen, der draußen auf mich wartete.

Nach Tische besuchen wir die schönsten Punkte der Umge-ıd. Abends im Club, der hier den vornehmen Namen 'Mu-m' führt. Ich treffe dort Dr. Heiberg, Advocat Chemnitz, ıdichter des 'Schleswig-Holstein meerumschlungen' und den mponisten des Liedes, Musikdirector Bellmann, Advocat ilich u. a.

Die lange Trennung von Deutschland hat den Schleswi-n meist nichts von uns als unsere Sprache gelassen. Das inenwesen steckt sehr tief in ihnen und tritt überall hervor. h fand die Leute im Museum kalt und zurückhaltend, fast ichgültig. Es war ein unerquickliches Zusammensein. — In iem Sinne mochte ich mich wol hie und da geäußert haben, s dann zu weiterer Kunde gekommen war. Bald nachdem Schleswig verlassen hatte, brachte die Hamb. Neue Zeitung m 9. Sept. folgenden Artikel:

Hamburg am 9. September. Es ist nicht leicht, aus dem unfruchtbaren Wust, womit das „Itzeh. Wochenbl.“ seine Leser ein Mal die Woche bewirthet, etwas Schmackhaftes herauszufinden. Unsere Leser wollen es uns daher nachsehen, wenn wir nachfolgenden außergewöhnlichen Artikel aus Schleswig vom 1. September erst heute bringen: „Wir haben hier auch einen flüchtigen Besuch von dem Hrn. Prof. **Hoffmann v. Fallersleben** gehabt, der, wie so viele deutsche Männer, lebhaftes Interesse an unsern politischen Zuständen nimmt. Wenn er, wie wir vernommen, der Ansicht sein soll, daß die politische Entwickelung in Schleswig-Holstein noch nicht tief eingedrungen sei, er also mit dem Urtheile, welches neulich ein Berichterstatter über das Sängerfest in Itzehoe in Betreff der politischen Verse des Hrn. Hoffmann v. Fallersleben aussprach — womit wir unsern Theils aber nicht übereinstimmen können — in geraden Widerspruch tritt, so müssen wir doch bemerken, daß ein so flüchtiger Aufenthalt zu keinem ganz abschließenden Urtheile hinführen kann. Der norddeutsche Volksstamm, namentlich Schleswig-Holsteins, ist zurückhaltend: er ist ruhig, und mag seinen Großvaterstuhl ungerne verlassen. Ist er durch irgend ein Ereigniß auf die Straße gekommen, so eilt er, sobald die Polizei erscheint, in das Haus zurück, und versichert oft, er sei nicht mit da gewesen. Als ruhiger Staatsbürger ist er aber meistens ein Gefühlsmensch. Er fühlt die Sache, und sie kann ihn schmerzen, aber das Gefühl kommt langsam bei ihm zur That. Viele entziehen sich daher auch der Berührung mit den Trägern der politischen Bewegung, namentlich, wenn solche von dem Ostracismus (Verbannung, Ausweisung ꝛc.) getroffen sind. Andere kennen keine Gastfreundschaft, sobald diese mit einiger Unbequemlichkeit oder einer kleinen Ausgabe gepaart ist. Hr. Hoffmann war hier mehr schweigsam; wir haben wenigstens von seinen, das politische Selbstbewußtsein aufregenden Versen nichts vernommen. Wahr ist es, daß im Ganzen, so viel

ir wiſſen, die Politik über die Ideen eines ſchleswig-holſteiniſchen Staatslebens nicht hinausgeht, und daß dieſe Ideen ſelbſt in oncreto, d. h. in den einzelnen rechtlichen Beziehungen, noch n großer Unklarheit und Inconſequenz leiden. Der eigentliche nd abſolute Gradmeſſer des politiſchen Bewußtſeins eines Volkes t: das Verlangen einer freien Preſſe, und wo dieſe fehlt, die nwendung aller geſetzlichen Mittel, um dieſe zu erlangen. Unre guten Stände aber ſowohl, als das Volk, ſchweigen. Einne Lerchen machen keinen Frühling."

26. Aug. Eckernförde. Als wir Abends bei Tiſche ſitzen, ıft eine Stimme: 'Die Liedertafel kommt!' Es erſcheinen nige Eckernförder mit dreifarbigen Bändern und Liederbüchern, tzen ſich zu uns und beſtellen ſich Carbonaden. Nach andertalb Stunden laſſen ſie ſich zwei Flaſchen Wein bringen und erſuchen zu ſingen. Der Verſuch gelingt ſchlecht, und wir ehen verwundert zu Bett.

27. Aug. Um 1 ſchon in Rendsburg. Nachmittags mit ldvocat Bauditz in der Harmonie und im Schützenhauſe, Abends n Rathskeller. In einem kleinen unterirdiſchen Zimmer ſitzen wa 30 Menſchen vor ihrem Glas Grog. Feierliche Stille, ie ich nur einmal durch ein Lied zu unterbrechen wage. Selbſt ls ſpäter einige Mitglieder der Liedertafel kommen und ſingen Schleswig-Holſtein meerumſchlungen', fährt man fort ruhig zu tzen. Dieſe Kälte, dieſe ſtumme Nüchternheit im Weinkeller!

Das politiſche Bewußtſein ſcheint darin zu beſtehen, daß nan eine dreifarbige Flagge flattern läßt, Reden hält und Lieder ingt, ſo lange es nämlich noch polizeilich erlaubt iſt. Die leute, die an der Spitze der Bewegung ſtehen, kennen ſich nter einander nur wenig und wiſſen auch von uns nur wenig der gar nichts.

selbige mit meinem Namen zu unterzeichnen. Dann singen wir die beiden Lieder gemeinschaftlich. Sie wollen mich durchaus mit Gesang und dreifarbigen Fahnen nach Hause begleiten. Dergleichen wird freundlichst verbeten.

Um Mittag abgereist. Wir übernachten in Itzehoe.

31. Aug. Gegen Abend in Hamburg. Ich wohne im Alsterhôtel.

Vierzehn Tage verweilte ich noch in Hamburg, das gerade im Herbste am allerschönsten ist. Ich spazierte viel umher, und war mit Freunden und Bekannten oft zusammen. Wolff machte mich mit seinen Verwandten bekannt, Schöne ging mit mir die neue Sammlung meiner Kinderlieder durch, und mit Wienbarg und Wille unterhielt ich mich viel über Schleswig-Holstein. Ich erwartete meinen Freund Resch, der in Helgoland badete, sonst hätte ich meinen Aufenthalt nicht so lange ausgedehnt. Endlich kam Resch. Wir verwendeten noch zwei Tage auf Hamburgs Sehens- und Merkwürdigkeiten. Dann nahm ich ihn mit nach Meklenburg.

Kaum hatten wir das Land betreten, so mußte Resch über die meklenburgische Gastfreundschaft erstaunen. So etwas hatte er noch nie erlebt, wie er denn als Dresdener überhaupt von Gastfreundschaft keine Ahndung hatte. Überall wohin wir kamen wurden wir nicht wie Fremde, sondern wie alte liebe Freunde und Bekannte angesehen: in Boizenburg, Schwerin, Holdorf, Gerdshagen bei Kröpelin, Doberan, Rostock.

In Doberan ist gerade Jahrmarkt. Wir ergötzen uns an den Volkstrachten. Später gehen wir auf den Jungfernberg und ins Holz. Den andern Tag fahren wir bei wunderschönem Wetter nach dem heiligen Damme. Wir sind stundenlang am Strande. Resch zeichnet und ich sitze auf einem Steine

und schaue in die See. Nach 3 Uhr kehren wir erst nach Doberan zurück und haben dann noch Zeit, die schöne Kirche mit ihren Merkwürdigkeiten zu besehen und einen Spaziergang auf den Sageberg zu machen. Prachtvoller Sonnenuntergang.

In Rostock verleben wir einen sehr heitern Tag in der Familie Schleuder. Mit den liebenswürdigen Töchtern fahren wir in einem Boote nach Warnemünde und kehren dann zu Lande heim. — Den folgenden Tag herrliches Herbstwetter. Wir spazieren um die Stadt. Nach Tisch begleite ich Reich zur Post. Er ist außer sich über diese 14tägige Reise, es ist ihm Alles wie ein Traum, und da er in der Geographie ein Franzose ist, so wird er bald gar nicht mehr wissen, wo er gewesen ist.

Den 1. Oct. holt mich Wien von Bandelstorf ab, wo ich zwei Tage bei Schlettwein war. Ich bleibe nun einige Tage in Hohenfelde und mache von hier aus Besuche in Zierstorf, Roggow und Warnkenhagen. Ich will abreisen, Wien aber bittet mich zu bleiben bis Pastor Fuchs kommt. Dieser hat seine Stellung als Pastor von Kölzow aufgegeben und wandert nach Texas aus.

Den 9. Oct. spät Abends kommen die Auswanderer an, Fuchs mit seinem Vetter und Franck. Wir unterhalten uns lebhaft über Texas. Fuchs singt mit seiner lieblichen Stimme mehrere meiner Lieder, die alle auf seine Auswanderung Bezug haben. Uns kommen die Thränen in die Augen.

Den folgenden Tag unterhalten wir uns fast nur über Auswanderung und Deutschlands Gegenwart und Zukunft. Auch ich in meiner Lage müßte auswandern, aber was ich später einst dichtete:

Ich bleib' in meinem Vaterlande,
Sein Loos ſoll auch das meine ſein,
Sein Leid und ſeine Schmach und Schande,
So wie ſein Ruhm und Glück iſt mein.
In meinem Vaterlande will ich bleiben,
Und keine Macht der Welt ſoll mich vertreiben!

es Gefühl ſiegte über alle augenblicklichen Verſtimmungen eidenſchaftlichen Wünſche.

Und doch konnte ich dem Drange nicht widerſtehen, Wünſche Hoffnungen auszuſprechen, deren Verwirklichung Anderen Rechtfertigung und ein Troſt ſein konnte. Und ſo dichtete nn meinem lieben Fuchs ein Abſchiedslied:

Der Stern von Texas.

Hin nach Texas, hin nach Texas,
Wo der Stern im blauen Felde
Eine neue Welt verkündet,
Jedes Herz für Recht und Freiheit
Und für Wahrheit froh entzündet —
Dahin ſehnt mein Herz ſich ganz.

Hin nach Texas, hin nach Texas,
Wo der Fluch der Überlief'rung
Und der alte Köhlerglaube
Vor der reinen Menſchenliebe
Endlich wird zu Aſch' und Staube —
Dahin ſehnt mein Herz ſich ganz.

Hin nach Texas, hin nach Texas,
Wo die Pflugſchar wird das Zeichen
Der Verſöhnung und Erhebung,
Daß die Menſchheit wieder feiert
Ihren Maitag der Belebung —
Dahin ſehnt mein Herz ſich ganz.

fortgeſchritten, um an ſolchen Dingen viel Gefallen zu finden; in ſolcher Maſſe vorgetragen, wie es geſchah, werden die Lieder mit ihren ewigen Refrains von Schimſchimſchim und Juchjuchhe ſogar langweilig. Sie fanden daher auch nur getheilten Beifall, und als man endlich den Herrn Hoffmann nach ſeiner Wohnung begleitete und ihm dort ein Hoch brachte, ſchloß ſich nur ein Theil der Geſellſchaft, meiſtens wohl aus jungen Studierenden beſtehend, dem Zuge an.'

Es war vorauszuſehen, daß ſolche Äußerungen Entgegnungen hervorrufen würden. Das geſchah denn auch bald, und das 'kön. privilegierte Itzehoer Wochenblatt' wurde von allen Seiten angegriffen wegen ſeiner Charakterloſigkeit und Erbärmlichkeit, und hatte am Ende, ſtatt mir zu ſchaden, nur ſich geſchadet. Von den vielen Gegenartikeln möge nur der Anfang eines derſelben mitgetheilt werden, er dient zur Aufklärung dieſer damals viel beſprochenen Angelegenheit. Hamb. Neue Zeitung vom 5. Sept.:

Im Lande der Obotriten und Wenden.
Da wohnen ſie, Bräutigam und Braut
In zwei Orten von gleichnamigem Laut.
Sie haben zwei Namen, die paſſen faſt,
Wie etwa der Müller zur Mühle paßt.
Und haſt du ſie gefunden, ſo thu ihnen kund,
Was du jetzt vernimmſt aus meinem Mund.
Laß reichen die Hand dir und ſag ihnen wahr
Mit folgenden Worten und alſo zwar:

Vom Himmel herab wünſch' ich das Beſte
Euch zu Eurem Geburtstagsfeſte.
Und weil die Welt auf Geld ſo viel hält,
So ſoll's Euch niemals fehlen an Geld,
Damit Ihr richtig Zinſen und Pachtung zahlt
Und Euch niemand ins Schuldregiſter malt.
Geſund ſollen bleiben Eure Küh' und Rinder,
Nie ſollen ſie ſehen den Arzt noch den Schinder.
Eure Pferde ſollen nie haben Spath noch Rotz,
Sondern allem Wind und Wetter bieten Trotz.
Eure Kartoffeln ſollen nie bekommen die Seuche,
Eure Schweine aber immer fette Bäuche.
Eure Schafe ſoll die ſchönſte Wolle bedecken,
Daß ſich die Juden die Finger darnach lecken.
Nie ſoll's Euch fehlen auf Schüſſel und Teller,
In Speicher und Scheuer, in Küch' und Keller.
Von allen Seiten ſoll Euch kommen Zufluß,
Nie ſollt Ihr bedürfen des Alten Zuſchuß.
Eure Kinder ſollen munter und friſch
Wie die Palmen ſitzen um Euren Tiſch.
Ihr ſollt mit ihnen geſund und heiter
Das Leben genießen — u. ſ. w.

Das war der Traum, ich hab' ihn enthüllt,
Hoffentlich wird er ganz und gar erfüllt.
Doch ſollt' Euch etwas daran fehlen,
So ſoll's mich weiter auch nicht quälen.
Ihr wißt, daß ſchon Mancher vernahm
Eine Stimme die ihm vom Himmel kam,

Und hinterdrein kam kein Glück für ihn,
Als ob der Himmel so nur zu spotten schien.
Doch weiß ich eine himmlische Stimme,
Die treibet niemals Spott:
Hilft Euch selber, so hilft Euch Gott!

Darauf Abendessen, Tanz und allgemeine Heiterkeit.

5. Nov. Hochzeitsfest. Um 2 Trauung. Schönherr spricht eindringlich. Alles weint, er ist selbst sehr bewegt. Nach der Trauung Pause. Von 4—8 Festessen. Dann commersieren wir und beschließen das fröhliche Fest in größter Fröhlichkeit.

Acht Tage später reisen wir nach dem andern Gerdshagen, wo das junge Ehepaar, wie es in Meklenburg üblich ist, seinen Kirchgang hält.

Vier Wochen war ich nun wieder ruhig in Holdorf und mußte mich litterarisch und poetisch zu beschäftigen. Nebenbei gewährte es uns ein besonderes Vergnügen, Zeitungsartikel

* **Sachſenberg** vom 3. December. Aus unſerer nächſten Nachbarſchaft hat ſich das Gerücht verbreitet, daß man wirklich ernſtlich daran denke, den Rector Reinhard in Boitzenburg ſeines Amtes zu entſetzen. Unſere hohe Schweriner Geiſtlichkeit ſoll es nämlich übel vermerkt haben, daß ſich beſagter Rector mit einer Schriftſtellerei befaſſe, die das Heiligſte antaſte, z. B. den Trierer Rock und den Pietismus. Wir würden lächeln über dergleichen Gerüchte, wenn ſie nicht durch die Richtung einer gewiſſen Partei unter unſeren Geiſtlichen einen Halt bekämen. Wohin dieſe Partei will, lernen wir aus dem „Hamburger **Unparteiiſchen**". Der giebt uns in einem Artikel aus dem Meklenburgiſchen vom 18. Novbr. über die vorbereitete neue Agende naiven Aufſchluß und lehrt uns mit folgenden Schlußworten, was wir davon zu erwarten haben: „So ſtimmen z. B. faſt alle 36 mitarbeitenden Geiſtlichen der Schweriner Superintendentur darin überein, daß bei der Taufhandlung die Entſagungsformel: Entſageſt Du dem **Teufel** und allen ſeinen Werken und allem ſeinem Weſen? — nicht fehlen dürfe, da nun doch einmal Schrift und Kirchenlehre einen Teufel und Fürſten dieſer Welt haben. Nur zwei Vota haben den **Teufel** aus der Taufhandlung weggewünſcht, dagegen zwei andere ſich den **Satan** ausgebeten." — Geiſtliche Anmaßung und Herrſchſucht haben auch einſt bei uns ihr Spiel getrieben. Noch lebt im Gedächtniß Vieler die theologiſche Facultät der weiland Bützower Univerſität. Sollte ſich aber heutigen Tages etwas ungerügt und ungeſtraft wiederholen können, was uns in jene dunkelen Zeiten unſeres Vaterlandes zurückführte?! Nur Eine Geſchichte von damals ſtatt vieler, von einem glaubwürdigen Zeugen, einem gebornen Meklenburger: J. H. Voß ſchreibt den 15. Dec. 1775 an ſeine damalige Braut, Erneſtine Boie: „Hab' ich Dir ſchon Bieſter's Schickſal erzählt? Er war Conrector in Bützow, und feierte dieſen Sommer Klopſtock's Geburtstag auf dem Lande. Unter anderem mußten einige Mädchen

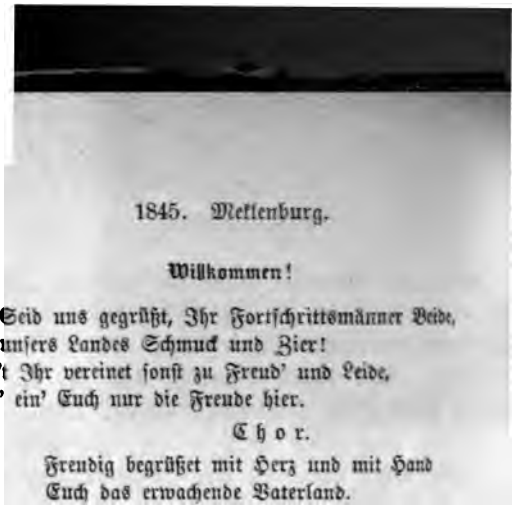
Hamburg am 9. September. Es iſt nicht leicht, aus dem unfruchtbaren Wuſt, womit das „Itzeh. Wochenbl.“ ſeine Leſer ein Mal die Woche bewirthet, etwas Schmackhaftes herauszufinden. Unſere Leſer wollen es uns daher nachſehen, wenn wir nachfolgenden außergewöhnlichen Artikel aus Schleswig vom 1. September erſt heute bringen: „Wir haben hier auch einen flüchtigen Beſuch von dem Hrn. Prof. **Hoffmann v. Fallersleben** gehabt, der, wie ſo viele deutſche Männer, lebhaftes Intereſſe an unſern politiſchen Zuſtänden nimmt. Wenn er, wie wir vernommen, der Anſicht ſein ſoll, daß die politiſche Entwickelung in Schleswig-Holſtein noch nicht tief eingedrungen ſei, er alſo mit dem Urtheile, welches neulich ein Berichterſtatter über das Sängerfeſt in Itzehoe in Betreff der politiſchen Verſe des Hrn. Hoffmann v. Fallersleben ausſprach — womit wir unſern Theils aber nicht übereinſtimmen können — in geraden Widerſpruch tritt, ſo müſſen wir doch bemerken, daß ein ſo flüchtiger Aufenthalt zu keinem ganz abſchließenden Urtheile hinführen kann. Der norddeutſche Volksſtamm, namentlich Schleswig-Holſteins, iſt zurückhaltend; er iſt ruhig, und mag ſeinen Großvaterſtuhl ungerne verlaſſen. Zu

12. Januar d. J. (No. 10) folgenden Buchtitel: „**Das Faustrecht, jus manuarium, in historischer und rechtlicher, theoretischer und praktischer Beziehung, entwickelt von F. A. von Oertzen. Mit einer Vorrede von F. v. Bassewitz. Schwerin, Stiller'sche Hofbuchhandlung.** 1846. 8°. (XIII. 321 SS.)" — Das ganze Werk ist eine reine Erfindung*), in der wir weiter nichts sehen, als eine Anspielung auf ein viel besprochenes Ereigniß des vorletzten meklenb. Landtags hier bei uns in Malchin. Die **lobpreisende** Recension ist bis auf Anfang und Schluß wörtlich geschöpft aus dem großen **Pierer'schen Lexicon,** siehe den Artikel: Faustrecht.

Der Landtag zu Sternberg war den 16. December geschlossen worden, und wenn auch die Schließung eine verfrühte, weil einige der wichtigsten Anträge gar nicht zur Sprache gekommen waren, so war man doch mit den Ergebnissen zufrieden. Den beiden Vorkämpfern für zeitgemäßere politische Entwickelung eine öffentliche Anerkennung kundzugeben, hielten die Gesinnungsgenossen für eine ehrenvolle Pflicht. Es wurde in Wismar ein Festessen zum 20. Dec. veranstaltet zu Ehren Schnelle's und Stever's. 110 Personen nahmen Theil. In Reden, Trinksprüchen und Liedern wurde ihnen der Dank ausgebracht für ihr vaterländisches Streben und ihr edeles erfolgreiches Wirken. Auch ich betheiligte mich bei dieser freien Huldigung durch ein Lied, das selbst vor den Augen der Censur Gnade gefunden hatte:

---

*) Wir gaben seiner Zeit in No. 13 d. Ztg. die behufige Erklärung der Stiller'schen Hofbuchhandlung und die Klage des „Corresp." über diese Mystification. Anmerk. d. Red. d. „H. N. Z."



1845. Mecklenburg.

Willkommen!

Seid uns gegrüßt, Ihr Fortschrittsmänner Beide,
Ihr unsers Landes Schmuck und Zier!
War't Ihr vereinet sonst zu Freud' und Leide,
Heut' ein' Euch nur die Freude hier.

Chor.

Freudig begrüßet mit Herz und mit Hand
Euch das erwachende Vaterland.

Wir sind hier keine Zunft und keine Innung,
Die heute ihren Dank Euch zollt:
Wir sind vereint durch Gleichheit der Gesinnung,
Durch das, was Ihr erstrebt und wollt.

Chor.

Freudig begrüßet ꝛc.

Ihr habt im Kampf für's Recht den Kranz erfochten,
Den schönsten, den die Liebe wand:
Es ist der Kranz, den freudig Euch geflochten
Das dankbar treue Vaterland.

Chor.

Freudig begrüßet ꝛc.

Wohlan, Ihr mögt es ferner muthig wagen!
Bleibt treu und kämpfet ohne Wank!
Daß einst das Vaterland in schön'ren Tagen
Euch bringen kann den schön'ren Dank.

Chor.

Freudig begrüßet ꝛc.

Ruft Euer Vorwärts! jedem ins Gedächtniß,
Daß jeder bleibe kampfbereit,
Daß Euer Wirken komm' als ein Vermächtniß
Voll Segen auf die künft'ge Zeit.

Chor.

Freudig begrüßet ꝛc.

Den andern Morgen frühstückte ich mit Schnelle und
ver. Beide waren sehr erfreut über die glänzende Aner-
tung.

Ich wohnte wieder bei Dr. Birckenstädt, und blieb die
·rtage über in Wismar. An Unterhaltung fehlte es nicht.
Silvesterabend war Ball, wir aber blieben zu Hause, Dr.
ihmer unser Gast. Als Schlag 12 alle Glocken läuteten,
·üßten wir fröhlich und wohlgemuth das Neue Jahr.

Seit dem 5. Januar (1846) bin ich wieder in Holdorf.
winterliche Stille wirkt beruhigend und ladet zum Arbeiten
. doch bin ich zum Dichten noch gar nicht gesammelt genug
in gehöriger Stimmung. So eben schreibe ich deshalb an
, daß ich zur Pestalozzi-Feier in Berlin (P's 100jähr. Ge-
tstag 12. Jan.) kein Lied machen könne, und kaum habe ich
geschrieben, so entsteht auch ein Lied, dem es denn wol er-
en wird wie den meisten Gelegenheitsgedichten, die mehr oder
niger Zeit und Mühe kosten: es wird einmal gesungen und
n vergessen werden.

Das dritte Heft meiner Kinderlieder mit Clavierbegleitung
t mir sehr am Herzen. Da mir kein tüchtiger Musiker zur
ite steht, so kann ich es immer noch nicht zum Abschlusse
ngen. Ich lasse mir viele Singweisen mit der Begleitung
ner wieder vorspielen, es entstehen neue Bedenken, und so
ß ich denn wol auf eine Vollendung hier vorläufig verzichten.

Unterdessen kommt mir wie gerufen ein neues Unternehmen
den Sinn. Es erscheint mir angenehm in der Ausführung
) zeitgemäß: 'Deutsches Volksliederbuch', etwa 200 Lieder
t eingedruckten Singweisen. Ich bin für diese neue Arbeit
eingenommen, daß ich sie sofort in Angriff nehme.

Es schien mir immer nothwendiger, jetzt meine Bibliothek in der Nähe zu haben. Sie stand in Kisten eingepackt in Birkenwerder, wohin sie mein Freund Hempel zur Aufbewahrung von Oranienburg mitgenommen hatte. Ich entschloß mich daher, dorthin zu reisen und meine Bücher flott zu machen.

In Scharpzow verweilte ich einige Tage bei Karl Müller. Ich traf mit Glaßbrenner zusammen, der so gewaltige Eile hatte, daß er nicht einmal das Faß Austern abwartete, welches jeden Augenblick eintreffen konnte. Den folgenden Tag kamen 500 frische Austern, die denn auch von uns und unseren und ihren Freunden am dritten Tage alle verzehrt waren. Es war also von dieser Seite weiter kein Hinderniß und ich setzte meine Reise fort.

In Strelitz verweilte ich einige Tage. Ich besuchte die Bauerie mit ihren Stammgästen, die alle Domino oder Whist spielten, und das Theater, worin zur Vorfeier des Geburtstages der Frau Großherzogin Oberon gegeben wurde. Glaßbrenner war in bester Laune und sorgte für ergötzliche Unterhaltung. Die Abende waren wir immer fröhlich beisammen, zweimal bei Jul., dann einmal bei Christlieb in großer Gesellschaft, meist von Schauspielern. Mein Greiz-Schleiz-Lobensteiner Lied*) war damals noch neu. Ich trug es den letzten Abend viermal vor, es war immer von großer Wirkung.

Der Gutsbesitzer Brandes auf Wentow holte mich zu sich ab und beförderte mich dann weiter nach Birkenwerder.

Hier verweilte ich so lange bis meine Sachen versendet wurden. Eine große Fuhr: 10 Kisten, 1 Tonne und 1 Sopha.

*) Es hat in unsern Tagen
Sich Großes zugetragen ꝛc.

Hempel und die übrigen Freunde waren so gütig, mir Alles bis Brüel hinzuschaffen.

Den letzten Januar kam ich mit Brandes nach Scharpzow. Nach einigen Tagen ging ich mit K. Müller auf den Ochsenhandel, dann zu seinen Verwandten und endlich zum Geburtstage des alten Müller (7. Febr.) in Gerdshagen. Hier traf ich mit Rudolf zusammen und reiste mit ihm nach Holdorf.

So lieb mir immer meine Bibliothek gewesen war, so fing sie jetzt an mir zur Last zu werden. Ich hatte sie mit großen Kosten von Breslau über Leipzig und Berlin mir nachkommen lassen. Jetzt mußte ich für sie in Brüel ein Zimmer miethen und noch nebenbei 7 Thlr. 10 Schillinge Versicherungsgelder bezahlen. Ich ging ernstlich damit um, sie zu verkaufen. Die Handschriften und vielen Bruchstücke machten mir viel Arbeit, aber trotzdem war ich Mitte März mit dem Verzeichnen fertig.

Während dieser nicht eben immer erquicklichen Beschäftigung kam doch zuweilen eine poetische Stimmung, und so entstanden dann mehrere Kinderlieder, auch mein Geleitslied: 'Nun zu guter Letzt', welches Mendelssohn*) so schön componiert hat.

30. März wieder nach Hohenfelde. Zu meinem Geburtstage sind die Zierstorfer eingeladen. Wien überreicht mir die hübschen Geschenke der Schnelle'schen Kinder. Von allen beglückwünscht und selbst froh, freue ich mich der allgemeinen heiteren Stimmung.

Mit Georg Pogge nach Liepen zu Herrn Wächter, den ich schon länger kenne. Wir werden sehr freundlich empfangen

*) 'Letztes Lied für Männerchor, componiert Ende des Sommers 1847', Op. 76.

in einem alten verfallenden und in einem neuen Wohnhause. An jedem der beiden folgenden Tage iſt großes Mittagsmal in der Nachbarſchaft, woran wir auf Bitten unſers Wirths theilnehmen. Alles recht ſchön, nur die Geſellſchaft etwas langweilig. Wächter findet das ſelbſt und als wir Abſchied nehmen, ladet er mich ein bald wieder bei ihm einzukehren und fügt die Worte des Mephiſtopheles alſo verwandelt hinzu:

Dann werd' ich Euch vor allen Dingen
In andere Geſellſchaft bringen.

Ich war während dieſer Zeit öfter in Zierſtorf und freue mich noch immer der frohen Stunden, die mir dort zu Theil wurden.

Nachträglich erhielt ich noch zu meinem Geburtstag ein hübſches Gedicht, das ein Schweriner Buchdrucker, Ludwig Burkes ſelbſt gedichtet und gedruckt hatte, begleitet von einer herzlichen brieflichen Beglückwünſchung. Die letzten Strophen lauten:

Sieh, wenn früh die Lerchen trillern

18. April in Holdorf. Kurz nach meiner Ankunft sind die Verwandten von Gerdshagen eingetroffen, alle wohl und vergnügt und ich mit ihnen. So wie ich aber die angekommenen Briefe lese, erschüttert mich tief die Trauerbotschaft: Henriette todt! Ich suche meinen Schmerz zu unterdrücken. Als ich aber allein auf meinem Zimmer bin, da weihe ich dem Andenken der treuen Freundin manche Thräne, bis endlich die stille Mitternacht meine müden Augen schließt.

In Zahrenstorf treffe ich den Stud. Friedrich Zarncke. Später besucht er mich zweimal in Holdorf. Wir sprechen viel über deutsche Philologie und ich wünsche sehr, daß er von meinem Buche gleiches Namens eine neue Ausgabe veranstalten möge, da ich wol schwerlich wieder in eine Lage kommen würde, eine solche Arbeit wieder aufzunehmen. Wie ich sehe, daß er von der Wichtigkeit eines solchen Werkes überzeugt ist und Lust zeigt, sich damit ernstlich zu befassen, so hole ich aus meiner Bibliothek in Brüel die Hinrichsschen Kataloge, meine Hefte über deutsche Philologie und meine Nachträge und eile damit nach Zahrenstorf. Nachdem ich ihm nochmals die Sache ans Herz lege, übergebe ich ihm meine ganze dazu gehörige Sammlung. In der frohen Hoffnung auf glücklichen Erfolg nehmen wir Abschied.

6. Mai begleitet mich Rudolf nach Schwerin und ich reise noch die Nacht weiter nach Boizenburg. Dort besteige ich das Dampfschiff und bin schon den folgenden Tag Morgens 10 Uhr zu Hamburg im Alsterhôtel.

Dr. Wille wie immer der erste der mir begegnet. Mit ihm zur Kunstausstellung in den Arkaden der Börse. Viele Bilder, aber kein einziges, das einen neuen großartigen Gedanken bildlich darstellte. Es ist als ob unsere Künstler an

Herz und Geist Bankerott gemacht hätten. Vor den Bildern, deren Verkaufspreis sehr hoch angegeben ist, stehen immer Beschauer und Bewunderer — echt hamburgisch: das Geld bestimmt auch den Kunstwerth.

Im Laufe des Tages treffe ich auch den Syndicus Sieveking. Ich erzähle ihm von meiner Bibliothek und bin der Meinung, es wäre doch hübsch, wenn selbige vom Staate Hamburg erworben würde, ich wollte mich mit einer Leibrente begnügen. Da lacht der Hamburger Staatsmann: 'Leibrente! Sie leben ewig!'

Den folgenden Tag spaziere ich nach Wandsbeck. Es handelt sich um den Druck meiner texanischen Lieder. Ich hatte meinem ausgewanderten Freunde versprochen, ich wollte ihm diese Lieder gedruckt nachsenden, zugleich auch die Melodien dazu, damit er dann beides in der neuen Welt später einmal nachdrucken lassen könnte. Die Lieder waren schon Ende Aprils druckfertig. Ich hatte mich bei meinen wenigen Hülfsmitteln doch so in Texas hineingelebt, daß ich ganz heimisch darin war und dafür und daraus dichten konnte. Noch während meines Hamburger Aufenthalts ist die kleine Sammlung gedruckt, 46 Seiten in 8°. mit dem Titel:

TEXANISCHE LIEDER. Aus mündlicher und schriftlicher Mittheilung deutscher Texaner. MIT SINGWEISEN. SAN FELIPE DE AUSTIN bei Adolf Fuchs & Co.

Die Auflage war sehr klein und so ist denn bald das Büchlein eine große Seltenheit geworden, ich besitze selbst nur noch zwei Exemplare.

11. Mai. Mittagsessen bei Rainville, das erst um 5 Uhr beginnt. Herr Dr. Fischer, Redacteur der Hamb. Neuen Zeitung, hat außer mir noch die Herren Chaufepié und W.

ſſon eingeladen. Wir unterhalten uns viel über America. ſſon iſt ein genauer Kenner der dortigen Zuſtände, er war r fünf Jahre dort und hat bald nachher ein leſenswerthes rk darüber herausgegeben.*)

Neun Tage ſpäter großes Spargeleſſen im Schiffspavillon, u auch ich eingeladen bin. Über hundert Herren nehmen il. Wir ſitzen an einer langen Tafel im ſaalartigen Hauptmer eines alten Schiffwracks, das zum Wohnhauſe einge-tet iſt und ſogar Küche und Keller hat. Auf einer Bühne dem einen Ende der Tafel ſitzen die Muſicanten. Spargel allerlei Art bereitet werden aufgetragen, als ſelbſtändige richte oder in Verbindung mit anderen Speiſen, ein eigenmliches Gaſtmal. Es geht ganz luſtig zu, es fehlt auch t an Trinkſprüchen. Als ein Mitglied der Geſellſchaft ein ch auf mich, 'den Profeſſor der Freiheit', ausgebracht hat, ke ich mit einem Hoch auf Hamburg:

Hamburg, Deutſchlands einzige Weltſtadt,
Hamburg, das ſo viel Credit und Geld hat,
Hamburg, das den Weg in alle Länder findet
Und durch ſeinen Handel die Welt verbindet,
Durch Naturſchönheit und Herrlichkeit
Seine Schweſtern überſtrahlet weit und breit,
Hamburg hat noch einen ſchön'ren, höheren Ruhm:
Das freie deutſche Bürgerthum!
Mög' es jedem Bürger gelangen zum Bewußtſein,
Mög' es jedem Bürger eine wahre Luſt ſein,
Daß er gehört zu Hamburgs Bürgerſchaft,
Daß mit Freiſinn, Männer-Muth und Kraft
Auch er für das Ganze wirkt und lebt,
Nach Gemeinwohl und Bürgerglück ringt und ſtrebt.

*) Beiträge zur Charakteriſtik der Vereinigten Staaten von Nordrika. Hamb. 1844.

Hoch lebe Hamburgs schön'rer, höherer Ruhm:
Sein freies deutsches Bürgerthum!

Mein Volksliederbuch war so weit gediehen, daß ich deshalb mit einem Verleger in Unterhandlung treten konnte. Man hatte mir Herrn C. M. Ed, den Verleger und Drucker der Eisenbahn-Zeitung empfohlen. Er war geneigt den Verlag zu übernehmen. Einige Tage später hatte er jedoch sich anders besonnen, er schickte eine Druckprobe und Berechnung der Druckkosten und meinte, daß, wenn er nur als Drucker 'figuriere', dies für mich viel vortheilhafter wäre ꝛc. Kurzum, es war nichts. Das einzige Angenehme dabei, daß ich mit Schloenbach Bergedorf und Schuselka kennen lernte und mit diesem später noch öfter zusammen war.

Noch ehe ich nach Cuxhaven ging, überraschte mich Dr. Fischer mit einem Blatte der Mannheimer Abendzeitung, worin Zyklein anzeigt, daß ihm mehrere Bürger von Lahr funfzig

Zu leben um zu dichten,
Das ſteht noch etwa frei,
Doch dichten um zu leben,
Damit iſt es vorbei.

22. Mai. Um meine Hadelnſchen Freunde zu ſehen, fahre nach Cuxhaven, denn zu ihnen durfte ich ja nicht gehen. leich nach meiner Ankunft benachrichtige ich ſie durch den Teraphen. Ich wohne wieder im Hôtel Belvedere bei Dölle.

Den anderen Tag iſt recht ſchönes Wetter. Aus meinem nſter ſehe ich auf die ruhige See, drin ſich der blaue Himl ſpiegelt. Ich bin ſehr wehmüthig geſtimmt.

Am Nachmittag kommen die Freunde mit ihren Frauen d Töchtern. Wir trinken Kaffee am langen Tiſche auf dem alcon. Nachher ſpazieren wir am Hafen. Eine Auſternjolle ıft ein. Auguſt Hintze macht ſich um uns verdient, er kauft ıen Theil der Ladung. Wir halten einen Auſternſchmaus vor m Hôtel Belvedere. — Abends um 9 großes Abendeſſen. chmoldt heißt mich willkommen. Die ganze Geſellſchaft erhebt h und bringt mir ein dreimaliges Hoch. Es iſt mir eigen n's Herz, nur unter Thränen kann ich meinen Dank ausrechen:

'Das Land konnte man mir nehmen, aber nicht die Herı, und das iſt ein freudiger Troſt! Ich laſſe die Freundinnen ı Lande Hadeln hochleben! Mögen ſie in unſerer Geſinnung rtan leben und wirken!'

Ich bleibe nun noch einige Tage hier. Obſchon auf mich ſchränkt, gewährt mir die See Unterhaltung genug, denn der ahrmarkt in Ritzebüttel bietet nichts Erquickliches dar.

Den 27. Mai holen mich meine Freunde ab: Chriſtian ıd Johann Schmoldt und Behrens. Von Hamburg aus

gehen wir nach Meklenburg, und ich führe ſie zu meinen dortigen Freunden.

In Holdorf und Buchholz verleben wir recht froh die Pfingſttage. Dann begleite ich ſie zur Thierſchau und zum Wettrennen nach Güſtrow, ich bleibe in Hohenfelde. Den 5. Juni gehen wir nach Holdorf zurück. Sehr befriedigt von dem was ſie kennen lernten und erfreut über die freundliche Aufnahme kehrten ſie den 7. heim.

Ich ordne meine Sachen, ſchreibe die Vorrede zu meinem Kataloge und trete eine neue Reiſe an.

13. Juni in Ludwigsluſt. Im Großherzog wo ich wohne, finden ſich die Freiſinnigen ein.

Der Geſangverein der Handwerker bringt mir ein Ständchen und die Trompeter der großherzoglichen Dragoner müſſen mir zu Ehren blaſen. Es geht ſehr munter her, und der Gaſtwirth Cabell ſcheint noch zufriedener zu ſein als wir.

Den folgenden Tag nach Grabow. Weil aber Chriſtian

Und wenn die ganze Familie, besonders Philipp damals
schon in politischen und religiösen Dingen eine Schwen-
gemacht haben mochte, so war letztere doch für mich nicht
nden, weil ich eben nicht daran glauben konnte und wollte.
Philipp glaubte, ich wundere mich, daß Geibel nächstens
hieher kommen würde, und er erklärte: 'Hier ist neutrales
et', dachte ich nicht daran, wie ernstlich das gemeint war.
sprach mich nach wie vor sehr unbefangen aus über die
hiedenen Zeitfragen und Richtungen und über Schriftstellerei.
suchte ihn zu ermuntern, doch seine Arbeit über Claudius
ollenden und das Leben seines Vaters zu schreiben, da ihm
dazu der reichste Stoff noch zu Gebote stände. Auf einem
ziergange kamen wir wieder auf die schriftstellerische Thätig-
zu sprechen. Plötzlich, als ob er von neuem seinen Beruf
stärker als je fühlte, rief er aus: 'Nun will ich auch
3 Jahr drei Bücher herausgeben.' Ich lachte und machte
schlechten Witz: 'Nun, nun! doch nicht wie der Bürgermeister
Krähwinkel?'

Maria hatte mich gleich nach meiner Ankunft mit zwei
en Compositionen meiner Lieder bewillkommnet. Ich war
erfreut darüber, sie ähnelten in Einfachheit und Lieblichkeit
ren schönen Volksweisen. Ich bat die Componistin dringend,
so fortzufahren, und damit auch Andere sich daran er-
en könnten, eine kleine Sammlung drucken zu lassen. Meine
te sah ich bald erfüllt. Maria wählte sechs Lieder aus, ließ
noch von einem benachbarten Musiker durchsehen und übergab
die Reinschrift.

Da ich noch immer nicht die dritte Sammlung meiner
derlieder zum Abschluß gebracht hatte, so war es mir sehr
, daß sich Maria dabei noch betheiligen konnte. Sie steuerte

vier Compositionen bei*) und vier Begleitungen. Ihre Freude war groß, meine vielleicht noch größer, denn diese Beisteuer entsprach so ganz meinen Wünschen.

Auch dankbar muß ich noch der freundlichen Mitwirkung einer Verwandtin Marias erwähnen, des Fräul. Auguste Overbeck. Sie schrieb mir einige meiner Melodien auf, setzte einige Begleitungen zu andern und spielte mir viele vor, um sie zu prüfen, ob sie meinen Zwecken entsprächen.

Maria hatte 'Bilder aus der Kinderwelt' gedichtet. Wir wünschten, daß sie in weiteren Kreisen bekannt würden. Ich besorgte deshalb eine Abschrift für den Druck und erklärte mich bereit, mich nach einem Verleger umzusehen.

Die Morgenstunden und die Nachmittage, wenn ich nicht gesellig in Anspruch genommen wurde, konnte ich ganz ungestört für mich verwenden. Ich war denn auch ziemlich fleißig, ich las und sammelte für meine politische Blumenlese so wie für das Volksliederbuch und machte eine Abschrift meines Bücherverzeichnisses, das ich in der Haenelschen Hofbuchdruckerei in Magdeburg drucken ließ. Ich hatte viele Arbeit damit, die Correctur war eine sehr lästige und mitunter sehr ärgerliche. Einmal war ein Stück Manuscript nicht mitgeschickt und ich mußte deshalb nach Magdeburg hinüber, um seiner habhaft zu werden, es wurde denn auch schließlich noch in der Druckerei wieder aufgefunden.

Unser Stillleben wurde selten unterbrochen. In den ersten Tagen des Julis besuchte mich meine Schwester Minna mit ihren Kindern. — Mit Elster machte ich einen Ausflug nach

*) Vierzig Kinderlieder Nr. 12. 17. 18. u. 30.

ingsdorf und Meiendorf zu Auguſt Nathuſius, Philipps
ber. Wir beſahen ſeine Parkanlagen, Bibliothek, Hunde
Bildnißſammlung. Für letztere überließ ich ihm meine
mlung deutſcher Dichter, worunter einige ſehr werthvolle
tter. — Dreimal war ich in Magdeburg und beſuchte die
huſiusſchen Verwandten.

Zum Dichten fühlte ich mich ſelten geſtimmt: es entſtan-
nur drei Kinderlieder. Es war aber auch kein Bedürfniß,
dichtete für mich genug der ganze Park mit ſeinen mancherlei
lichen Bäumen und Sträuchen, ſeinen lieblichen Blumen,
metterlingen und Vogelgeſang.

Große Freude hatte ich an den herrlichen Blumen, die
er der Pflege des Gärtners Alvensleben eine wahre Zierde
Parks waren. Nicht weit vom Eingange war ein Beet
Levkojen von ſolcher Pracht wie ich noch nie geſehen hatte.
r Duft war ſo lieblich, daß Maria ſich des Abends dorthin
n Stuhl bringen ließ und lange dort weilen konnte. Unver-
ich iſt mir auch die prachtvolle duftende Blume des Cactus
nditlorus, der Königin der Nacht, die eigentlich die Sonne
Nacht heißen ſollte, denn ſie iſt wie mit gelben Strahlen
geben und blüht um Mitternacht auf.

Den 25. Juli verließ ich Althaldensleben und folgte einer
ladung Wilh. Nathuſius nach ſeinem Gute Königsborn.

Wilhelm war ein echter Sportsman: der Kreis ſeiner
habereien und Geſchäfte begann mit Hunden und Pferden,
n folgten Viehzucht, Landbau, Garten- und Parkanlagen,
dann erſt kamen Politik, Litteratur und Kunſt. Seine Frau
m an allen dieſen Dingen Antheil, aber nicht mehr wie eine
ſche Hausfrau, die ihrem Manne dieſe Aufmerkſamkeit ſchul-
zu ſein glaubt. Sie fand mehr Freude an Litteratur und

Kunſt. Sie hatte ein zartes Gemüth, das von Anderen mehr verkannt als erkannt wurde. Sie erfreute ſich eben damals des Beſuchs von einer Jugendfreundin und ſchien dadurch noch ganz beſonders heiter angeregt zu ſein, obſchon ſie jetzt mit derſelben gewiß nicht immer übereinſtimmte, denn Elvira — ſo hieß die Freundin — war ſehr freiſinnig und hatte mit ihren Brüdern in Königsberg und Magdeburg zu dem Kreiſe gehört, worin Jacoby geliebt und verehrt wurde. Elvira, ſehr hübſch und jugendlich friſch, heiteren Gemüthes und voll lebendiger Theilnahme für die höchſten Angelegenheiten des Lebens, war für mich eine liebliche Erſcheinung, ich war ſehr bewegt und träumte wieder einmal von ſchöneren Tagen.

Die Morgenſtunden ſaß ich auf meinem Zimmer und arbeitete. Zunächſt beſchäftigten mich die Diavolini. Ich las manche italieniſche Reiſebeſchreibung. Dann ſammelte ich auch für die politiſche Blumenleſe. In Leitzkau hoffte ich Ausbeute. Es war dort die Fideicommiß-Bibliothek der Familie von Münchhauſen. Ich fuhr mit Wilhelm hinüber. Ich ſah die Bibliothek durch und fand Einiges für meinen Zweck, welches mir der Herr Baron zur Benutzung anvertraute.

Mein Katalog war noch immer nicht vollendet. Endlich kam der letzte Viertelbogen zur Correctur, und nach acht Tagen ſchickte mir Hänel 200 Exemplare. Der Herr Hofbuchdrucker hatte es billig einrichten wollen, mir den Bogen ohne Papier zu 7½ ₰ berechnet und ich mußte 56 ₰ 26 ₰ zahlen.

BIBLIOTHECA HOFFMANNI FALLERSLEBENSIS. LEIPZIG 1846. Im Selbstverlage des Verfassers. (93 SS. mit 1101 Nummern.)

Um alle Anfragen und Mindergebote von vorn herein zu eitigen, hatte ich jetzt eine bestimmte Summe für meine ibliothek angesetzt und im Vorworte mich also ausgesprochen:

'Da sich keine Aussichten dargeboten haben, im Vaterlande ine Bibliothek nach Wunsch zu verkaufen, so fühle ich mich t gezwungen, das was ich mit Liebe und Eifer für deutsche prache und Litteraturgeschichte seit mehr denn dreißig Jahren sammelt habe, der ganzen Welt zum Kauf anzubieten. Mein ngebot für die ganze hier verzeichnete Bibliothek ist 2000 aler preuß. Courant, es kann also auf Gebote darunter und gleichen keine Rücksicht genommen werden.'

Elvira war bereits den 30. Juli abgereist, kam aber den dern Tag von Herrn Crelinger begleitet zurück, jedoch nur einige Stunden. Ich entschloß mich sie zu begleiten und eb zwei Tage als Gast ihres Bruders in Magdeburg.

Den folgenden Tag nahm ich mit ihr Theil an einer isserfahrt nach dem Herrenkruge in großer Gesellschaft von ter Lichtfreunden, dabei auch Uhlich, den ich schon früher nen gelernt hatte. Wir waren ziemlich vergnügt, nur wur- wir sehr geplagt von den unzähligen Schnaken (Gnatten), uns fortwährend umschwärmten, als ob wir lauter Lichter ren.

So nahm ich denn Abschied von Elvira. Ich unterhielt h eine Zeit lang einen Briefwechsel mit ihr, und als sie lich kein Brief mehr erreichen konnte, da blieb mir noch ihr ld und lebte in der frohen Erinnerung fort.

Ich erlebte dann noch ein großes Familienessen in Königs- n. Die letzten Tage war ich krank, und als ich mich kaum der erholt hatte, nahm ich Abschied von dem freundlichen gast-

freien Königsborn und von aller der lieben Theilnahme, die noch den Scheidenden begleitete: Frau Maria hatte noch heimlich ein halb Dutzend gestrickter Strümpfe zu den meinigen gelegt, eine sehr willkommene Gabe für jeden Wanderer, zumal für einen der keine gewirkten tragen kann.

12—15. August in Leipzig.

Engelmann übernimmt den Verkauf meines Katalogs und den Verlag meiner Kinderlieder. — Mendelssohn nicht zu Hause. Die Köchin, die mich noch von Soden her kennt, erzählt mir, daß ihr Herr morgen nach England reist.

13. Aug. Mendelssohn ist krank. Frau M. empfängt mich sehr freundlich. Ich übergebe ihr Marias Lieder für ihren Mann zu gefälliger Durchsicht. Gegen Abend wiederhole ich meinen Besuch. M. liegt im Bette, die Reise ist aufgegeben. — Mit Zarncke zu Capellmeister Lortzing. Auf mein Anliegen, meine Kinderlieder durchzusehen, geht er bereitwillig ein. Morgen soll ich Näheres erfahren.

14. Aug. Die Polizei verlangt meinen Paß und visiert ihn mir nach Braunschweig. — Lortzing hat die Durchsicht meiner Lieder vollendet und drei Compositionen umgeschrieben, Nr. 7. 16. 33. Ich bin sehr erfreut über diese große Gefälligkeit und danke ihm herzlich. Da er nächstens als Capellmeister des Theaters an der Wien nach Wien geht, so unterhalten wir uns viel über österreichische Zustände. Mendelssohn treffe ich kurz vor seiner Abreise. Er hat Marias Compositionen durchgesehen und schimpft auf seinen Neuhaldensleber 'Collegen', der noch weniger von der Sache verstände als Maria. Seine Änderungen betreffen nur so zu sagen grammatische Schnitzer. Er freut sich sehr, daß wir uns im Winter auf länger sehen.

15. Aug. Bussenius nimmt die 'Bilder aus der Kinderwelt' von Maria Nathusius in Verlag.*) — Whistling's Compagnon spielt sich Marias Compositionen durch und bringt sie mir wieder; er meint, es sei zu wenig ꝛc. Dann gehe ich damit zu Hofmeister. Der sieht sie sich an und wickelt sie wieder ein: 'Ein Verleger kann nicht gegen den Strom schwimmen. Gehen Sie zu Breitkopf's! Wenn die hören, daß die Lieder Mendelssohn gefallen haben, nehmen sie sie gleich — die bücken sich tief vor Allem was Mendelssohn ist und heißt, und sind Leute die mit vielem Gelde arbeiten.' — Ich gehe nun auch zu Härtel. Sehr freundlich, aber — es ist auch weiter nichts.

16. Aug. Nach Magdeburg. Bei Schönebeck treffe ich mit Phil. Nathusius zusammen. Ich erzähle ihm die Ergebnisse meiner Bemühungen für Marias Werke. Um 1 gehen wir zur Trauung seines Vetters Moritz Nathusius. Nachher großer Hochzeitschmaus, gegen 60 Gäste.

17. Aug. Im blauen Engel zu Braunschweig. Abends mit Dr. Birckenstädt in der Zauberflöte.

18. Aug. Den ganzen Tag mit meinen Verwandten zusammen, darunter auch Ida (meine nachherige Frau), 'die mich noch nie gesehen hat.'

19. Aug. Wir besuchen das herzogliche Museum. Das Meiste kenne ich noch von meiner Schülerzeit her. Mittags mit der Familie in einem Garten vor dem Augustthore gespeist. Ich erfahre, daß man mir ein Ständchen bringen will. Es läßt sich nicht abwenden. Um 10 ist die Straße vor dem blauen Engel voll Menschen. Die Sänger des Bürgervereins

*) Später: Leipzig, Arnoldische Buchhandl. 1848. 8°. (54 SS. und 6 Steintaf.)

singen drei meiner Lieder, darunter 'Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald' nach der Composition des sel. Behrens. Ich danke mit einem Hoch auf die bessere Zukunft Deutschlands. Nachher bleiben die Theilnehmer mit mir im Saale des blauen Engels. Gesänge wechseln mit ernsten und heiteren Reden bis spät hinein in die Nacht. Ein Schreiben aus Braunschweig im Hamb. Correspondenten über diesen Abend schließt also:

'Besonders anerkennend muß hervorgehoben werden, daß auch nicht ein Polizeidiener beauftragt war, die Aufmerksamkeit, welche man dem Dichter darbrachte, mit Argusaugen zu beobachten, so daß die Versammlung sich frei und heiter bewegen konnte.'

Das hatte doch gewiß nicht die Leipziger Polizei beabsichtigt, als sie mir meinen Paß abforderte und nach Braunschweig visierte.

20. Aug. Den Tag über Besuche gemacht. Abends im sächsischen Hofe mit Künstlern und Litteraten: Mühlenbrecht, Fesca, Schmezer, Teichs, Köchy, Menadier, Schmelzkopf ꝛc. Es wird viel gesungen und musiciert.

21. Aug. Die Kunstausstellung besucht. Abends mit der Post nach Holzminden.

22. Aug. Mittags dort. Ich wohne beim Conrector Dauber. Seit 26 Jahren haben wir uns nicht gesehen. Große Freude bei ihm und seinem Schwager Steinacker, der auch noch unser Göttinger Studiengenosse war. Erst mit ihnen und ihren Familien und den alten Steinacker's im Garten an der Weser, später einen Augenblick im Club. Im Fremdenbuche lese ich meinen Namen von meiner Hand mit dem Datum: 22. April 1820.

Spät Abends bringt mir die Liedertafel ein Ständchen. Die Sänger mit farbigen Stocklaternen ſtellen ſich im Halbkreiſe auf und ſingen drei meiner Lieder. Nach dem erſten (Deutſchland, Deutſchland über Alles!) bringt mir Steinacker, der Vorſteher, ein Hoch aus. Ich danke mit den Worten: 'Gott gebe, daß das deutſche Lied bald eine Wahrheit werde und deutſche Geſinnung zur That!'

Es waren acht frohe Tage, die ich hier verlebte mit Dauber und Steinacker und ihren Familien und Freunden. Eines Abends improviſierte Beermann im Club und da ich gerade zugegen war, ſo gedachte er auch meiner in ſeinen harmloſen Reimen.

Dem Bildhauer Strümpell mußte ich zu einer größeren Büſte ſitzen, wonach er ſpäter eine kleine modellierte.

Die Kölner Zeitung hatte vor einigen Wochen einen Schmähartikel aus der Europa gegen mich benutzt, um mich auf's Neue zu ſchmähen und mir vorgeworfen, daß ich 'dem lieben deutſchen Vetter Michel zum Dank für ſeine großmüthigen Unterſtützungen wieder allerhand Schmeicheleien geſagt' hätte (in den Texaniſchen Liedern). Dieſelbe Köln. Zeitung brachte jetzt einen Artikel aus Holzminden, den ſie nach jenem früheren eigentlich nicht hätte aufnehmen dürfen.*) Darin heißt es unter anderm:

'Hoffmann iſt älter geworden, aber ſein Herz, ſein Gemüth iſt jung und friſch; ſeine „Kinderlieder", von denen jetzt zwei Hefte mit Melodieen und Begleitung erſchienen ſind, das dritte aber nächſtens zu erwarten iſt, ſind das Lieblichſte, Innigſte und

*) Köln. Zeit. Nr. 254. 1846.

wahrhaft Kindlichste, was Dichtung und Tonkunst in diesem Fache je geliefert haben, gleichwie die reifere Gegenwart ihn als glühenden Freiheitsfreund je nach dem genommenen Standpunkte liebt oder fürchtet.'

Reise durch Westfalen, 2. Sept. bis 10. Oct.

Aus dem lieblichen Weserthale bei Corvey und Höxter komme ich bald in die bewaldeten Anhöhen des Teutoburger Waldes. Die Straße geht meist auf den Höhenzügen. Überall freundliche Dörfer, Gehölz, Wiesen und Kornfelder.

In Detmold besuche ich den Pastor Heinrichs, meinen früheren Göttinger Studiengenossen. Ich muß bei ihm wohnen. Wir besuchen den Falkenkrug und die Ressource, ich lerne den Capellmeister Kiel und den Componisten H. Goedecke kennen.

Den nächsten Tag Ausflug nach den Externsteinen und Bad Meinberg.

5. Sept. in Nieder-Barkhausen, dem Gute meines italienischen Reisegeführten Tenge. Mit seinem Sohne Fritz mache ich viele Ausflüge: nach der Holte, Rietberg, dem Hermannsdenkmale ꝛc. und spaziere sehr oft hinüber nach dem nahen Oerlinghausen, wo ich mehrmals zusammenkomme mit dem trefflichen Pastor Volkhausen.

Einen Tag in Bielefeld. Abends mit Rempel auf dem Johannisberge in großer lebhafter Gesellschaft.

19. Sept. Nachdem ich vom Sparnberg aus die schöne Aussicht bewundert habe, fahre ich mit Fritz nach Gütersloh und bin Gast des Apothekers Groneweg. Abends sehr vergnügt in der Ressource.

Darauf zwei Tage in Rheda: Justiz-Rath Groneweg, Apotheker Steiff, Dr. Lüning. Die communistischen Ideen, wie sie aus Frankreich herüber gekommen sind, haben unter diesen freisinnigen Leuten vielen Anhang gefunden. So lange man sich damit beschäftigt, diese Ideen kennen zu lernen als eine Zeiterscheinung, habe ich nichts dawider; will man sie aber in ihrer Consequenz ins Leben einführen, so halte ich das nicht allein für lächerlich, sondern auch für höchst gefährlich.

Trotzdem, daß ich kein Hehl machte aus dieser meiner Ansicht, so erschien es mir doch zu komisch, wenn die Behörden, oder nun gar die Officiere gegen den Communismus zu Felde zogen, als ob dadurch bereits Staat und Kirche ernstlich bedroht wären.

Ein hoher Officier zu Münster hatte dieser Tage erst eine Ansprache an die Freiwilligen und die unter seinen Befehlen stehenden Officiere gehalten, worin denn auch folgende Worte:*)

'Wissen Sie, was es heißt, Socialist und Communist sein? Ich will es Ihnen sagen. Es heißt, den erhabenen Intentionen Sr. Majestät des Königs den Rücken zuwenden. Der Communismus will Alles gleich machen; er will dem ruhigen Bürger sein wohlerworbenes Eigenthum nehmen, und es vertheilen. Alle Mittel sind ihm gleich: Sengen, Brennen, Rauben, Morden. Eine solche Pestbeule ist der Communismus. Er wird gepredigt von nicht klugen, aber geistvollen Leuten, und ist deshalb gefährlich ꝛc.'

Ein Hauptmann fügte dieser Rede seines Vorgesetzten noch

*) Trierische Zeitung 1846. Nr. 259.

einen Zuſatz an die Freiwilligen ſeiner Compagnie hinzu, worin denn auch folgender Satz:

„Solche Ideen entſpringen auch nur dummen Rotzlöffeln, unfläthigen Blagen (Kindern), denen fünfzig aufgezählt werden müſſen.“

Dieſe beiden Reden waren in ihrer Urgeſtalt ſchon ſehr ergötzlich, um ſie aber noch ergötzlicher zu machen, brachte ich ſie in Verſe, und wir ſangen ſie dann nach zwei ſehr hübſchen Volksweiſen.

21. Sept. mit der Poſt nach Herdike und von da zu Fuß über Wetter nach Hove. In dieſem ſtillen, in Bäumen und Büſchen verſteckten Landſitze verlebte ich drei Wochen bei meinem Freunde, dem Hauptmann Boerſter. Ich fand wonach ich mich lange geſehnt hatte, ein angenehmes, ruhiges Landleben. Ich las und dichtete, beſchäftigte mich im Garten, ſpazierte im Walde, auf den Bergen, im Thale, überall begegneten mir liebe Jugenderinnerungen, ich fühlte mich recht heimiſch in dem freund-

Den 11. October nach Schloß Roland bei Düsseldorf. Boerster begleitete mich bis Elberfeld, wo wir auf dem Bahnhof Abschied nahmen. Um 6 Uhr Abends in Düsseldorf. Fahne wartete schon auf mich. Wir fuhren in die Stadt und nach dem Nachtessen noch hinaus nach Schloß Roland.

Ich war ein lange schon erwarteter Gast und wurde sehr herzlich empfangen.

Das Gebäude ist ganz im Stile der ländlichen Wohnsitze des alten französischen Adels und hat große Räume, die für die winterliche Jahreszeit sich nicht gut zum Wohnen eignen, aber für andere Zwecke gut verwendbar sind. Fahne konnte seine Bibliothek, seine Kunstsachen und Alterthümer zu bequemer Benutzung aufstellen.*) Der Park ist einfach und von mäßigem Umfange, aber zum Ausruhen und Spazierengehen genügend, in der Mitte ein großer Rasenplatz, an den Seiten Bäume und Buschwerk. In der Nachbarschaft auf der Anhöhe Gehölz, Baumgänge, Felder und Wiesen.

Ich bewohnte ein großes Zimmer, worin es mir aber erst recht heimlich wurde, als ein Ofen darein gesetzt und drin eingeheizt werden konnte.

Die ländliche Stille, die freundliche Umgebung, die Nähe litterarischer Hülfsmittel, die schöne Gelegenheit zu anregender und belehrender Unterhaltung, die liebreiche Gastfreundschaft — Alles war einladend, dichterisch und wissenschaftlich sich zu beschäftigen. Und das that ich denn auch mit Lust und Liebe.

---

*) Alles später von Fahne selbst beschrieben: Schloss Roland, seine Bilder-Gallerie und Kunstschätze. Cöln, Heberle 1853. gr. 4°. mit Abbildungen.

Zunächst nahm ich wieder die Diavolini in Angriff. Ich las vieles über Italien und sammelte mir Belegstellen aus wohlmeinenden Schriftstellern.

Eines Tages besuchten uns drei Maler: Ernst Fröhlich, Wilh. Krafft und Eckhardt. Wir kamen auf die Engländer zu sprechen, die einem den Rhein so verleiden können. Jeder erzählte eine oder mehrere schnurrige Geschichten. Halt! dachte ich, wie wäre es, wenn man eine Reihe Bilder zusammen brächte, wovon jedes einen Engländer in irgend einer Beziehung zu einer bestimmten Handlung an einem bestimmten Orte darstellte? Ich theilte schnell meine Idee den Malern mit und sie erklärten sich bereit, sich bei der Ausführung zu betheiligen.

Nach einigen Tagen, als sich wieder die Maler einfanden — diesmal Fröhlich, Krafft, Sonderland, Arnz — las ich ihnen schon 19 Bildertexte vor. Wir besprachen die Ausführung der Bilder. Die einzelnen Texte wollten die Künstler unter sich vertheilen. Den 21. Oct. waren 36 Texte fertig. Ich schrieb sie ins Reine und taufte das Büchlein:

Die Engländer am Rhein. Von H. v. F. Mit 36 Bildern von Düsseldorfer Künstlern.

Fahne drang jetzt darauf, ich müsse nun auch noch eine Vorrede schreiben. Das geschah denn auch meinerseits und es handelte sich jetzt nur noch um einen Verleger.

So bereitwillig bald dieser, bald jener Kunsthändler sich zeigte, so kam es doch nie zu einem Abschlusse. Und so ist denn die Sache bis heute geblieben, das Manuscript bewahrt Fahne auf, wahrscheinlich unter seinen Alterthümern.

Es hätte sich wol etwas daraus machen lassen. Fröhlich hatte z. B. ein Bild geliefert: 'Sir Jug vor dem Lurleifelsen,' das ganz gelungen war.

Sehr angenehm war mir das mehrmalige Zusammensein mit Karl Lessing. Ich hatte von seiner Leonore an ihn nie mehr aus den Augen verloren und jede seiner neuen Schöpfungen mit Freuden begrüßt, mich innig daran erquickt, und ihn früh schon als Menschen lieb gewonnen und verehrt. Ich besuchte ihn, er war sehr erfreut und gegen seine sonstige Art sehr gesprächig. Wir unterhielten uns über seine Familie, die ich von Schlesien und Berlin her kannte, über seinen Ruf nach Frankfurt, seinen Orden pour le mérite, den ich auch zu sehen bekam, über die Stellung der Künstler, die verschiedenen Richtungen in der Kunst u. dgl.

Einige Tage darauf kam er mit Schrödter zu uns. Es wurde eine große Bowle aufgetragen und unter heiteren Gesprächen geleert. Es hatten sich noch Fröhlich und Arnz eingefunden. Unsere beiden Hauptgäste tranken aus silbernen Bechern.

Später nochmals bei Lessing. Ich traf dort Schrödter, Karl Hübner und Wolfgang Müller. Belebte Unterhaltung. Lessing hatte sich eine Sammlung von Bildnissen seiner Freunde, von ihm selbst gezeichnet, angelegt; es waren wol an die 40, Maler, Dichter und Verwandte. Er wollte mich auch dieser Freundschafts-Gallerie einverleiben, er fragte mich, ob ich gut säße und wann ich kommen könnte? Leider konnte ich nicht auf dies freundliche Anerbieten eingehen, meine Abreise war schon für den folgenden Tag beschlossen.

Der Verkehr mit den Düsseldorfer Künstlern hatte mich vielfach angeregt. Fahne meinte, sie würden sich gerne betheiligen, wenn ich etwas Größeres ihnen darbieten könnte. Da gerieth ich denn auf einen herrlichen Stoff für dichterische und bildliche Darstellung: das deutsche Volksleben. Zu meinen frü-

heren Liedern, die hieher paßten
wenn ich einige Maler dafür gen
mal dies Werk erscheinen unter d

'Des deutschen Volkes Freud' und

Lessing's Berufung nach Fr
sehen gemacht, noch mehr aber
fortan wieder in Düsseldorf blieb
Verehrer und ganz Düsseldorf
letzten October sollte deshalb ihm
gegeben werden.

Auch meinerseits wollte ich
ein Lessing-Lied ein, das freundli
druckt, vertheilt und gesungen w
hatten jedoch aus zarter Rücksi
Strophe unterdrückt. Ich gebe e
Zeitung nach meiner Mittheilung

Ein Lessing

Mel. Noch ist Polen

Mahnen Lessing Hoch! d
Ihm, dem freien Mann,
Der nur frei der Kunst
Herr nur leben kann!

Chor: Vaterland, fr
Deutsche Kun
Lessing, unser
Trachtet nach'

Muthig wie ein junger
Ging er seiner Gang,

Brach den Fluch der Überlieferung
Und der Schule Zwang.

Chor: Vaterland, freue dich! ꝛc.

Nicht das Fremde konnt' ihn feſſeln,
Deutſch nur wollt' er ſein,
Schuf aus ſeines Volkes Leben
Seine Schilderei'n.

Chor: Vaterland, freue dich! ꝛc.

Was er ſann in ſtillen Stunden,
Was er rein empfand,
Steht vor uns wie hingezaubert
Jetzt von ſeiner Hand.

Chor: Vaterland, freue dich! ꝛc.

Unbekümmert um die Menge,
Um ihr Lob zumal,
Galt's ihm nur, wenn er genügte
Seinem Ideal.

Chor: Vaterland, freue dich! ꝛc.

Unſerm Leſſing Hoch! dem Maler,
Ihm, dem freien Mann,
Der nur frei der Kunſt will leben,
Frei nur leben kann!

Chor: Vaterland, freue dich!
Deutſche Kunſt wird fortbeſtehen —
Leſſing, unſer Stern,
Leuchtet nah' und fern.

›bſchon ich mich ganz ruhig verhalten und der Polizei
en mindeſten Anlaß gegeben hatte, mir ihre Aufmerkſamkeit
ıken, ſo ſorgte doch der 'Rheiniſche Beobachter' nachträg-

lich dafür, auf mich aufmerksam zu machen. Am 29. October beginnt er seinen Lügenartikel also: 'Hoffmann von Fallersleben weilt fortwährend bei einem in der Nähe wohnenden Gutsbesitzer, von wo aus er bei den Freunden desselben die Runde macht, und ihm zu Ehren fast täglich Feste statt finden, zu denen aus der Stadt Gesinnungsgenossen geladen werden.'

Fahne war empört darüber und erließ in der Kölner Zeitung Nr. 311 einen langen Rechenschaftsbericht über mein Thun und Treiben. Er fühlte selbst, daß diese Epistel zu lang gerathen: 'Ich bin weitläufig geworden, aber es war nothwendig, um der Zeitungsmittheilung ihren vergifteten Stachel zu nehmen. Verläumden kann man mit zwei Worten, aber Verläumdungen widerlegen, kostet oft große Mühe.'

Seit Jahr und Tag waren viel ärgere Artikel gegen mich losgelassen. Ich fühlte mich nie veranlaßt, dawider aufzutreten. Gegen alle Schmäh- und Schandartikel der armseligen Lohnschreiber, litterarischen Lumpe und Wegelagerer in ihrem sicheren Versteck — niemand wagte es sich zu nennen! — hatte ich nur den schönen Wahlspruch Georg von Frundsberg's bei der Hand: 'Viel Feind, viel Ehr!' Eins nur betrübte mich! Die völlige Verdorbenheit der Tagespresse. Blätter, welche für freisinnig gelten wollten, (z. B. die Trier'sche Zeitung!) und heute meines Lobes und Ruhmes überströmten, schütteten morgen das Füllhorn ihrer Gemeinheiten und Niederträchtigkeiten über mich aus.

31. Oct. in Köln, 1. Nov. in Bonn. Dort besuchte ich Levin Schücking, Roderich Benedix und Buchhändler Eisen, hier Welcker und Simrock. Abends einige Stunden zusammen mit Kinkel und Simrock im Trierschen Hof. Wir unterhielten uns viel über Deutschland.

2. Nov. bis 27. Dec. in Geisenheim.

Ich war wieder ein Gast Karl Dresel's und lebte wieder angenehme Tage in geselliger und litterarischer Beziehung fühlte mich wieder recht heimisch in dem schönen Rheingau. Gleich nach meiner Ankunft kam die Auswanderung nach is zur Sprache. Gustav Dresel hatte die Absicht, im igen Frühjahr abermals dahin zu gehen. Er stand in rhandlung mit dem fürstlichen 'Verein zum Schutz vater- ischer Auswanderer in Mainz.' Es lag diesem daran, re Erfolge zu erzielen und Männer zu gewinnen, die dazu ügen, das Unternehmen in der Gunst des Volkes zu heben. Darum hatte denn Graf Castell, der Vicepräsident des ins, dem Dr. Grosse allerlei auf den Verein bezügliche iten übertragen. Grosse fand sich bald in seiner neuen nschaft bei uns ein. Er sprach sich aus über den Mainzer in, die Auswanderungsfrage, die deutsche Presse und seine nlichen Verhältnisse, und wie er dazu beitragen würde, im : bessere Ansichten über den Verein und dessen Zwecke zu 'eiten.

Der Verein, der nur aus lauter Fürsten und Grafen be- , erwarb sich kein Vertrauen im Volke, und die neuesten richten aus Neubraunfels, der Schöpfung des Vereins, n gar nicht der Art, das Vertrauen zu heben. Die An- r beklagten sich, daß sie im Lande der Freiheit und Selbst- rung als Unterthanen behandelt würden und daß man die 'delung nicht sich selbst überlassen wollte, sondern sie in Entwickelung stets bevormunde u. dgl.

Um eine günstigere Stimmung für den Verein herbeizu- n, ward die gute Presse in Thätigkeit gesetzt, und sonst manches Mittel aufgeboten. Dahin rechne ich denn auch,

[illegible] Schon früher [illegible] Blockhaus und hin- [illegible] Daß ich zur Annahme bereit [illegible] Stand doch schon vor Jahr und Tag in der Bremer Zeitung: 'Es rüstet sich wieder [illegible] Man will [illegible] den Namen Fallersleben [illegible] nachfolgen.'

[illegible] Dr. [illegible] die vom Grafen v. [illegible] Schenkungsurkunde über 300 Acres vom 6. Nov. 1846.

[illegible] an seinem texanischen Tagebuche, [illegible] nach und nach in den Abendstunden vor. Als er [illegible] damit gediehen war, gab er mir das [illegible] Ich unterzog mich um so lieber dieser Arbeit, als ich den Verfasser zum Aufzeichnen seiner merkwür-

:lleicht der Darmstädter Censor gerade daran Anstoß genom-
:n und ebenfalls die Druckerlaubniß verweigert haben.

So sehr es für mich ein Bedürfniß war zu arbeiten, so
ien mir doch auch eine Nothwendigkeit, dadurch zugleich Geld
verdienen. Auf große wissenschaftliche Werke konnte ich mich
i meinem Wanderleben nicht einlassen; auch würde der Auf-
ınd von Zeit und Kräften und das Herbeischaffen von Hülfs-
.tteln in gar keinem Verhältnisse gewesen sein zu dem etwaigen
eldgewinne. Bei Arbeiten von minderem Umfange und zeit-
mäßem Inhalte würde mir, sobald sie nur irgend die Politik
:ührten, Censur und Polizei immer hindernd in den Weg
:ten. Letzteres würde noch mehr der Fall sein, wenn ich mich
:r mit Publicistik befaßte. Da dachte ich nun einen andern
ar mühsamen, aber sicher zum Ziele führenden Weg einzu-
lagen. Ich wollte eine Geschichte der deutschen Litteratur
arbeiten, die sollte den Sommer 47 vollendet sein. Dann
ollte ich in Frankfurt Vorlesungen halten, und im J. 1848
London und Newyork. Zu letzterem Zwecke wollte ich dann
ch recht tüchtig englisch lernen. Ich theilte brieflich diesen
lan Freiligrath mit (29. Nov.), und besprach ihn auch mit
einen Freunden, aber — weiter kam ich nicht damit. Es
hörte dazu auch wieder ein ruhiges, sorgenfreies Leben, und
en dazu ließen mich 'die großmüthigen Unterstützungen des
utschen Volkes', die nur die Kölner Zeitung kannte, nicht
langen.

Um in meinen achtwöchentlichen Aufenthalt etwas Abwech-
ung zu bringen, und auch um mich zu entschädigen für die
ge wo ich krank war, unternahm ich einige Ausflüge nach
llgarten, Bingen, Kreuznach und Wiesbaden. Das Wetter
lt sich lange recht schön. Noch am 11. November fand ich

bei Ixſtein im Garten blühende Roſen, Nelken, Fuchſien, Reſeden und reife Erdbeeren.

In dem nahen Rüdesheim war ich natürlich öfter. Mehrere Abende beſuchte ich mit den übrigen das Schauſpiel. Es hatte ſich nämlich für den Winter dort eine wandernde Schauſpielergeſellſchaft niedergelaſſen. Die Wahl der Stücke war oft ſchlecht und das Spiel ebenſo ſchlecht. Wir aber hatten doch immer unſern Spaß, und es gab mitunter ſogar einen Kunſtgenuß. So wurde z. B. der 'verwunſchene Prinz' meiſterhaft gegeben. Die armen Leute waren zuletzt ſo herunter gekommen, daß ſie ſelbſt zum Trauerſpiel wurden. Wir unterſtützten ſie auf mancherlei Weiſe, und es war oft recht ergötzlich, wenn in einem neuen Stücke die Prima Donna in einem neuen Kleide auftrat und meine Nachbarin ſagte zu ihrem Manne: 'Sieh mal, mein Kleid macht ſich doch ganz gut!' Wie manche Hoſe und Weſte, wie mancher Rock aus unſerer Garderobe betrat hier die Bretter, welche die Welt bedeuten!

In einer großen Familie wie die Dreſel'ſche gab es das ganze Jahr hindurch immer Familienfeſte, die nie ungefeiert blieben. Jetzt aber gegen Ende des Jahres gab es ein außerordentliches: das Dreſel'ſche Ehepaar feierte ſeine ſilberne Hochzeit am 23. December.

Am Morgen war Beglückwünſchung und Überreichung der Geſchenke. Die Kinder hatten ſich alle von Wittemann malen laſſen. Mittags großes Feſteſſen. Ich brachte ein Hoch aus, das mit den Worten ſchloß:

Und am ganzen Rheine ſchall' es
und wiederhall' es
Von Baſel bis Weſel:
Hoch lebe Papa und Mama Dreſel.

Dann ſang ich ein langes Familienlied nach der Weiſe: ʒ Eugenius, edler Ritter.' Jedes Mitglied der Familie eder anweſende Freund wurde in irgend einer Eigenthüm- t und in ſeiner Beziehung zum Feſte beſungen. Mein Wille, eine dem fröhlichen Feſte entſprechende Stimmung zuführen, wurde belohnt, es entwickelte ſich bei Alt und große Heiterkeit. — Abends Salongeſellſchaft. Die un- Räume in vollem Glanze. Die Hoboiſten von Wiesbaden n. Es wurde viel getanzt und des edelen Weines nicht ſen. Zu allgemeiner Zufriedenheit der Gefeierten wie der iden endete die ſilberne Hochzeit.

Das Weihnachtsfeſt über blieb ich noch in Geiſenheim. liebſte Chriſtbeſcherung war für mich einige Tage nach Feſte die dritte Sammlung meiner Kinderlieder:

ʒig Kinderlieder von Hoffmann von Fallersleben. Nach Original- und Volksweiſen mit Clavierbegleitung. Nebſt einem alphabeti- ſchen Inhaltsverzeichniſſe aller drei Sammlungen. Leipzig, 1847. Wilh. Engelmann. Qu. 4°. 47 SS.

Daß meine Bibliothek zu Kauf ſtände, war wol in öffent- Blättern angezeigt, auch wol näher beſprochen worden. ı war es wieder ſtill; ich bekam keine Anfragen, keine ote. Da erfuhr ich denn in einem Briefe von Philipp ıſius vom 12. Oct., daß ſich Frau Bettina von Arnim ache annähme.

'Bettina ſchreibt mir Anfangs: „Vielleicht wird durch Hum- s Vermittelung möglich gemacht, daß Hoffmann wieder das ge Berlin durchſtreifen kann, wie die geſcheuete Fledermaus, der jeder Philiſter fürchtet, ſie könne ihm in die Haare m." Im letzten Briefe (ein Datum haben ſie niemals) t ſie aber: „Pfui du garſtige Stadt Berlin, wie viel ver-

[illegible] den Hoffmann zu [illegible] hast du über ihm auf[illegible] — [illegible] doch soviel zu erhellen [illegible] hat."

[illegible] das erste Mal verloren und [illegible] Exemplare. Ich habe Engelmann beauftragt, 2 oder 3 [illegible], die sie dann auch erhalten hat. — Sie [illegible] als auf der Erde zu sehen, [illegible] Vorschlag, nämlich [illegible] herauszugeben, von [illegible] und dann allenfalls an die [illegible] losgeschlagen werde. [illegible] doch hat sie mich beauftragt, bei Ihnen anzufragen, „ob Sie zugeben, daß die Bibliothek zu unserer Disposition gestellt werde, insofern wir das Buch zu ihrem Vortheil herausgeben?“ — Sie hat mich schon um Antwort gemahnt, ich bitte also, mir gefälligst umgehend ein Wort darüber zu sagen."

zen zu treten oder vorzugreifen; denn es sei lediglich um zu ıdern, daß die werthvolle Sammlung nicht allenfalls ein ıstand der Speculation werde, um sie in dem so mäßigen : noch herabzudrücken, oder aber zerrissen werde, ihr Ankauf also immer noch jedem würdigen Interessenten frei. — Es sein, daß ich hierin zu voreilig gehandelt habe, da ich die ung Deines Freundes nicht kannte; aber die häufigen Zeimeldungen mußten mir die Uberzeugung geben, daß es dem uf dem Nagel brenne und von anderer Seite habe ich er-ı, daß die Interessenten es auch für ihre Speculation so en, so dachte ich und fühlte mich dringend bewogen, diesen ern den Faden von der Angel kurz abzuschneiden. — Hierverbinde ich noch eine Absicht, nämlich sobald die Anzeige ıt ist, meine Meinung da auszusprechen, wo es machtwirkend kann (wahrscheinlich deutet dies auf einen Ankauf Seitens berliner Bibl. Ph. N.). — Was nun H.s Meinung be-, daß ein Buch schwerlich zu Stande zu bringen sei, so ist chon zu Stande gebracht und verkauft wird es auch binnen sfrist. — Aber leicht könnte es sein, daß ihn irgend etwas esen Nebensachen meiner Seits verletze, man kennt die Etider bedeutenden Literaten nicht genau; ich thue daher augenh das Nöthige, um falls es noch nicht zu spät ist, meinen ıg einstweilen noch zurückzuhalten; ist es aber schon zu so mag H. öffentlich widersprechen, was zum wenigsten die Wirkung haben kann, die das Böcklein bei dem Feinde machte, s muthwillig auf den Wällen jener belagerten Festung herızte. Der Feind dachte: 'Ei, wenn die Ziegenböcklein auf Wall Kobolz schlagen, da muß noch Proviant genug in der ıg sein,' und entsetzte die Festung."

Der Schluß ist: „Adieu und schreibe gleich an Hoff-" —

Dieses Auftrages habe ich mich nun hiermit so treu als

Punkte hin Aehnliches in Aussicht. Die Catharina fehlt zwar, die Zeit ist demokratischer geworden. Eine unserer gefeiertsten literarischen Größen will sich der auf den Markt gebrachten Bibliothek annehmen; durch den Verkauf eines Buches denkt sie die ganze Sammlung ihrem Besitzer zu erhalten. „Dieses Buch gehört Hoffmann von Fallersleben“ im eigentlichsten Sinne. Gelingt diese Absicht nicht ganz, so wird Hoffmann wenigstens sich davor geschützt sehen, einen widrigen Kleinhandel mit seltenen Waaren treiben und à tout prix „todschlagen“ zu müssen. Es werden Subscriptionen von der hiesigen v. Arnim'schen Verlags-Expedition angenommen werden; sind wir recht unterrichtet, so würden nur so viel Abzüge von dem Werke gemacht werden, als Bestellungen eingelaufen sind.

Zu Ende des Jahres machte ich einen Ausflug über Frankfurt nach Mannheim. Ich war hier Itzstein's Gast und verkehrte meist nur mit seinen Freunden. Silvester feierten wir mit Hecker, Grobe und Mathy bei v. Soiron. Bei Hecker

unbenommen dieſen Kauf zu machen, nur ſollen Sie geſchützt gegen ähnliche Verſuche und Propoſitionen wie die von ts. — Leben Sie recht wohl und Gott möge auch Ihnen ſtehen daß der Frühling wieder ſchöne Blüthen der Hoffnung e. Sprechen Sie nicht von der Sache.

am 3. December 1846. Bettine

Am 10. December enthielt die Kölniſche Zeitung (Nr. 344) enden Artikel:

Der Dichter und weiland Prof. Hoffmann von Fallersen hat ſich ſchon ſeit längerer Zeit veranlaßt gefühlt, ſeine liothek mit allen ihren Reichthümern an literarhiſtoriſchen cken und mit ihren ſeltenen altdeutſchen Schätzen zum öffentn Verkaufe zu bringen. Schon hatte man erfahren, daß eine e öffentliche Bibliothek mit jenem Gelehrten wegen des Anes ſeiner mit vielem Fleiße und in zwanzigjährigen Mühen mmengebrachten Sammlung in Unterhandlung getreten war — die Sache zerſchlug ſich: der Gelehrte mochte wohl nicht um ihm theures Werk gern viel hin und her gefeilſcht ſehen. ließ einen Catalog drucken und ſetzte darin den Preis von O Thalern als diejenige Summe feſt, die ihm genüge. Zwan- Jahre lang hatte Hoffmann zu einem Zwecke eine reichhaltige liothek geſammelt, und nun treibt ihn die Noth, ſie zu verern! Eine Sammlung von einem dem Sammler unſchätzbaren the für zweitauſend Thaler feil bieten zu müſſen! Als im gen Jahrhunderte Diderot von der Noth ſo gedrängt war, daß mit ſchwerem Herzen daran ging, ſeine Bibliothek zu verkaufen, begriff Catharina von Rußland ſehr wohl den Schmerz des ehrten, aus Noth ein Stück ſeines Lebens verkaufen zu müſſen: kaufte ihm die Bibliothek ab und ernannte für ihre neue Acition Diderot mit einem jährlichen Gehalte auf Lebenszeit zum walter. Für Hoffmann ſteht, wie wir hören, nach einem

Dr. v. Herff, Forstmann Spieß, Ingenieur Schleicher und Scherl. Den Abend fanden sich seine Rheingauer Freunde ein, ferner der Generalagent Settegast von Biebrich und Eberhard Sichert von Bingen. Maler Müller hatte in Gustav's Stammbuch eine Zwiebel mit Blättern gezeichnet. Jeder von uns schrieb auf ein Blatt seinen Namen. Es waren unser 37. Wir waren noch einmal im Dresel'schen Hause heiter zusammen.

Den andern Tag begleiteten wir Gustav auf dem Dampfschiffe bis St. Goar. Der Abschied ward allen schwer, kein Auge blieb trocken.

Gustav war mir von Karls Brüdern der liebste. Sein lebendiges, entschlossenes und entschiedenes Wesen, seine unverwüstliche gute Laune, seine redliche Gesinnung erwarben ihm allgemeine Achtung und Liebe. Jung an Lebensjahren, aber alt an Erfahrungen ging er mit Vertrauen der Zukunft entgegen, er war ein rechter Hinterwäldler voll Thatkraft und Ausdauer.

Zum Abschiede gab ich ihm noch ein Lied mit:

Auf Vorrecht, Stand und Rang verzichten,
Wir wollen Freiheit, Ehr' und Recht.

O denk an uns und unſer Streben —
Schon ſtrahlt der Zukunft Sonnenſchein!
Frei iſt auch unſer Thun und Leben —
Es lohnt ein Deutſcher noch zu ſein!

Und wenn von Deutſchland frohe Kunde
Einſt bringt zu Dir nach Texas hin,
Dann ruf in dieſer ſchönen Stunde:
'Wohl mir, daß ich ein Deutſcher bin!'

'Das ſind die Rebenberge wieder!
Das iſt des Rheines grüner Strand!
Heil dir, du Land der Freud' und Lieder!
Mein Vaterland, mein Heimatland!'

Ob er die Kunde von des deutſchen Volkes Hoffnungen noch vernommen? Er ſah ſeine Heimat nicht wieder: er ſtarb auf dem Wege von Galveſton nach Neubraunfels in Morris Farm 14. Sept. 1848.

Schon lange hatte ich meine Abreiſe beſchloſſen, aber auf Karls und ſeiner Frau Eliſe dringendes Bitten noch aufgeſchoben, bis auch Guſtav abreiſen würde. Ich war ſehr gerührt von aller liebevollen Theilnahme und ſprach mich in einigen Ghaſelen aus, die ich in Eliſes Stammbuch einſchrieb.

O ſcheide nicht!

Die Lerche ſingt im Sonnenſchein,
o ſcheide nicht!
Sie ſingt: Der Frühling ſtellt ſich ein!
o ſcheide nicht!
O bleib nach langer Winterraſt
und Winterleid
Und ſieh im Frühlingsſchmuck den Rhein!
o ſcheide nicht!

Dr. v. Herff, Forſtmann Spieß, Ingenieur Schleicher und Schenk. Den Abend fanden ſich ſeine Rheingauer Freunde ein, ferner der Generalagent Settegaſt von Biebrich und Eberhard Soherr von Bingen. Maler Müller hatte in Guſtav's Stammbuch eine Zwiebel mit Blättern gezeichnet. Jeder von uns ſchrieb auf ein Blatt ſeinen Namen. Es waren unſer 37. Wir waren noch einmal im Dreſel'ſchen Hauſe heiter zuſammen.

Den andern Tag begleiteten wir Guſtav auf dem Dampfſchiffe bis St. Goar. Der Abſchied ward allen ſchwer, kein Auge blieb trocken.

Guſtav war mir von Karls Brüdern der liebſte. Sein lebendiges, entſchloſſenes und entſchiedenes Weſen, ſeine unverwüſtliche gute Laune, ſeine redliche Geſinnung erwarben ihm allgemeine Achtung und Liebe. Jung an Lebensjahren, aber alt an Erfahrungen ging er mit Vertrauen der Zukunft entgegen, er war ein rechter Hinterwäldler voll Thatkraft und Ausdauer.

Zum Abſchiede gab ich ihm noch ein Lied mit:

Leb wohl! leb wohl! zwar hielte gerne
Dich unſre Liebe hier zurück —
Du willſt, und ziehest in die Ferne:
Des Menſchen Will' iſt auch ſein Glück.

Du ſiehſt dort viel, was hier uns fehlet;
Was wir erſtreben, iſt dort ſchon!
Was hier uns ängſtet, drückt und quälet,
Iſt dort gemildert, iſt entfloh'n.

Wenn Dich umſpielt der Freiheit Oden
Auf Texas blumigen Präri'n,
Dann denk, daß wir auf unſerm Boden
Der Freiheit Blume auch erzieh'n.

Wir wollen gleiche Recht' und Pflichten,
Wir wollen keinen Herrn und Knecht,

Auf Vorrecht, Stand und Rang verzichten,
Wir wollen Freiheit, Ehr' und Recht.

O denk an uns und unſer Streben —
Schon ſtrahlt der Zukunft Sonnenſchein!
Frei iſt auch unſer Thun und Leben —
Es lohnt ein Deutſcher noch zu ſein!

Und wenn von Deutſchland frohe Kunde
Einſt bringt zu Dir nach Texas hin,
Dann ruf in dieſer ſchönen Stunde:
'Wohl mir, daß ich ein Deutſcher bin!'

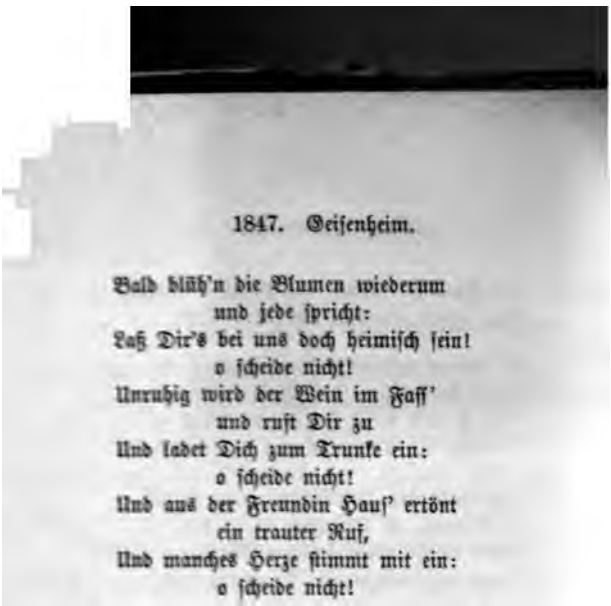
'Das ſind die Rebenberge wieder!
Das iſt des Rheines grüner Strand!
Heil dir, du Land der Freud' und Lieder!
Mein Vaterland, mein Heimatland!'

Ob er die Kunde von des deutſchen Volkes Hoffnungen ; vernommen? Er ſah ſeine Heimat nicht wieder: er ſtarb dem Wege von Galveſton nach Neubraunfels in Morris :m 14. Sept. 1848.

Schon lange hatte ich meine Abreiſe beſchloſſen, aber auf :ls und ſeiner Frau Eliſe dringendes Bitten noch aufge- ben, bis auch Guſtav abreiſen würde. Ich war ſehr gerührt : aller liebevollen Theilnahme und ſprach mich in einigen aſelen aus, die ich in Eliſes Stammbuch einſchrieb.

O ſcheide nicht!

Die Lerche ſingt im Sonnenſchein,
o ſcheide nicht!
Sie ſingt: Der Frühling ſtellt ſich ein!
o ſcheide nicht!
O bleib nach langer Winterraſt
und Winterleid
Und ſieh im Frühlingsſchmuck den Rhein!
o ſcheide nicht!



1847. Geiſenheim.

Bald blüh'n die Blumen wiederum
und jede ſpricht:
Laß Dir's bei uns doch heimiſch ſein!
o ſcheide nicht!
Unruhig wird der Wein im Faſſ'
und ruft Dir zu
Und ladet Dich zum Trunke ein:
o ſcheide nicht!
Und aus der Freundin Hauſ' ertönt
ein trauter Ruf,
Und manches Herze ſtimmt mit ein:
o ſcheide nicht!

Doch ich muß fort!

Es iſt ſo ſchön in dieſer Welt am Rhein,
doch ich muß fort!
Und ſchöner Euer Freund und Gaſt zu ſein,
doch ich muß fort!
Ich war ſo heiter, fühlte mich ſo frei,
ich lebte gern
Mit Euch vereinet und für mich allein:
doch ich muß fort!
Ich hör' es gerne, daß Ihr ſagt zu mir:
'wenn's Winter war,
So ſoll's für Dich bei uns auch Frühling ſein!'
doch ich muß fort!
Ihr wollt beleben die Erinnerung
durch neue Luſt
Und an die ſchönen Tage ſchön're reih'n:
doch ich muß fort!
In meine Taggedanken ſtiehlet ſich
daſſelbe Wort
Und ſelbſt in meine Träume flicht ſich ein:
doch ich muß fort!

Nach einem sehr langweiligen Mittagsessen an der Gasttafel im Hôtel Marquardt mit dem Eilwagen um 4 nach Tübingen. Auch diesmal zur Post oder Traube eingekehrt. Ein halb Dutzend Professoren, alle mit Brillen auf der Nase, unterhalten sich im Schwabendeutsch über die Münchener Ereignisse und den Canton Wallis, rauchen schlechte Cigarren, trinken ihren Schoppen und gehen kurz vor der Bürgerstunde heim. Zuletzt für mich doch noch Unterhaltung. Helmreich und Moll finden sich ein und wir bleiben noch einige Stündchen vergnügt beisammen.

12. März. Heiterer Himmel, scharfer Wind, 14° unter 0, ein unglaubliches Wetter kurz vor Frühlingsanfang! Ich besuche den Oberbibliothecar Prof. Keller. Er findet den Preis meiner Bibliothek zu hoch. Ich setze ihm aus einander, 2000 ℔ sei nur ein Ausgebot, darüber könne man wol gehen, aber nicht darunter. Ich merke schon an seiner Miene, daß aus unserm Handel nichts wird. Die Thaler fallen ihm zu schwer auf's Herz, wenn es noch Gulden wären! Er führt mich in die Bibliothek. Da sehe ich viele Bücher und noch zwei Bibliothecare: Tafel und Klüpfel, letzterer ist Schwab's Schwiegersohn.

Sehr erfreulich ist mir die persönliche Bekanntschaft mit F. Silcher. Er war mir immer einer der liebsten Componisten meiner Lieder gewesen. Durch seine einfache, schöne Melodie zu 'Morgen müssen wir verreisen' ist mein Lied erst recht zum Volksliede geworden. Wir sprechen viel über Volksweisen. Bei einem späteren Besuche frage ich ihn, ob sich Ghaselen wol componieren lassen? Er will's versuchen, und ich besorge ihm die Abschrift einiger meiner Ghaselen.

Noch am Vormittage besuche ich auch Uhland. Wir sprechen von unseren Reisen und seinen Studien. Er hat die deutschen

würdiger Mensch; er studiert die Knochen und genießt kein Fleisch.

2. März. Mit Itzstein nach Heidelberg. Ich lerne Johanna kennen.

4. März. Hecker und der Bürgermeister Hörner von Seckenheim bei uns zu Gast. — Meine ersten Ghaselen an Johanna.

6. März. Mittagsessen bei Hecker: Itzstein, Helmreich, Karl Treiel ꝛc. Wir sind ganz vergnügt, auf Einmal springt Hecker auf und meldet uns, daß er nicht länger Abgeordneter bleiben und schon morgen die Niederlegung seines Mandats beim Ministerium einreichen werde. Wir alle höchst überrascht suchen es ihm auszureden, jeder bringt neue Gründe vor, die Hecker bestimmen müßten nicht auszutreten, jetzt nicht, überhaupt nicht und nie. Hecker bleibt bei seinem Entschlusse. Itzstein sitzt da ganz betrübt und trostlos; wir alle leiden mit.

9. März. Bei uns Abgeordneten-Essen: Hecker, Mathy, Helmreich, v. Soiron. Den folgenden Tag mit Helmreich und Moll nach Stuttgart.

11. März. Sehr kalt, es hat die Nacht geschneit und sind am Morgen noch gegen 5° Kälte. Ich mache Besuche. Friedrich Römer freundlich theilnehmend und gesprächig. — Gustav Schwab, jetzt Ober-Consistorialrath, wohnt unglaublich hoch. Er kennt mich kaum wieder, ist sehr freundlich und kann sich nicht genug wundern über Freiligrath's Ça ira, 'das sind Gedichte, die wird selbst ein H. v. F. nicht billigen.' — Wolfgang Menzel wundert sich: 'Kerl, Du bist ja noch ganz jung, Du hast ja noch nicht einmal graue Haare!' — 'Nun, ich soll auch wol noch den Leuten den Gefallen thun, alt zu werden?'

Nach einem sehr langweiligen Mittagsessen an der Gasttafel im Hôtel Marquardt mit dem Eilwagen um 4 nach Tübingen. Auch diesmal zur Post oder Traube eingekehrt. Ein halb Dutzend Professoren, alle mit Brillen auf der Nase, unterhalten sich im Schwabendeutsch über die Münchener Ereignisse und den Canton Wallis, rauchen schlechte Cigarren, trinken ihren Schoppen und gehen kurz vor der Bürgerstunde heim. Zuletzt für mich doch noch Unterhaltung. Helmreich und Moll finden sich ein und wir bleiben noch einige Stündchen vergnügt beisammen.

12. März. Heiterer Himmel, scharfer Wind, 14° unter 0, ein unglaubliches Wetter kurz vor Frühlingsanfang! Ich besuche den Oberbibliothecar Prof. Keller. Er findet den Preis meiner Bibliothek zu hoch. Ich setze ihm aus einander, 2000 ℔ sei nur ein Ausgebot, darüber könne man wol gehen, aber nicht darunter. Ich merke schon an seiner Miene, daß aus unserm Handel nichts wird. Die Thaler fallen ihm zu schwer auf's Herz, wenn es noch Gulden wären! Er führt mich in die Bibliothek. Da sehe ich viele Bücher und noch zwei Bibliothecare: Tafel und Klüpfel, letzterer ist Schwab's Schwiegersohn.

Sehr erfreulich ist mir die persönliche Bekanntschaft mit F. Silcher. Er war mir immer einer der liebsten Componisten meiner Lieder gewesen. Durch seine einfache, schöne Melodie zu 'Morgen müssen wir verreisen' ist mein Lied erst recht zum Volksliede geworden. Wir sprechen viel über Volksweisen. Bei einem späteren Besuche frage ich ihn, ob sich Ghaselen wol componieren lassen? Er will's versuchen, und ich besorge ihm die Abschrift einiger meiner Ghaselen.

Noch am Vormittage besuche ich auch Uhland. Wir sprechen von unseren Reisen und seinen Studien. Er hat die deutschen

Volksliedern bei Seite gelegt und beschäftigt sich mit Experimenten.

Nach Tische besuchen mich Keller, Reyscher und Uhland. Letzterer ist schon vorher einmal da gewesen und hat mir die beiden Bände seiner deutschen Volkslieder gebracht — ein mir sehr liebes, willkommenes Geschenk! Er holt mich ab, ich soll bei ihm einen Kalbsbraten verzehren helfen. Ein sehr gemüthliches Abendessen. Uhland sehr heiter und gesprächig wie auch seine Frau. Während wir traulich mit einander plaudern und ich gar nichts ahnde, ertönt Gesang: die Studenten bringen mir ein Ständchen. Uhland führt mich auf den Balcon seines Hauses.*) Nachdem mir ein Hoch ausgebracht ist, bringe ich als Dank ein Hoch dem 'Vorwärts'. Ich spreche laut und so deutlich, daß jedes Wort verstanden wird, und wenn ich durch Beifallrufen unterbrochen werde, so warte ich, bis Alles wieder ruhig ist.

Vorwärts!
sei das Losungswort, hier und dort,
Ueberall und immerfort
Für jeden, der mit deutschem Sinn und Gemüth
Für Deutschlands Freiheit und Einheit glüht,
Und es erkennt für eine heilige Pflicht,
Daß er für Recht und Freiheit ficht,
Er mag an der Ostsee oder am Rhein sein,
Beim Bier sitzen oder beim Wein sein!

Vorwärts!
sei der Ruf in unsern Herzenskammern,
Wenn um uns die Frömmler wimmern und jammern,

*) S. die Abbildung in der Illustrirten Zeitung, 30. Bd. (1858) S. 176.

Daß keiner ſei ein echter Chriſt
Und daß die Welt ſo ſchlecht geworden iſt,
Weil nicht jeder mit ihnen
Auf ihre Weiſe Gott will dienen.

Vorwärts!
ſei der Ruf der Freudigkeit,
Wenn Unſinn, Dummheit und Schlechtigkeit
Zurückhalten möchte unſere Zeit;
Wenn arme Ritter mit Diplomen und Wappen,
Und ihre Helfershelfer und Knappen,
Bürgerliche Canaillen auf Schuſters Rappen,
Wenn alte Gecken und junge Laffen,
Schriftgelehrte, Phariſäer und Pfaffen
Die Welt von Anno Toback möchten wieder erſchaffen.

Vorwärts!
ſei unſer Fluch und unſer Segen,
Kommt uns etwa einer entgegen
ſauertöpfig,
rappelköpfig,
gänſekröpfig,
philiſterzöpfig,
Der uns beweiſen will,
Es gehe Alles am beſten nur mit Cenſur,
Und daß ohne Soldaten untergingen die Staaten,
Und daß ohne Polizei keine Wohlfahrt ſei.

Vorwärts!
ſei mit uns auf allen Wegen und Stegen,
Zu Waſſer und zu Lande, im Wind und im Regen,
Im Schnee und im Sande,
Durch Felder und Wälder,
Durch Straßen und Gaſſen,
Daheim und da drauß,
In die Welt hinein und aus der Welt hinaus!

Nieder mit unſern Berückern und Bedrückern!
Nieder mit den Zurückern!
Vorwärts, vorwärts hoch!

Und Jeder hoch wer ihm anhängt,
Und wenn er's auch heut' erst anfängt!

Großer Jubel. Dann singen sie: 'Wenn heut' ein Geist hernieder stiege', und bringen dem Dichter des Liedes ein dreimaliges Hoch!

Wir bleiben bis 11 Uhr in heiterster Stimmung beisammen. Uhland erzählt mir noch eine hübsche Geschichte. Handwerksburschen sangen einst: 'Ich hatt' einen Kameraden.' Als sie näher kamen, sang der eine, mit Bewegung des Armes nach Uhland hindeutend: 'Als wär's ein Stück von Dir!'

Zum Andenken widmete mir Uhland noch einige Zeilen:

Wenn Wind' und Wogen schweren Kampf gekämpft
Die furchtbare Gewitternacht entlang,
Und leuchtend nun der Gott des Tages steigt:
Da ziehen die Orkane grollend ab,
Da schäumt und murret lange noch die Flut
Und wirft unsel'ge Trümmer an den Strand.
Vom Himmel aber strahlt das gold'ne Licht,
Die Luft ist blau, es glättet sich die See,
Und andre Schiffe steuern auf ihr Ziel
Mit rüst'gem Ruderschlag und günst'gem Hauch.

Zu freundschaftlicher Erinnerung
Tübingen, 12. März 1847. L. Uhland.

13. März wieder in Stuttgart. Ich besuche F. Römer und gehe mit ihm spazieren, den alten Tübinger Weg hinauf bis zum Denkmale des Baumeisters der neuen Straße, dann auf dieser wieder zurück. Mit ihm ins Museum. Unten die Allgemeine Zeitung und der Schwäbische Merkur, oben wieder der Schwäbische Merkur und die Allgemeine Zeitung. Freilich daneben noch viele andere Blätter. Ich lerne den Maler Al-

[redacted] nder Simon kennen. Er ist jetzt Kunstkritiker und Publicist [redacted]t 8 Kindern, reich an Humor, Talent und Kunststreben, und [redacted]m an Hab' und Gut und Glück.

Abends mit Römer in den König von Wirtenberg. In [redacted]nem kleinen sehr stark geheizten Zimmer die freisinnigen Ad[redacted]ocaten und Bürger Stuttgarts: Fezer, Tafel, Murschel, Zum[redacted]eg u. a.

14. März. Am Morgen mit Simon das Schillerdenkmal [redacted]nd die Siegessäule besehen. Um 11 mit Römer nach Eßlingen. [redacted]on dort zu Fuß über den steilen Berg nach Nellingen. Gro[redacted]es Gastmal, woran wir mit unseren Begleitern und den später [redacted]ntreffenden Stuttgartern theilnehmen, gegen 30 Personen. Es [redacted]eht sehr heiter und lebendig her. Reden, Lieder und Trink[redacted]rüche wechseln mit einander ab. Als sich noch viele Wahl[redacted]ränner aus dem Oberamte eingefunden haben, singe ich den [redacted]ürgermeister von Seckenheim:

Der Amtmann, der Amtmann, der schmunzelt und spricht:
Ich bitt' euch, ihr Bauern, o wählt den doch nicht! ꝛc.

Das packt die Bauern. Allgemeiner Jubel. — Um 5 in [redacted]roßer Begleitung nach Eßlingen. In den drei Kronen Neckar[redacted]chaumwein versucht und mit dem Abendzuge heim.

15. März. Die Polizei sieht sich meinen Paß an. Er [redacted]t glücklicherweise erst den letzten April abgelaufen. — Mit [redacted]römer Vater und Sohn, Simon und Seeger im Thale spa[redacted]ert bis über Heslach hinaus. Abends im König von Wir[redacted]nberg. Es ist eine Eigenthümlichkeit des Stuttgarter Wirths[redacted]auslebens: einunddieselbe Gesellschaft besucht jeden Abend in [redacted]er Woche ein anderes Wirthshaus und findet immer einen [redacted]on den übrigen Gästen getrennten Raum.

Der alte Schott schreibt mir zur Erinnerung an Stu
gart und ihn folgendes Sonett:

Das deutsche Vaterland.

Verzweifelt nicht am deutschen Vaterlande!
Nur wer sich selbst verloren ist verloren,
Und jeder fühlt sich da, wo er geboren,
Umschlungen von geheimnißvollem Bande.
Ob auch das Schicksal gegen uns verschworen,
Ob groß und ungemessen unsre Schande,
Ob auch zerstückt die Einheit deutscher Lande,
Als Knechte Wir vor allen auserkoren,
Laßt doch Ihr Brüder! unverzagt uns eilen,
Der allgemeinen Mutter tiefe Wunden
Und der Zerreißung bittern Schmerz zu heilen,
Thu' Jeder seine Pflicht zu allen Stunden,
So wird, so muß in allen seinen Theilen
Das schöne große Vaterland gesunden.

Zur Erinnerung
an Ihren Aufenthalt in
gart und an Ihren
Dr. C. F. A. Sc

Stuttgart
den 15. März 1847.
dem Tage als vor 32 Jahren die von
König Friedrich oktroyirte Verfassung
von den Wirtembergschen Landständen
zurückgewiesen wurde.

16. März. Am Nachmittag mit den beiden Rön
Simon nach Hohenheim. Prof. Pistorius zeigt uns di
dellkammer mit ihren vielerlei Pflügen und sonstigen
räthen, dann die Stiere, Kühe und Schafe. — Aber
Hirsch mit Römer und seiner Gesellschaft. Ich besin
weiland kosmopolitischen Nachtwächter.

Dingelstedt war damals allgemein sehr unbeliebt u
Kreisen, worin ich mich bewegte, sogar verhaßt. Es w

hr daran Schuld sein hochfahrendes Wesen als der Glaube, übe bei Hofe einen den Volksinteressen nachtheiligen Einfluß s. Auch außerhalb Wirtenberg hatte sich damals die Ansicht er Dingelstedt sehr geändert.

Der Verfasser des Artikels Dingelstedt im Meyerschen nversations-Lexicon (1846) ist ganz voll überschwänglichen bes der Gedichte des Nachtwächters, ('in denen neben der nsten Ironie, den launigsten Einfällen und dem trefflichsten mor eine Großartigkeit der Gesinnung und der Anschauung ein poetischer Duft athmet —',) aber wenig erbaut von späteren Lebensverhältnissen des Dichters und seinen Poesien.

'Den ersten Ruhepunkt auf seiner Wanderung fand D. in gsburg, wo er bei der Redaction der Allgemeinen Zeitung heiligt war; bald darauf reiste er als Correspondent dieser tschrift, von Cotta salariert, nach Wien und Paris, wo er gere Zeit sich verweilte. Indeß hatte diese journalistische Thäeit die Sympathien für ihn bereits gewaltig geschwächt; man lte eine Verleugnung der Gesinnung, ja ein Hinneigen zur tionären Partei in den mit seiner Chiffre unterzeichneten Beten erkennen und beobachtete fortan mit Argwohn alle seine ritte. Dieser Argwohn fand neue Nahrung, als ihn nach er Rückkehr aus Paris der Kronprinz von Würtemberg zu em Bibliothecar und Vorleser erwählte und er bald darauf Hofrath ernannt wurde. Mag man darüber urtheilen, wie n will, so ist so viel gewiß, daß die glänzende gesellschaftliche llung und der Hofrathstitel D.s seiner Poesie allerdings nicht Nutzen gewesen ist, denn die seit jenem Wendepunkt seines ens immer spärlicher gewordenen Erzeugnisse seiner Muse haben h an poetischem und ästhetischem Werthe verloren.'

17. März. Mittagsessen beim Rechtsconsulenten Tafel. ste: Dr. Schott, Römer d. j., Murschel, Heinrich und Gott-

[illegible] Spaziergang nach Heslach. Im Thale [illegible] sogar heiß, auf den Bergen kalter [illegible] Schatten. Abends im Adler.

[illegible] nach der Solitude mit Rödinger, Rö[illegible] Nachher mit letzterem zu Traugott [illegible] viel über Auswanderung, [illegible] Ich bitte Bromme, mir einige Zeilen [illegible] Den andern Tag überreicht er [illegible] er in zierlicher Schrift auf unser [illegible] nehmend, seine weiteren Ansichten [illegible] "Muthmaßlicher Anfang einer neuen [illegible] Prof. Hoffmann von Fallersleben in [illegible]

[illegible] der Auswanderung machte? — [illegible] der Noth erkenne, die einen [illegible] in allen Klassen der bürgerlichen [illegible] — Meine feste Überzeugung ist es, [illegible] wie sie unsre Kammermitglieder [illegible] vermögen, und dies ist auch die [illegible] daß ich mit einem großen [illegible] meine Gründung der Sächsischen [illegible] näher bekannt und befreundet [illegible] angeschlossen, sondern vorgezogen [illegible] unabhängig von jeder Partei [illegible] allein zu wirken. Das Feld [illegible] kenne ich durchaus: an leeren De[illegible] Vergnügen, und werden die Vorschläge [illegible] die helfen könnten, nicht beachtet, [illegible] Zeit, wo man sie hervorsuchen [illegible] zum Vortheil der Übrigen aus[illegible] umsonst gewirkt! — Von B[illegible]

glückungsversuchen ganzer Nationen bin ich kein Freund, denn ich kenne meine Schwäche, habe auch, leider, viele Volksbeglücker kennen gelernt, die einer Schlinge von einer Viertelelle bunten Bandes nicht widerstehen konnten, und dann ganz anders pfiffen, oder die auf einem Ämtchen, wie auf einer Leimruthe kleben blieben; — ich bin so kurzsichtig, daß ich, wenn's Noth betrifft, die Noth eines Volkes nicht zu sehen vermag, die Noth des Individuums aber in allen Nüancen fühle; würde nun jeder wie ich, nur darauf hinzuwirken suchen, der Noth des Individuums ein Ende zu machen, so wäre meiner Ansicht nach die Noth des Volkes aufgehoben, und alle wären Freiherren, wenn auch nicht von Adel!' (Er führt nun näher an, wo und warum überall so große Noth ist, und schließt dann mit den Worten:) 'Daher: Unterstützung der freiwilligen Auswanderung, nicht aber einer Ausbannung, wie sie in Groß-Zimmern und anderen Orten vorgekommen! — Das Gespräch mit Ihnen, mein wackerer Freund, hat in mir die Bearbeitung eines neuen Auswanderungsplanes für Proletarier hervorgerufen, den ich einem Volksbuche einverleiben, und Jedermann das Recht geben werde, denselben nachzudrucken. — Findet derselbe Beifall und Unterstützung, gelangt er irgendwo zur Ausführung und Proletarier durch ihn zu Eigenthum, haben sie es lediglich unserm Hoffmann von Fallersleben zu verdanken, der die Idee bei mir erweckt, die eine schlaflose Nacht zur Reife gebracht hat.'

19. März. Meine beiden Scherzgedichte über den Nachtwächter finden großen Beifall, jeder möchte sie haben, und so entschließe ich mich denn sie drucken zu lassen. Sie sollen im Beobachter erscheinen, die Censur aber streicht von dem einen die drei letzten Strophen. Sie werden also ohne Censur gedruckt und zwar auf schlechtem Papiere und ganz nach Art der Lieder 'Gedruckt in diesem Jahr.'

1847. Stuttgart.

Der Selige Kosmopolitische Nachtwächter.

Zwei schöne neue Lieder aus Schwaben.

Das Erste.

„Ein Dichter, der für sich nur Ruhe und Dunkelheit verlangt".*)

Im Ton: Ich bin der Doctor Eisenbart.

Ich mußt' einmal ein Schulfuchs sein
Und treiben Griechisch und Latein.
Der Schulstaub macht nicht froh noch feist,
Verdirbt uns Lebensmuth und Geist.

Da dacht' ich nun, wie fang' ich's an,
Daß ich zu was gelangen kann?
Mir fehlet Ehre, fehlet Geld —
Wolan, ich werd' ein Freiheitsheld!

Nachtwächter ward ich und im Zorn
Stieß ich gewaltig in das Horn.
Ich hatte zwar mich nie genannt,
Mein Name ward jedoch bekannt.

Man lobte mich, man pries mich sehr,
Erwies mir überall viel Ehr.
Doch blieb ich arm und schlecht gestellt,
Die Ehre brachte mir kein Geld.

Da zog ich nach Paris hinein,
Dort, dacht' ich, stellt das Glück sich ein.
Doch blieb ich nur Franz Dingelstedt,
Ein armer deutscher Volkspoet.

Da fiel mir armen Teufel ein:
Du mußt Geheimer Hofrath sein!
Nach Deutschland kehrt' ich schnell zurück
Und macht' in Stuttgart gleich mein Glück.

---

*) Eigene Worte des kön. württemb. Legationsraths Franz Dingelstedt in der Augsb. Allg. Zeitung 1847. Seite 572.

Wie's Einem wunderlich doch geht!
Ich bin anjetzt ein Hofpoet,
Ein Säng'rin-Gatt' und Renegat,
Und wirklich Königlicher Rath!

Was ich gewollt, ich hab's erreicht:
Denn dem Genie wird Alles leicht.
Als Dichter such' ich jetzt zur Zeit
Gar nichts als Ruh' und Dunkelheit.

Das Zweite.

Die schwäbische Gemüthlichkeit.

Im Ton: Drei Mönchlein wurde anbefohlen.

Wir sind recht gute Leute wir Schwaben,
Und weil wir so viel Gemüthlichkeit haben,
Meint Mancher, es sei uns Alles recht,
Und ist's auch über die Maßen schlecht.

Wir ehren und lieben wer gut und bieder,
Die Heuchler und Kriecher sind uns zuwider;
Man täuscht uns heute, doch morgen nicht:
Erkannt wird bald ein Lump und Wicht.

Wer einmal treulos ist geworden,
Hat er auch hohe Titel und Orden,
Und wär' er auch geheimer Rath,
Er heißt bei uns nur Renegat.

Und was er auch spricht und schreibt und dichtet,
Er ist und bleibt einmal gerichtet,
Es nimmt von ihm, und litt' er auch Noth,
Nicht mal ein Hund ein Stücklein Brot.

Das ist die Gemüthlichkeit der Schwaben,
Die hat schon Manchen lebendig begraben,
Noch eh' er selber ward so gescheit,
Zu suchen Ruh' und Dunkelheit.

Pariſer Reliquie

aus dem Nachlaſſe des weiland Kosmopolitiſchen Nachtwächters.

An Georg Herwegh.

Ein guter Bürger willſt Du werden?
Du, Freund — Ein guter Bürger — Du?
Das alſo war Dein Ziel auf Erden?
Dem Bürgerthum Deine Lieder zu?
O, nimm's zurück, das die Wort!
Wer mag ſich ſo gemein geberden?
Nein, nein, mich reißt es weiter fort:
Ich muß Geheimer-Hofrath werden!

Um meine Wiege ſah die Amme
Schon früh den Prophetenſchein,
Und in mir dichte ew'ge Flamme,
Sie kann, ſie darf nicht Lüge ſein.
Bleib' Du im Thal, wo Dir's behagt
Und greife mit den Pöbelherden,
Ihr mir Recht ſollt, was ich geſagt:
Ich muß Geheimer-Hofrath werden!

Sieh: ein Logis im erſten Stocke,
Recht weit und reich, mit Maß geheizt,
Ein Kreuzchen auf dem ſchwarzen Rocke,
Das ſich kokett verſteckt und ſpreizt,
Ein Chaischen, ein Livreechen drauf,
Und fährt's auch mit Fiacre-Pferden —
Bruder! die Seele geht mir auf:
Ich muß Geheimer-Hofrath werden!

Noch lebt ein Gott: Verdienſt zu lohnen,
Noch ſteht manch edles Fürſtenhaus;
Gott theilt den Fürſten ihre Kronen,
Die Fürſten uns die Titel aus.
Gewiß, gewiß! ich ſind' es noch
Mein letztes Ziel auf dieſer Erden;
Wär's nur um Voigtens Nekrolog: —
Ich muß Geheimer-Hofrath werden.

(Paris Nov. 1841.)

Mittagseſſen bei Rödinger mit Simon und dem Herausgeber des Beobachters. — Nachmittags Spazierfahrt nach Ober- und Unter-Türkheim mit Stückle, Tafel und Simon. Wunderſchönes Wetter, raſche Pferde, heitere Geſellſchaft und guter Wein.

20. März. Mittagseſſen bei Fezer. Spaziergang auf die Berge. Abends im König von Wirtenberg. Wir ſingen viel und ſind wieder ſehr heiter.

21. März. Mittagseſſen bei Römer. Gäſte: der alte Schott, ſein Schwiegerſohn Kottenkamp, Tafel, Simon, zwei Söhne Römer's. Der alte Schott läßt einen ſilbernen Becher kreiſen mit altem Würzburger.

22. März. Ich nehme Abſchied. Mehrere meiner neuen Freunde begleiten mich zum Poſtwagen. Gerührt von den vie-

len Beweisen der Theilnahme verlasse ich Stuttgart. Ich übernachte in Heilbronn, und gehe den andern Tag mit dem Dampfschiffe nach Heidelberg.

Ich lebte nun bis in die Mitte des Mais meist in Heidelberg als Welcker's Gast. Ich hatte oft Gelegenheit, Johanna zu sehen und zu sprechen, der Frühling im Neckarthale ward für mich ein Liebesfrühling.

Ich sah Dich nur ein einzig Mal
Und dann nicht mehr;
Da war Dein Blick ein Hoffnungsstrahl,
Und dann nicht mehr.
Nur Einmal träumte noch mein Herz
Von Liebesglück
Und kannte keine Sehnsuchtqual,
Und dann nicht mehr.
Nur Einmal war das Schicksal mir
Gerecht und ließ
Nur zwischen Freuden mir die Wahl,
Und dann nicht mehr.
Du warst bei mir, ich war bei Dir,
Und Frühling war's
Durch Dich im ganzen Neckarthal,
Und dann nicht mehr.

Diese und noch andere Ghaselen entstanden in den Tagen kurz nachher als ich Johanna das erste Mal sah.

Während ich in Stuttgart war, hatte einer meiner Freunde Gelegenheit, diese Gedichte Johanna zu überreichen.

Als ich nach einigen Wochen nach Heidelberg zurückgekehrt war, sendete sie mir ebenfalls einige Ghaselen. Die vom 17. und 18. März lauten:

Weiß nicht was ich Dir ſagen ſoll —
Das Herz iſt mir ſo ſchwer!
Mein Auge iſt ſo thränenvoll,
Das Herz iſt mir ſo ſchwer!
Ich fühle Luſt und Leid zugleich,
Denk' ich der Liebe nach,
Die Deiner Dichterbruſt entquoll:
Das Herz iſt mir ſo ſchwer.
Ich ſtaune ob der Wunderpracht,
Die mir Dein Herz erſchloß,
Und finde nicht des Dankes Zoll:
Das Herz iſt mir ſo ſchwer.
Du ſprichſt ſo warm, ach ſo beredt
Zu mir in Deinem Sang,
Der mir wie Frühlingsruf erſcholl:
Das Herz iſt mir ſo ſchwer.
Du biſt es werth geliebt zu ſein,
Doch liebt mein Herz ſchon lang:
O hege meinem Glück nicht Groll!
Mir iſt das Herz ſo ſchwer!

Das ſchöne Lied, das Du geſungen,
Iſt meinem Ohr noch nicht verklungen,
Bei Tag und Nacht hab' ich's geleſen,
Und fühlte ſtets mich tief durchdrungen.
Ich möcht' Dir gern von Herzen danken,
Doch iſt es mir nur ſchlecht gelungen,
Und Dir auch dieſes hier zu bieten,
Hab' ich nur ſchwer den Muth errungen.
Ich wollt', die Frühlingslüfte hätten
Es duftend hin zu Dir geſchwungen,
Und dürften ſie auch nicht verbergen,
Daß Du mein Herz nicht ganz bezwungen,
So könnten ſie doch oft Dir ſagen,
Daß keine Zeit Dein Bild verſchlungen,
Und daß kein Ton verrauſcht von allen,
Die Du am Neckarſtrand geſungen.

Unſer öfteres Zuſammenſein, ihre innige Theilnahme an meinem Leben, ihre Freude über jedes Lied, jeden Blumenſtrauß, jeden Blüthenzweig, über Alles womit ich ſie zu erfreuen hoffte, erhöhte meine Liebe zu ihr und ſtimmte mich heiter und poetiſch.

Mir iſt als müßt' ich immer ſagen:
Ich liebe Dich,
Und mag nicht auszuſprechen wagen:
Ich liebe Dich.
Die Maienlüfte ſäuſeln wieder,
Ich lauſche hin,
Und alle Blüthenzweige klagen:
Ich liebe Dich.
Der Sang der Vögel iſt erwachet,
Ich lauſche hin,
Und alle Nachtigallen ſchlagen:
Ich liebe Dich.
So frag die Lüfte, frag die Blumen,
Die Vögel all,
Vielleicht, daß ſie für mich Dir ſagen:
Ich liebe Dich.

Den Frühling trag' ich längſt im Herzen,
Die Liebe läßt ihn nimmer zieh'n;
Sie hält ihn feſt in Glück und Schmerzen
Und heißt ihn täglich mir erblüh'n.

Und hat der Lenz nicht aller Orten
Die junge Erde ausgeſchmückt?
Iſt nicht auch Frühling Dir geworden,
Und hat er Dich nicht auch beglückt?

Ich muß mich Deiner Liebe freuen,
Sie iſt ſo wunderſchön und rein!
Dir kann ein Frühling ſich erneuen,
Doch — Freunde laß uns immer ſein.

Als ich den Schluß las, da kamen mir Uhland's ſchöne
orte entgegen:

Ja, Schickſal! ich verſtehe dich:
Mein Glück iſt nicht von dieſer Welt,
Es blüht im Traum der Dichtung nur:
Du ſendeſt mir der Schmerzen viel
Und giebſt für jedes Leid ein Lied. —

ich liebte, litt und dichtete.

Es war ein Traum nur, war ein ſchöner Traum,
Und Alles hin!
Schön wie der Abendwolke gold'ner Saum,
Und Alles hin!
Von einem höhern ſel'gern Daſein war
Mein Herz beſeelt,
Ich fühlte heimiſch mich hienieden kaum —
Und Alles hin!
Erfüllt ſchien jede Hoffnung, jeder Wunſch
Auf ewig mir,
Nur ſüße Früchte bot mein Lebensbaum —
Und Alles hin!
Leb wohl! leb wohl! nie rufe Dir wie mir
Ein Morgen zu:
'Du haſt geträumt der Liebe ſchönen Traum —
Und Alles hin!'

Welcker wohnte auf einem Land
heim, einer ehemaligen Beſitzung d
Haus war nicht ſehr groß, aber bequ
für eine kleine Familie. Durch ſein
die freundlichen Gartenanlagen dane
wegen ſeiner Entfernung von der St
kehr nicht günſtig, doch ſeinen Bewo
und ſeinen Gäſten es werden.

Ich wohnte im obern Stocke un
ſicht: mir gegenüber lag Heidelberg
Schloſſe und ſeinen Bergen. Faſt
neues Bild der ſchönen Landſchaft.

Wohlthuend und erheiternd wie
die freundliche Umgebung wirkte auf
Familienleben, dem ich nicht wie ein
dern wie ein alter Freund angehörte.

Den 29. März feierten wir Pa
Ich begrüßte ihn mit folgenden Zeile

So ſchreite denn beharrlich u
Trotz Deiner Feinde Grimm
Du nie gebeugter kühner St
Dir bleibt Dein Ziel Dein ſe

Du ſollſt den Ruf der Freihe
Fortan auch in die Welt hin
Du ſollſt dem ganzen Volke
'Wir wollen freie Männer ſei

Und wenn wir's ſind, wenn
Wonach Du ſtrebſt ſo treu un
Soll Dir ein ſchön'res Hoch
Als heute zum Geburtstagsfe

Wenige Tage nachher war mein Geburtstag. Welcker und seine Kinder brachten mir ihre Glückwünsche dar und eine große blumenumkränzte Brezel.

Welcker war damals sehr thätig und rührig. Er arbeitete viel an der neuen Auflage des Staatslexikons und hatte eben seine Schrift über die preußische Verfassung vollendet.*)

Auf Welcker's Wunsch besuchte ich seine Neuenheimer Nachbaren Gervinus, v. Rutenberg und Georg Weber, und mit ihm Schlosser und Paulus.

Schlosser empfing uns sehr freundlich und war sehr gesprächig. Er erzählte uns vom Grafen von Montfort, der ihn neulich noch besucht habe, von dessen Vetter Louis Napoleon, den er sehr gut kenne, und von der Großherzogin Stephanie. Es machte einen sonderbaren Eindruck, wenn der große Geschichtschreiber von so hohen Personen in seinem jeverschen Accente sprach und in seinen Worten nicht eben sehr wählerisch war. Er hatte damals bereits das 70ste Jahr überschritten, war aber noch recht munter, und es ließ sich voraussehen, daß er bei seiner regelmäßigen Lebensweise noch mehrere Jahre leben würde.**)

Einige Tage später besuchten wir Paulus. Er war sehr erfreut, und obschon er seit längerer Zeit kränkelte, so machte er doch in seiner Unterhaltung den Eindruck eines völlig gesunden Mannes. Wir sprachen mit ihm über Schiller, Göthe, die Revolution, die preußischen Zustände und das neue Testa-

*) Grundgesetz und Grundvertrag. Grundlagen zur Beurtheilung der preußischen Verfassungsfrage. Altona 1847.

**) Er starb erst 1861.

[illegible]. [illegible] Dingen wußte er aus dem reichen Schatze [illegible] und Forschungsergebnisse etwas Belangreiches [illegible]. Der gelehrte Theologe war nicht fremd auf [illegible] des Wissens und hatte bis in sein hohes Alter [illegible] seine Aufmerksamkeit gewidmet. Zeugniß [illegible] zu [illegible] Jahren herausgegebenes Werk: 'Con[illegible]-Saal und Geister-Revue',*) dessen Zweck war 'Vie[illegible] [illegible] zu gewähren.' Als wir Ab[illegible], drückte er mir herzlich die Hand: 'Nun, Sie [illegible] Genugthuung haben für das was Sie [illegible]: Sie müssen auch die Reform erleben.'

[illegible] machte mich nach und nach mit vielen seiner [illegible] und Collegen bekannt. Gelegenheit ergab sich täglich [illegible] die Harmonie, welche wir fleißig besuchten, dann auch die [illegible] und [illegible], wozu auch ich immer mit eingeladen

ſundheiten ausgebracht. Dowiat ſprach hinreißend und erweckte in vielen von uns die Hoffnung, daß er einſt bedeutend für religiöſe und politiſche Freiheit wirken werde. Welcker's Adreſſe an Heinrich Simon wurde vorgeleſen, ausgelegt und unterzeichnet.

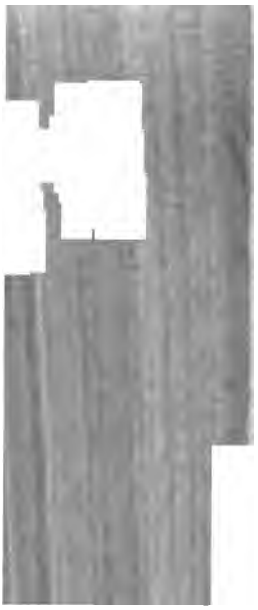
Einen ſehr angenehmen traulichen Verkehr unterhielt ich mit der Familie des Hofraths Kapp und des Obervogts Peter, ſo wie mit Küchler. Sehr erfreulich war mir auch, daß ich mit Röth, den ich von Paris her kannte, einige Male wieder beiſammen ſein konnte.

Während ich bisher meiſt heiter geſtimmt die Zeit verlebte, berührten mich ſehr ſchmerzlich zwei traurige Ereigniſſe.

Am 7. April hatte ich einen Ausflug nach Geiſenheim gemacht. Als ich dort eintraf, erzählte mir Karl Dreſel den Anlaß und die Entwickelung ſeines kaufmänniſchen Unglücks. Obſchon noch Verhandlungen im Gange waren, ſo überzeugte ich mich doch bald, daß das Haus Dreſel ſeiner Auflöſung entgegen gehen würde.

Tief bewegt nahmen wir den andern Tag Abſchied von einander, es war zugleich ein Abſchied von allen den frohen Tagen, deren wir uns hier erfreuten und ſich hier für uns wol nie wieder erneuen würden.

Als ich am 9. April nach Heidelberg zurückkehrte, traf die Nachricht von Steinacker's Tode ein: er war an meinem Geburtstage, den 2. April geſtorben. So tief mich dieſe Trauerbotſchaft erſchütterte, ſo war doch ſofort mein Gedanke, etwas für die Familie zu thun. Steinacker hatte eine Frau und fünf unverſorgte Kinder hinterlaſſen und ſtatt eines Vermögens nur Schulden. Ich beſprach mich mit Welcker, ging dann zu Gervinus, um ihn für eine Steinacker-Stiftung zu gewinnen und



[illegible]
[illegible] mir immer Anlaß [illegible]
[illegible], und während [illegible]
für Entscheidung irgend [illegible]
zu wirken suchten, mußte
Stimmung beleben. Die
großen Welcker'schen Dep[illegible]

Zugegen waren 15
meister zu Mülheim), [illegible]
Brentano (Advocat zu Ra[illegible]
Junghans II. (Advocat [illegible]
Mittermaier, Peter, Rind[illegible]
F. Römer von Stuttgart
Fräulein Feuerbach und
sein Sohn Otto. Nachde[illegible]
Champagner die Heiterkei[illegible]
gen, und ich sang und ha[illegible]
schrieb den andern Tag:
hier an, was wir Welc[illegible]
verdanken — Aber sina[illegible]

um etwas mehr als das gewöhnliche Skizzenartige zu liefern, fehlten mir meine Aufzeichnungen und manche Vorarbeiten, die mir nothwendig schienen. Da es sich aber hier hauptsächlich um eine Seite meines Lebens, um die politische handelte, so verstand ich mich endlich dazu und begann meine Arbeit, die trotz allen Unterbrechungen doch schon nach vier Wochen vollendet war. Am 3. Mai überreichte ich sie Welcker'n, der sie dann mit folgenden Worten dem Staatslexikon einverleibte:*)

'Mit Vergnügen nimmt die Redaction des St.-Lex. die nachfolgende Lebensbeschreibung des mit bestem Recht vom deutschen Volke geliebten Dichters auf. Mit Recht, sagen wir, wenn Liebe, innige Liebe Gegenliebe verdient. Denn möchten wir den Grundton des geistigen Wesens dieses Dichters bezeichnen, so ist es die Liebe zu seinem deutschen Volk. In dieser Liebe durchdringt er die innersten Tiefen, Vorzüge und Eigenthümlichkeiten unseres Volkslebens, schildert sie in unnachahmlicher Treue und in liebevoller dichterischer Auffassung, ist begeistert und opferbereit für das edlere, für das freie Leben dieses Volkes, dessen Mishandlung und Erniedrigung durch Freiheitsberaubung er mit Schmerz und Unwillen empfindet und bekämpft. Der Mangel einer parteilos oder prosaisch gerechten Beurtheilung fremder Völker, der alten wie der neuen, ist nur eine natürliche Schwäche dieser Liebe und Vorliebe, dieser dichterischen Auffassung, es ist die Schwäche des Verliebten, des Dichters. Sein Volk, so weit seine vaterländischen und seine ganz vortrefflichen Jugendlieder zu ihm drangen und vollends wo sie, die mit den Melodieen unzertrennlich verwachsen sind, im muntern Gesang in seiner Mitte

— – –

*) Staats-Lexikon 7. Bd. 2. Aufl. S. 88—112; in den Supplementen zur 1. Aufl. 3. Bd. S. 102—135. — In der 3. Aufl. ist sie weggelassen.

ertönten, am beſten unter der Leitung des Dichters ſelbſt, ſein Volk verſteht und würdigt und liebt den warmen, treuen, geſunden Vaterlandsfreund und Freiheits-Sänger und Kämpfer. So ſag' ich als oftmaliger Zeuge dieſer Volksgefühle und der erhebenden und wohlthätigen Wirkung der Hoffmann'ſchen Lieder. Man muß wohl noch in deutſcher gelehrter oder ungelehrter Handwerkseinſeitigkeit befangen ſein, wenn man dieſen Liedern poetiſchen und politiſchen Werth abſprechen will; den poetiſchen vielleicht, weil ſie mit dem ernſten für Manche ſogar unbequemen Gegenſtand vaterländiſcher Freiheit zuſammengewachſen ſind, und weil die politiſche Poeſie bei denen weder für hof- noch für zunftmäßig gilt, die es überſahen, daß faſt alle bewunderte Poeſie der Griechen politiſche patriotiſche Poeſie war, bei Denen, die ſelbſt nie eine begeiſterte, alſo auch nie eine poetiſche Liebe für das Vaterland kannten; den politiſchen Werth vielleicht, weil man vergißt, daß für alle wirkſame vaterländiſche Beſtrebungen das Volk jene mütterliche Erde iſt, welche allein denſelben Lebenswärme, Kraft und Gedeihen geben kann, und daß es vor Allem Noth thut, in dem Volk die natürliche Wärme und Form

l'Allemagne (Paris 1846) Platz finden: Mr. Hoffmann de Fallersleben est un champion infatigable, toujours sur la brèche. — La palme de la chanson populaire appartient de plein droit à Mr. H. de F.'

Anm. d. Red. d. St.-L.

Den 5. Mai verließ ich Heidelberg. Welcker's Töchter überreichten mir einen schönen Blumenstrauß. Ich war sehr ernst und schweigsam.

In Mannheim empfing mich Itzstein auf dem Bahnhofe und führte mich in sein gastliches Haus.

Bei meiner Ankunft fand ich ein Stammbuchblatt vor von Soiron. Wie er über politische Poesie denkt, so dachte mehr oder weniger damals jeder Freisinnige:

'Politische Poesie? Wie kann das sein? Wie könnte Politik poetisch sein? — So fragen sich die Alltagsmenschen und denken bei der Politik nur an die Politik der Kabinette, an jenes Ränkespiel hoher Schurken und vornehmer Wichte. Wißt Ihr denn nicht, daß Politik die Kunst die Menschheit zu beglücken — dasselbe Ziel, nach dem in seiner Art der Sänger strebt — und daß je mächtiger der Weltbeglückung Hindernisse, desto politischer die Dichtkunst werden muß?'

'Laß Dich nicht irre machen, fahre fort, mein Freund, zu geißeln mit verdientem Hohn und Spott der guten Sache Feinde; fahre fort zum Freiheitsdrange zu begeistern Jung und Alt! — und Dein Mühen wird täglich seegenreicher werden; denn Du wirst vorbereiten helfen den poetischsten der Erfolge: den Triumph der Freiheit.'

Mannheim im April 1847.

Alex. v. Soiron.

Bei dem schönen Frühlingswetter war ich wenig in Mannheim, ich machte einen Ausflug nach der Hard, dann nach

Heidelberg zu Ottilie Welcker's Geburtstag und später nach Schwetzingen. Hier wollte ich mit Welcker und seiner Familie an einem bestimmten Tage zusammentreffen. Ich erschien der Verabredung gemäß zur bestimmten Stunde, mußte aber dreiviertelhalb Stunden auf Welcker warten. Unterdessen machte ich die Bekanntschaft mit Dr. Tiedemann, der mir viel von seinem Aufenthalte in America erzählte. Endlich traf Welcker ein.

Wir besuchten den berühmten Garten, der früher seine Bewunderer und Verehrer hatte, heute aber meist nur noch Neugierige anzieht. Die ursprünglich französischen Anlagen hat man zwar durch sogenannte englische dem bessern Geschmacke zu nähern gesucht, das Ganze ist aber doch nur ein Französisch mit englischen Brocken.

Hecker war von seiner Erholungsreise nach Algier zurückgekehrt. Er erzählte viel von seinen Erlebnissen und den Eindrücken, welche Land und Leute auf ihn gemacht. Von der französischen Wirthschaft war er schlecht erbaut, er schilderte die Franzosen als durchaus unfähig zu colonisieren, titel- und rangsüchtig, bestechlich, übermüthig, durch und durch entsittlicht.

Hecker war von seiner politischen Verstimmung geheilt und wieder theilnehmend und jugendlich frisch wie sonst. Das erfuhr ich zunächst, als sämmtliche Heckers zum Mittagsessen bei Itzstein versammelt waren: Fritz, seine Frau, seine Schwester und der alte Hecker. Itzstein in guter Laune wie immer wenn er Gäste, und darunter liebenswürdige Frauen, bei sich versammelt hatte, wußte durch seine Scherze unsere heitere Stimmung zu erhöhen. Meine Aufmerksamkeit nahm besonders Hecker's Schwester in Anspruch. Sie war ihrem Bräutigam, dem Dr. Tiedemann nach America gefolgt und hatte vier Jahre

Indiana, Illinois und Jowa mit ihm alle Freuden und iden getheilt — eine poetiſche Erſcheinung.

Den 15. Mai ging ich mit Itzſtein auf ſein Gut in allgarten. Es fanden ſich bald noch mehrere Gäſte ein.

Den erſten Pfingſttag (23. Mai) war gerade der Jahres- ag von Itzſtein's Ausweiſung aus Berlin. Wir feierten dieſen ir uns doppelt feſtlichen Tag. Es war wundervolles Wetter. luf dem Hauſe flatterte die ſchwarzrothgoldene Fahne. Als der Naitrank auf die Tafel geſetzt und jedes Glas gefüllt war, rachte ich ein Hoch auf Itzſtein aus:

Der Mann, der in guten und böſen Tagen
Das Banner der Freiheit hat getragen,
Der manche Lanze für's Recht gebrochen,
Manche bittere Wahrheit hat geſprochen,
Der unerſchütterlich feſt geſtanden
Und die Ränke der Feinde machte zu Schanden,
Der rein an Geſinnung, voll Selbſtvertrauen
Dem Fortſchritt manche Bahn hat gehauen,
Die Guten und Beſten um ſich geſchart hat
Und die Ehre des Vaterlandes bewahrt hat,
Der für die gute Sache gekämpft und geſtritten,
Gehofft und gebangt, ſich gefreut und gelitten,
Der für das Volk unermüdlich geſchafft und gewacht hat
Und immer zuletzt an ſich ſelber gedacht hat,
Er, den das Volk ſeinen Vater nennt,
Für den in Liebe das Herz der Jugend brennt,
Den die Alten als Muſter lieben und preiſen,
Den die Mütter als Vorbild den Kindern weiſen,
Den alle Deutſche mit Stolz nennen und ehren,
Wenn's Fürſten und Schergen auch wollen verwehren,
Er, deſſen Name in beiden Welten lebet,
Als Schiff ſogar auf dem Weltmeer ſchwebet —

Unser Wirth, der Jüngling mit weißem Haar,
Daß er kräftig und heiter noch manches Jahr
Seinen Freunden zur Lust wie heute lebe,
Für's Vaterland wie heute wirke und strebe —
Das ist unser Wunsch, das soll nie ein Witz sein:
Hoch lebe unser Vater Itzstein!

Alle erhoben sich und stimmten jubelnd ein, und unter dem hellen Klange der Gläser erscholl ein herzliches Hoch dem edlen unermüdlichen Volksvertreter, unserm Vater Itzstein!

Es scheint mir passend, hier die Charakteristik von Itzstein anzureihen, die in wenigen treffenden Zügen sein jugendfrischer muthiger Mitkämpfer F. Hecker von ihm entwirft:

'Pölitz (Allgem. Gesch. der Jahre 1830—38) sagt mit Recht: „Itzstein ist vielleicht das größte parlamentarische Talent in Deutschland.“ Keiner unserer Volksvertreter — der sächsische Wagdorf vielleicht ausgenommen, der aber an Talent Itzstein nicht gleichsteht — bewegt sich, bei der größten Entschiedenheit der Gesinnung und des Strebens, mit so viel Feinheit, Tact,

ıden, daß die Gegenpartei ſich ſchämen muß, gegen ihn zu
ımen, daß der Troß der Gleichgültigen, Fiſchblutigen und
einungsloſen oft willenlos ihm folgt und ſelbſt die Vertreter
ſchroffen Gegenanſicht ſich oft überrumpeln laſſen.“

„Durch ſeine Perſönlichkeit, durch ſein umgängliches, freund-
ıes Weſen gleicht er dabei die verſchiedenartigen, oft ſich mehr
:r weniger abſtoßenden Charaktere im Heerlager des Fortſchrit-
untereinander aus, legt kleine Streitigkeiten bei, ſucht Ein-
ligkeit in den Handlungen und Anſichten im Intereſſe der
ıche, für welche die Partei kämpft, herbeizuführen; macht aber
eine Autorität oder ſeine Perſon im Vordergrunde geltend und
virkt dadurch ein feſtes gleichmäßiges Handeln der verſchiedenen
hattirungen unter den Liberalen. In dieſer Bemühung um
Erhaltung der Einheit liegt das Geheimniß, daß Jeder ihn
:n als den Anführer der Oppoſition anerkennt, weil er immer
r objectiv verfährt, die Sache vor die Augen führt und nicht
· ſeine Perſon fordert, daß man ihn als Führer der Liberalen
erkenne und ihm folge.“

„Als Redner iſt Itzſtein bewundernswerth. Seinem ausdrucks-
ıen, lebendigen, aber nie durch Abſpiegelung heftiger Leidenſchaft
:zogenen Geſichte kommt eine kräftige wohlklingende Stimme zu
ılfe. Sein Vortrag iſt fließend, einfach, klar, gewählt, einem
ſtigen Strome vergleichbar. Seine Angriffe ſind berechnet,
:ade das Ziel treffend; er wird warm, feurig, begeiſtert, aber
· fortgeriſſen die Zügel verlierend; der Verſtand beherrſcht das
:fühl, das Gefühl erwärmt den Verſtand. Dadurch wird er
ı Gegnern furchtbar gefährlich; er überſieht ſein Terrain, ſieht
ı Gegners Blöße, ohne ſich beim Reden ſelbſt eine Blöße zu
ıen; er ſchlägt den Gegner nieder, aber beleidigt nicht. Nie
: ihn der ruhige, ſichere, parlamentariſche Tact verlaſſen; nie
rd er breit, ſchwülſtig, gelehrt, unverſtändlich, zu blumenreich
:r ſtürmiſch; er denkt klar und ſpricht klar und Allen verſtänd-

lich. Seine Geberden entsprechen der Sprache. Er steht fest und ruhig, gesticulirt wenig, aber kräftig und wirksam. Häufig hat er die linke Hand im Busen des Frackes begraben und bedient sich nur der rechten zur Geste. Schleudert er nun aber in kurzen, rascher auf einander folgenden Sätzen Angriff auf Angriff gegen die Ministerbank, dann giebt er durch die geschlossene geballte Hand, die er hinausstreckt, der Rede einen mächtigen Nachdruck, als wolle er das geistige Schwert in dem Herzen des Gegners begraben, oder stemmt die geballte Rechte mit 2—3 leichten Schlägen auf das Pultbrett der Tribüne, um sie zu einer nachdrücklichern Geberde wieder zu erheben. Hat dann der Angriff den Gipfelpunkt erreicht, so daß man kaum glauben kann, wie er dahin gelangte, ohne die rednerische Schranke zu überschreiten, so ruht seine Stimme einen Augenblick, der Blick haftet fest auf dem Gegner und er beginnt mit Ruhe, gewöhnlicher klarer Stimme einen neuen Absatz und schließt mit einem kräftigen Schlagsatze."

„Itzstein ist mittler Größe, kräftig und doch schön gebaut. Seine freie nach Verhältniß seiner Größe breite Brust giebt seiner Gestalt, selbst abgesehen von seiner Gesichtsbildung, etwas Freies, Festes und Offenes. Sein Gang ist fest und rasch, wie der eines Mannes, der seine Zeit zu Rathe hält. Seine Haltung entspricht der Gestalt; sie ist gerade und würdevoll; seine Bewegungen sind leicht, der erste Anblick verräth den Mann von Welt, Bildung und geistiger Größe. Er ist von einnehmender Gesichtsbildung: eine freie, gewölbte, hohe Stirn, blaue, klare, forschende Augen, ein durchdringender Blick, der ordentlich die Gedanken des Gegenüberstehenden liest, eng geschlossene schmale Lippen, starke aber wohlgeformte Nase und die innigste Harmonie der Züge zeigen dem Beobachter sogleich den Denker und Staatsmann an. Die Züge seines Gesichts sind nicht schroff oder starr, sondern fein und beweglich, und wie sie in den Augenblicken des Nachdenkens

› Ernſtes die Ruhe des Denkers ausdrücken, ſo nimmt; wenn heiterer und fröhlicher Gedanke es bewegt, das ganze Geſicht, onders Mund und Augen, den Ausdruck der einnehmendſten undlichkeit an. Während bei manchen Menſchen, namentlich wankenden und zweideutigen Charakters, das Lächeln oder Lachen en ſtörenden Mißklang in die Züge bringt, vereinigen ſich bei ſtein alle Züge des Angeſichts harmoniſch zum Bilde des ein- mendſten Wohlwollens. Wahrlich, manchen Mann hat dieſes ndliche Antlitz gewonnen und manchen Schwankenden in die ihen zurückgeführt! Rechnet man zu dem Allen noch ein ſchnee- ißes Haupt, mit einem zwar nicht üppigen, aber immer noch lenden Haarwuchs, ſo hat man ein wirklich ideales Bild reifer, er, ehrfurchtgebietender und kräftiger Männlichkeit. So mar- t ſein Geſicht indeſſen erſcheint, ſo wenig hat ihn je ein Maler r Zeichner glücklich getroffen. Der Grund davon iſt einfach , daß neben den Grundzügen des Antlitzes noch eine Moſaik i ſeinen Zügen in dem Kopfe ausgedrückt liegt, und der ichner über das Auffaſſen des Einen das Andere außer Acht t."

„Itzſtein iſt geſellig, umgänglich und gaſtfrei, der Fremde bei i leicht heimiſch, weil nichts Pedantiſches, Gezwungenes oder künſteltes in ſeinem Weſen liegt, noch perſönliche Eitelkeit aus ter Unterhaltung herausblickt. Er iſt offen, aber nie unüber- t, er iſt klug, aber nicht verſchmitzt, er iſt gegen Unbekannte ückhaltend, aber ohne daß es merklich oder Mißtrauen ver- hend und läſtig wird."

„Unter dem Volke muß man ihn ſehen. Dort giebt er dem obachter das Bild eines Volksmannes im ſchönſten Sinne. cht bewegt er ſich unter Leuten jeder Art von Bildung und verſchiedenſten Berufsart; Jedem freundlich, heiter, launig, hlich, weiß er wieder in die Umgangsſprache ernſte Wahrheiten zuflechten. Spricht er zum Volke, ſo bewegt er ſich nicht in

phantaſiereicher Rede, ſondern er ſpricht klar, gemeinfaßlich und verſtändlich, die Rede wird weder gemein noch hochtrabend; ſie könnte in dem eleganteſten Salon wie in der räucherigen Hütte vorgetragen werden; an beiden Orten würde ſie von Allen gefaßt und die Sprache rein und edel befunden werden müſſen; es iſt die Rede des natürlichen Verſtandes an den geſunden Menſchenverſtand."

„Itzſtein lebt höchſt einfach und mäßig, trinkt ſelten Wein, obgleich er auf ſeinem Gute Hallgarten ſelbſt vortrefflichen zieht, und bei öffentlichen Veranlaſſungen höchſtens ein bis zwei Glas Champagner. Er geht früh zur Ruhe und ſteht mit dem Tage wieder auf; fünf bis ſechs Stunden Schlaf genügen ihm vollkommen. Dafür aber trabt er auch rüſtig wie ein Jüngling durch die geſegneten Berge des Rheingaues und trotzt jeder Witterung."

„Itzſtein's Haus iſt eine immer offene Herberge. Aus allen Gegenden des deutſchen Vaterlandes — nicht ſelten auch aus dem fernen Auslande — erhält er Beſuche. Den Einen führt die Verehrung und Anhänglichkeit, den Andern bloße Neugierde zu

aus, welcher ſich an ihn wendet. Welche Liebe und Verehrung, welches Vertrauen und welche Herzlichkeit ihm aber auch überall entgegengetreten, das weiß nur der, der Augenzeuge davon war. Itzſtein's belebende, anregende, ſtärkende, veredelnde Freundſchaft iſt eines der höchſten Güter, welches ſich der edle Mann erringen kann. Möge er noch lange als leuchtender Stern flammen an dem trüben Himmel der Gegenwart!"

Unter den Gäſten in Hallgarten war auch Frau Directorin Schröder von Mannheim. Sie ſpielte die Bergzitter und ſang dazu und hatte viel zur Erheiterung unſerer Geſellſchaft beigetragen. Als ſie uns plötzlich verlaſſen wollte, richtete ich folgende Ghaſele an ſie:

Der Rheingau prangt in aller ſeiner Herrlichkeit!
O weile noch!
Er ruft Dir zu: nun freue Dich der Maienzeit!
O weile noch!
Nicht immer blüh'n die Bäume ſo wie heute Dir,
Nicht immer ſingt
Die Nachtigall und mahnet Dich zur Fröhlichkeit:
O weile noch!
Nicht immer blickt des Rheines Auge ſo Dich an
Wie's hier geſchieht,
Und winkt Dir aus der Ferne zu mit Freundlichkeit:
O weile noch!

---

dig's Kinder, Siebenpfeiffer's Tochter, Heinzen's und Steinacker's Familie. Für Beſeler haben die Sammlungen erſt begonnen. Durch dieſe Sammlungen wurde Itzſtein's Name im ganzen Vaterlande ſo bekannt, daß man ihn in manchem Schreiben mit dem Titel: „Vater der Unglücklichen", ferner: „Deutſcher Säckelmeiſter" und „Vaterländiſcher Großalmoſenier" beehrte.

Nicht immer hält Dich solch ein Wirth in solchem Haus
So gern zurück
Und ist mit Dir und uns zum Scherze so bereit:
O weile noch!
Spiel drum die Zitter, spiel' und sing' auch morgen noch.
Auch Pfingsten noch!
Laß nah die Freude sein und jeden Abschied weit:
O weile noch!
Laß nicht umsonst Hallgarten einen Garten sein,
Wo 's hallt und klingt
Von lauter Sang und Lebenslust und Fröhlichkeit!
O weile noch!

Obschon ich mich der Gesellschaft nicht entzog, so ergab sich doch oft Gelegenheit allein zu sein. Ich saß dann auf meinem stillen Zimmer und dichtete, oder ich wanderte hinaus in die freie Natur und freute mich des Frühlings und meiner Liebe.

berufen und reiſte den 29. Mai ab. Den 1. Juni verließ auch ich Hallgarten und war einige Tage bei Settegaſt in Bieberich. Da er Generalagent des Texasvereines war, ſo unterhielten wir uns viel über Texas; auch erzählte uns Herr Cappes, der von dort erſt vor Kurzem zurückgekehrt war, ſehr viel von dem dortigen Leben.

Mit Settegaſt ſah ich mir die Fronleichnams-Proceſſion in Mainz an, ſie dauerte viertehalb Stunden. Im Zuge gingen meiſt nur alte Weiber, Frauen, Mädchen, Schüler und Kinder, an der Spitze die Geiſtlichen, die Fahnen- und Heiligenbildträger und die Muſicanten. Als das Allerheiligſte kam, ſpielte die vorher ſchreitende öſterreichiſche Muſikbande eine Polka. Ich ſchwieg, aber mein katholiſcher Freund bemerkte dazu: 'Das war das Allerſchönſte!'

Erfreulicher waren mir die mehrmaligen Spaziergänge im Biebericher Schloßgarten, der ſich vor vielen anderen durch die großartige Einfachheit in ſeinen Anlagen auszeichnet. Selten findet man ſo rieſige Platanen, Tulpen- und Kaſtanienbäume. Der Raſen war überall ſchön gehalten und die Teiche waren von allerlei Schwimmvögeln belebt. Sehenswerth waren auch die Gewächshäuſer, die unter der Aufſicht und Pflege des tüchtigen Garteninſpectors Tellemann ſehr emporgekommen.

Den 5. Juni reiſte ich über Frankfurt, Fulda, Gotha und Magdeburg nach Althaldensleben.

Philipp Nathuſius beſchäftigte ſich wieder viel mit Politik, das Religiöſe war bei ihm in den Hintergrund getreten. Das Ergebniß ſeiner damaligen Arbeit erſchien unter dem Titel:

Statiſtiſche Überſichten über die Verhältniſſe und wichtigſten Abſtimmungen beider Kurien und über die künftigen ſtändiſchen Ausſchüſſe. (Berlin, Dümmler 1847.)

Maria gab mir ihren Roman 'die Kunſtreiter' zum Leſen.*) Ich war ſehr überraſcht und ſprach ihr meine Freude und Verwunderung aus. Ich las ihr meine Johannalieder vor. Sie war ſehr erfreut, daß ich ſo etwas wieder dichtete. Ich gab ihr zum Componieren Abſchrift von acht Liedern. Noch während meiner Anweſenheit hatte ſie bereits drei componiert.

Nach fünftägigem Aufenthalt ſetzte ich meine Reiſe fort, ich ging durch die Altmark, beſuchte meinen Vetter in Wittenberge und war am 13. Juni wieder in Holdorf.

Nachdem ich mich von einem längeren Unwohlſein erholt hatte, folgte ich einer Einladung des Hamburger Quartett-Vereines zum Sängerfeſte nach Lübeck.

Es war das ſchönſte und großartigſte Feſt dieſer Art, welches ich je erlebt habe. Ich will deshalb aus meinen flüchtigen Aufzeichnungen und meiner Erinnerung Einiges mittheilen.

26. Juni. Abfahrt aus Hamburg in drei Extrapoſtwagen. Feierlicher Empfang in Oldesloe. Wir frühſtücken in der Feſt-

ist festlich geschmückt. Vor dem Rathhause empfängt uns eine jubelnde Menschenmenge. Wir erhalten unsere Festkarten und Festzeichen. Unter den Wohnungskarten habe ich zu wählen. Ich entscheide mich für Hrn. Lunau (Greensche Kartenfabrik). Sehr freundliche Aufnahme. Nach Tische gehe ich mit meinem Wirthe spazieren. Wir sehen uns die Festhalle an.

Ein großartiger Bau von bedeutender Höhe, 250 Fuß lang und 80 breit, den verschiedensten Zwecken vollkommen entsprechend: bald ein Concertsaal mit einer Tribüne für 1000 Sänger, bald ein Speisesaal für 16—1700 Personen, bald ein Tanzsaal für viele hundert Paare. An den Seiten sind die Küchen und Weinbehälter angebracht, und um rasch bei Feuersgefahr Hülfe zu schaffen, sind in den Wänden Feuerhaken und Leitern versteckt.

Um 9 Uhr gehe ich in den Rathsweinkeller. Nach und nach versammeln sich in den unermeßlichen Räumen wol an die 3000 Menschen. Noch nie habe ich unter der Erde so viel überirdische Fröhlichkeit erlebt. Erst bin ich bei den Hamburgern, dann bei Lachner und Marschner, endlich führt mich Conrad Wolff zu seinen Lübecker Freunden. Sie trinken in Johannisberger meine Gesundheit. Die Menge ist in Fluß und wogt uns zu, sie steht still und bringt mir ein Hoch aus. Ich soll singen, und singe das Lied von Greiz-Schleiz-Lobenstein. Ich werde gedrängt und gedrückt, jeder will mir die Hand reichen. Ich soll abermals singen. Ich muß auf den Tisch steigen und weiß nicht anders dem ungestümen Begehren zu begegnen als durch einen Spruch. Von allen Seiten bejubelt werde ich fortgerissen, bis mich ein Bekannter faßt und nach einem stillen Plätzchen rettet.

27. Juni. Es regnet immerfort. Ich bleibe den ganzen

Vormittag zu Hause. Um 4 Uhr Concert in der Festhalle. Es werden zehn Gesangstücke gesungen: Choräle, geistliche Motetten, Isis und Osiris, zuletzt die Anrufung des Bacchus aus der Antigone des Sophokles. Der Vortrag läßt nichts zu wünschen übrig, aber die Wirkung ist nur schwach, man sieht es den Zuhörern an, daß sie sich nicht befriedigt fühlen.

Gegen Abend hört der Regen auf und die Heiterkeit kehrt wieder ein in Stadt und Menschen. Die Festhalle ist wunderschön beleuchtet von außen und innen. Wol gegen 4000 Menschen wogen darin hin und her, und draußen wol eben so viel. Musik und Kerzenglanz in den beiden Erfrischungszelten wie in der großen Halle, Gesang dann und wann auf der Sängertribüne, bengalische Beleuchtung in allen Farben, unzählige Lämpchen, die wie ein Lichtgürtel den weiten Platz umgränzen — genug zum Sehen und Hören. Überdem glänzt noch am Sternenhimmel prachtvoll der Vollmond.

Nachdem auch ich mich an Allem gefreut, kehre ich in die Festhalle zurück und hoffe unter meinen Hamburgern unbemerkt sitzen zu können. Das dauert nicht lange, da holt mich ein begeisterter Lederhändler hervor, führt mich auf eine Erhöhung und bringt ein Hoch auf mich aus. Da bleibt mir denn wieder nichts übrig als zu danken, und mein Dank ist wieder wie gestern Abend ein Spruch, den ich wiederholen muß, als sich neue Zuhörer eingefunden haben.

28. Juni. Wunderschönes Wetter. Die Stadt ist festlich geschmückt: Flaggen in allerlei Farben flattern von den Dächern und aus den Fenstern herab. Um 1 Uhr versammeln wir uns auf dem Domplatze, jeder zu seinem Banner. Der Festzug geht die breite Straße entlang zur Festhalle. Ich trage den Wildenmann. Jubel und Begrüßung unterwegs. Um 3 Uhr

Concert vor der Festhalle. Es werden 11 Lieder vorget
unter Leitung von Marschner, Lachner, Methfessel, Fri
Schneider und G. Schöne. Der Gesang, obschon aus be
zweitausend Kehlen, tönt nur schwach. Auch Schöne's Co
sition meines Liedes:

Das freie Wort von Ort zu Ort,
In jedem Munde das freie Wort! ꝛc.

die im geschlossenen Raume von großer Wirkung war, kam
hier nicht geltend machen. Die Hitze ist groß und der
der Sänger und Hörer noch größer.

Um 5½ Uhr Festmal in der Festhalle an vierzig l
Tafeln. Musterhafte Ordnung, pünktliche Bedienung, nic
einziger Gast geht bei irgend einem Gerichte leer aus.
Essen wie der Wein vortrefflich. Es wird manches Hoch
gebracht, manche Rede gehalten. Zu uns dringt nur der
wir jubeln aber immer mit, wenn es zum Gläserklange ko
überzeugt, daß Alles gut gemeint ist. Bald wird der Lär
groß, daß kein Redner mehr zu Worte kommen kann. Ol
endlich der Vorsteher des Festausschusses das Gastmal für
gelöst erklärt, so erklären wir uns doch mit vielen andere
unauflöslich und bleiben noch lange in heiterer Unterha
beisammen. — Zum Beschluß des genußreichen Tages
wir uns noch die prachtvolle Beleuchtung der Stadt an.

29. Juni. Festfahrt nach Travemünde. Wir versan
uns auf dem Markte und ziehen von da nach dem Absc
platze an der Bastion Bellevue. Das schwedische Dam
Malmö mit zwei Schleppern nimmt uns auf. Unter
Jubel der Zuschauer fahren wir ab. Nach einer kurzen S
begrüßen uns vom Ufer her die Waisenkinder in ihrer S
tagstracht, ein rührender Anblick, kein Auge bleibt tr

Kleine Fahrzeuge begleiten und umkreiſen uns. Auf einer Anhöhe hält uns zu Ehren die Lübecker Reiterei, darauf bewillkommnen uns mit weißen Tüchern und Blumenkränzen zuwinkend weißgekleidete Jungfrauen, weiter hin warten auf uns die Bewohner der Dörfer und Gehöfte und jubeln uns zu. So begrüßt auf der ganzen Fahrt von tauſenden fröhlichen Zuſchauern kommen wir ſingend vor Travemünde an und werden bewillkommnet von Böllerſchüſſen, Hurrahs und Tücherwehen und dem Flaggen der umliegenden Schiffe.

Die Anordnung auch hier wieder eine muſterhafte. Die große Anzahl der Gäſte konnte natürlich nicht an einem und demſelben Orte geſpeiſt werden, ſie war deshalb auf fünf Wirthshäuſer vertheilt. Dieſe fünf waren je mit Flaggen von verſchiedener Farbe bezeichnet, und ſo auch die Karten zum Mittagsmal. Jeder Gaſt wußte alſo wo er ſpeiſen würde, niemand konnte darüber in Zweifel ſein.

Nach dem Mittagsmale finden wir uns vor der Badeanſtalt ein, der größere Theil macht mit dem Alexander, einem großen Petersburger Dampfſchiffe, und dem Malmö eine kleine Seefahrt.

In ſpäter Abendſtunde beginnt die Heimfahrt. Obſchon der Vollmond ſcheint, ſo iſt doch wenig Ausſicht, überall flache Ufer, nirgend mehr Jubel des Volks. Auf dem Schiffe wird es ſtiller und die Fahrt langweilig. Der Capitän, unbekannt mit dem Fahrwaſſer, fährt vorſichtig und deshalb ſehr langſam. Endlich ſchimmern uns die Lichter von Lübeck freundlich entgegen, die Geſellſchaft gelangt wieder in heitere Stimmung, und findet ſich zum Abſchiede in der hell beleuchteten Feſthalle ein.

So endete das Lübecker Sängerfeſt, das als ein wirklich

utſches gelungenes Volksfeſt allen Theilnehmern unvergeßlich blieben ſein muß.

30. Juni. Die Feſtgenoſſen begeben ſich heim, ich bleibe ch bis morgen. — Abends im Rathskeller. Lübeckerinnen brin- n mir ein Hoch aus, und ich danke ihnen mit meinem Liede:

Seid mir gegrüßt, ihr deutſchen Frauen,
Der ſchön'ren Zukunft Morgenroth! ꝛc.

Den andern Tag nehme ich Abſchied von meinem Wirthe rn. Luna und ſeiner Frau Gemalin, herzlich dankend in Proſa nd Verſen für alles Liebe und Gute.

Ich übernachte in Oldesloe und fahre den folgenden Tag ach Hamburg. Ich verweile hier einige Tage in angenehmem erkehre mit Freunden und Verwandten. Sehr erfreut mich, er Prutz zu treffen. Er iſt Dramaturg am Hamburger tadttheater und hofft in dieſer Stellung viel zu wirken und ne angenehme Zukunft ſich zu ſchaffen.

In Schwerin treffe ich mit Rudolf Müller zuſammen. Er ill mit ſeiner Frau eine Vergnügungsreiſe nach Hamburg achen, woher ich eben komme. Er läßt nicht nach, ich muß itreiſen, und ſo bin ich denn wieder 7. Juli in Hamburg.

Wir beſuchen Prutz und machen mit ihm und ſeiner Fa- ilie einen Ausflug nach Blankeneſe. Unterwegs beſehen wir e bedeutenden Gartenanlagen von James Booth in Flottbeck.

Den folgenden Tag fahren wie auf dem Patrioten nach uxhaven. Chriſtian Schmoldt, durch den Telegraphen benach- chtigt, holt Müller's ab, ich bleibe zurück.

10. Juli kommen unſere Otterndorfer Freunde herüber. roßes Abendeſſen. Zuletzt müſſen noch die Stadtmuſicanten m Tanz aufſpielen. Ich werde um Mitternacht ins Land adeln eingeſchmuggelt.

Dort unter den schattigen Linden,
Wo frische Blumen blüh'n,
Ruht aus eine gute Mutter
Von ihres Lebens Müh'n.

Sie sieht nicht ihre Kinder,
Sie ahnt nicht unsern Schmerz,
Geschlossen ist ihr Auge
Und ruhig bleibt ihr Herz.

Mit jedem Frühling werden
Die Linden wieder grün,
Und auf dem Grabeshügel
Die Blumen wieder blüh'n.

Dann blicken die Linden und Blumen
Gar fröhlich himmelwärts,
Doch unsern Blick beugt nieder
Zum Grabe tief der Schmerz.

28. Juli bis 9. August in Hohenfelde.

Karl Wien hatte seine junge Frau zu seinen Eltern gebracht. Das gab nun Anlaß zu einigen Ausflügen, wobei sich die befreundete Nachbarschaft betheiligte. Einen Tag waren wir auf dem Schmookberge, dem höchsten Punkte hiesiger Gegend, und nachdem wir uns der lohnenden weiten Aussicht gefreut hatten, lagerten wir an einem Tannicht, machten ein großes Feuer an und hielten ein ländliches Mal. — Einen andern Tag fuhren wir nach Burg Schlitz, der sogenannten meklenburgischen Schweiz. Auf einem großen vierspännigen Leiterwagen saß die ganze fröhliche Gesellschaft. In schöner Natur entwickelten wir unsere Mundvorräthe, spazierten, scherzten und lachten, und kehrten fröhlich wie wir gekommen wieder heim.

Ich war in dieser Zeit auch öfter in Zierstorf. Es war wohlthuend für mich, daß ich Gelegenheit fand mich über Vieles,

auch über mich auszusprechen. Frau Auguste Pogge nahm innigen Antheil an meinem Schicksal und wünschte gar sehr, daß ich der Welt gegenüber eine unabhängige Stellung einnähme. Der Wunsch war schön, aber die Erfüllung nur möglich durch Beseitigung von Dingen, über die wir keine Macht haben und deren günstigere Gestaltung nur abgewartet werden kann. Viele meiner Freunde machten mir Vorschläge, dies oder jenes zu beginnen, um mir ein selbstständiges sorgloses Leben zu gründen. Sie verkannten völlig meine Eigenthümlichkeit und meinen Freiheitssinn, die Grundbedingung meines ganzen geistigen und leiblichen Lebens. Hätte ich ihren Rath befolgt, so wäre ich höchstens in einem verlorenen Winkel Deutschlands ein anständiger Philister unter Philistern geworden, ganz nach dem Willen einer hochlöblichen Polizei und wäre mit ihnen selig im Herrn entschlafen. Meine Freunde dachten nicht daran, daß das was ihnen als Glück erschien, nie mein Glück sein noch werden konnte. So unangenehm mir oft Unterhaltungen über mein jetziges Wanderleben waren, so konnte es mich doch nur freuen, wenn sie aus so inniger Theilnahme wie hier hervorgingen. Sie endeten denn auch wie hier zu beiderseitiger Ergötzung. Und so mußte denn auch Frau Pogge sich und mir scherzhaft gestehen: 'Ich sehe wol, Sie sind unverbesserlich!'

Das junge Ehepaar verließ uns wieder, die gewöhnliche ländliche Stille trat wieder in unser Haus ein. Zum Abschiede überreichte ich Maria Wien folgende Zeilen:

So halte ich was Dir beschieden
In Deines Lebens Frühlingszeit!
Nichts störe Deines Herzens Frieden!
Nichts trübe Deine Heiterkeit!

Wie Rosenknospen sich entfalten
Am milden Frühlingssonnenglanz,

So mag Dein Leben ſich geſtalten
Zu einem reinen Freudenkranz.

Zu manchem Strauß für Dich gebunden
Nimm freundlich dieſen Wunſch noch an
Und denk' in Deinen ſchön'ren Stunden
Mein in der Ferne dann und wann!

Ich fing nun an fleißig zu arbeiten: nach einigen Tagen hatte ich die Abſchrift der 100 Schullieder vollendet.

Die letzte Hälfte Auguſts verlebte ich in Holdorf.

Der erſte Beſuch bei Dr. Schnelle nach dem Tode ſeiner Frau war für mich ein ſehr wehmüthiger. Wenn ich ſonſt kam, fand ich nur frohe Geſichter, die Kinder ſprangen mir jubelnd entgegen. Jetzt Alles ſtill. Vor Weinen konnte ich nicht ſprechen, ſtumm reichte ich Schnelle und ſeiner Tochter Emilie die Hand und zeigte ihnen, was Itzſtein über den Tod der Frau Schnelle geſchrieben.

Während die Erndte in vollem Gange war und es draußen ſehr lebendig herging, beſchäftigte ich mich auf meinem ſtillen Zimmer viel mit dem Ordnen meiner Papiere. Beſuch gab es wenig, Studioſus Zarncke kam zweimal zu mir herüber. Den 13. Auguſt feierten wir Rudolfs Geburtstag und den 16. Emilie Schnelle's.

Den 28. Auguſt ging ich wieder auf Reiſen. Zunächſt beſuchte ich meinen Vetter in Wittenberge, dann ſeine Mutter in Havelberg und ging von da über Genthin nach Leipzig.

1. Sept. Engelmann übernimmt den Verlag der 100 Schullieder. Ich beſuche Ruge und Fröbel, Jurany und Buſſenius. Am Nachmittag im Café français mit Kuranda, Theodor Althaus und Otto Wigand. Am Abend erwarte ich Ruge in

Werthmann's Keller, vergebens, es kommen andere: Julian Schmidt, Althaus und Goldschmidt, Herausgeber der Kopenhagener Zeitschrift 'Corsaren.' Mit letzterm unterhalte ich mich über Caricaturen, deutsche Eigenthümlichkeit, dänische Sprache, dänisches Wesen.

2. Sept. Ruge schenkt mir sein neuestes Werk:

'Die politischen Lyriker unserer Zeit. Ein Denkmal mit Portrait und politischen Charakteristiken.' *)

Ruge hat unter den 15 politischen Dichtern mich als fünfte aufgeführt, und weil es eben Ruge ist, der mich bespricht, so mag seine damalige Ansicht hier wiederholt werden. S. 76. 77 sagt er:

'Hoffmanns Persönlichkeit unterstützt die Wirkung seiner Gesänge in einem so überraschenden Grade, daß man dieselben Gedichte auf dem Papiere kaum wieder erkennt, von denen man in seinem Gesange zur lebhaftesten Aufregung fortgerissen war. Unterdessen sind Melodie und Text durch den Propheten, der sein eigener unermüdlicher Apostel ist, in allen Gegenden von Deutschland bekannt und in vielen heimisch geworden. Eine Erinnerung an einige seiner gelungensten Lieder hat daher vornehmlich den Sinn, ihm die Ehre zu vindicieren, daß er, nach einem langen Schlafe des Volksgeistes, die erste energisch und unermüdlich erneuerte Opposition durch politische Lyrik geführt'.

'Daß es möglich war, das unbefriedigte Volksgefühl in Humor aufzulösen, ist ein Symptom allgemeiner Bildung. Wie Berangers Humor sich zur Restauration, so verhält sich Hoffmanns Lyrik zu unserer Reaction und Philisterwelt. Die große Masse der aufgeklärten Bürger muß von einer freisinnigen Lebensansicht und von der Forderung politischer Reformen und eines

*) Leipzig, Verlagsbureau (Arnold Ruge) 1847. Die Portraits sind nicht sonderlich.

neuen Lebens in der Region des öffentlichen Weſens ſchon durchdrungen ſein, um den Hoffmann'ſchen Humor zu genießen. Wo die alte Verſtocktheit noch feſtſaß, da wirkte ſeine Satire ſichtbar verſtimmend; als man ſich daher überzeugen konnte, daß die Erheiterung bei Weitem der allgemeinſte Eindruck war, bedurfte es für den Politiker von Verſtand keines Beweiſes mehr, in welcher Stimmung die Mehrzahl des Volkes ſich befinde.'

'Obgleich Hoffmann jetzt ſchon wieder mehr zurückgetreten iſt, ſo muß man doch geſtehen, daß die Erſcheinung und die günſtige Aufnahme ſeiner politiſchen Poeſieen ein politiſches Experiment von großer Bedeutung war; und es iſt nicht zweifelhaft, er wird noch eine Zeit erleben, welche an ihm die jetzige Verfolgung wieder gut macht, da in jedem Lande der Welt die allgemeine Stimmung die beſtimmende wenn nicht ſchon iſt, es in Kurzem werden muß.'

Ruge hatte damals mit Fröbel ſich geeinigt und ſetzte das Züricher 'Literariſche Comptoir' als 'Verlagsbureau' in Leipzig fort. Die Polizei ſah es auch ſo an: ſie hatte deshalb geſtern drittehalb Stunden im Verlagsbureau nach dem Verlage des lit. Comptoirs gefahndet, beſonders nach meinen Liedern, dann die Maculaturkammer verſiegelt und war eben abmarſchiert, als ich eintrat.

Um 9 Uhr Abends wird mir gemeldet, daß mir ein Ständchen gebracht werden würde. Ich gehe nach Haus. Auf der Hausflur des Hôtel de Bavière verſammeln ſich Studenten und Turner. Sie ſingen drei Lieder, darunter auch 'Zwiſchen Frankreich und dem Böhmerwald.' Dann wird ein Hoch auf mich ausgebracht. Ich danke mit einem auf 'die Männer des Fortſchritts', das dreimal von den Anweſenden wiederholt wird. Darauf begiebt ſich der Zug heim unter dem Singen des Liedes:

'Wie könnt' ich Dein vergessen,
Ich weiß, was Du mir bist!'

Gleich darauf kommt Ruge mit den jungen Gelehrten, die gewöhnlich in seiner Begleitung waren, wenn ich mich recht erinnere: Dr. Julian Schmidt (von Marienwerder), Friedemann, Dr Goldschmidt, Dr. Beck, Dr. Cuno Fischer, Dr. Rösler, Dr. Althaus. Wir setzen uns an einen besonderen Tisch und bleiben in traulicher Unterhaltung beisammen bis 12 Uhr.

3. Sept. Schon lange hatte ich eine Sammlung einiger meiner Lieder veranstaltet, die ein- oder vierstimmig gesetzt unter dem Titel 'Deutschland' erscheinen sollten. Ich gehe damit zu Breitkopf und Härtel. Wir einigen uns, sie übernehmen den Verlag, erhalten mein Manuscript und zahlen mir 50 Thlr. Honorar.

4. Sept. Sächsisches Constitutionsfest. Der Marktplatz ist mit gelbem Sande bestreut, auf dem Rathsthurme wehen einige Fahnen, weiß und grün, mehrere Läden sind geschlossen, man weiß nicht recht, ob wegen des Schabbes oder wegen des Festes.

Noch denselben Tag nach Köthen. Ich besuche Dr. Alfred v. Behr und treffe seinen Bruder Ottomar. Wir fahren mit Brawigk's zum Erndtekranze nach Kösitz zu Herrn von Buch. Unterwegs unterhalte ich mich viel mit Ottomar. Er erzählt mir, daß der alte Meusebach am 22. Aug. gestorben ist. Dann kommen wir auf dessen Sohn Otfried und so auf Texas. Ottomar ist dort ansässig und kehrt dorthin zurück. Er ist über America sehr unterrichtet und hat neulich eine nützliche Schrift herausgegeben:

'Guter Rath für Auswanderer nach den vereinigten Staaten von Nordamerika.' (Lpz. Friese.)

5. Sept. Abends bringen mir die Bürger ein Ständchen. Sie ſtellen ſich vor unſerm Hauſe am Markte auf und ſingen 'Deutſchland, Deutſchland über Alles!' nach der Compoſition des Muſikdirectors Thiele.*) Ich gehe hinunter, ſpreche ihnen meinen Dank aus und begleite ſie zum Keller, wo wir mit meinen Freunden noch bis 12 Uhr vergnügt beiſammen ſind.

6. Sept. Schützenfeſt. Die Schützen ziehen mit klingendem Spiel über den Markt und holen den König ab. Alfred als Adjutant muß ſich bei dieſem Kriegesſpiele betheiligen, er ſchnallt ſich den Säbel um und ſchließt ſich in ernſter Würde dem Zuge an.

Mittags große Tafel bei uns. Alfred's Vetter, Hermann Behr erzählt viel von Auſtralien. Er hatte als Arzt die Altlutheraner dorthin begleitet und war erſt vor einigen Monaten heimgekehrt.

Später nehmen wir theil an dem Abendeſſen der Schützen, das im Freien bei 7° Wärme ſtattfindet und das Gute hat, daß wir uns nicht den Magen überladen.

7. Sept. in Althaldensleben.

Heinrich Nathuſius, der jüngſte Bruder von Philipp, verheirathet ſich mit Fräulein Behmer, Tochter des Amtmanns in Merzien. Der Polterabend wird hier gehalten. Es finden große Vorbereitungen ſtatt: der Bibliothekſaal wird zur Schaubühne hergerichtet, im Palmenhauſe werden die tropiſchen Pflanzen und Blumen aufgeſtellt, Philipp zieht um, ꝛc. Es finden ſich Gäſte von nah und fern ein: zwei Elſter mit ihrem Freunde Weidenbach, der die Lepſius'ſche Reiſe nach Ägypten mitmachte, Alexander von Meibom, Dr. Bernhardi von Caſſel, Hoffmann-

*) Später gedruckt im Orpheus 13. Bd. Nr. 72. S. 4., 4ſtimmig.

Bang (ein Däne), und viele Verwandte der großen Nathusius-schen und Engelhardschen Familie.

11. Sept. Um 7 Abends beginnen die Festspiele. 'Apoll und die Musen' von den 9 Behmerschen Kindern. — 'Jung gefriet hat keinen noch erüet', Lustspiel von Julius Elster, allerliebst, acht Personen treten auf und spielen vortrefflich. Das braunschweigische Platt erinnert mich wehmüthig an meine Kindheit. — Flachslied zu einem lebenden Bilde: das Innere einer wohlhäbigen Bauernwirthschaft. — Anna Nathusius überreicht Pantoffel und Stiefelknecht mit hübschen passenden Worten in braunschw. Platt. — Festspiel: 'Richard Löwenherz und Ritter Percy' von Philipp und Maria Nathusius. — Lebende Bilder: die Liebe, die Ehe, Theorie, Praxis; Schweizer Alpenleben; Morgenland und Abendland; Mädchen aus dem Märchenlande. Zum Schlusse komme ich als chinesischer Dolmetscher.

Nach so mancherlei geistigen Genüssen gehen wir zu den leiblichen über: die ganze Gesellschaft versammelt sich zum Abendessen. Nach aufgehobener Tafel beginnt der Tanz und dauert bis 2 Uhr.

12. Sept. Mit Philipp Nathusius nach Kalbe über Magdeburg. Hier lerne ich vor dem Erzherzog Stephan den Buchhändler Otto Janke kennen, der mich zu sich nach Potsdam einladet.

13. Sept. Die Hochzeitsgäste finden sich in Merzien ein. Um 1 Trauung, um 2 Festmal im Gasthause. Es geht mir etwas zu feierlich her und in solchen Fällen pflege ich denn gewöhnlich ausgelassen lustig zu werden. So denn auch jetzt: ich bringe sehr viele Gesundheiten aus, und weil ich lustig bin, denke ich, jeder andere müsse es auch sein. Um 7 Aufbruch.

Ich gehe nach Köthen und sitze bald in einer ganz anderen Gesellschaft, nämlich mit meinen Freunden auf dem Rathskeller. Ein Schotte Namens Gordon macht mir den Antrag, ihn auf Reisen zu begleiten und ihm nebenbei das Deutsche beizubringen. Vor vier Jahren hätte ich vielleicht solch einen Antrag angenommen.

Es folgten nun für mich einige ruhige Tage. Wilhelm Nathusius hatte mich zu sich auf sein Gut Königsborn eingeladen. Ich lebte auch jetzt wieder eben so angenehm wie früher. Ich wohnte auf demselben geräumigen Zimmer im oberen Stock mit der freundlichen Aussicht auf den Park. Wenn Wilhelm mit seiner Landwirthschaft und seinen Sportsangelegenheiten sich beschäftigte, so saß ich oben und arbeitete, oder ich ging spazieren. Da gegen meine immer wiederkehrenden rheumatischen Schmerzen die bisherigen Mittel nicht angeschlagen hatten, so wollte ich es jetzt einmal mit der Traubenkur versuchen, und es war mir sehr lieb, daß ich sie hier beginnen konnte. Die ganze Südseite des Schafstalls war mit Reben bezogen und die frühreifen Trauben waren vollkommen reif und schmeckten sehr lieblich. Ich aß zu verschiedenen Tageszeiten je einen Teller voll, und befand mich sehr wohl dabei.

Abends unterhielten wir uns sehr traulich, und wenn wir aus dem Scherz in den Ernst kamen, so wandte sich unser Gespräch gewöhnlich dem Religiösen zu. So sprach ich mich denn eines Abends über Philipps religiöse Richtung aus und seine Hinneigung zum Pietismus. Wilhelm erklärte das für rein wissenschaftlich.

Obschon, wenigstens damals, die fünf Brüder in manchen Dingen gar nicht übereinstimmten, so war es doch merkwürdig,

wie schonend sich jeder über des andern abweichende Ansichten, politische und religiöse Richtung u. dgl. aussprach. So hat sich denn endlich durch Nach- und Aufgeben die Blutsverwandtschaft zu einer Seelenverwandtschaft entwickelt, wie sie selten in einer selbst noch kleineren Familie vorkommt.

Schon lange hegte ich die Absicht, wieder einmal mit Frau Bettina zusammen zu kommen. Da mich Herr Janke nach Potsdam eingeladen hatte, so glaubte ich von dort aus schnell Berlin erreichen und unbemerkt darin einige Stunden weilen zu können, ich durfte bekanntlich seit meiner Ausweisung im Februar 1844 nicht mehr nach Berlin kommen.

Am 20. Sept. traf ich in Potsdam ein und wurde vom Buchhändler Otto Janke (Firma: Horvathsche Buchhdl.) sehr freundlich aufgenommen. Ich mußte noch erst zu Mittag essen, dann spazierten wir nach Sanssouci. Als wir zurückkehrten, besuchte ich Frau von Meusebach. Abends war Gesellschaft bei Janke: sein Schwiegervater Advocat Sello und einige Lehrer.

21. Sept. um 10 nach Berlin. Bettinas Wohnung ist nicht weit vom Bahnhof, noch außerhalb der Ringmauer. Als ich eben zuversichtlich die Treppe hinaufsteige, da bedeutet mich die Hausmeisterin, die alte Appel, daß ich nicht vorgelassen werden könnte. Ich setze ihr auseinander, daß ich nur gekommen, um Frau von Arnim zu sprechen. Sie geht hinein und fragt an. Sie kommt wieder und giebt mir ungenügenden Bescheid. Ich ärgerlich die Treppe hinunter. Da ruft mich Bettina zurück: 'Nur rasch, rasch! Aber sagen Sie niemandem, daß Sie bei mir waren — gleich kommt mein Advocat.' — Sie erzählt mir von ihrem Prozesse mit dem Magistrate, findet einen Zusammenhang zwischen ihrem Buche für mich und diesem Prozesse u. s. w. Da kommt der Advocat. Ich muß eiligst

zur Hinterthür hinaus durch die Küche in den Hof hinab zur großen Beluſtigung der alten Appel. Um 3 ſoll ich zu Tiſche kommen. Ich fahre in einer Droſchke zu Erk. Es iſt 12 Uhr Mittags, er iſt noch nicht aus dem Seminar zurück. Ich unterhalte mich mit ſeiner Frau. Nach einer Weile tritt er ein, freudig überraſcht. Ich theile ihm meinen Plan mit, 1000 Volkslieder der Deutſchen mit Singſtimme und Clavierbegleitung herauszugeben, und lade ihn ein zu gemeinſchaftlicher Herausgabe. Er iſt gern bereit. Wir beſprechen das Unternehmen nach allen Seiten. Ich muß mit ihm zu Mittag eſſen. Um 3 in einer Droſchke zu Bettina. Sie führt mich zu Tiſche. Lebhafte Unterhaltung. Sie erzählt mir Alles was ſich nach der Grimmſchen Geſchichte für ſie begeben hat, von den Ränken gegen ſie und mich, von dem kläglichen Benehmen ihrer Freunde, von dem traurigen Ende des Stud. Albert Tiede ꝛc. Um 5 wollte ich mich empfehlen. Daran war gar nicht zu denken. Sie theilt mir die Aushängebogen ihres neueſten Buches mit,*) ſie zeigt mir die handſchriftliche Fortſetzung dieſes Briefwechſels mit Philipp Nathuſius, ſie ſpricht von der Vorrede,**) was ſelbige Alles enthalten ſoll ꝛc. Dann kommen wir auf meine Bibliothek, auf ihren Prozeß mit dem Magiſtrate, ſie lieſt mir darauf bezügliche Actenſtücke vor ꝛc. Endlich beſprechen wir, was für Meuſebach's Bibliothek zu thun ſei, damit

*) Es erſchien unter dem Titel:
'Julius Pamphilius und die Ambroſia. Von Bettina Arnim. 1. 2. Bd. Berlin 1848. Expedition des v. Arnim'ſchen Verlags.'
Es fand nicht den Beifall im Publikum, welchen Bettinas Freunde erwartet hatten. Vgl. Blätter für lit. Unterhaltung 1849. S. 14. 15. und daſelbſt 1848. S. 1331. den Auszug aus dem Athenaeum.

**) Die Vorrede iſt nie gedruckt und auch wol nie geſchrieben worden.

ſelbige zur Ehre und zum Beſten des Vaterlandes erhalten und zugleich für die Familie ein dem hohen Werthe entſprechender Preis erzielt werde. Sie lieſt mir den darauf bezüglichen Brief an den König. Ich ſoll dazu noch Notizen geben. Wir verabreden eine Zuſammenkunft in Potsdam auf morgen 3 Uhr, wir wollen dann nach Baumgartenbrück hinausfahren. Ich nehme Abſchied und kehre mit dem 7 Uhrzuge nach Potsdam zurück.

Bei meiner Ankunft meldet mir Herr Janke, daß wir in die Dampfmühle eingeladen ſind auf Beethovenſche Sonaten und zu einem Abendeſſen — ein ſehr willkommener Dämpfer auf meine Aufregung. In heiterer Ruhe verlebte ich mit den übrigen Gäſten einen ſehr angenehmen Abend.

22. Sept. Frühmorgens zu Karl von Meuſebach. Wir frühſtücken zuſammen und plaudern bis 12 Uhr. Er erzählt mir von ſeines Bruders Otfried Thätigkeit in Neubraunfels für den Texasverein, von deſſen Ausflug ins Sabathal, und wie er ſeine Feinde glorreich beſiegt habe. Ich bekomme auch einen Bericht zu ſehen, den Otfried von Galveſton aus den

Karl macht mir manche Mittheilungen aus dem Leben seines Vaters, dessen Äußerungen über mich u. dgl. Ich erkläre wie schon am Morgen abermals, daß ich in Betreff der Bibliothek zu Rath und That bereit sei. Unterdessen hat sich ein Gardeofficier zu uns gesetzt, er leitet unsere Unterhaltung von den Familienangelegenheiten ab und da er ein Schweizer von Geburt ist, so bringt er das Gespräch auf die Schweizer Zustände.

Um 2 gehen wir auf den Bahnhof, begegnen Bettina, unterhalten uns mit ihr, und fahren dann zu Frau v. Witzleben, Karls Schwester. Die arme Frau liegt seit langer Zeit von der Gicht gelähmt danieder — ein erbarmenswerther Anblick! Daß ich sie so wiedersehen mußte! Ich bin furchtbar ergriffen und vermag kaum zu reden. Wehmüthig nehme ich Abschied. — Mit Karl fahre ich dann nach Baumgartenbrück. Ich sehe mir die Gegend an, spaziere zwischen den Weingeländen und trete ins Haus ein. Als ich die Bibliothek wiedersehe, wird mir eigen zu Muthe: wie manche Erinnerungen für mich hangen an vielen dieser Bücher und ihrem unermüdlichen Sammler! Dem unruhigen Tage folgt ein stiller Abend. Um 9 Uhr treffen wir in Potsdam ein. Obschon ich sehr müde bin, so erzähle ich doch noch zu Hause von meinen heutigen Erlebnissen.

Den andern Tag kehrte ich nach Königsborn zurück. Mein erstes Geschäft war ein Bericht über die Meusebach'sche Bibliothek, den ich denn auch sofort an Frau Bettina einsendete. Eines Abends fingen wir an ihr Buch zu lesen: das gab Anlaß und Stoff zu lebhafter Unterhaltung. Ich sprach mich aus über die seltene Ehrlichkeit bei Beurtheilung von litterarischen Werken und Kunstsachen, über Unklarheit in Darstellung unserer Gedanken und Gefühle, über Gefühlsschwelgerei u. dgl. Es

gäbe Bücher, worin hochklingende Sätze vorkämen, die einen neuen großartigen Gedanken zu enthalten schienen, und wenn man die Sache näher untersuchte, so wäre es nur glänzender Unsinn. Da meinte Wilhelm: 'Dergleichen Bücher lese ich in Einem Zuge. Was ich nicht verstehe, kümmert mich nicht. Finde ich dann etwas Schönes, so freut es mich.'

Maria Nathusius (geb. v. Meibom) war ein poetisches Gemüth und pflegte auch wol selbst zu dichten. Sie hatte große Freude an meinen Johannaliedern, ich verehrte ihr einige. Noch mehr erfreute es sie, daß ich für ihre kleine Elsbeth, ein allerliebstes Kind, einige kleine Lieder dichtete und zum Andenken in das Elsbeth-Album einschrieb.

Das Wetter war mitunter unausstehlich, trotzdem spazierte ich viel umher und ergötzte mich an jedem Blümchen, das es gewagt hatte dem Winter entgegen zu blühen: ich pflückte noch Rosen, Reseda und Heliotrop im Freien und wand täglich ein Sträußchen.

In den letzten Tagen des Septembers reiste ich durch Thüringen über Frankfurt in den Rheingau. Wie ich Itzstein auf seinem Gute nicht traf, ging ich zu ihm nach Mannheim. Den 4. Oct. begrüßte ich ihn, blieb aber vorläufig im Weinberg, weil Herr Franz von Holtzendorff-Vietmannsdorf dort bereits als Gast eingekehrt war. Mit diesem war ich viel zusammen, wir spazierten viel und machten auch einen Ausflug nach Heidelberg. Als ich ihn am 7. Oct. zur Eisenbahn begleitet hatte und zu Itzstein zurückgekehrt war, fand ich ein Schreiben des großh. Stadtamts vor, wonach mir aufgegeben ward, 'innerhalb 24 Stunden bei Zwangsvermeidung das

Großherzogthum Baden zu verlassen.' Das Schreiben berief sich auf einen Erlaß des Ministeriums des Innern vom 25. Mai und eine Verfügung der großh. Kreisregierung (Schaaff!) vom 27. Mai d. J. — Ich berieth mich sofort mit meinen Freunden. Hecker meinte, nur eine persönliche Verwendung beim Ministerium in Carlsruhe könne die Sache rückgängig machen. Itzstein war sehr betrübt, zumal so etwas unter dem Ministerium Bekk, seines Freundes geschehen konnte. Er war sofort bereit, mich nach Carlsruhe zu begleiten. — Den folgenden Tag fuhren wir hinüber. Helmreich und Dr. Gentil schlossen sich an. Unser erster Weg war zu Bekk. Es hieß, Excellenz wäre krank. Itzstein wurde jedoch vorgelassen und kam voll Hoffnung zurück. Wir wurden an Hrn. Brunner, Director im Ministerium des Innern verwiesen. Brunner empfing uns sehr freundlich und meinte, nachdem Itzstein den ganzen Hergang erzählt hatte, es habe eine falsche Auslegung des Ministerial-Rescripts den Beschluß des Stadtamts veranlaßt ꝛc. Itzstein machte eine schriftliche Eingabe, worin er als Zweck meines dortigen Aufenthalts die Traubenkur angab, und brachte sie selbst zu Brunner. Es erfolgte bald darauf an das Stadtamt ein Bescheid, mit welchem wir Abends spät ganz vergnügt nach Mannheim zurückkehrten.

Die Sache machte damals viel Aufsehen und wurde nicht eben mit zarter Schonung des Ministeriums Bekk in der Presse besprochen. Der 'Deutsche Zuschauer' vom 15. Oct. schließt einen Artikel:

'Dieser Beschluß bezeichnet auf einmal das Ministerium Bekk wie es leibt und lebt. Wenn sich das badische Volk nur auch ruhig verhalten wollte! Ein Deutscher, welcher sich um die Angelegenheiten seines deutschen Vaterlandes bekümmert, ist nicht

blos rechtlos, sondern geradezu von dem Polizeistaate als ein Wild betrachtet, auf welches alle Hunde gehetzt werden dürfen. Was in gut organisirten Staaten jedem Bürger zur heiligsten Pflicht gemacht wird: Theilnahme an den Angelegenheiten des Vaterlandes, gilt bei uns als ein Polizeiverbrechen, welches mit der strengsten Strafe der alten Zeit: Verweigerung des Wassers und des Feuers (Ausweisung) belegt wird. — —'

Ich konnte nun vorläufig in Mannheim mit polizeilicher Erlaubniß weilen. Ich machte öfter Besuche in Heidelberg. Johanna zu sehen und zu sprechen war für mich ein Bedürfniß meines Herzens. Obschon längst meine Hoffnung, ihr jemals mehr als ein Freund werden zu können, verschwunden war, so mußte mich doch der Augenblick, als sie mir das Geheimniß ihres Herzens gestand, tief bewegen.

Wie vom Glanz der Abendröthe
Golden strahlt der Wolke Saum,
Schien verklärt mein dunkles Leben —
Aber Alles war ein Traum.

Daß ich liebte, innig liebte,
Wagt' ich Dir zu sagen kaum,
Und ich sagt's und durfte hoffen —
Aber Alles war ein Traum.

Neue Blätter, neue Blüthen
Trieb mein kranker Lebensbaum,
Glücklich pries ich meine Zukunft —
Aber Alles war ein Traum.

Fahre hin denn, Lieb' und Hoffnung!
Diese Welt hat keinen Raum,
Wo mein Herz nicht sagen dürfte:
Alles, Alles ist ein Traum!

Mehrere Tage war ich traurig und voll Unruhe. Erst als ich mein Leid in Liedern ausgesprochen hatte und mit Jo-

hanna öfter zuſammen geweſen war, wurde ich wieder ruhig und heiter.

Und bin ich weiter nichts für Dich geblieben
Als nur ein Nachklang kurzer Frühlingstage,
Iſt all mein Sehnen Dir und all mein Lieben
Ein Traum nur noch, ein Märchen, eine Sage —

Auch dann noch werd' ich Dich im Herzen tragen,
Auch dann noch Dein mich freu'n und Dich erheben,
Auch dann noch werd' ich Dank dem Tage ſagen,
Der Dich erſcheinen ließ auch meinem Leben.

Noch immer dachte ich an eine Traubenkur und ich machte deshalb einen Ausflug in die Rheinpfalz, um zu ſehen, an welchem Orte dazu die beſte Gelegenheit wäre. Von Neuſtadt ging ich eines Tages nach Dürkheim. In den 'Vier Jahreszeiten' beſuchte ich den Profeſſor Sylveſter Jordan. Hocherfreut umarmte er mich. Ich traf ihn als er eben aus den Trauben den Saft auspreßte um ihn zu trinken, ſtatt die Beeren zu eſſen, denn ſelbſt die beſten waren ziemlich herbe. Nachdem er dieſe ſeine Traubenkur für den Morgen beendet hatte, führte er mich zu ſeinen Freunden in Pfäffingen und auf dem Rückwege in ein kleines, aber gutes Gaſthaus, wo ich ein gutes Unterkommen fand. Nach Tiſche holte er mich von dort ab mit ſeiner Geſellſchaft und wir ſpazierten nach der Limburg, einem ehemaligen Kloſter, das jetzt zu einem Vergnügungsorte eingerichtet iſt. Wir unterhielten uns ſehr angenehm und wurden beim Glaſe Wein alle recht heiter, beſonders Jordan. Wir kehrten nachher in die 'Vier Jahreszeiten' ein und ſpeiſten zu Nacht. Da merkte ich recht, wie der einſt ſo kräftige, klare Mann durch die lange Gefangenſchaft geiſtig und leiblich gelit-

[illegible] es war ein wehmüthiges Gefühl, aus diesen Ge-[illegible] mußten, seinen Jordan wieder zu er-[illegible] Ich hatte mich ruhig verhalten, die Gesellschaft schien [illegible] ich ging zeitig heim.

Den andern Morgen kehrte ich bei Hrn. Fitz in Pfäffin-[illegible] mich bis Wachenheim. Dort erwartete [illegible] bis in die Nähe des Schlößchen, [illegible] Besuch ab und ging von Neustadt aus mit [illegible] nach Ludwigshafen.

[illegible] hätte mir sehr schlecht bekommen [illegible] noch ein Stündchen in Dürkheim blei-[illegible] nachdem ich das Gasthaus verlassen, war ein Po-[illegible] gekommen und hatten auf mich [illegible] durchaus wissen, wohin ich mich [illegible] aber wenn er es wirklich gewußt, der brave [illegible] es nicht gesagt haben.

[illegible] aus Hannover nun auch Baden [illegible] und Baiern mit 1400 □Meilen gekommen wären, [illegible] 2380 □Meilen vom deutschen Vaterlande ver-[illegible]

[illegible] ich in Mannheim mit polizeilicher Erlaubniß wei-[illegible] war mir doch der Aufenthalt jetzt sehr verleidet. [illegible] des Mannheimer Morgenblattes dauerten fort. [illegible] fand sich deshalb veranlaßt, an Bekk zu schreiben, daß [illegible] Lügen über mich verbreite.

Das war zu viel Ehre für das Morgenblatt und seine [illegible] aber wollte, daß seinem Gaste nicht von neuem [illegible] widerfuhre. Über die Bülletins, welche über mich erschienen, konnte ich nur lachen. So heißt es am 20. October:

'Wir sahen ihn 12 Schoppen Bier im rothen Schaaf genießen und hören heute, daß ihm die Arznei gut bekommen sei. Dies zur Beruhigung aller jener, welche für die Gesundheit des gefeierten deutschen Mannes fürchteten.'

Die Leute wußten recht gut, wie selten ich Bier trank, und wenn es ja einmal geschah, wie wenig ich trank.

Den 24. Oct. reiste ich mit Itzstein nach Hallgarten. Ich arbeitete von jetzt an fleißig an seinem Leben, benutzte seine mündlichen und schriftlichen Mittheilungen und was hie und da über ihn gedruckt war.

Den 8. November überbrachte ich Meidinger das Manuscript. Es erschien dann in Eduard Duller's Werk:

'Die Männer des Volks dargestellt von Freunden des Volks' 5. Bd. (1848) S. 75—184.

Meine Abreise von Hallgarten war beschlossen. Täglich wartete ich auf gutes Wetter, aber jeden Morgen war der Rhein in Nebel gehüllt und es kam kein Dampfschiff. Den 13. November fand sich der alte Dresel mit seinen Söhnen Karl und Julius zu Wagen ein. Sie nahmen mich mit nach Geisenheim und ich war nun dem Rhein näher.

Den folgenden Tag blieb ich dort und den 15. Nov. bestieg ich das Kölner Dampfboot 'Beethoven'. Wir hatten trotz dem sehr niedrigen Wasserstande eine angenehme und ziemlich schnelle Fahrt. Anderthalb Stunden unterhalb Engers, in der Gegend von Sebastian-Engers, wollte unser Boot einem Segelschiffe ausweichen, stieß auf einen versteckt liegenden Felsen, 'die Bretzel', und erhielt einen Leck, das Wasser drang in Masse hinein und der Capitän sah sich genöthigt, sein Fahrzeug auf eine Sandbank auflaufen zu lassen. Bald stand das Wasser 4 Fuß hoch im Schiffsraum. Sämmtliche Passagiere warteten

auf dem Verdecke, bis ein Nachen nach und nach uns aufnahm und ans Land setzte. Von Engers aus ging ich mit dem Düsseldorfer Boote 'Concordia' bis Bonn. Das war das einzige Mal in meinem Leben, daß ich Schiffbruch litt.

Von Bonn ging ich dann über Köln nach Düsseldorf und so zu Fahne auf seinem Landsitz Schloß Roland.

Es war für mich eine angenehme Überraschung, daß Fahne sehr fleißig an der Vorrede zu meinen 'Diavolini' arbeitete und sie auch noch während meiner Anwesenheit vollendete. Es gab reichlichen Stoff über Kunst und Litteratur uns auszusprechen. Wir hatten wenig Verlangen in die Ferne zu schweifen. Nur zweimal spazierten wir nach Düsseldorf und begrüßten Lessing und Schrödter und den Buchdrucker Hermann Voß, für den ich das Leben seines Vaters Abraham schrieb, der erst dieser Tage begraben war.

Die Aushängebogen der Diavolini waren bereits in Fahne's Händen und nach einigen Wochen erschien das Büchlein mit seiner Vorrede unter dem Titel:

Diavolini. Von Hoffmann von Fallersleben. Zweite vermehrte Auflage. Cum Notis Variorum in usum Delphini. Darmstadt. Druck und Verlag von C. W. Leske. 1848. 8°. (XXI. 100 SS.)

Das Buch konnte in keiner ungünstigeren Zeit erscheinen, es konnte nicht einmal vergessen werden, weil es gar nicht bekannt geworden war. Darum mag denn Fahne's Vorrede abermals versuchen, ihren Zweck zu erreichen, den sie damals nicht erreichen konnte.

Antipasto.

Gervinus sagt irgendwo, ich meine in seiner Literatur-Geschichte: die Volksdichter sind die Träger des Rechten und Schlechten, oder übersetzt: des Rechten und Schlichten. Damit wäre

aber erſt eine Seite des Volksdichters erfaßt und zwar möchte ich ſagen nur eine formale. Er hat aber noch eine weit wichtigere. Unter allen Dichtern iſt keiner, der ſo vollſtändig die Herzen der Völker ergründet, und deshalb auch die Herzen der Völker ſo mächtig hinreißt, als gerade der Volksdichter. Er iſt der erſte Repräſentant ſeiner Zeit, der mächtigſte Hebel der Zuſtände, ein ſehr wichtiger Mann der Geſchichte. Mit Volksgeſang haben die Griechen ihre Feinde geſchlagen, mit Volksgeſang haben die Deutſchen ſich zu ihren Freiheitsſchlachten begeiſtert, die Marſeillaiſe hat mehr gewirkt, als die Guillotine und die tauſend Geſchütze Napoleon's.

Hoffmann iſt Volksdichter. Abgeſehen davon, ob man jede Richtung der Zeit, die er zum Gegenſtande ſeiner Muſe gemacht hat, vertreten will oder kann, ihm gebührt die Palme dafür, daß er mit großer Meiſterſchaft und unermüdeter Thätigkeit in den Gebrechen und Schwächen ſeine Zeit geſchildert hat.

Man hat ihm freilich ſeine Verdienſte nach dieſer Seite beſtreiten wollen, und um über ſeine Verſe zu richten, ihn als Menſch verläumdet. Dieſes große Kunſtſtück hat namentlich ein Doctor, der ſich als äußerſt liberal herausſtreichen läßt, in der Trierer Zeitung verſucht. Die Logik iſt allerdings ganz neu, und erinnert, weil ſie von einem Doctor kommt, unwillkürlich an die kräftigen Manieren des vielbeſungenen Dr. Eiſenbart ſeligen Andenkens. Aber weil ſie neu iſt, hat ſie Aufſehen erregt, und iſt nicht ohne Folgen geblieben. Ein mecklenburgiſches Schilda iſt davon ſogar ſo ſehr infizirt, daß es den Dichter von ſeinem Bürgerverbande ausgeſchloſſen hat, weil er Verſe geſchrieben, die — von Dingelſtedt herrühren.

Indeſſen, was inländiſche Verläumdung dem Dichter verſagt, ſcheint das Ausland ihm vergelten zu wollen. In Frankreich, dem Lande welches jetzt in eben dem Maße, wie es früher deutſche Schriftſteller mißachtete, dieſelben zum Gegenſtande ſeiner

Studien macht, hat R. Martin, ein Mann von großer geiſtiger Fähigkeit und auf dem Gebiete der Aeſthetik ſo viel beſſer bewandert, als er ſelbſt zu den Dichtern gehört, ein Buch*) geſchrieben, worin er die jetzt lebenden Deutſchen Dichter behandelt. Er ſagt darin von Hoffmann unter anderm Folgendes:

„Die deutſchen Univerſitäten, dieſe gelehrten Stammhalter, welche in allen Zweigen des Wiſſens ſorgſam gepflegt und ſtrotzend von ſtets erneuerten Säften, unausgeſetzt dem Wißbedürftigen ihre Früchte darbieten, nehmen einen wichtigen Platz in der deutſchen Geſchichte ein. Sie haben einen unermeßlichen Einfluß auf die moraliſche und politiſche Stellung ausgeübt, namentlich in den letzten dreißig Jahren. Durch ſie haben Kritik und freie Forſchung ſich an die Spitze der Bewegung geſtellt und ſind durchgedrungen, durch ſie iſt jener kräftige, alles vermögende Geiſt, der vorſichtig prüfend und begründend und dennoch voll Enthuſiasmus und Glauben ſo manche kühne Umwälzung der neuern Zeit hervorgerufen hat, jener Freiglaube, der im Anfange dieſes Jahrhunderts das Zeichen und den Wurf zur Reformation in

jene ſind, aufmerkſam zu machen; jetzt will ich mich mit einem Dichter beſchäftigen, der als der Stellvertreter jenes Geiſtes und Wirkens der deutſchen Univerſitäten betrachtet werden kann.“

„Hoffmann von Fallersleben iſt ein unermüdlicher Kämpfer, immer bei der Breſche. Sein erſtes Werk Gedichte: „die unpolitiſchen Lieder“ haben ihm ſeine Stelle als Profeſſor der National-Literatur zu Breslau gekoſtet. Sein zweites Werkchen heißt „Gaſſenlieder.“ Lieſt man dieſe, mit hinreißender Heiterkeit leicht und aus freier Bruſt geſchriebenen Verſe, ſo möchte man glauben: Hoffmann ſei noch jung und kaum von der Univerſität entlaſſen, während er doch ſchon in der abſteigenden Epoche einer wohl erfüllten Laufbahn iſt.“

„Der bürgerliche Charakter der meiſten vorgenannten Dichtungen Hoffmann's findet ſich in ſeinen beiden allerneueſten Werkchen wieder. Ich will dieſe etwas näher betrachten, um einen genaueren Begriff von dem Dichter zu geben. Das eine davon führt den Titel: Hoffmann'ſche Tropfen. Es liegt hierin ein Wortſpiel. Aber warum hat ſich Hoffmann mit dem Worte „Tropfen“ begnügt, warum ſagt er nicht Bäche, Ströme; will er damit etwa die Kürze ſeiner Arbeiten andeuten? Die nähere Betrachtung ſeines Buches veranlaßt mich zu dieſer Anſicht. Der Dichter gibt darin nur kurze Gedichte mit kurzen Strophen und kürzen Verſen, worin er ohne viel Umſtände kurze Anläufe nimmt. Hieraus folgt, daß wir es nicht mit einem lyriſchen Adler zu thun haben, dem der Raum nie groß genug iſt für ſeinen ſtolzen Aufflug. Der Dichter, von dem wir hier ſprechen, iſt viel beſcheidener. Er hüpft von einem Zweige zum andern, wie der Zaunkönig und wenn er ſeine Stimme erhebt, ſo möchte ich ihn dem Finken vergleichen. Hierin ſoll keineswegs eine Geringſchätzung des Talentes des Dichters liegen, ich will damit nur eine Idee von ſeinen gewöhnlichen Weiſen andeuten. Mag auch Hoffmann ſo oft als möglich ſich Athem und

Flugweite versagen, seine Lyrik besitzt nichts desto weniger reelle Eigenschaften, und sogar überaus kostbare zumalen da, wo es auf die Verbreitung liberaler Ideen ankommt, die sich der Dichter zum besondern Vorwurf gemacht hat. Seine Dichtungsart ist leicht, sein Versbau wenig gelehrt, sein Bilderschmuck gering und stets aus dem gewöhnlichen Leben gegriffen, seine Sätze und wiederkehrenden Schluß-Verse sind in gewohnte Weisen eingekleidet, und so hat er die vortheilhaftesten Bedingungen für sich um seine Gedichte in die Volksbrust einzugraben, und die sichersten Formen, um auf die freieste Weise kühne Ideen in Umlauf zu setzen. Ein glänzenderes, mehr gewähltes Kleid, würde ihnen eine minder gute Aufnahme bei einem gewissen Publikum bereitet haben, welches ihm jetzt wegen seines groben Kleides doppelt gewogen ist."

„Wenn G. Herwegh reich ist an kühnen Aufflügen, denen des Adlers ähnlich, wenn Ferdinand Freiligrath den lebendigen Anlauf mit der [illegible] des symbolischen Balladen-Styls verpaart; wenn [illegible] das glückliche Talent besitzt, den feinen Scherz [illegible] Weise mit tausend poetischen Funken zu [illegible] das andere Mal gewichtig zart und leicht [illegible] des Volkssangs gebührt mit vollem [illegible] von Fallersleben*, in der Weise, wie [illegible] ohne Widerrede der Preis des bürgerlichen [illegible] Hoffmann besitzt im [illegible] Dichter auszeichnet. [illegible] mehr Salz als [illegible] dieser genug und sehr

* Hat doch dieses von einem [illegible] Standpunkte aus sogar [illegible] in Marburg in seiner [illegible] National-Literatur (Marburg und Leipzig 1846 S. [illegible]) [illegible] Er sagt: „Unter den lebenden bedeutenden Dichtern ist [illegible] das alte Volkslied und zwar auf die vortrefflichste Weise [illegible] Heinrich Hoffmann von Fallersleben."

feines hat. Er macht unvergleichlich mehr Getön, als das Clarin des Georg Herwegh und ich bin überzeugt, die hoch begeisterten Patrioten in den Weinstuben von Mainz werden einen Hoffmann'schen Tropfen dem besten rheinischen Gewächse von Ferdinand Freiligrath vorziehen."

Martin geht jetzt auf die einzelnen Gedichte in den Hoffmann'schen Tropfen über und fährt demnächst fort. „Das letzte Werkchen Hoffmann's ist benannt Diavolini. Der Dichter scheint darin einer Art Ermüdung verfallen zu sein oder soll ich sagen poetischen Verzweiflung. Gewiß zu großer Ueberraschung seiner Freunde hat er plötzlich Deutschland verlassen und Italien ist das Land seiner Lieder. Ihr glaubt am Ende, er habe dort Deutschland wiedergefunden, und Oestreich habe ihm Rechenschaft geben müssen über den Verfall der Volksherrschaft. Enttäuscht Euch. Der Dichter hat sich nicht auf Reise begeben, um sein Blut zu erhitzen; er ist jetzt ganz Humor, und ganz der Idee voll, daß Alles gut sei; er will es abwarten, ob auf der Reise sich etwas Tadelnswerthes aufdrängt. Man sollte glauben, er reise nur auf Anweisung seines Arztes, um sich soviel möglich auf Kosten dessen, was ihm in den Weg kommt, zu vergnügen. Nichts ist dabei seinem Scherze heilig, selbst nicht der vom Papst geweihte Rosenkranz. Neben dem römischen Hofe, den er als Schüler Luther's mit spöttischer Erbitterung verfolgt, ist Vetter Michel das Stichblatt seines Witzes. Unter Vetter Michel verstehen die Deutschen das, was wir Jacques Bonhomme nennen, einen unwissenden leichtgläubigen Menschen. Vetter Michel nimmt in der Stufenleiter der lächerlichen Personen, einen niedrigeren Rang ein, als der Philister. Vetter Michel ist die Einfältigkeit, welche es zur Dummheit gebracht hat, während der Philister nicht einfältig, sondern mehr beschränkt genannt werden kann, so daß er sich jedem Fortschritt, jeder Freiheit, überhaupt allem was neu und bedenklich, widersetzt."

Nachdem Martin hierauf ſich noch über den geiſtreichen Titel: Diavolini, geäußert hat, geht er viele von den Gedichten des Werkchens durch, und macht dazu treffliche Bemerkungen. Man ſieht, Martin hat den Dichter ſtudirt und ihn, wenn er auch den Begriff von Vetter Michel*) nicht richtig aufgefaßt hat, beſſer verſtanden, als viele unſerer deutſchen Landsleute. Doch ich will nicht weiter abſchweifen, ich will jetzt nur noch mittheilen, was zum Verſtändniſſe der Diavolini dient, die unter meinen Augen entſtanden ſind.

Am 18. September 1844 auf dem neapolitaniſchen Dampfſchiffe Lombardo machte ich des Dichters erſte Bekanntſchaft. Wir ſchwammen damals zwiſchen Genua und Livorno. Von da ab war ich bis zum Austritt aus Italien in ſeiner Geſellſchaft. Wir ſahen zuſammen die Schätze Italiens, wir ergötzten uns an den mannigfaltigen Erſcheinungen ſeines Volkslebens, wir drängten uns zuſammen nach ſeinem Wiſſen, wir ſchwärmten zuſammen in ſeiner Natur, wir kneipten in ſeinen Oſterien, wir ſchwelgten in ſeinen Hotels, wir durchflogen zuſammen ſeine Fluren und verſcheuchten uns ſeine Widerwärtigkeiten durch heitere Launen und tönenden Geſang. So entſtanden die Diavolini meiſt in

bestimmt uns an irgend eine Unterhaltung, Beobachtung oder Reflexion zu erinnern; sie waren das Register aus unserem Reisebuche, und anfänglich gar nicht geschrieben, dem Druck übergeben zu werden. Erst am Ziele der Reise schien es nicht ungerathen, zum Frommen deutschen Werthes sie der Oeffentlichkeit zu übergeben. Sie erschienen zuerst im deutschen Taschenbuche, Zürich und Winterthur im Verlag des litterarischen Comptoirs 1845 und erscheinen jetzt cum notis variorum, das heißt: mit Anmerkungen von (Italien nur **Wohlwollenden** deutschen) Schriftstellern zweckmäßig belegt und um zehn Stück, Nr. 7. 8. 9. 13. 14. 22. 32. 34. 40. 45., vermehrt.

Was nun die innere Veranlassung zu diesen Gedichten angeht, so muß man den Charakter des Dichters näher in's Auge fassen. Hoffmann ist deutsch, durch und durch deutsch, sein Kosmopolitismus gering, desto potenzirter sein Gefühl für Kunst und Wissenschaften; seine Anforderungen an beide sind in demselben Maße strenge, als seine Begeisterung für alles deutsche aufopfernd ist. So ist es denn nicht paradox, wenn ich sage, daß überschwängliche Liebe zum deutschen Vaterlande und Verehrung für Kunst und Wissenschaften die Diavolini dictirt haben.

Im Vatican saß Hoffmann stundenlang vor der Transfiguration, er sah mit Wollust die Schöpfungen eines Titian, aber er sah auch Bilder wie das Martyrthum des heil. Lorenz, er sah die vielen nichtssagenden Madonnen, und vor jeder zehn, zwanzig Copisten, einer noch mehr wie der andere bemüht, das Original so verstandlos als möglich zu übersetzen, damit es als edeles Andenken an Italien die Sammlung eines erotischen Mäcenas ziere. Er sah auch die Läden der Conservatoren angefüllt mit geistlosem Kram, doch hochgepriesen als italische Schöpfung. (Nr. 30. 32. 39. 40. 42.)

Er sah die Werke des Michael Angelo und Palladio, und verkannte nicht ihren Werth für den Baustyl; aber er fand ihret-

wegen in Italien von den großen kirchlichen Baudenkmalen deutſchen Urſprungs die phantaſiereichen, zur Einheit gehörigen, Portale niedergeriſſen und durch ſchnörkelhafte, das Ganze entſtellende Façaden des neuen italieniſchen Geſchmacks, oft nur gemalt, erſetzt. (Nr. 15. 17.) Er kannte die Werke der italieniſchen Virtuoſen, er hörte mit Vergnügen die Vorträge in der Scala; aber er hörte auch das heiſere Gekreiſch auf Plätzen und Märkten, die eintönigen Serenaden, ein ſchauderhaftes Nachtgeheul, und die geſangloſen barbariſchen Laute wie Nr. 18*) probeweiſe mittheilt. (Nr. 18. 35.) Er kannte die große Geſchichte des Landes von ihrem erſten Anfänger bis auf Bandiera und die letzten Anſtrengungen nach Nationalität; er ſah aber auch die Zerriſſenheit des Landes, den Mangel an politiſchen Organen**) und Tugenden, die religiöſe Verdumpftheit (4. 5. 6.) und daneben den geſpreizten National-Stolz. (7. 8.)

Er kannte die litterariſchen und antiquariſchen Schätze des Landes, er ſelbſt ſtrebte darnach ſie zum Beſten der Wiſſenſchaft, namentlich der Litteratur ſeines deutſchen Vaterlandes zu benutzen: aber er ſah auch die verſchloſſenen Schränke der bibliotheca vaticana, welche ſich nur dem ſtreng und lang geprüften Beſucher öffnen, er ſah die vielen Polizei-Soldaten, welche das Studium der Kunſtwerke in den Kirchen bewachen***) und hörte

*) In die Anmerkung zu dieſer Nummer S. 78 aus Wieland hat ſich ein Druckfehler eingeſchlichen; es muß heißen für Singarbeit: Singbarkeit.

**) Von den 5 Zeitungen, den einzigen welche in Italien erſcheinen, verdient nur die von Venedig dieſen Titel.

***) In S. Paolo fuori le mura wurde uns das Abſchreiben einer Inſchrift und in S. Giovanni in laterano das Zeichnen des conſtantiniſchen Kreuzganges, beide als gothiſche Denkmale von den römiſchen Antiquaren verachtet und noch nirgends veröffentlicht, verwehrt. Polizeiſoldaten dort, ſo wie überall in den bedeutenderen römiſchen Kirchen an verborgenen Orten aufgeſtellt, verhinderten die Arbeit.

die Urtheile römiſcher Antiquare, denen nur römiſches Alterthum des Studirens würdig ſchien.

Er nahm in Civita Caſtellana mit Entzücken wahr, wie bei ſinkender Sonne die Gipfel des Soractes und umliegender Berge von der brennendſten Glut durch alle Regenbogen-Farben nach und nach in das tiefſte Blau verglühten; er ſtand begeiſtert, als der Traſimener See im heiteren Sonnenſchein vor ihm lag; aber er ſah auch das nackte, lichte baumloſe Italien, die langen, mit winzigen Myrtenſträuchen angefüllten Heiden, die troſtloſe Campagna, den Aufenthalt wilder Büffel und giftigen Gewürms, die berühmte Allee von Albano, das heißt pathologiſch merkwürdige Baumgeſtalten, die man, um doch Bäume vorzeigen zu können, mit Mauern, antiken Säulenſchäften, und was ſonſt zur Hand war und zu kräftigen Stützen dienen konnte, aufrecht hält; er ſah die gerühmten Villen, auch deßhalb Gärten genannt, weil ſchnurgerade, mühſam gepflegte, ſtinkende Buxushecken, aufgeflickte geſchorene Krüppelbäume, untermiſcht mit langſchaftigen Pinien, einen lautloſen Schatten gewähren, und den dazwiſchen liegenden ſchnörkelhaft gewundenen, mit mannigfachen Steinen moſaikartig gezierten, Blumenbeeten einigen Schutz gegen die Dürre ſicheren.

So fand er Italien, und ihm, dem Deutſchen, war der Vergleich mit Deutſchland der nächſte. Er fand der Vorzüge wenige, des Schlechten viel, des Beneidenswerthen gar nichts. Und nun las er nochmals die Schriftſteller über Italien. Er verkannte nicht ihr Verdienſt, auf das Schöne, Große des Landes hingewieſen zu haben, aber er zürnte ihnen, da wo ſie Mangel an Patriotismus an den Tag legten, und da, wo ſie die deutſchen Künſte, der Entwickelung des Vaterlandes ſo wichtig, auf Abwege leiteten. Namentlich zürnt er den Schöngeiſtern und Reiſebeſchreibern. Tadelte er auch Weiſen, wie ſie Nicolai beliebt hat, ſo konnte er ſich doch mit Vielem von Göthe und

deſſen Nachfolgern bis auf Herrn
oben Seite 33 abgedruckte großart
freunden. Sie ſtanden wie Verrä
ſeiner Seele, wenn ſie zu deſſen
ſelbſt den Schmutz, der auf dem M
trotz aller dort wandernden Schw
auffällt, als auf den Straßen und
päpſtlichen Palaſt Vatican nicht an
kenden Facchini und ähnliches Pack,
außer der, die Fremden mit mög
Geld zu prellen, als Götterkerle be
gen Trattorien und Oſterien mit if
beſudelten Wänden, ihren ſchmierig
pen prieſen, wenn ſie, denen die ed
ßes keinen Laut der Anerkennung a
gem Wortſchwalle die neu italieniſc
ſelbſt das, was immer Schnörkelha
heit an deſſen Stelle geſetzt iſt. 3
den Philologen, namentlich den P
von denen er einſt in den Zweckl

In Rom's Latrinen wei
Er weiß euch jeden Fle
Doch um ſein Vaterland
Fand er noch nie Gelegen

Ganz beſonders zürnte er dem deut

„Wie ein Bär am

Ihm, der ohne Kritik, ohne Bed
fremden Baal nachläuft, Sachen be
terlande weit beſſer geboten werden
es ſein Reiſehandbuch ſo vorſchreibt
terlande, für fremde Götzen ſeine

Theil liefert er Originale, die in den Nrn. 9. 10. 11. 13. 16. 19. 22. 26. 30. 37. 40. hinreichend gezeichnet sind.

So sind die Diavolini entstanden und durch sie die Sehnsucht nach dem Vaterlande: Nr. 48 ist die Cavatine des ganzen Werkchens.

Die Kritik wird freilich Manches zu bemerken haben — daß Hoffmann sie nicht scheut, dafür zeugt Nr. 49; er wird sich zu vertheidigen wissen.

Schloß Roland den 18. November 1847. Fahne.

Den 22. November setzte ich meine Reise fort. Ich besuchte in Hamm, Rheda, Bielefeld, Barkhausen, Holzminden und Braunschweig meine Freunde, und kehrte dann auf einige Tage vor in Königsborn und Althaldensleben.

Bei Philipp Nathusius konnte es mich nicht überraschen, daß er auf der Bahn des Rückschrittes Fortschritte machen würde; wol aber war es für mich überraschend, daß er so rasche gemacht hatte. Als wir den ersten Abend auf die Schweizer Zerwürfnisse zu sprechen kamen, nahm er die Jesuiten in Schutz. Er las keine Zeitungen und wußte nicht was seit 14 Tagen sich ereignet hatte. Seine politische Weisheit schöpfte er aus dem 'Volksblatt für Stadt und Land.'

Den 11. Dec. begab ich mich über Magdeburg nach Genthin und erreichte den folgenden Tag Grabow, blieb hier bis zum 13. bei Christian Rose, der mich den folgenden Tag nach Schwerin begleitete. Am 15. holte mich Rudolf ab nach Holdorf.

Den heiligen Abend vor Weihnachten feierte ich in der Schnelle'schen Familie zu Buchholz. Im großen Saale war die Bescherung, für jedes Kind ein Tischchen, im Hintergrunde ein großer Tannenbaum mit hellglänzenden Lichtern ꝛc. Auch ich war bedacht: ein Verkleideter brachte mir ein großes Paket

[illegible] Reisetasche. Die jüngeren Kinder waren [illegible], die älteren ernst und still: der Schmerz über den Verlust der Mutter mußte bei einem solchen heiteren Kinderfeste erst wieder recht lebendig werden.

Sehr angenehm war mir, daß sich Dr. Zarncke von Berlin aus zum Besuch seiner Eltern eingefunden hatte. Wir sahen uns öfter. Er erzählte mir viel von den Grimm's, [illegible], [illegible] u. a., von seinen Studien u. dgl. Da er sich gerne mit Handschriftenkunde befassen möchte und keine Gelegenheit dazu hatte, so erbot ich mich, ihn in dies Studium einzuführen und schenkte ihm meinen ganzen Apparat. Später war er mir behülflich beim Ordnen und Umpacken meiner Bücher. Den ersten Weihnachtstag waren wir sehr vergnügt beisammen in seiner Familie zu Zahrenstorf.